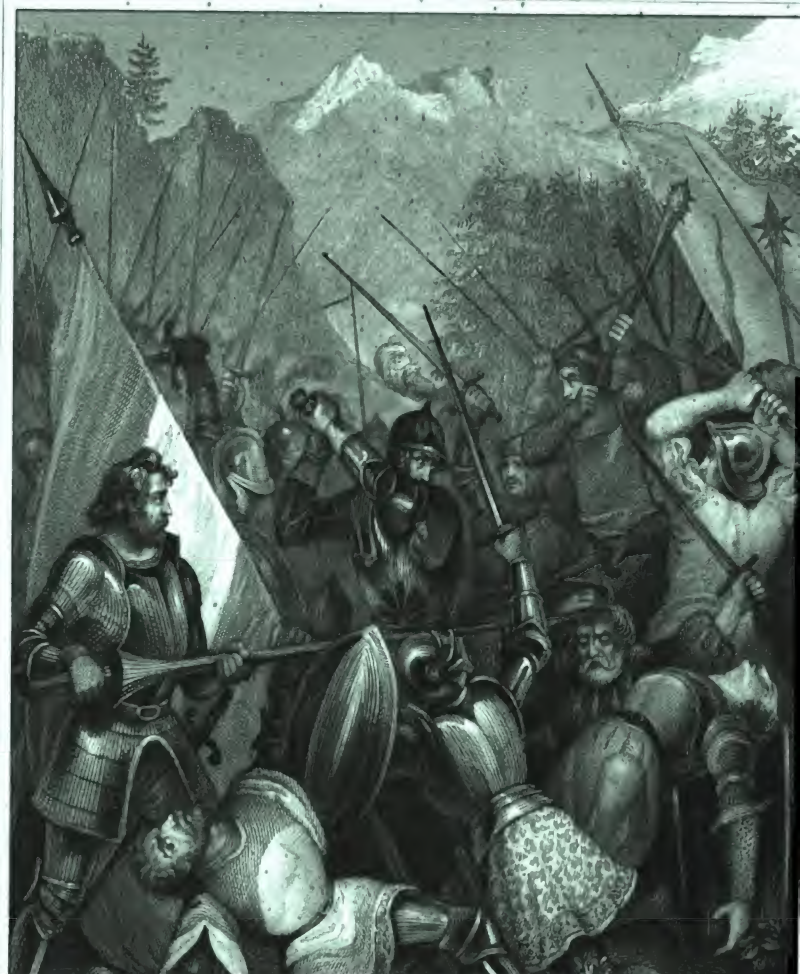


Geschichte Oesterreich's, seiner Völker und Länder

Hermann Meynert

10 fe — 6 [illegible]



Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.



HERZOG LEOPOLD DER TUGENDHAFTE AUF DEN MAUERN VON PTOLOMAIS.



Geschichte
Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Erster Band.



Mit einem Stahlstiche und drei genealogischen Tafeln.

PESTH.
Verlag von Conrad Adolph Hartleben.
1843.



Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. **Hermann Meynert.**



HERZOG LEOPOLD DER TUGENDHAFTE AUF DEN MAUERN VON PTOLOMAIS.

[illegible]rreich[illegible]

seiner

[illegible]er und Länder,

und der

[illegible] seines [illegible]

von der

[illegible]



Geschichte

Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Erster Band.



Mit einem Stahlstiche und drei genealogischen Tafeln.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1843.

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Vorwort.

Je bewegter die Zeit, desto ernster fordert und mahnt sie, daß die Völker sich um ihr unveräußerliches Heiligthum, um die Oriflamme ihrer Geschichte, schaaren. Die Gegenwart kann schwanken, die Zukunft ist unsicher, aber die Vergangenheit gehört uns unverloren an, und nur, wenn wir ihrer vollkommen bewußt geworden, dürfen wir uns versichert halten, auch die Gegenwart zu begreifen. Wenn der Augenblick schwer auf der Generation lastet, und auch die Zukunft sich zu verdüstern droht; dann schöpfen wir Trost und Hoffnung aus dem Lebensquell der Geschichte, erfahren durch sie, wie ähnliche Prüfungen schon öfter gekommen und vorüber gegangen, und entnehmen aus ihr die Mittel zu würdigem Ertragen und zu freudiger Zuversicht. Darum war auch die Blüte aller Völker stets abhängig von dem richtigen Verständnisse ihrer eigenen Geschichte, und wehe, wo diese große Lehrerin jemals zu verstummen beginnt! Die Geschichte belebt und erweckt die Gegenwart durch das Bild der Großthaten der Väter, mahnt uns, was diese für uns gewirkt, gestritten und errungen, und pflanzt den Dank der Menschheit weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Sie zeigt uns die Spur

der Gottheit und ihrer waltenden Vorsehung im harmonischen Zusammenhange der Begebenheiten; sie verknüpft die Bestimmung des Einzelnen mit dem Ganzen, und durch das Ganze mit dem Unendlichen, und entringt uns siegreich dem kalten, unerquicklichen Zweifel, der den Gang der Dinge in ein bloßes Aggregat von Zufälligkeiten auflösen möchte.

Wie groß, wie reich ist Oesterreich's Geschichte! Weit zurück reichend in das ernste Dunkel der Vorzeit, verwandt und benachbart dem Brennpunkte der Völkerwanderung, von allen großen Schicksalen Europa's zunächst erfaßt, immer thätig, schirmend oder vorkämpfend gegen die Gefahren des Ostens und Westens, knüpft Oesterreich seine Geschichte an die des Welttheiles selbst an.

Völker und Stämme, verschieden in Herkunft, Sitten und Sprache, stehen unter Oesterreich's schützendem Kaiser-Banner zusammengereiht, und wie gesondert auch die Punkte, von denen sie ausgegangen, so berühren sie sich doch frühzeitig in ihren geistigsten Beziehungen, und allmälig wird es Eine Geschichte, die, in schöner Eintracht sie umschlingend, sich im Schimmer Eines Thrones verklärt. So wird denn auch die Geschichte jedes einzelnen Theiles des österreichischen Staatenverbandes früher oder später unwillkürlich die Geschichte Oesterreich's selbst, und wiederum, aus gleichem Anlasse, die Geschichte Oesterreich's auch jene seiner einzelnen Völker und Staaten. So innig verwachsen und verflochten ist das mächtige Ganze, daß, selbst wenn man historisch auf die einzelnen Bestandtheile zurück geht,

man nirgend einer Trennung des Vereinigten, sondern einem stäten, ursprünglichen und tiefbegründeten Zusammenstreben des Getrennten begegnet.

Diese natürliche Einheit auch in der geschichtlichen Behandlung wiederzugeben, in dem Ganzen des mächtigen Völker- und Ländervereines das Bild des Einzelnen deutlich wiederfinden zu lassen, und einem Jeden seine angemessene Stelle, seine Nothwendigkeit in der österreichischen Gesammtheit anzudeuten, war der Standpunkt, von welchem gegenwärtiges Werk auszugehen hatte, und bleibt das Ziel, welchem es in seinem weiteren Verlaufe unausgesetzt zustreben wird. Jene Einheit ist keine angekünstelte Tendenz; sie liegt klar im Stoffe und im Geiste der Begebenheiten, und wird unwillkürlich zur Ueberzeugung werden einem Jeden, welcher Oesterreich's Geschichte in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen den Willen und das Geschick hat. Sie bildet gleichsam das hohe und starke, gewölbte Dach, das, von den Völkern Oesterreich's getragen, dieselben zugleich schützend zusammenhält; hinweggenommen von seinen Stützen, würde es diese selbst als Stückwerk und Torso's zurück lassen. Als Lebensbedingung des Ganzen, wie der Theile, verbürgt sie am sichersten den Fortbestand jeder Volksthümlichkeit, befördert deren freie Entwickelung, statt sie zu hemmen, und schöpft aus solcher Kräftigung des nationalen Lebens auch stäten Zufluß an Kraft und heilsamer Verjüngung für den großen Staatskörper. Mehr noch und unumstößlicher, als alte Handfesten und Pergamente, hat die Geschichte Oesterreich's Untheilbarkeit ausgesprochen.

Wenn sohin der Gesichtspunkt für das Werk sich von selbst vorzeichnete, so mußte doch die Form dafür erst gefunden werden. An Geschichtswerken nach größerem und gelehrtem Maßstabe, an Sammlungen, zerstreuten Aufsätzen dieser Art und scharfsinnigen Abhandlungen war kein Mangel; alle Bibliotheken zeugen davon. Aber das populäre Element spricht sich im Allgemeinen nur selten in jenen Büchern und Schriften aus; die meisten sind für die Gelehrten vom Fache, für gewisse Stände geschrieben, oder sie haben den Schulzweck vor Augen. Es blieb also der Weg übrig, die Geschichte Oesterreich's zu einem Volksbuche im besseren Sinne zu gestalten; das Bedürfniß dazu war nicht in Abrede zu stellen, und vielfältige Stimmen des In- und Auslandes hatten schon seit länger darauf hingewiesen. — Und dieses Ziel war es, dem der Verfasser in Darstellung und Styl nach allen seinen Kräften nachstrebte. Treu und zuverlässig in der Forschung sollte das Buch werden, doch ohne jenen Wald kritischer Noten und Urkundenbücher, welcher das größere Publikum und die frohe Jugend von dem Studium der Geschichte zurück zu schrecken pflegt; es sollte den gegebenen Stoff erschöpfen, doch auch nicht vom Hauptgegenstande abweichen; sich möglichst blühend, kräftig und licht im Vortrage gestalten, aber sonder Schwulst und Ueberladung; kurz, ein wirkliches Volksbuch, geklärt und befreit vom gelehrten Aktenstaube und vom Dunste der Lampe, die lebendige Gottesluft der Geschichte in um so frischeren Zügen ausströmen. Citate und Quellen-Nachweisungen wird man daher in diesem Buche vergeblich suchen; aber die Resultate davon, auf welche es doch eigentlich ankommt, die Zeugnisse, daß gleichwohl alle nöthigen

Quellen mit Fleiß und Sorgfalt benutzt wurden, wird man hoffentlich nicht darin vermissen. Auch sind es nicht blos Thatsachen und Begebenheiten, auf welche der Verfasser sich beschränken wollte; er hat vielmehr der Schilderung auch der inneren Verhältnisse besondere Aufmerksamkeit gewidmet, das Völkerleben in geistiger und physischer Kultur, in Sitte, Neigung, Gewohnheit, in Verfassung, Gesetzgebung, Bürgerthum, in Wissenschaft, in Künsten des Friedens und des Krieges und kommerzieller Betriebsamkeit, durch alle seine Phasen und in seinem vollen Entwicklungsgange zu beobachten und darzustellen gestrebt. Menschen und Zeiten mußten in ihren engsten Wechselbeziehungen einander gegenüber gestellt, und den Völkern ein, durch alle Stufenjahre gleichmäßig fortschreitendes und der Gegenwart zuwachsendes Bild ihrer selbst vorgehalten werden.

Nicht umhin kann ich, dankbar die Bemühungen des Verlegers, Herrn C. A. Hartleben's in Pesth, zu rühmen, welcher dem Buche, das er unter seine geachtete Firma nahm, mit beträchtlichem Kostenaufwande eine möglichst splendide und geschmackvolle äußere Ausstattung gab, und in jeder Beziehung thätig für dasselbe wirkte.

Ob ich, nach dem oben Gesagten, meinem Ziele einigermaßen nahe kam, darüber können freilich nur die Leser entscheiden. Indeß ganz kann ich dasselbe doch wohl nicht verfehlt, befreundete Gefühle muß das Buch angeregt haben; dafür bürgt der Anklang, den das Unternehmen gleich in seinem Beginne fand, die zahlreiche Verbreitung, welche alle meine

Erwartungen überstieg, die wohlwollenden Stimmen, welche im Publikum, wie in der Kritik, darüber verlauteten.

Als eine Huldigung des Dankes und der Liebe, dem herrlichen und gesegneten Oesterreich gebracht, das mich gastlich aufgenommen, schrieb ich die Geschichte seiner Völker und Länder, und siehe! man nahm sie mit Güte hin, wie den Verfasser selbst. Es hat Wurzel geschlagen im Volke, das Buch, und knüpfte auch mich mit doppelt unlösbaren Banden an Oesterreich — mein zweites Vaterland!

Wien, im März 1843.

Der Verfasser.

Vorgeschichte.

Oesterreich im römischen und barbarischen Zeitraume bis zur Ankunft der Babenberger; von 10 bis 983 n. Chr.

Wo sind sie hin, die Geschlechter, deren Blut in unseren Adern rinnt, die, umgürtet mit dem Bärenfell des Barbarenthums, in grauer Vorzeit mit ihrem Blute uns den Boden erkämpften, auf welchem wir jetzt säen und ernten; die, durch Jahrhunderte sodann gereift und verfeinert, später für uns dachten, lernten, schrieben, entdeckten, aussannen oder — irrten? Auch wir wirken für kommende Geschlechter; denn am Baue der Zeit tritt nimmer ein Stocken ein, und selbst Perioden der Zerstörung dienen nur, neue Kräfte und erneutes Leben anzuregen. Wie erhebend ist diese Beharrlichkeit eines sterblichen Geschlechts, wo, nach göttlich zugemessener Zeit und Ordnung, ein Arbeiter nach dem anderen ermüdet abtritt und zur Ruhe geht, sein Werkzeug dem ungeduldig harrenden jüngeren Nachfolger überlassend, und wo, trotz alles Mühens, doch kein Einziger die Kuppel des Werkes zu sehen hoffen darf, an welchem er so eifrig mitbauete! Gerührt und dankbar knieen wir hin vor den großen Denkstein der Geschichte, welcher Geschlechter bedeckt, die für uns gewirkt, gekämpft und gelitten, uns Gutes erwiesen, ohne uns zu kennen. Auch wir möchten ungern vergessen werden von den Generationen, die uns entsprießen sollen, für die wir jetzt wirken und vorarbeiten; aber um dieses Andenkens fähig und würdig zu werden, müssen wir getreulich Buch führen über dasjenige, was die Vergangenheit für uns gethan, oder was sie uns vorenthalten, und wie wir das Werk von ihr übernommen, damit wir uns vor der Zukunft ausweisen können, um wie viel wir das Werk weiter gefördert, und in wie weit wir Ansprüche haben auf die Anerkennung der kommenden Zeiten.

So ist es der erhabene Beruf der Geschichte: die heiligen Vater- und Kindesgefühle der Menschheit in sich fort und fort zu vererben, Vor- und Nachwelt in ununterbrochener Folge geistig mit einander zu verbinden und die Liebe der Väter durch den Dank der Enkel zu verzinsen.

Fabelhaftes Dunkel, Irrthum und Ungewißheit lagern über der Urzeit der schmalen Stätte, von welcher Oesterreichs Geschichte ausgeht; denn wie der Ursprung des Menschendaseyns im Einzelnen, so verliert sich auch der Ursprung des Daseyns ganzer Völker gern in Dunkel und Ungewißheit, und wie die Natur, so scheint auch der Weltgeist die Keime, die er legt, mit Nacht und Zweifeln zu umgeben, und gleichsam später die Werkstätte zu zertrümmern, in welcher er erschuf, um keinen Rückblick in die Geheimnisse seines Wirkens möglich zu machen.

Die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates beginnt mit der Geschichte seines Ur- oder Stammlandes, eines der kleineren Theile seines heutigen Gebietes: nämlich der Provinz Oesterreich unter der Enns, von welcher die Ausbildung des gesammten übrigen Staatskörpers ihren Anfang nahm. Klein war der erste Keim, aber in der Gunst der Allmacht und unter weisen Pflegern wuchs er hoch und breit empor zum majestätischen Baume, Länder und Völker weithin überschattend.

Bis auf die Zeit des Kaisers Augustus bezeichneten die Römer den Landstrich zwischen dem rechten Donauufer und dem Rhein nur als einen Theil des hercynischen Waldes. Als aber seit der Niederlage des römischen Feldherrn Varus gegen die verbündeten deutschen Stämme (Jahr 9 nach Chr.) die römische Politik sich in ein Vertheidigungssystem der Rhein- und Donaugränze umwandelte, galt die Donau als Gränze des Reiches und wurde längs ihres rechten Ufers mit Thürmen, Castellen und bleibenden Standquartieren befestigt. Der ganze Landstrich bis zum Inn, nämlich das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und ein Theil von Ungarn, erhielt römische Provinzialeinrichtung, und wurde Noricum und Pannonien genannt. Jenes erstreckte sich gegen Morgen bis an den Kahlenberg, bei welchem dann Pannonien seinen Anfang nahm. Doch blieben diese Gränzen sich nicht immer gleich.

Die Bewohner Noricum's waren Kelten. Kühn und beutegierig, hatten sie, im Bunde mit anderen barbarischen Stämmen, Italien oft genug durch Raubzüge geängstigt und ihre Unabhängigkeit selbst da noch behaup-



tet, als die Römer schon einige Siege über sie, wie über die Rhäter, Vindeliker und Pannonier erfochten. Als aber Rom nach einem fünfzehnjährigen Kampfe jene Nachbarstämme bezwungen, da vollendete Augustus auch die Unterjochung der norischen Völker (Jahr 16 nach Chr.). Von römischen Präfecten gedrückt und ausgesaugt, ging das trauernde Noricum wenigstens nicht leer an manchen Segnungen der Cultur und Gesittung aus, die mit dem Auftreten der gebildeten Eroberer jene Gegenden begrüßten. Mitten in den Unruhen oft erneuter Kriege, blühten Dörfer, Märkte, Städte empor, und Straßenzüge durchkreuzten die ehemalige Wildniß. Eine vom Kaiser Hadrian am Kahlenberge bewerkstelligte Colonie erhielt den Namen Cetium; man hat es bald für Traismauer, bald für Klosterneuburg, bald für Kalen erklärt.

Bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wurde die vielfach bedrohte römische Gränze mit Erfolg bewahrt. Als aber Markomannen und Quaden verwüstend in das römische Gebiet eingebrochen und vom Kaiser Mark Aurel nach hartem Kampfe zurückgeworfen worden waren, trug er, auf jene Gränzbefestigungen gestützt, siegreiche Waffen auf das linke Donauufer. Dieser große und weise Regent wurde der Wohlthäter, der Wiederhersteller Noricums. Der Mittelpunct seiner Unternehmungen gegen die Markomannen und deren Bundesgenossen, wurde Carnunt, der Hauptort des römischen Pannoniens, zwischen dem heutigen Petronell und Altenburg an der Donau gelegen. Ein anderer Hauptpunct des Befestigungssystems jener Gegenden war Vindobona (Wohnung der Winden, eines celtogallischen Stammes), als Standquartier der fabianischen Cohorte der zehnten Legion später Fabiana genannt, woraus sich durch Abkürzung allmälig Vianai Viena, endlich das heutige Wien bildete. Hier starb im Jahre 180 nach Chr. Mark Aurel, und so wurde Wien schon in seinem frühesten Alter durch die Asche eines der edelsten und weisesten Männer aller Zeiten geweiht. Mark Aurel's Nachfolger waren dem Geiste der Kraft und Weisheit fremd, der Jenen geleitet, und Noricum's Vertheidigungswerke geriethen in Verfall; erst spätere kraftvollere Kaiser wußten dem römischen Namen in jenen Gegenden wieder Achtung zu verschaffen. Noricum wurde in zwei Theile getheilt: in Noricum Ripense und Noricum Mediterraneum. Jenes, gleichsam das Nordland am Strande, lief längs der Donau hin; dieses, gleichsam das Nordland im Innern, breitete sich zu beiden Seiten der Alpen,

aus. Unter der Regierung Constantin's (306—337) erfreute sich Noricum einer langen Ruhe. Es kam unter Illyrien zu stehen. Zu Arelape (dem heutigen Pechlarn) gab Valentinian im Jahre 364 ein, die öffentlichen Getreidekasten betreffendes Gesetz. Dem hartnäckigen Andrängen der Barbaren zu begegnen, beschloß man, Laureacum (Lorch) neu zu befestigen. Die Quaden, durch diesen sie bedrohenden Festungszwang erbittert, fielen unvermuthet ein und zerstörten das mächtige Carnunt (J. 375). Das geschwächte Rom hatte seine Hand nur noch kraftlos auf den entfernten Besitzungen liegen. Selbst Theodosius, dem man den Beinamen des Großen angedichtet, vermochte Noricum nur schwach zu schützen. Als derselbe bei seinem Tode (J. 395) das römische Reich zwischen seinen beiden Söhnen, Arcadius und Honorius, theilte, fiel dem Letzteren mit dem abendländischen Reiche auch so ziemlich Alles zu, was auf dem rechten Donauufer zur österreichischen Monarchie gehört.

Ein furchtbares weltgeschichtliches Gericht drang jetzt heran, um alle Verhältnisse in Europa umzukehren. Die durch Gewalt gegründete, durch Zwang, Anmassung und Umtriebe aufrecht erhaltene vierhundertjährige Herrschaft der Römer in jenen Gegenden, nahete ihrem Ende. Ein großer Theil der germanischen Bevölkerung begann im römischen Süden und Westen unabhängige Staaten zu gründen. Die Wandervölker, gegen Italien vordringend, nahmen durch Noricum ihren Weg; Plünderung und Zerstörung waren in ihrem Gefolge. Von Noricum aus — das er für sich begehrte, da es, den immerwährenden Einfällen der Barbaren ausgesetzt, dem Schatze der Imperatoren ohnedies wenig abwerfe, und um dessen Preis er alle Gefahren abwenden wolle — bedrohte Alarich, der Gothenkönig, Italien. Als man ihm sein Begehren abschlug, eroberte er Rom, welches bald darauf der Tod von diesem gewaltigen Dränger befreite. Noch einmal thronten die römischen Adler an der mittleren Donau; Laureacum und Vindobona erhielten, an der Stelle des geschleiften Carnunt, wieder Präfecten und Schiffsgeschwader; Comagenä (nach Einigen das heutige Zeiselmauer, nach Anderen Tuln oder Hollenburg) und Lentia (Linz) beherbergten römische Reiter; in Austurum und Arelape wurden durch Generidus Cohorten und Legionen gebildet. Aber dem Schwall der Barbaren war kein dauerndes Ziel zu setzen. Zurückgeworfen, kehrte er, gleich den Wogen des Meeres, nur mit erneuter Heftigkeit zurück. Am längsten

verweilten die Rugier; sie pflanzten an beiden Ufern der Donau ihren Namen auf, und am Mannhartsberge und Wienerwalde schwankte in ungewissen Gränzen — Rugeland. Die Rugier, wie die ihnen benachbarten und befreundeten Stämme der Heruler und Skyrren, erlagen der Geisel Attila's, des Hunnen, dessen Herrschaft an der mittleren Donau jedoch mit seinem Tode (J. 453) zerstäubte, und sich nur in dem Namen Hunnien erhalten hat, womit man eigentlich Ungarn, bisweilen aber auch ganz Oesterreich bezeichnete. Die durch den Tod des Hunnen wieder befreiten rugischen Stämme, erhoben sich unter einem gemeinsamen Könige, der seinen Sitz in Vindobona, damals bereits Faviana genannt, hatte. Um ihn in Ruhe zu erhalten, überließ ihm das furchtsame Rom die Castelle, Colonien und Municipien Noricums. Aus Rugeland brach auch der skyrrische Heerführer Odoacher hervor, dem, als er bei Faviana die Donau überschritt, der heilige Severin den prophetischen Segen mitgab: „Geh' nach Italien! Wie dich jetzt schlechtes Pelzwerk bedeckt, wirst du bald Tausende köstlich bekleiden." Dem abgelebten abendländischen Reiche machte Odoacher's Erobererschwert ein Ende (J. 480). Derselbe befreite auch Noricum und Rugeland von dem harten Joche des rugischen Königs Feletheus. Was er diesen Ländern auf solche Weise gewährte, nahm er ihnen auf der anderen Seite doppelt wieder, indem er, in der Heimat bedrängt durch den Helden der Ostgothen, Theodorich, Alles, was an der Donau römische Sprache redete, zusammen fangen und gewaltsam nach Italien verpflanzen ließ. In die verlassenen Sitze rückten Theodorich's Ostgothen ein, der, nach dem Falle Odoacher's, zugleich die Herrschaft über Italien an sich riß. Hier fortwährend beschäftigt, vermochte er Noricum nur wenig zu schützen, das, den Einfällen und Raubzügen kühner Barbaren, der Longobarden im Norden der Donau, der Allemannen im Süden des Stromes Preis gegeben, beinahe zu einer Einöde verfiel. Laureacum und Faviana sanken in Schutt; Juvavia (Salzburg) wurde von den Herulern eingenommen und zerstört. Von dem griechischen Kaiser Justinian zu Hülfe gerufen, übergingen nach dem Jahre 526 die Longobarden von dem linken Donauufer auf das rechte, und hielten Noricum und Pannonien bis 568 in Besitz, wo sie unter ihrem jugendlichen Heldenkönige Alboin nach Süden zogen und die Eroberung von Ober- und Mittelitalien verwirklichten. Diese Entfernung der Longobarden hob das letzte Hinderniß, welches der freien

Ausbreitung der, schon lange vorher aus den nördlichen Karpathen hieher eingewanderten Slawen, auf dem rechten Ufer der Donau und bis an die Gränzen von Baiern, noch entgegenstand. Zum herrschenden Volke auf beiden Donauufern aber erhob sich allmälig der hunnische Stamm der Avaren, denen die Longobarden bei ihrem oben erwähnten Auszuge ihre bisherigen Wohnsitze, Noricum und Pannonien, unter der Bedingung überlassen hatten, daß, wenn ihr Zug nach Italien ungünstig ausgehen sollte, sie wieder in ihre Gränzen zurückkehren dürften. Den Avaren wurde ein großer Theil jener Slawen dienst- und zinspflichtig (J. 580 ff.). Nach ihnen, den hunnischen Abkömmlingen (Hunnivar), wurden diese Gegenden von den Franken spät noch Avarien und Hunnien genannt.

Im ruhigen Besitze dieser Länder behaupteten sich die Avaren bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts. Indeß war die Herrschaft der allgewaltigen Franken auch über die Donauländer bis in die Alpen gediehen, und die Enns bildete die Gränze zwischen Deutschland und dem Avarenlande. Karl der Große, der mächtige König der Franken, strebte jetzt vor allem, diese östliche Reichsgränze zu sichern. Er suchte einen Anlaß, auf kriegerischem Wege diese Maßregel auszuführen, und fand ihn. Tassilo, der letzte aus dem Stamme der Agilolfinger, trug von ihm das Herzogthum Baiern zu Lehen. Gegen diesen erhob sich Verdacht, Aufruhr angezettelt und Gehorsam verweigert zu haben. Einmal gelang es dem Herzoge, durch schnelle Unterwerfung den ihm drohenden Sturm zu beschwören, oder den gegen ihn gebrauchten Vorwand zu entkräften. Aber die Anklage wiederholte sich. Der unglückliche Tassilo wurde in einer Versammlung der Stände zu Ingelheim, des Lasters der beleidigten Majestät überwiesen, seiner herzoglichen Würde entsetzt, und sammt seinen Kindern in ein Kloster eingesperrt (J. 788). Sein Lehen in Baiern zog der strafende König ein und gab es in die Verwaltung gewisser Grafen. Zugleich wendete sich sein rächender Arm gegen jene Völker, welche Tassilo's Unternehmungen gegen den Thron unterstützt; die Avaren obenan. Als die Letzteren durch Karl's Verfügungen wegen der Marken des Baierlandes sich beschwert glaubten, schickten sie (790) eine Gesandtschaft nach Worms an den König, der seinerseits auch Abgeordnete an sie sendete. Man konnte sich nicht vereinigen, und die Avaren rächten sich durch Einfälle und Grausamkeiten. Da ließ Karl um Regensburg, wo er zugleich einen Reichstag hielt (791), seine Kriegs-

völker versammeln und schlug sein erstes Lager an dem Ennsflusse auf, der Gränze zwischen der fränkischen Provinz Baiern und dem avarischen Gebiete. Dort ließ der christliche Held einen öffentlichen Gottesdienst halten; ein dreitägiges Enthalten von Fleisch und Wein wurde anbefohlen; ein Jeder war verbunden, Almosen zu geben, nach Verhältniß seines Vermögens, jeder Priester, eine Messe zu lesen, und die übrigen Geistlichen, fünfzig Psalmen zu singen. Sodann drang Karl in das Land der Barbaren ein, welche, geschreckt von der Erhabenheit seines Namens, sich allenthalben vor ihm zurückzogen. Der Frankenkönig verfolgte sie bis an den Kampfluß und an den Berg Comagenus, und zerstörte die dort befindlichen, von den Feinden verlassenen Befestigungen, rückte dann ohne Schwertstreich bis an den Raabfluß in Pannonien vor, und kehrte von hier, zufrieden mit seinem Siege und der Bestürzung der Feinde, mit seinem Heere nach Regensburg zurück. Die Einschüchterung und Unterwerfung der Avaren war so vollständig, daß vier Jahre später einer ihrer Häuptlinge, Tudun, sich und sein Land unter die Oberherrlichkeit der fränkischen Krone stellte und zu Aachen die heilige Taufe empfing, und daß im Jahre 803 die Avaren die Ceremonie jener Unterwerfung wiederholten.

So hatte Karl in einem einzigen Feldzuge die Landschaft von der Enns bis an den Raabfluß, mithin nicht nur das heutige Niederösterreich, sondern auch einen Theil des jetzigen Ungarns, in seine Gewalt gebracht. Das Land unter der Enns blieb eine unmittelbar kaiserliche Provinz. Karl vertraute die Verwaltung der Marken gegen die Avaren und Slawen besonderen Reichsbeamten, den sogenannten Gränz- oder Markgrafen, unter denen schon zu seinen Zeiten die Markgrafen Gerold und Gottfried, und um's Jahr 831 der Markgraf Ratbod, so wie im Zeitalter Karl's des Dicken die beiden Brüder Wilhelm und Engelschalk genannt werden. Seit der Vereinigung dieses Gränzlandes mit Deutschland, verbreiteten sich allmälig deutsche Sprache, deutsche Verfassung und deutsche Sitten in demselben, besonders da Karl in die, durch Besiegung der Avaren entvölkerten Gegenden deutsche Colonisten versetzte. Das ganze Gebiet vom adriatischen Meere bis zur Donau war durch die Drau in zwei Gränzgrafschaften geschieden, davon die südliche ihren Sitz in Friaul, die nördliche in Lorch hatte. Gegen die slawischen Länder war ursprünglich der Sitz der Gränzgrafen zu Regensburg; nach der Theilung der fränkischen Monarchie aber (J. 843)

wurde die Mark gegen Böhmen, Mähren und die Slawen an der unteren Donau, so weit sie Baiern deckte, einem besonderen Gränzgrafen übergeben. In Ostfranken aber wurde ein neuer Amtssprengel errichtet, und diesen besaß bis zum Jahre 906 das mächtige Geschlecht der Babenberger.

Die Riesenschöpfung Karl's des Großen fiel nach dessen Tode (J. 814) in die schwachen Hände seines Sohnes, Ludwig's des Frommen. Seine ungehorsamen Söhne theilten nach ihm das Reich durch den Vertrag zu Verdun (J. 843): Lothar erhielt Italien und die jenseit des Rheins gelegenen deutschen Länder unter dem Namen Austrasien, Ludwig der Deutsche Deutschland, wozu auf dem linken Rheinufer die Städte Mainz, Worms und Speyer mit ihren Gebieten kamen, Karl aber Frankreich oder das sogenannte Neustrien und Aquitanien. Ludwig der Deutsche übertrug seinem Sohne Karlmann die Oberaufsicht über die östlichen und die kärnthnerischen Marken; doch standen außerdem der östlichen Mark, welchem Namen im zehnten Jahrhunderte die Benennung Avarien wich, die Markgrafen Wilhelm und Engelschalk vor, welche im Jahre 871 die um sich greifenden Mähren von den Gränzen zurückschlugen.

Nach Ludwig's des Deutschen Tode (876) theilten dessen drei Söhne, Karlmann, Ludwig und Karl, unter einander. Karlmann erhielt Baiern, Kärnthen, die östlichen und pannonischen Lande und die slawischen Reiche Böhmen und Mähren. Kränklich und niedergeschlagen, gestattete er, daß sein Bruder Ludwig schon im J. 879 die nöthigen Vorkehrungen wegen des Nachfolgerechts traf, sicherte jedoch seinem außerehelichen Sohne Arnulf die Provinz Kärnthen. Nach Karlmann's und Ludwig's Tode (880 u. 882) vereinigte der jüngste Bruder, Karl, genannt der Dicke, wieder alle väterlichen Provinzen unter seinem Scepter und verband sie mit der kaiserlichen Würde und dem Königreiche Italien. Unter seiner Regierung wurde Pannonien durch einen wüthenden Einfall der Mähren unter ihrem kriegerischen Herzoge Zwentibold oder Swatopluk geängstigt (883). Mit ihm hatte Karl im folgenden Jahre am Tullnerflusse, bei dem Berge Comagenus, unweit des heutigen Königstätten, eine Unterredung, nach welcher Zwentibold sich als zinspflichtig bekannte.

Nach dem Tode der genannten beiden Markgrafen, Wilhelm und Engelschalk, fiel ihre Mark, mit Uebergehung ihrer Söhne, dem Grafen Arbo zu. Darüber aufgebracht und von einigen mächtigen Ständen in

Baiern unterstützt, vertrieben jene Söhne den Grafen Arbo mit Waffengewalt aus seiner Mark. Die nächste Hülfe suchend, floh Arbo zu dem mährischen Zwentibold, der, des Vorwandes froh, die östlichen Gegenden mit Feuer und Schwert anfiel. Die von ihm wieder verjagten Söhne Wilhelm's und Engelschalk's, welche bei dem beleidigten Kaiser auf keinen Schutz rechnen durften, flüchteten ihrerseits zu Arnulf in Kärnthen, der sofort gegen Zwentibold das Schwert zog. Karl's gemeldete Unterredung mit Letzterem, legte diese Streitigkeiten bei. Diese Unordnungen im Innern deuteten auf eine schwache Leitung von oben. Karl der Dicke wurde (887) entthront und Arnulf zum Könige ausgerufen. Er bestätigte zwar den Markgrafen Arbo in seiner Würde, entzog sie ihm aber später, um sie dem jüngeren Engelschalk, einem Sohne des gleichnamigen früheren Markgrafen, zu verleihen. Der junge Engelschalk hatte nämlich eine Tochter Arnulf's entführt und, um dem Zorne des beraubten königlichen Vaters zu entgehen, sich zu Zwentibold geflüchtet. Um den dadurch drohenden Fehden vorzubeugen, und dem unruhigen Zwentibold den Vorwand zu neuer Einmengung zu nehmen, rief Arnulf den Engelschalk zurück und verlieh ihm die östliche Mark. Aber Engelschalk's trotziger Sinn ertrug und hielt nicht lange Ruhe. Da lockten den Unruhstifter die erzürnten Stände Baierns, welchen er hart zugesetzt, nach Regensburg, und überlieferten ihn dort dem Könige. Er wurde, nach gefälltem Urtheile, seines Augenlichtes beraubt, sein mitschuldiger Vetter Wilhelm aber enthauptet (893). Nach Engelschalk's Untergange gab Arnulf die Verwesung der östlichen Mark abermals an Arbo, der aber, wegen sträflichen Einverständnisses mit dem Herzoge Mährens, im Jahr 898 seines Amtes entsetzt wurde. Arbo und sein Sohn Isenrich widersetzten sich dem Könige. Dieser zog mit Kriegsmacht heran, belagerte Isenrich in der Stadt Mautern und nahm ihn gefangen. Aber dieser fand Mittel, nach Mähren zu entrinnen, dessen Herzog begierig diese neue Gelegenheit ergriff, um seine Macht nach Deutschland hinüber auszubreiten. Hart wurde Arnulf von dem gewaltigen Zwentibold gedrängt. In seiner Noth rief Jener die den Deutschen noch unbekannten Reiterhorden der Magyaren zu Hülfe. Sie erschienen, brachen die Macht Zwentibold's, gefielen sich aber in den neuen fruchtbaren Ländern so wohl, daß sie nur den Tod ihres Bundesgenossen Arnulf (899) abwarteten, um während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ludwig's des Kindes, in Avarien einzubrechen, und sich dasselbe bis an

die Enns zu unterwerfen. Bei ihren bis zum Jahre 955 ununterbrochen erneuerten Raubzügen, in allen Theilen Deutschlands, behaupteten sie sich im Besitze jener Gegenden, bis endlich Kaiser Otto der Große am 10. Aug. 955 die Magyaren am Lech dergestalt schlug, daß sie seit diesem entscheidenden Tage keine weiteren Streifzüge nach Deutschland wagten. Eine Folge dieses Sieges war, daß den Ungarn ein Theil der Landschaft unter der Enns, bis in die Nähe von Melk, wieder entrissen und an Deutschland zurückgebracht wurde, obgleich der übrige Theil in den Händen der Ungarn blieb. In den nun sicher gestellten Ländern an der ungarischen Gränze — der sogenannten Ostmark — wurde ein neuer Markgraf, Burchard, Präfect von Regensburg, eingesetzt, welcher den Kaiser Otto II. nach Italien begleitete und dort wahrscheinlich im Kampfe gegen die Griechen und Saracenen fiel. Ihm folgte in der markgräflichen Würde Leopold I., der Erlauchte, aus babenbergischem (bambergischem) Stamme, und so gelangte das fränkische edle Geschlecht der Babenberger zur Herrschaft über Oesterreich (J. 983).

Innere Verhältnisse Oesterreichs im römischen und barbarischen Zeitraume.

Der Blick schweift über ein ödes und verworrenes Gebiet. Mühsam und spärlich ringen sich in den ersten Jahrhunderten unter dem Gerölle der Barbarei und ununterbrochener Unruhen, einzelne Keime der Gesittung empor, häufig gehemmt und verkümmernd, oft auch gänzlich niedergetreten durch Stumpfsinn oder Fanatismus eindringender Eroberer. In wilder Ueberkraft trieb der unbebauete Boden Noricums und Pannoniens seine Urwälder, seine himmelhohen Eichen empor, in deren Wipfeln Adler und Raubvögel nisteten, während Eber und eine Unzahl von Schweinen unten den Boden wühlten, und Bären, Wölfe, Büffel und Auerochsen raubgierig oder scheu im Dickicht auf einander stießen. Wild aller Art, Elenthiere, reizten zur Jagd; das Marderfell gewährte frühzeitig einen Schmuck und Luxusartikel für die raffinirte Putzsucht der Römerinnen, und die Donau lieferte Störe, Lampreten, Karpfen und andere auf den Tafeln der Reichen beliebte Fischarten. Den Weinbau im oberen Pannonien beförderte erst

Probus gedeihlicher. Das norische Eisen war bei den Römern frühzeitig berühmt und von ihnen gesucht.

Der gallische Kelte, den wir als ersten Einwohner jener Gegenden kennen lernen, vereinigte den Uebermuth ungezähmter Urkraft mit der Einfalt eines noch wenig vorgeschrittenen Naturzustandes. Er war von edler, kraftvoller Gestalt, weißer Farbe; sein großes blaues Auge sprühte Feuer. Bald beinahe nackt, bald in eisernen und ledernen Panzern, mit Säbeln, Spaten, langen Spießen (Gäsen), mit Wurfspießen und langen, oft vergifteten Pfeilen bewehrt, am vorzüglichsten auf seinem leichten Rosse, stürzte er sich ungestüm in den Kampf. Seinem ersten Anpralle war schwer zu widerstehen; wer ihn aber aushielt, konnte auf den Sieg rechnen. Ueberwunden, wütheten sie in der Verzweiflung gegen sich selbst. Farbenpracht und blitzende Waffen schmeichelten ihrem Auge. Ungeachtet ihrer kriegerischen Vorliebe, vergaßen sie der Viehzucht nicht. Milch, Käse, Butter, waren ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel; auch das Brot scheint bei ihnen allgemein gewesen zu seyn; sie liebten den Wein, doch war ihr gewöhnliches Getränk Gerstenbier und Meth aus Honig. Sie glaubten an ein höchstes Wesen, dem sie nicht in geschlossenen Tempeln, sondern in heiligen Hainen opferten; doch nahmen sie später Gebräuche benachbarter Völker in ihren ursprünglich einfachen Cultus auf, der dadurch an seiner Nationalität einbüßte. Ihre Priester — Druiden — übten, als Propheten und oberste Schiedsrichter, einen mächtigen Einfluß aus. Jeder Stamm lebte in seiner Gemeinde, Gemarkung, die dadurch einen abgeschlossenen Gau ausmachte. Frühe hatten sich unter den Kelten die Standesunterschiede ausgebildet; sie hatten Edle, Freie und Abhängige. Aus den Ersteren wählten sie, wenn ein Führer noththat, ihre Fürsten, selten aber ein allgemeines Oberhaupt, einen König. Die Schrift verdankten sie den Griechen; von der altkeltischen Sprache haben sich namentlich in Ortsnamen noch jetzt Ueberbleibsel erhalten. Stapelplätze des inneren Verkehrs waren besonders Carnunt und Aquileja, jenes berühmt durch seinen Bernsteinhandel, dieses von den Handelsleuten aus ganz Italien besucht.

Die Avaren, welche sich so lange in den norischen und pannonischen Gegenden behaupteten, und ihren Namen dort bleibend pflanzten, waren Abkömmlinge des gräulichen Volkes der Hunnen, mongolischen oder kalmukischen Ursprungs, einer jener gefürchteten und verabscheuten Stämme, welche

gleichsam die Riemen und Stacheln an Attila's blutbespritzter Geißel gebildet. Von Gestalt klein und breitschulterig, mit fahlen Gesichtern, hervorstehenden Backenknochen, platten Nasen, tiefliegenden kleinen, aber stechenden Augen, welche blutgierige Blitze schossen, waren sie ein Bild der Häßlichkeit und des Grauens. Wie die Centauren, schienen sie Eines mit ihren Rossen, schnell und furchtbar im Angriffe, unerreichbar in der Flucht. Statt der Festungswerke, wühlten die Avaren große Erdringe um sich auf, deren einer den anderen umschloß. Der innerste war der Mittelpunct ihrer Vertheidigungswerke und der Sammelplatz ihrer geraubten Schätze. Sie jagten innerhalb jener ungeheueren Ringe und stürmten auf ihren windschnellen Rossen durch kleine Pforten, die sich schleunig wieder hinter ihnen schlossen, zum Angriffe heraus. Gern rühmten sie sich ihrer hunnischen Abkunft, an jenen furchtbaren Namen den Glauben der Unbesiegbarkeit knüpfend. Roh, grausam und müssig, übten sie sich gern in der Zerstörung von Werken, welche das Vermögen ihrer plumpen Hände und ihren kurzen Ideenkreis überragten, in der Vergeudung fremden Fleißes. Völlerei, scheusliche Ausschweifungen und alle Laster dumpfer Sinnlichkeit, kamen mit ihnen; Schmutz und Sittenlosigkeit nisteten in ihrem häuslichen Leben. Selbst ihr Götzendienst war roh, geschmacklos und finster.

Unter der Herrschaft eines solchen Volkes würde jede Spur der Gesittung entwichen, und auf ferne Jahrhunderte hinaus, der Boden taub und jedem geistigen Anbau unempfänglich geworden seyn, wenn nicht still und unablässig eine treue Pflegerin gewaltet hätte, beharrlicher im Bauen, als der stumpfe Eigensinn des Barbaren im Zerstören, und mächtiger durch den Geist der Liebe, als alle rohe Gewalt des Hasses und der Unterdrückungswuth: — die Christuslehre. Frühzeitig — denn schon in Trajan's Legionen fanden sich zahlreiche Christen — gelangte sie auch in diese Gegenden; doch läßt sich keine Zeit dafür bestimmen. Von Aquileja, Noricum's und Pannoniens Mutterkirche, verbreitete sich das Evangelium durch christliche Legionssoldaten wahrscheinlich zuerst nach Laureacum (Lorch), welches als die Wiege des Christenthums auf österreichischem Boden anzusehen ist. Eine alte Sage läßt die Evangelisten Marcus und Lucas selbst zu Lorch das Wort Gottes predigen. Der erste Märtirer, den wir kennen, ist der heilige Maximilianus, welcher, Bischof zu Lorch, in seine Vaterstadt Cilli heimkehrend, dem römischen Prätor Eulasius standhaft verweigerte, dem

heidnischen Mars zu opfern und freudig seine Ueberzeugung mit dem Tode besiegelte. Unter Diocletian's Regierung wüthete in Noricum ripense eine schreckliche Christenverfolgung. Da begeisterte den Tribun Florianus der Christen standhaftes Leiden. Kühn trat er vor den Verfolger, den Proconsul Aquilinus, und bekannte sich als Christen. Umsonst wollte man durch Martern ihn zwingen, den falschen Göttern Weihrauch anzuzünden. Er ertrug muthig alle Qualen, bis der ergrimmte Aquilin ihn in die Enns stürzen ließ (J. 303 oder 304). Das Stift St. Florian, wahrscheinlich das älteste in unsern Gauen, bewahrt den Namen und das Grab des Heiligen. Unter den Märtyrern jener Zeit werden auch genannt der heilige Victorin, Bischof zu Pettau, und Quirin, Bischof zu Siscia (Sißzek). Gefangen wurde er nach Carnunt oder Vindobona, damals den vorzüglichsten Orten des obern Pannoniens, vor den, eben von Scarabantia (Schapring oder Oedenburg) zurückkehrenden Präses Amantius geführt, der ihn zu Sabaria (Steinamanger) in den Fluten der Güns versenken ließ (303). Später wurde, durch Constantius Begünstigung, das reine Evangelium durch die arianische Irrlehre überwuchert, die in Noricum und Oberpannonien unter Römern und Barbaren breiten Raum gewann. Dieser, wie auch der in den Landen Illyricums um sich greifenden Irrlehre des Photinus, wirkte der große Glaubenslehrer Ambrosius, Bischof von Mailand, mit Kraft und Würde entgegen, und so war gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Glaubenseinheit wieder hergestellt. Attila's Hunnen riefen die alte Nacht zurück. Da schritt, ein Hort und Wiederhersteller des bedrängten Glaubens, um das Jahr 455 der heilige Severin, groß und geheimnißvoll von Osten daher. Seine göttliche Beredsamkeit ermuthigte die Wankenden und erschütterte die Widerspenstigen. Selbst der trotzige Barbar beugte sich in Demuth vor dem Manne Gottes, folgte gehorsam seinem Willen und streckte die stählerne Waffe vor den mächtigeren Waffen der Liebe. Er predigte zuerst in dem, den Gränzmarken Oberpannoniens und des Ufernoricums nahen Städtchen Asturis, endlich zu Fabiana (Wien), das er mit Wohlthaten überschüttete, und wo er, außerhalb der Stadtmauern, das erste und größte Kloster erbauete, welches am häufigsten für Heiligenstadt gehalten wird. Unweit davon hatte er, zwischen Rebenhügeln, eine abgeschiedene Betklause; dort bewahrt der Ort Severing, Sivring, noch jetzt den Namen des großen Wohlthäters der Gläubigen. Der heilige

Mann, von Christen und Heiden verehrt und gefürchtet, starb am 8. Januar 482 unter den Lobgesängen seiner Schüler. Neue Stürme, von Severin prophetisch vorverkündigt, tobten über das unglückliche Land. Odoacher's Gestirn erblich vor dem Heldenglanze Theodorich's des Westgothen. Dieser, obgleich Arianer, ehrte doch die rechtgläubige Kirche. Wahrscheinlich erhob er Lorch und Fabiana wieder aus der Verwüstung. Dem Constantius folgte Theodor in der Metropolitanwürde der, nach Papst Symmachus Ausspruch von den Aposteln selbst gegründeten Kirche zu Lorch. Fabiana's Bischof wurde Mamertinus, ein Schüler S. Severin's, wonach sich das hohe und ehrwürdige Alter der Kirche Wien's bemessen läßt. Unermüdlich in Ausbreitung des göttlichen Wortes, waren die fränkischen Kirchenversammlungen, und je mehr das fränkische Reich durch die Macht des Schwertes und moralischen Einflusses sich ausbreitete, desto weiter trug es auch die reine Lehre, die selbst da, wo das Christenthum dem Namen nach bereits Raum gefaßt, noch häufig mit dem Schlacken des Irrthums oder mit zurückgebliebenen heidnischen Anhängseln vermengt war. So in Baiern, wohin (615—630) die christlichen Lehrer Eustasius und Agilus gingen, nachdem ihre Gefährten, die Irländer Columban, S. Gall und Magnoald oder S. Mang, in Helvetien, Rhätien und Alemannien die Macht des Heidenthums gebrochen. An den wilden Avaren war bisher der milde Sonnenstrahl der Christuslehre abgeprallt, ohne zu zünden. Zwar kam im Jahre 649 der heilige Emmeran, Bischof zu Poitiers in Aquitanien, dahergezogen, um den Avaren das Evangelium zu künden. Aber der Baiernherzog Theodo, bei welchem er sich unterwegs aufhielt, schilderte ihm Land und Volk der Avaren so grauenvoll und lud ihn so dringend ein, bei ihm zu bleiben, daß Emmeran blieb. Ihm folgte, als er (652) unter Mörderhand gefallen, um das Jahr 696 der heilige Rupert (Hrodpert, Ruodbert), aus dem Geschlechte der Merovinger und durch diese auch den baierischen Agilolfingern verwandt. Herzog Theodo II. berief ihn von Worms nach Baiern, wo er das Christenthum befestigte, dann aber, überall lehrend und taufend, die Donau hinabfuhr mitten hinein in das Gebiet der wilden Avaren, unbeschirmt und unbewehrt unter den Wüthrichen verweilte und mit gesegneter Hand den Samen des Heils unter ihnen ausstreute. Auf der Heimkehr hielt er sich zu Lorch auf, wo er die wankenden Gemüther im Glauben neu befestigte, und pilgerte von da zu den Trümmern der von den Barbaren zerstörten

Römerstadt Juvavia (Salzburg), wo bei, unter großmüthiger Begünstigung durch den Herzog, eine Erzkirche gründete (J. 701), deren ehrwürdiges Alter über eilf Jahrhunderte zurückgeht. Durch ihn erhielten, von Salzburg aus, die Gegenden von der Enns bis an die Leitha, Raab und March, die Wiedererneuerung des reinen Glaubens und blieben daher diesem Sprengel zugewiesen. Auch gab er ein Muster von Klosterbau und Mönchswesen, das fortan bei Bekehrung der heidnischen Stämme sich immer zweckdienlicher erwies. Das Bekehrungswerk wurde, als Rupert entschafen (J. 718), durch den britischen Mönch Winfried, genannt Bonifacius, den großen Apostel der Deutschen, mit hohem Eifer fortgesetzt. Als durch einen Raubzug der Avaren Lorch verwüstet wurde (J. 737), wendete sich das dortige Kirchenoberhaupt, Vivilo — der einzige zu Rom geweihte und rechtgläubige Bischof, den Baiern besaß — nach Passau, welches fortan der Bischofsitz blieb. S. Rupert's Nachfolger am S. Peterskloster und auf dem Bischofssitze von Salzburg, wurde der Irländer Virgilius, ein gelehrter und tiefdenkender Mann, zugleich ein Apostel der Slawen und Avaren, namentlich im kärntnerischen Lande. Herzog Odilo gründete im Lande ob der Enns die erste Benedictinerstiftung, nämlich Mannsee (744); die Regel des Ordens bewirkte eine unermüdete Arbeit auf dem Felde, so, daß die Benedictiner auch durch Urbarmachung des Bodens an beiden Seiten der Enns sich hohes Verdienst erwarben, und bildete Lehrer, welche sich überall selbst das Brot verschafften, die nothwendigsten Gewerbe persönlich trieben und die Erziehung des Volkes tief und vielseitig erfaßten. — Karl's des Großen Siege führten die christliche Lehre mit gewaffneter Hand in das Herz der heidnischen und barbarischen Gebiete. Die passauischen Bischöfe Walderich und Urolf, und der salzburgische, Arno, wetteiferten in ihren Bekehrungsversuchen unter den Avaren in Pannonien, und unter den Slawen an der Drau, Mur, March und Taja. Durch ganz Oesterreich gründete Karl der Große Kirchen, darunter, nach alter Ueberlieferung, zwölf Pfarreien. S. Peter zu Wien, S. Martin zu Neuburg, nennt man als seine Stiftungen; S. Petronilla's Kirche zu Carnunt, und S. Peter's Kirche zu Wien werden von ihm abgeleitet.

Unermeßlich waren auch die physischen Wohlthaten, welche, in nothwendiger Folge, das Christenthum mit sich brachte. Die durch dasselbe wunderbar gesänftigten Gemüther, der Räuberei entfremdet und gegen die ver-

wildernde Jagd gleichgiltiger gemacht, wendeten dem Boden und dem Acker allmälig größere Aufmerksamkeit zu. Der Geist des Schönen, den es durch seine Bildung mit sich brachte, erweckte ein Unbehagen gegen Oede und Wüstenei, die der rohe Naturmensch vorher geliebt und gefördert hatte, weil sie seinem wilden Sinne entsprach und ihm bei seinen gefahrvollen, dem Frieden gehässigen Unternehmungen, Schutz und Zuflucht gewährte. Ein erhabenerer, bedeutungsvollerer Sinn für die Natur, die dem Heiden blos als zufälliges äußeres Mittel zu Befriedigung seiner Bedürfnisse gegolten, ging dem jungen Christen auf. Es drängte ihn, diesen ewigen Tempel der Gottheit durch den Fleiß seines Armes zu verschönern und zu ordnen, friedlich in ihm die Früchte zu pflücken, die er seiner Mühe verdankte und die er sonst nur auf dem Wege des Raubes und blutigen Gütertausches erworben. Die Kirche kam seinen Bemühungen liebevoll entgegen; der Benedictiner lehrte ihn die friedlichen Künste des Feldbaues, der so lange brach gelegene Boden vergalt jeden angewendeten Fleiß durch doppelte Fruchtbarkeit, so daß das Ungewohnte der neuen Arbeit gleich im Beginne durch Erfolge aufgewogen wurde. So sanken trotzige Urwälder, alte Schlupfwinkel reißender Thiere und räuberischer Menschen, unter dem Zahne der Axt; kahle Felsen überkleideten sich mit fruchttragendem Erdreich; zerstreute Hütten und Gärten wuchsen in Dörfer zusammen; der vorherige scheue Sinn machte geselligem Drange Platz, der Wohlstand kehrte ein und die ihm verschwisterte Abneigung gegen das Gewagte und Abenteuerliche; Sinn für Behaglichkeit und stillen Genuß bändigte das verwildernde Wanderleben, und im bequemen Genusse des Eigenen, gönnte man gern dem Anderen das Seinige. Das Christenthum bildete aus den vorgefundenen wirren menschlichen Elementen, ein neues sanfteres und besseres Geschlecht heran, erst werth der holden Natur, welche die Gottheit ihm übergeben, erst fähig der Freuden und Genüsse, die seiner dort warteten. Tiefe Ehrfurcht erfaßt uns bei der Erinnerung an jene heiligen Männer, welche auch in unseren Gegenden das Licht des wahren Glaubens entzündeten, es sorglich, wie eine Vestaflamme, wahrten, für jene Segnungen wirkten, litten, großentheils auch bluteten!

Mit feurigem Eifer betrieb Karl der Große die Colonisirung der den Avaren entrissenen Bezirke. Um sie zu beschleunigen, führte er, zu den bereits dort ansässigen, gewerbsamen Slawen, Ansiedler aus Franken und Baiern, Slawen von der Elbe und Oder, endlich zahlreiche Familien der von ihm

besiegten und theilweis ihren alten Wohnsitzen entrissenen Sachsen, dorthin. Noch heute erinnern viele Ortsnamen an jenen Ursprung, so: Sachsengang, Sachsen, Sachsenfeld, Sachseneck, Sachsenburg, Baierisch-Waidhofen, Baierisch-Gratz, Windisch-Gratz, Frankenburg, Frankenberg, Frankenmarkt ꝛc. Auch mancherlei andere Ortsnamen klingen noch aus jenen Zeiten herüber. In einer Urkunde räumte, wohl wissend, daß unter dem Schutze der Kirche Gesittung und Bodencultur um so raschere Fortschritte machen würden, Karl dem Bischof Walderich von Passau und der dortigen St. Stephanskirche unter anderen folgende Ortschaften in den unterennsischen Gegenden ein: Zeisenmurum (Zeiselmauer), Trasinam (Traismauer), Wachowam (Wachau), Pielagum (Pielach), Tulana (Tuln); ferner zwei Kirchen in Sarina und eben so viele in Fabiana (wie man vermuthet die Kirchen zu St. Rupert und St. Peter).

Schade, daß Karl der Große die Früchte der von ihm mit einem solchen Aufwand von Weisheit, Kraft und Eifer betriebenen Colonisation, auf der anderen Seite durch seinen übertriebenen Militärzwang vereitelte. Da er zu seinen weitläufigen Kriegszügen jederzeit eine Menge Soldaten bedurfte, so ließ er in allen Gegenden des Reiches genaue Listen über die waffenfähige Mannschaft aufnehmen, in welchen jeder Freie vom zwölften Jahre aufgeführt wurde. Von je drei Hufen Landes mußte ein Mann gestellt werden. Eigenthümer kleinerer Grundstücke waren keineswegs geschont; sie mußten zusammentreten und gemeinschaftlich einen Mann ausrüsten: ein Zweihüfner mit einem Einhüfner; drei Einhüfner; sechs Halbhüfner u. s. w. Während der ersten drei Monate des Feldzuges mußte überdies ein Jeder sich oder den von ihm gestellten Mann auf eigene Kosten verpflegen. Wiederholte scharfe Befehle wurden erlassen, daß jeder Entbotene sich stellen sollte. Eine harte, zu Grunde richtende Geldstrafe war auf das eigenmächtige Ausbleiben gesetzt. Konnte der unglückliche Hausvater, den dringende Geschäfte von der persönlichen Verrichtung des militärischen Zwangdienstes, und Unvermögenheit von der Stellung eines Ersatzmannes oder von der Beisteuer dazu abgehalten hatten, die Strafe nicht in Barschaft erlegen, so mußte er Getreide, Vieh oder andere bewegliche Güter hergeben. War er so arm, daß er keine Vorräthe besaß, so wurde er auf eine königliche Domaine geschleppt, um die Strafe durch ökonomische oder Handarbeiten abzuverdienen. Durch solchen Druck wurde für die meisten kleinen Landeigenthümer der Fall unvermeidlich. Zogen sie persönlich

alle Jahre in's Feld, so gerieth ihre Wirthschaft in Verfall; stellten sie — allein oder in Gemeinschaft mit Anderen — einen Mann, so versanken sie in Schulden; blieben sie aus, so wurden sie durch schwere Geldbuße, durch Auspfändung, Abführung auf königliche Güter, zu Grunde gerichtet. Um dieser Noth zu entgehen, opferten die geängstigten Leute ihre Freiheit und Unabhängigkeit auf. Sie suchten den Schutz der benachbarten hohen Beamten, großen Güterbesitzer und Edlen, verkauften diesen für eine Kleinigkeit ihre Erbgüter, oder verwandelten dieselben in bloße Pachtgüter, und errangen um diesen schweren Preis wenigstens so viel, daß ihre mächtigen Schutzherren auf eine oder die andere Weise sie von der Militärpflichtigkeit losbrachten, oder auch ihre eigenen Söldner für sie stellten. Zwar blieben nunmehr diese Leute im lebenslänglichen Besitze und Genusse ihrer, in künstliche Pachtgüter verwandelten, vorherigen Erbgüter, und auch die Nachkommen ließ man meist im Besitze und Genusse. Aber für diese Vortheile mußten sie schwere Naturaldienste an ihre Pachtherren leisten, und, vorher freie Leute, sich nach und nach völlig in den Stand der Unfreien, Hörigen, hinabdrücken lassen. — So bildete sich frühzeitig ein scharfer Unterschied der Stände, der Freien und der Hörigen, aus, und erst durch die spätere Begünstigung der Städte drängten sich, wie wir weiterhin sehen werden, mildernde Abstufungen in jene schroffen Gegensätze ein.

Erste Periode.

Oesterreich unter den Markgrafen und Herzogen aus babenbergischem Stamme, mit Einschluß des Interregnums, bis zum Haus Habsburg; von 983 bis 1282.

Erstes Buch.

Oesterreich unter den babenbergischen Markgrafen und Herzogen; von 983 bis 1246.

Der tosende Schwall der Völkerwanderung, der sich auch über Oesterreich's Vorzeit ergoß, hat sich verlaufen; weit hinter uns liegt jene wilde Jugend der Weltgeschichte, wo Völker an Völkern zerschellen oder zu undeutlichen Formen in einander fließen, wo von Asien aus die überfüllten Vorrathskammern der Menschheit in blinder Verschwendung ihren Reichthum auf die Schlachtfelder auftauchender und untergehender Stämme schütten. Festere Umrisse gewinnt nun die Geschichte; verwandtere und befreundetere Züge blicken uns aus ihr an.

Ein herrlicher Rittersaal, geschmückt mit allem Zauber der Romantik, mit allem Glanze des Heldenthums und des Adels, eröffnet sich die Fürstenreihe der Babenberger. Kühnheit und liebenswürdige Milde, ritterlicher Trotz und zarter Schönheitssinn bekränzen als Stammestugenden dieses herrliche Geschlecht, das über dritthalbhundert Jahre mit Kraft und Klugheit in Oesterreich gebot und keiner rühmlichen That seiner Zeit fremd blieb.

Die babenbergische Ahnengeschichte hebt in Ostfranken an. Nachdem das scharfe Schwert des fränkischen Hausmaiers, Karl Martell, einen großen Theil des schönen Thüringerlandes abgetrennt (739), blieb die neue Eroberung als ein Theil Austrasiens unter dem übrigen Deutschland oder Ostfranken (**Francia orientalis**) begriffen. Unter Karl dem Großen tritt hier bereits längs der Saale die thüringische Mark (**limes Sorabicus**) hervor,

welche von Erfurt aus, wo die uralte Merwigsburg stand, verwaltet wurde. In Folge weiterer Ländertheilungen gewöhnte man sich allmälig, das thüringische oder östliche Franken, von dem rheinischen unter dem Namen des kleinen Franziens (Franconia) zu unterscheiden — und eben dieses letztere Gebiet ist die ursprüngliche Heimat des erlauchten Geschlechts der Babenberger, die zugleich die Reihe der dortigen Markgrafen eröffnen.

Unter der genannten Markgrafschaft ist das slawische Land zwischen Böhmen, dem oberen Main, vielleicht der Rednitz, der Saale und etwa der Mulde zu verstehen, welches Ludwig der Deutsche zu einer Mark erklärte, während er zugleich einen tapfern Mann, Taculf, (849) zum Grafen dieser slawischen Mark machte, um die Sorben im Zaum zu halten. Ihm folgte 874 Radulf, der endlich die Slawen völlig unterwarf, so daß diese Mark theilweise aufgelöset werden konnte.

Nachdem sich, dem Gange der Ereignisse zu Folge, die Gränzen obiger Mark wieder einigermaßen verändert hatten, finden wir den Stammvater der Babenberger, Heinrich († 886), oder wenigstens seinen Bruder Poppo, als Grafen in der sorabischen Mark; jener heißt in den Urkunden fränkischer Markgraf, dieser auch Herzog der Thüringer, was im Wesentlichen gleichbedeutend. Der Sitz dieses Geschlechts war zunächst die Burg Babenberg (Bamberg) — so genannt zu Ehren der Ahnfrau Baba, einer Tochter des Herzogs Otto von Sachsen. Sie lag im Eigen dieses Geschlechts, im alten Gau Volkfeld, welcher sich von Hallstadt am rechten Mainufer bis Thereß und zum Einfluß der Schwarzach, und jenseits bis in die Nähe von Würzburg, dann längs der Ebrach wieder zurück hinauf erstreckte. Seine östlichste Spitze bestand aus eben der Burg Babenberg, mit dem Districte der jetzigen Orte Buch, Dobring und Seehof, später sämmtlich der neuen bischöflichen Kirche von Bamberg zugefallen. Die Babenberger führten nicht blos den Namen Gaugrafen in Volkfeld, sondern hatten auch die Würde von nordgauischen Markgrafen. Unter ihre Besitzungen gehörte auch, innerhalb der Gränzen des eigentlichen Nordgau's, der District des nachher gebildeten Landgerichts Nürnberg und Sulzach als besonderes Comitat in dynastischer Eigenschaft. Von Babenberg aus verwalteten diese Edlen Forchheim, die ostfränkische und nordgauische Mark (d. i. die an und vor dem Nordgau gelegene, zu Baiern gehörige Markgrafschaft), den Rednitzgau und andere zum Sprengel der Regensburger Gränzgrafen gehörige Gegenden der nachmaligen Oberpfalz.

Der Name Babenberg erscheint urkundlich 964: **Castellum Babenberg.** Die Burg wurde vielleicht schon durch die Belagerung 906 gebrochen. Von nun an aber ist die Rede von der „Stadt" Babenberg oder Bamberg: **Civitas quaedam nomine Babenberg; Babinberg in Austrifrancia in sedem episcopatus sublimata etc.**

Ein furchtbar tragisches Ereigniß stürzte dieses erlauchte Geschlecht von seiner Höhe herab, um es später desto herrlicher wieder zu erheben. Unter dem genannten Poppo vereinigte sich die ostfränkische Markgrafschaft und sorabische Gränzgrafschaft in derselben babenbergischen Familie oder vielmehr in derselben Person. Das erregte den Neid der rheinisch-hessischen Grafen. Sie verbanden sich mit dem Erzbischof Hatto von Mainz und brachten es bei dem deutschen Könige Arnulph dahin, daß Poppo 892 seiner Würde entsetzt wurde, und Konrad, der älteste der vier hessischen Grafen, die Markgrafschaft und das Herzogthum erhielt. Doch trat Konrad bald darauf freiwillig zurück, und einem Grafen Burchard, den man für den Stammvater der Wettiner hält, ward die herzogliche Würde. Der Groll wucherte indeß auf beiden Seiten fort, und im Jahre 902 kam es zur offenen Fehde. Die Neffen des gekränkten Poppo — Adalbert, Heinrich und Adalhart — hatten eine kriegerische Schaar bei Babenberg versammelt; die drei hessischen Grafen aber, darunter der Bischof Rudolf von Würzburg, ihre Macht bei Würzburg vereinigt. Hart trafen sie zusammen; die Babenberger wurden in die Flucht geschlagen. Auf würzburgischer Seite fiel der Graf Eberhard; auf Seite der Babenberger wurde Heinrich im Treffen erschlagen; Adalhart gerieth in Gefangenschaft, und der Sieger Gebhart kühlte seinen Grimm im Blute des Gefangenen. Der Feind meinte die Macht der Babenberger gebrochen, und zog heim. Aber noch lebte Adalbert. Schmerz und Rachsucht spornten den Unglücklichen. Er brach im folgenden Jahre mit erneuten Kräften hervor, vertrieb den Bischof Otto von Würzburg, bemächtigte sich aller Güter der Kirche, jagte auch die Gemalin und die Söhne des Grafen Eberhard aus dem Lande bis über den Spessart hinweg, riß die Güter und das Eigenthum, so der König ihnen verliehen, schonungslos an sich. Der kühne Räuber und die Seinigen waren Herren des Landes den Mainfluß hinab. Während aber Adalbert hitzig seine Gegner verfolgte, fielen, von Rudolf und den süddeutschen Bischöfen aufgerufen, die Fürsten Süddeutschlands, an ihrer Spitze der deutsche König Ludwig, das Kind, in sein eigenes Gebiet und bemächtigten sich einer Burg Adalbert's,

Tarasse genannt, wo sogleich ein Theil seiner Besitzungen für eingezogen erklärt und dem Bisthume Würzburg zugewiesen wurde. Adalbert ließ sich dadurch nicht irr' machen, zumal das Heer, das in seine Besitzungen eingefallen, bald darauf aus Uneinigkeit oder Ueberdruß aus einander ging. Er beschloß im folgenden Jahre (906) die fränkischen Grafen in ihren hessischen Besitzungen anzugreifen, und zog zu diesem Zwecke zwei Grafen in Lotharingien, die unruhigen Brüder Gerhard und Matfried, in seinen Bund. Die Letzteren nöthigte Konrad's Sohn, Konrad der Jüngere (nachmals König der Deutschen) zum Frieden. Konrad den Vater aber schlug Adalbert bei Fritzlar dergestalt auf's Haupt, daß ein großer Theil der Fränkischen erwürgt wurde. Konrad selbst fiel im Beginne der Schlacht. Adalbert, noch immer Rache schnaubend wegen des Mordes an seinen Brüdern, plünderte und verwüstete drei Tage lang die Gegend, und zog dann, beuteschwer und blutgesättigt, heim in seine Burg Babenberg. Um diesen jammervollen Fehden ein Ende zu machen, wurde zu Tribur ein Reichstag gehalten und Adalbert dorthin geladen, Rechenschaft zu geben von seinen Handlungen und die Bedingungen zu erfahren, unter denen er Frieden haben sollte. Adalbert, aus Trotz, vielleicht auch aus begründetem Mißtrauen, erschien nicht. Da beschloß man, mit Waffengewalt den Trotzigen zu demüthigen. Viele Reichsfürsten zogen mit ihren Mannen heran, der junge König, etwa dreizehn Jahre alt, war bei dem Heere mit den Baiern; desgleichen der Erzbischof Hatto von Mainz mit den Vasallen seines Bisthums, und die fränkischen oder hessischen Grafen, denen so wehe geschehen. So wurde denn Adalbert in Babenberg eingeschlossen und belagert. Er wollte sich nicht ergeben, und man nahm es ihm gar übel, daß er, ganz allein stehend, es wagte, hinter den Mauern seiner einzigen Burg die Schwäche des Reiches vor aller Welt zu zeigen. Da soll Arglist an's Ziel geführt haben. Hatto beredete, wie man erzählt, Adalberten, mit ihm in's Lager zu friedlicher Besprechung zu ziehen. Er bewog ihn dazu durch das königliche Versprechen: „ihn unverletzt wieder nach seiner Burg zu bringen.“ Adalbert ging darauf ein. Unterweges stellte Hatto sich unwohl. Daher ritten sie zum Imbiß noch einmal zurück, und dann erst zum König. Dort hielt man Adalberten sogleich fest, band ihn und verurtheilte ihn zum Tode. Hatto aber entschuldigte seinen Treubruch durch wörtliche Auslegung seines Versprechens: er habe ihn unverletzt wieder nach seiner Burg gebracht; zum zweiten Male hätte Adalbert nicht mit

ihm ausziehen sollen. Genug, Adalbert wurde im Angesichte des feindlichen Heeres enthauptet. Seine Besitzungen wurden eingezogen und im Namen des jungen Königs unter seine Feinde, „die Edleren" genannt, vertheilt. Babenberg blieb dem Könige. — So endigte im Jahre 906 die Babenberger Fehde, der erste große Kampf deutscher Fürsten wider einander, dem Reiche zum Trotz und dem Könige.

Das Geschlecht der Babenberger schien seinem völligen Untergange nahe. Adalbert's Witwe, Brunehild, floh mit ihrem fünfjährigen Sohne, Adalbert II., zu ihrem Verwandten, dem Herzoge Heinrich von Sachsen. Mit diesem zog er 933 in die Schlacht gegen die Ungarn bei Merseburg, und war unter den Erschlagenen. Seinen Sohn Leopold aber behielt Heinrich's Sohn, Kaiser Otto der Große, in dankbarer Erinnerung an die Dienste des Vaters bei sich. Als sie einst in ödem Walde mit einander jagten, kam der Kaiser in dringende Lebensgefahr. Ein angeschossener Eber ging wüthend auf ihn los, und der Kaiser konnte sich seiner nicht erwehren, da der Bogen oder der Speer, den er bei sich führte, ihm gebrochen war. Da flog Leopold im Augenblicke der tödtlichsten Gefahr herbei, reichte dem Kaiser seinen eigenen Bogen und half ihm so das Unthier erlegen. Erfreut und erstaunt über des Jünglings rettende Schnelligkeit, versprach der Kaiser, das nächste Lehen, das sich erledigen würde, ihm zu übertragen, und reichte ihm, da kein Zeuge zugegen war, als Wahrzeichen jenes verhängnißvollen Momentes, den zerbrochenen Bogen. Der Kaiser hielt Wort. Nach dem Jahre 960 war Leopold bereits Graf im Donaugau, und 974 im Traungau. Als aber Burchard, Markgraf des Ostlandes, in der unglücklichen Seeschlacht wider die Araber an der neapolitanischen Küste fiel, da trat Leopold mit dem zerbrochenen Bogen vor den Sohn des heimgegangenen großen Kaisers, den zweiten Otto, und erhielt von dem dankbaren Sohne die Ostmark (983).

So gedieh an Leopold den Erlauchten — sogenannt wegen seiner Rittertugend und seiner siegreichen Züge — die allmälig von der Enns bis zum Kahlenberge vorgerückte, gegen die Ungarn gerichtete Ostmark, welche fortan erblich bei seiner Familie verblieb. Kriegerischen Ruhm hatte Leopold von seinen Ahnen geerbt, er, der Sohn jenes Adalbert, der bei Merseburg die Sicherheit des deutschen Landes den Ungarn mit seinem Blute abgerungen; der Enkel jenes kühnen älteren Adalbert, der, unwandelbar in der Blutrache für den gemordeten Bruder,

seinen Feinden und zuletzt dem vereinigten Reiche Trotz geboten, das vergossene brüderliche Blut, das er nicht länger rächen konnte, durch sein eigenes beschwichtigend; ein Urenkel jenes tapferen thüringischen Grafen Heinrich, der, seines Kaisers vielgetreuer Freund, vor Paris (886) im Kampfe gegen einen Normannsriesen nur durch schnöde Hinterlist erlegen. Verwandt war dieses Geschlecht mit allem Edlen und Herrlichen, was jene Zeit gekannt. In seinen Adern rollte das Blut der sächsischen Heinriche und Ottonen, der Bändiger der Slawen und Magyaren; durch glorreiche Heiraten verschwägerte es sich später mit den griechischen Komnenen, mit dem aufblühenden Stamme der Wettiner in der meißner Mark, mit dem Stamme Almus und Arpad in Ungarn, mit den böhmischen Premisliden, den Ascaniern im alten Sachsenlande und vielen anderen der edelsten Geschlechter. Leopold's des Heiligen Gemalin, Agnes, vorher dem schwäbischen Herzoge Friedrich I. von Staufen angetraut, ward durch diese doppelten Verbindungen gemeinschaftliche Ahnmutter der Babenberger und der, an Kräftigkeit und ritterlichem Sinne ihnen auch geistig verwandten Hohenstaufen. Zu dem erlauchten Geschlechte der Habsburger stehen die Babenberger in einer dreifachen Stammverwandtschaft, und zwar: 1. durch die Etichonen (Egisheimischer Linie), die Stammväter Habsburg's, indem Leopold's des Erlauchten Enkel, Herzog Ernst II. von Schwaben, eine Tochter des Etichonen Hugo VI., Grafen im Elsaß zu Egisheim, um 1030 als Gemalin heimführte; 2. von den Lothringern aus, durch den Herzog Konrad von Niederlothringen (1076—1089), Bruder der Agnes, Gemalin Leopold's (des Heiligen) von Babenberg; 3. mittels der Zähringer, die von Guntram dem Reichen (939) her ebenfalls Etichonen; denn nicht nur ward Anna, Schwester Berthold's V., Herzogs von Zähringen, der, seinen Mannsstamm beschließend, dieser seiner Schwester die helvetischen und burgundischen Güter hinterließ, von mütterlicher Seite die Großmutter des hohen Kaisers Rudolf von Habsburg, sondern es wurde auch diese habsburg-zähringische Verwandtschaft durch Gertrud, Tochter des babenbergischen Heinrich V. (Bruders des streitbaren Friedrich), welche sich 1248 an Hermann VI., Markgrafen von Baden, vermälte und Mutter des 1269 mit Konradin enthaupteten Friedrich ward, erneuert. — So sehen wir denn die beiden erlauchten Geschlechter, Babenberg und Habsburg, in vielfältiger verwandtschaftlicher Beziehung zu einander. Ehrfurchtsvoll erkennt man in diesem Umstande den Finger der

Gottheit. Wie jene beiden Geschlechter in einer großen Bestimmung auf einander folgten, wie Habsburg die von Babenberg begründete Schöpfung Oesterreich's sorgsam weiterentwickelte und glorreich ausdehnte, so wollte die Vorsehung auch durch Bande des Blutes seine Absicht einer solchen Reihenfolge andeuten und jene historische Nothwendigkeit — die Berufung Habsburg's zu Babenberg's Erbe — auch äußerlich unterstützen, durch begründete Ansprüche der Habsburger als erbberechtigte Collateral-Verwandte.

Die alte babenbergische Ostmark war bedeutend kleiner, als das heutige Oesterreich ob und unter der Enns. Nicht der Semmering begränzte damals die Ostmark nach Süden; sondern bis an die Piesting war Alles carantanischer Boden. Der Name Oesterreich (Osterrichi) kommt zuerst in einer Urkunde vom Jahre 996 vor.

Leopold's heldenmüthiger Sinn versammelte eine Schaar kampflustiger Männer um ihn. Mit ihnen drang er über die Enns vorwärts bis an die Erlaph, um den Magyaren die alte Ostgränze für das deutsche Reich wieder abzuringen. Sie zogen vor Melk (Magalicha, Medelicha), eine schon den Römern zum Castell dienende herrliche Donauburg. Sie beherbergte, unter dem Heerführer Geisa, eine ungarische Besatzung, die von ihrer „Eisenburg" herab, wie sie selbe nannte, spottend den Angriff erwartete. Leopold und seine Ritter erstiegen und brachen die Burg, theilten unter einander die vorgefundenen Schätze. Dann gestaltete er Melk zu seinem Hauptschlosse und gründete, ein christlicher Sieger, dort Kirche und Chorherrnstift, das vorderste Bollwerk magyarischen Heidenthums in eine Pflanzschule christlichen Deutschthums verwandelnd. In die, durch die Kriege und Einfälle der Ungarn noch sehr entvölkerten Gegenden zog er Colonien, namentlich aus Franken, in's Land, und erleichterte die Ansiedelung durch Ertheilung von mancherlei Freiheiten. Nur zehn bis eilf Jahre stand Leopold der Markgrafschaft vor. Bei einem Ritterspiele zu Würzburg, zu Ehren des heiligen Kilian veranstaltet, traf ihn ein durch das Fenster hereinfliegender Pfeil, der nicht ihm, sondern einem Anderen gegolten, und er starb im fränkischen Heimatland am 10. Juli 994, etwa im fünf und sechzigsten Jahre seines Lebens. Er wurde zu Würzburg beigesetzt; zwei Jahre später aber (996) fanden seine Gebeine ihre Ruhestätte zu Melk, das er gestiftet und begünstigt. Von seiner Gemalin Richinza, wahrschein-

lich aus dem Hause Ammerthal, hinterließ er vier Söhne: Heinrich, Ernst, Poppo und Albrecht. Ernst erhielt vom Kaiser Heinrich II. die Verwaltung des Herzogthums Schwaben, wurde aber 1015 auf der Jagd von einem Begleiter unversehens mit einem Pfeile getroffen und starb in Folge eines ähnlichen tödtlichen Irrthums, wie sein Vater. Poppo war Erzbischof zu Trier. Albrecht gelangte später, nach seines erstgeborenen Bruders Tode (1018), zur Markgrafenwürde.

Leopold's ältester Sohn, Heinrich I. folgte jenem in der Mark. Obgleich zu der Zeit, als Heinrich's Vater die markgräfliche Würde erhielt, diese so wenig, wie die herzogliche, pfalz-, land- und burggräfliche, erblich, sondern ein bloßes deutsches Staatsamt war, womit der deutsche König belehnte; so lag es doch schon in dem politischen Charakter einer Mark, als Gränzprovinz des Reiches gegen benachbarte unruhige und feindselige Völker, daß der Markgraf in diesen Provinzen eine größere Macht geltend machen konnte, als die übrigen Statthalter in den Provinzen im Innern Deutschlands. So war es in den beiden, gegen die besiegten Slawen angelegten Marken Meissen und Nordsachsen, so in der gegen die Ungarn gestifteten Mark Oesterreich. Wegen des, dem Markgrafen übertragenen Aufgebotes sämmtlicher Vasallen im Falle eines feindlichen Angriffs, bildete sich in diesen Gränzländern frühzeitig ein strengeres Landsassiat, als im Inneren Deutschlands, und wenn gleich die markgräfliche Würde, gleich der herzoglichen 2c. erst zu der Zeit Lothar's II., in dem zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts, in den Dynastien erblich ward, die sie damals bekleideten, so war doch schon früher in den Marken nicht selten der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder durch kaiserliche Belehnung nachgefolgt, weil diese Familien mit den Verhältnissen der Gränzprovinz nicht nur genau bekannt, sondern auch gewöhnlich durch erworbene Allodia in derselben einheimisch und mächtig geworden waren. So war es auch in der Mark Oesterreich. Die gesetzliche Erblichkeit der markgräflichen Würde gehört erst in die Zeit nach dem Erlöschen der salischen Dynastie auf dem Throne Deutschlands; allein der babenbergische Stamm gab dieser wichtigen und gegen die Ungarn schwer zu vertheidigenden Gränzprovinz des Reiches eine ununterbrochene Reihe von Regenten bis zu seinem Erlöschen. —

Mit Ungarn lebte Heinrich — unter dessen Regierung, wie schon bemerkt, der Name „Oesterreich" zum ersten Male urkundlich vorkommt —

im Frieden, da dort Stephan der Heilige mit der christlichen Religion auch ein friedlicheres System verbreitete. Als nach dem Tode Otto's III. (1002), Heinrich II. (der Heilige) den deutschen Thron bestieg, und mehrere deutsche Reichsfürsten sich gegen denselben auflehnten, bewahrte Heinrich ihm unverrückt die schuldige Treue. Der Beiname des „Aufrührischen" (**Rebellis**), welcher Heinrichen seltsamer Weise bisweilen beigelegt worden ist, beruht daher auf Namenverwechselung. Vielmehr wußte der Kaiser die Treue Heinrich's zu schätzen; er besuchte ihn in Haselbach, einem Dorfe Oesterreich's am linken Donauufer, und beschenkte ihn mit einem Stück Landes zwischen den Flüssen Durra (nach welchem Dürrenbach benannt), Lieznicha (Liesing) und Trieznicha (Triesting), und noch zwanzig anderen königlichen Huben zwischen den Flüssen Kamp und March. Wahrscheinlich wollte der Kaiser ihn dadurch für den Verlust der fränkischen Allodien entschädigen, welche zur Ausstattung des Bisthums Bamberg, der Lieblingsschöpfung des Kaisers und seiner andächtigen Gemalin Kunigunde, verwendet wurden.

Als Kaiser Heinrich den Herzog von Böhmen gegen die Eingriffe der Polen schützte, und diese, von Schlesiern und Mährern verstärkt, die Gränzen Oesterreich's beunruhigten, brach Heinrich mit einigen Tapferen gegen sie hervor, tödtete und fing ihnen 800 Mann und jagte ihnen die gemachte Beute wieder ab (1015). Als zwei Jahre später die Mährer einen Ort in Böhmen belagerten, und mit Beute beladen wieder heimzogen, überfiel sie Markgraf Heinrich, tödtete ihrer tausend, stürzte die übrigen in wilde Flucht, entriß ihnen den Raub und setzte alle Gefangenen in Freiheit. Von diesen glücklichen kriegerischen Unternehmungen hieß er „der Starke."

Unter Heinrich's Regierung wurde Coloman, ein frommer Pilger aus Irland oder Schottland, von dem argwöhnischen Volke, das ihn für einen feindlichen Kundschafter hielt, zu Stockerau martervoll umgebracht (1012), später aber, als Wunder an seinem Grabe seine Heiligkeit bezeugten, als Schutzpatron verehrt, und sein Leichnam, auf Veranstaltung des Markgrafen, in Melk feierlich bestattet (1015). Seinen Sitz hatte Heinrich theilweis zu Herzogenburg, woselbst Kaiser Heinrich II. dem Bischof Beringer von Passau einen Bezirk schenkte, um allda eine Kirche zu erbauen. Heinrich starb kinderlos, den 23. Juni 1018, und wurde zu Melk begraben.

Ihm folgte, da keine Leibeserben vorhanden, sein Bruder Adalbert I., wegen seiner nachmaligen Siege über die Ungarn „der Sieghafte" genannt.

Friedlich verflossen die ersten eilf Jahre seiner Regierung. Da rissen ihn des Kaisers Fehden gegen Ungarn mit in den Kampf und die Unruhe hinein. Als Kaiser Konrad II. den Bischof Wernher als Gesandten nach Konstantinopel schickte, kam dieser mit einer so zahlreichen Begleitung in Oesterreich an (1027), daß der König Stephan von Ungarn ihm mißtrauisch den Durchzug durch sein Land wehrte. Der darüber erzürnte Kaiser fiel mit einem zahlreichen Heere von Oesterreich aus in Ungarn ein, wurde durch Moräste und ausgetretene Ströme am weiteren Vordringen gehindert, und ging mit dem grollenden Vorsatze zurück (1030), mit größerem Nachdrucke wiederzukommen. König Stephan besänftigte zwar den kaiserlichen Zorn und brachte einen Frieden zu Stande (1031); aber sein Tod (1038) erweckte die beigelegte Fehde von Neuem. Stephan's Schwestersohn und Nachfolger, Peter, machte sich durch Gewaltthätigkeiten aller Art bei seinen Ungarn so verhaßt, daß eine große Partei ihn (1041) des Thrones verlustig erklärte und Stephan's Schwager, den Kumanen Aba, zum Könige ausrief, einen Mann von wilden Sitten, heidnischer Unbändigkeit und Feind des Christenthums, dem er nur dem Namen nach angehörte. Der entthronte Peter flüchtete nach Oesterreich zum Markgrafen Adalbert. Aba's Anerkennung, die Letzterer trotzig verlangte, verweigerte der deutsche Kaiser Heinrich III. Da brach der grimmige Kumane, raubend und sengend in Oesterreich ein, nahm Tuln und stürmte bis an die Trasen vor. Hier aber warfen sich Adalbert und sein muthiger Sohn Leopold den siegestrunkenen Ungarn entgegen, schlugen sie auf's Haupt und trieben sie über die March zurück. Gleiches Schicksal hatte ein anderes ungarisches Heer, das, in Steiermark eingefallen, vom dortigen Markgrafen Gottfried bei Pettau blutig zurückgewiesen wurde. Der verjagte Peter bestürmte den Kaiser mit Bitten um Fortsetzung des Krieges, wie denn eine alte Reimchronik dies treuherzig beschreibt:

»Peter chlagte tägliche,
seinen grozzen Ungemach
ze Wienn der Kunic einen Hof gesprach
die Hervart sie da swuren
ze Ungarn sie do fuhren.«

So bestürmt, zog der Kaiser selbst gegen Aba zu Felde, belagerte und nahm Hainburg und Preßburg. Adalbert und der Heldenjüngling Leopold, der sich dabei den Ehrennamen des „starken Ritters" erwarb, fochten ruhmvoll an der Seite des Kaisers. Obgleich die Ungarn einen Frieden zu Stande

brachten, so schürte doch Peter unablässig das Feuer, und der Kaiser erneuerte den Krieg (1043). Die Ungarn beschworen diesen Sturm, indem sie den von Adalbert in den vorangegangenen Feldzügen eroberten Strich ihres Landes bis an den Leithafluß förmlich abtraten. Dadurch wurden die Gränzen der österreichischen Markgrafschaft bis an die Leitha erweitert. Besonderen Lohn gewährte der Kaiser dem Markgrafen Adalbert dadurch, daß er dessen kampferprobten Erstgeborenen, Leopold, auf dem Reichstage zu Ingelheim (1043) zum Markgrafen in Oesterreich und Nachfolger seines Vaters ernannte. Leider überlebte Leopold diesen Ehrenlohn nur kurze Zeit; der Tod brach dieses junge Heldenleben noch im nämlichen Jahre (9. Dec.).

Da der wilde Aba den Frieden nur benutzte, um seiner Grausamkeit und Willkühr den vollen Zügel zu lassen, so brach bald darauf (1044) ein neuer Krieg aus. Kaiser Heinrich eilte, ohne sich von der in Deutschland ausgebrochenen Pest und Hungersnoth abhalten zu lassen, mit einem ansehnlichen Heere herbei, setzte über die Raab und schlug in den Feldern um Mensö bei Raab, nach langem Würgen auf beiden Seiten, die Ungarn völlig. Markgraf Adalbert, welcher den linken Flügel des deutschen Heeres befehligte, wo der Kampf am schrecklichsten entbrannte, hatte nach einstimmigem Zeugnisse den Hauptausschlag bei diesem entscheidenden Siege gegeben.

Der durch deutsche Waffen auf den Thron Ungarn's zurückgeführte König Peter stieß, bei seiner Wiedereinsetzung, auf Abneigung und Widerstand. Um neues Unheil gleich in der Geburt zu ersticken, machte Kaiser Heinrich (1045) sich abermals auf den Weg nach Ungarn. Diese Reise konnte ihm tödtlich werden; denn im Schlosse Persenbeug, wo er bei der Witwe des Grafen von Ebersberg einsprach, sank der Boden des Saales ein, und alle Anwesenden stürzten in das darunter befindliche Badhaus hinab. Der Kaiser kam mit leichter Verwundung am Arm davon; aber der Bischof Bruno von Würzburg, der Abt Altmann von Ebersberg und die gräfliche Wirthin selbst starben an dem argen Falle.

Mühsam erhielt sich der Friede mit Ungarn bis zum Jahre 1050. Da plötzlich meinten sich die Ungarn durch den Bischof Gebhardt von Regensburg beschwert, überschwemmten die durch Adalbert ihnen entrissenen Gebiete, und verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert. Vor Hainburg brach sich ihr Glück. Der gereizte Kaiser steckte erst im Jahre 1053, durch päpstliche Vermittelung, sein Racheschwert in die Scheide. Spätere Unbilden zu strafen,

verwehrten ihm die, mittlerweile in Deutschland selbst (1055) ausgebrochenen Unruhen.

Den treuen und siegreichen Kampfgefährten belohnte der Kaiser huldvoll. Außer den schon gedachten Zugeständnissen erlangte Adalbert noch mancherlei. Da die vorzüglichsten Einkünfte der Herzoge und Markgrafen in jenen kaiserlichen Kammergütern bestanden, welche der Kaiser ihnen zum Genusse anwies oder als ein Eigenthum schenkte, so hatte Adalbert schon im Jahre 1035 vom Kaiser Konrad II. fünfzig königliche Huben zwischen den Flüssen Piesting und Triesting mit allem Zubehör eigenthümlich erhalten. Im Jahre 1043 schenkte ihm Kaiser Heinrich, zur Belohnung seiner Treue und Dienstergebenheit, ein Landgut Bribensendorf bei Pielaha, wahrscheinlich das heutige Kirchdorf und Prinzersdorf; 1048 ertheilte er ihm und seiner Gemalin dreißig königliche Huben in der Gegend von Raps, eben so viele im Jahre 1051 in der Herrschaft Lilienfeld. So vermehrte und vergrößerte Adalbert, durch seine Treue gegen das Reich und die Tapferkeit seines Armes, seine Hausmacht, und konnte die seiner Familie verloren gegangenen Güter in Franken leicht verschmerzen. Wahrscheinlich stand er, neben der Markgrafschaft Oesterreich, auch noch dem Donaugau in Baiern vor.

Markgraf Adalbert entschlief den 26. Mai 1056, und ruht zu Melk. Sein erstgeborner Sohn, der starke Ritter Leopold, war ihm im Tode vorangegangen. Sein jüngerer Sohn, Ernst, der Tapfere oder auch der Strenge (Strenuus) genannt — Beides nützlich in so harter Zeit — erhielt nach ihm die Mark. Geboren im oder um das Jahr 1027, befand er sich in der schönsten Kraft der Männerjugend, da er die Regierung übernahm. Vermält war er mit Swanehild, der Tochter des meißnischen Markgrafen Dedo, der, ganz im Widerspruche mit der Politik und den Gesinnungen seines Schwiegersohnes, später an die Spitze des Aufstandes der deutschen Fürsten gegen Kaiser Heinrich IV. trat.

In den Thronstreitigkeiten zwischen dem Ungarnkönige Andreas und dessen Bruder Bela, mußte Ersterer (1060) die Hülfe des deutschen Königs Heinrich IV. anrufen, und seinen zum Nachfolger erklärten Sohn Salomo, sammt der Krone und anderen Schätzen, der Verwahrung des Markgrafen Ernst im Bergschlosse zu Melk anvertrauen. Das gegen Ungarn entsendete deutsche Heer wurde auf dem Rückzuge aufgerieben, Andreas selbst erschlagen. Darauf fiel Bela in Oesterreich ein (1062), um den jungen

Salomo der Verwahrung des Markgrafen Ernst zu entreissen; aber dieser trat ihm wohlgerüstet entgegen und vereitelte sein Begehren. Bela's Tod machte bald nachher diesen Unruhen ein Ende, und Salomo bestieg den väterlichen Thron. Neue Zerwürfnisse in Ungarn machten ein abermaliges Einschreiten deutscher Waffen nöthig, die aber diesmal keinen glücklichen Erfolg hatten. In Deutschland selbst wüthete der Brand der Zwietracht. Der Kaiser Heinrich IV. konnte sich nur mit Noth seiner vielen Feinde erwehren. Er sammelte ein Heer, mit welchem er am 8. Juni 1075 die große Sachsenschlacht an der Unstrut schlug und, nach langem und zweifelhaften, schrecklichen Würgen von beiden Seiten, endlich den Sieg behauptete. Unter den auf kaiserlicher Seite Gefallenen befand sich auch Markgraf Ernst, der, nebst dem Herzoge der Böhmen, den Sieg entschieden. Er starb am folgenden Tage und wurde in die Gruft seiner Väter zu Melk abgeführt.

Hoch hielt der Kaiser des Markgrafen Ernst aufopfernde Treue. In einer Urkunde vom 4. Oct. 1058 sagte er ihm, weil er mit seinem Lande am Ende der Christenheit gelegen, die Hülfe des Reiches zu, gab ihm die Bisthümer Salzburg und Passau mit allen ihren Gütern zu Hülf' und Beistand, dergestalt, daß seine Nachfolger und das Land Oesterreich derselben Voigte und Herren sein sollten, und ertheilte ihm, seinen Nachfolgern und dem Lande die vorzügliche Freiheit, daß sie sich ihr Gerichtsschwert und ihr Landespanier oder ihre Fahnen öffentlich vor dem Reiche und aller Welt vortragen lassen dürften. Auch wird Markgraf Ernst in dieser Urkunde der „vorderste und getreueste Fürst des heiligen römischen Reiches“ genannt, ein Beweis, wie hoch das Haus Oesterreich schon damals bei Kaiser und Reich in Ehren stand. Ferner überließ ihm der Kaiser (1074) in der ihm anvertrauten Markgrafschaft, in dem Walde Rovgacs, doch mit Ausnahme Falkensteins, so viel als vierzig Höfe ausmachen. Die Mark Oesterreich rückte, durch Ernst's Siege über die Ungarn, weiter nach Osten vor. Innerhalb derselben finden wir schon benannt: Suarzaha und Hederischeswerda, (Schwarzau und Haderswört, unweit Neustadt), dann sogar über die Leitha hinaus gegen die Raab einen Wildbann am Litahaberge, und Churimberge am Raabfluße. Auch gegen Böhmen behauptete und erweiterte sein Gebiet der Markgraf Ernst. Urkundlich erscheinen auf dem Marchfelde: Wikkendorf, Stötpherrich, Maerhle und Chirchle (Weikendorf, Stopfenreit, Marchegg und Schönkirchen). Noch andere bekannte Namen tauchen in jener Zeit

urkundlich auf, wie: Mandeswarde (Mannswört), Svechant (Schwechat), Viskaha (Fischa), Fischahegemunde (Fischament), Chrunbinuzbuone (Krummnußbaum), zugleich Klangmesser der damaligen Sprache.

Leopold, der einzige Sohn des tapferen Ernst, der für die Sache seines Kaisers gefallen, erhielt von Letzterem ohne Schwierigkeit die Mark übertragen. Seine körperlichen Vorzüge erwarben ihm den Beinamen des Schönen. Von Ungarn aus, dieser so lange verwundbarsten Seite der jungen Ostmark, genoß er Ruhe. Dagegen rissen ihn die inneren Kämpfe Deutschlands tief und verderblich in ihre Mitte. Zu dem Kampfe zwischen der Kaisergewalt und der Lehenspflicht gesellte sich jener zwischen dem Hirtenstabe und dem weltlichen Scepter.

Auf St. Peters Stuhle saß Gregor **VII.**, ein Mann von unbeschreiblichem Scharfblicke, unübertroffen an Muth und Geisteskraft, streng gegen Andere, doch am strengsten gegen sich selbst. Wohl that in jenen Erstlingstagen des deutschen Christenthums, das auf einer Seite der Halbmond, auf vielen anderen slawisches Heidenthum beängstigend einengten, der Christenheit ein festes Band noth, und Gregor gab es, wie Johannes Müller sagt: „mit der Begeisterung eines Propheten, mit der Sittenstrenge eines Einsiedlers, mit eines Kriegesfürsten beharrlichem Muth, mit aller Geschmeidigkeit eines Parteihauptes, mit dem Gleichmuth eines Staatsmannes. Ein altersschwacher, kranker, gefangener, flüchtiger Papst wurde Herr der Herzen und der Entschlüsse des gesammten Abendlandes. Der scheinbar unwiderstehlichen Gewalt der Waffen hatte er Nichts entgegenzusetzen, als Seelenkraft, und er überwand sie. Er vereinigte die zerstreuten Geistlichen; er erhob viele tausend Menschen, die keine andere Macht hatten, als Bitten und Thränen, aus dem Staube in hohen, unverletzbaren Rang.“ Er sendete 1075 sein kühnes Decret in die Welt, worin allen Geistlichen bei Verlust ihres Amtes verboten wurde, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes untersagt wurde, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen; nachdem die Laien geistliche Stellen bisher oft an den Meistbietenden verkauft und so der Simonie sich schuldig gemacht hatten. Es war voraus zu sehen, daß die Fürsten und namentlich das deutsche Oberhaupt, das bisher von ihnen behauptete Investiturrecht sich nicht so leicht würden entwinden lassen. Da erließ 1076 Gregor ein neues Decret, in welchem dem Kaiser angekündigt wurde, daß

er in Rom erscheinen und sich wegen der, gegen ihn erhobenen Klagen verantworten solle. Heinrich IV. im übereilenden Zorne, versammelte sogleich eine Synode zu Worms, und ließ gegen Gregor das Absetzungsurtheil aussprechen. Dieser dagegen that den Kaiser in den Bann, und entband dessen Vasallen und Unterthanen des Eides der Treue. Ganz Oberdeutschland stand gegen Heinrich auf, gleichzeitig erneuerten die Sachsen in Niederdeutschland den Krieg gegen ihn, und die zu Oppenheim versammelten Fürsten beschlossen, zu einer neuen Kaiserwahl zu schreiten. Von beiden Seiten war man zu weit gegangen, und Gregor hatte, ganz erfüllt von der Würde der kirchlichen Gewalt, die Majestät der weltlichen aus den Augen verloren. Der unglückliche, verlassene Kaiser erniedrigte sich in Canossa vor Gregor, um den Bann zu lösen. Dann aber stachelte der Schmerz der erlittenen Schmach ihn zum erneutem, verzweiflungsvollen Widerstande. Viele, die vorher dem Kaiser abhold gewesen, traten jetzt auf seine Seite über, da sie einsahen, daß man zu hart mit ihm verfahre. Dagegen hielten die ihm abgeneigten Fürsten eine Versammlung zu Forchheim, sprachen Heinrich's Absetzung aus, und erwählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkaiser.

Markgraf Leopold, der Sohn jenes Mannes, der für seinen Kaiser freudig sein Alles gewagt, ja in der Schlacht an der Unstrut für denselben in den Tod gegangen, war unter den Gegnern des Kaisers. Sein Freund, der Bischof Altmann von Passau, einer der eifrigsten Anhänger der Gregorianischen Partei, hatte ihn auf seine Seite gezogen. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wann Leopold sich zuerst offen gegen den Kaiser erklärt habe. Noch im Jahre 1078 fand er sich in Regensburg ein, wo der Kaiser das heilige Pfingstfest feierte. Plötzlich aber glaubte er sich beleidigt, und brach von Regensburg auf, zurück nach Oesterreich. Heinrich IV., wie immer wankelmüthig und mißtrauisch, legte diese plötzliche Abreise Leopold's für einen Abfall von seiner Seite und dem Reiche aus, drang im folgenden Jahre (1079) mit einem Heere in Oesterreich ein, und nöthigte den Markgrafen und dessen Anhang zur Unterwerfung. Aber bald darauf schwur Leopold, in einer Versammlung seiner Edlen zu Tuln, die Partei des Kaisers öffentlich ab, wofür ihn Bischof Altmann höchlich rühmte, vertrieb die kaiserlichen Anhänger aus seinem Gebiete und vertheidigte mit Nachdruck, die es mit der päpstlichen Partei hielten. Als der Gegenkaiser Rudolf, nachdem ihm in

der Schlacht an der Elster die rechte Hand verstümmelt worden, mit welcher er früher seinem rechtmäßigen Kaiser Treue geschworen, einen Tod voll bitterer Reue und Selbstvorwurfes gefunden (1080), trat Leopold öffentlich auf die Seite des erwählten zweiten Gegenkaisers, Hermann's von Luxemburg, und leistete demselben in Belagerung der, Heinrich IV. treugebliebenen Stadt Augsburg, Beistand. Dafür wurde er vom Kaiser der Ostmark verlustig erklärt, und diese an den unerschütterlichen Anhänger des Kaisers, den Herzog Wratislaw von Böhmen, übertragen. In Folge dessen drangen die Böhmen, sammt den verbündeten Mährern und Baiern, am Thayaflusse in Oesterreich ein, verwüsteten rings die Gegend, bis Leopold sich bei Mailberg ihnen entgegenwarf. Dort kam es am 12. Mai 1082 zu einer blutigen Schlacht, in welcher Leopold, trotz seiner tapferen Gegenwehr, geschlagen und zurückgedrängt wurde. Viele seiner fliehenden Krieger ertranken in der Thaya, viele tödtete der Hunger in dem verödeten Lande. Er rächte im folgenden Jahre (1083) diese Niederlage; sein Heerführer, der muthige Azzo von Gobatsburg, jagte die Feinde blutig über die Thaya zurück. Von da an blieb Leopold bis zu seinem Tode im ruhigen Besitze der Mark.

Bischof Altmann von Passau ernannte Leopold, als den „frömmsten Markgrafen des Ostlandes," 1076 zum ewigen Schutz- und Voigtherrn über alle in Oesterreich liegenden Güter des von ihm errichteten Stiftes St. Nicolaus außerhalb Passau's. In der Urkunde kommen folgende, zur österreichischen Voigtei gehörige Ortschaften vor: ein Hof zu Mautern; Eitzendorf bei Grein; Blatt (Platt) bei Schrattenthal gegen Mähren; Perchwisen bei Horn; Stregen (Strögen) in derselben Gegend; Minichreit gegen Mähren rc. Ersichtlich wird aus jener Urkunde, daß schon damals die Markgrafschaft Oesterreich sich auch über den Ennsfluß, wenigstens auf der nördlichen Seite, ausgedehnt haben müsse.

Leopold schied aus dem Leben den 12. October 1096. Er war der letzte österreichische Fürst, der zu Melk begraben wurde. Die Zeit warf die ehrwürdigen Ueberreste der ersten Fürsten Oesterreich's durch einander, und so umschließt jetzt ein einziges Behältniß eilf Schädel und die zerstreuten Gebeine der dort Schlummernden. Von seiner Gemalin Itha, — welche im Jahre 1101 sich dem Kreuzzuge nach Palästina anschloß und von dort nicht mehr zurückkehrte — hinterließ Leopold mehrere Töchter, doch nur einen Sohn, der ihm nachfolgte.

Leopold, wie der Vater, hieß dieser sein Nachfolger, der, später unter die Zahl der Heiligen versetzt, einen neuen, höheren Glanz über das Geschlecht der Babenberger ausgoß. Wie es gekommen, daß er, trotz der heftigen Zerwürfnisse zwischen seinem Vater und dem Kaiser, sich das Erbe der Ostmark gerettet, ist schwer zu bestimmen. Vielleicht hatten sich die alten Gegner in Leopold's des Schönen letzten Tagen mit einander ausgesöhnt; vielleicht war der hartbedrängte Kaiser nur zu schwach, der Nachfolge des jungen Leopold zu wehren. Als dieser den Fürstenstuhl (1096) bestieg, brach eine verhängnißvolle Epoche, ein Ereigniß voll Schrecken und Erhabenheit, über Deutschland herauf. Schmerzlich hatten es seit lange die frommen Völker des Abendlandes beklagt, daß das heilige Land, welches die geheimnißvolle Geburt des Erlösers gesehen, das den Leib des Menschensohnes getragen, den Athem seines göttlichen Geistes zuerst empfunden, das seinen Schoos geöffnet, um ihm zum Grabe zu dienen, und dessen Lüfte den Ueberwinder des Todes emporgetragen zur himmlischen Heimat, daß dieses Land der Wunder und des Heils in den Händen ungläubiger Horden, daß das Kreuz traure im Schatten des Halbmondes. Die aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Pilgrime brachten trübselige Mähr von den Gefahren und Mißhandlungen, denen ein christlicher Wallfahrer dort ausgesetzt, und vor Allem schilderten sie den fatimischen Kalifen Hakem als einen Nero, der, von einer Christin geboren, den Verdacht, daß er selbst ein geheimer Christ, abzuwaschen strebe im Blute der Christen. Da verband sich in den deutschen, fränkischen und wel'schen Stämmen der fromme Zorn mit dem kriegerischen Unternehmungsgeiste. Abkämpfen wollten sie die heilige Erde dem Spotte und dem Ingrimm der Muselmänner, das heilige Grab, nach welchem so viele Gläubige wallfahrteten, unter den Schutz christlicher Waffen stellen, das Christenthum unter den Ungläubigen ausbreiten, die Kirche durch bekehrte Völkerschaften bereichern und die Herrschaft des Kreuzes wieder hinübertragen weit über das Meer, von wo sie einst ausgegangen. Die Aussicht auf ewigen Lohn, wie auf irdische Beute, auf Ruhm und Abenteuer, ergriff alle Gemüther: der Ritter ließ das arge Geschäft der Wegelagerei fahren und rüstete sich zum heiligen Kampfe; der Bauer, daheim verachtet und gedrückt, warf seinen Pflug, sein Ackergeräthe von sich und griff zu Schwert und Pike. Die Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens, genannt der Einsiedler. Auf einer Reise nach Jerusalem 1093 hatte er den traurigen

Zustand der dortigen Christen unter saracenischem Joche kennen gelernt, und, tief ergriffen, die Wiege des Christenthums von Ungläubigen umstellt zu sehen, war er nach seiner Rückkehr eifrigst bemüht, einen Heereszug zur Befreiung jener heiligen Orte zu Stande zu bringen. Papst Urban II., dem er ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem überbrachte, angefüllt mit heißen Bitten an die abendländischen Christen, ihren bedrängten Brüdern beizustehen, veranstaltete 1095 eine große Kirchenversammlung zu Piacenza unter freiem Himmel, verkündigte, was Peter der Einsiedler ihm mitgetheilt, ließ durch die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius das jammervolle Loos der morgenländischen Christen schildern, und weckte ein allgemeines Verlangen, ihnen beizustehen. Noch höher steigerte er die Begeisterung auf der, im folgenden Jahre zu Clermont gehaltenen und von Abgeordneten aller Nationen besuchten Kirchenversammlung. Einstimmig riefen, als er seine Rede beendigt, alle Versammelte aus: „Gott will es!" Wunderbare Erscheinungen, Nordlichter und eine ansteckende Krankheit, welche man das heilige Feuer nannte, wurden als himmlische Winke betrachtet; in der Zuversicht der himmlischen Freude verlor der Tod seine Schrecken. Bald bedeckte der Kreuzheere buntes Gewimmel die Donau. Sie fuhren Wien vorüber, hinab nach Ungarn, raubend und plündernd, ärger als die Heiden, die sie zu bekämpfen kamen, und wurden schon auf dem Wege erschlagen, aufgerieben und versprengt, noch ehe sie Constantinopel erreichten, das man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte. Nun aber brach der ritterliche Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, im Verein mit vielen edlen und kriegserfahrenen Helden, an der Spitze eines auserlesenen Kreuzheeres von 80,000 Mann auf, zog durch Deutschland und Ungarn, setzte über die Meerenge von Galliopoli, eroberte im Jahre 1097 Nicäa, 1098 Antiochien, und zog, nach Wundern der Tapferkeit, 1099 als Sieger in Jerusalem, der heiligen Stadt, ein.

Markgraf Leopold von Oesterreich hatte, ungeachtet seines frommen Sinnes, sich dem Kreuzzuge nicht anschließen wollen, da der Zustand seines eigenen Landes ihm dringendere Pflichten auferlegen mochte. Wohl aber stattete er mit schwerem Golde dreihundert Krieger aus und ließ sie durch drei seiner Landesedlen, Adalram von Berg, Hadamar den Kuenringer und Udalrich von Wolkenstein, dem Zuge zuführen. Dagegen ließ Leopold's Mutter, Itha, die Witwe Leopold's des Schönen, sich nicht abhalten, im Geleite der Kreuzfahrer eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Der Markgraf

gab ihr 200 Mark Silber mit, um sie zum Kriege gegen die Ungläubigen zu verwenden. Als aber der Zug das karamanische Land Konia betrat, fielen aus ungesehenem Hinterhalte die Bergvölker in ungeheurer Anzahl über die Kreuzfahrer her. Von 160,000 Christen entrannen nicht 3000 dem Verderben; der Erzbischof Timo von Salzburg war unter den Erschlagenen; mit Mühe entkam der Führer des Zuges, der Baiernherzog Welf; schiffbrüchig erreichte er Cypern und starb. Was mit der Markgräfin Itha geschehen, weiß Niemand. Widersprechende Gerüchte lassen sie bald bei jenem Ueberfalle unter den Hufen der Schlachtrosse, bald unter den Säbeln der Saracenen enden, bald sie in das Land Chorazan schleppen, um dort im Harem des Sultan Massoud einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Die letztere Angabe wird durch das damalige Alter der Markgräfin (sie hatte beinahe dreißig Jahre früher den heiligen Leopold geboren) sehr zweifelhaft gemacht.

Als ein bleicher kaiserlicher Schatten, von seiner Zeit schon aufgegeben und ausgestoßen, umirrte der unglückliche Heinrich IV. noch immer den deutschen Thron, von seinem bösen Schicksale zu einem langen Daseyn verurtheilt. Düster und lebensmüde, und dabei sich abmühend in fruchtlosen Entwürfen, seine schwererschütterte Herrschaft wieder zu befestigen, ließ er auf einem Hoftage zu Mainz 1104 während der Messe verkündigen, daß er die Regierung seinem Sohne Heinrich abtreten und nach Jerusalem wallfahren wolle. Ob es ihm Ernst damit gewesen, oder ob er es gethan, weil der Bannstrahl Papst Pascal's II. ihn neue Zerrüttungen befürchten ließ, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls beeilte er sich nicht, seine Zusage in's Werk zu setzen, und der Kreuzzug unterblieb, obschon Leopold, um seinen Kaiser zu begleiten, zu Melk durch den Bischof Udalrich von Passau sich feierlich hatte mit dem Ritterschwerte umgürten lassen. Dafür brach im Jahre 1105 der Krieg zwischen Vater und Sohn, zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich (V.) aus; die wilde Krisis der Zeit wollte mit einem Acte der finstersten Unnatur schließen. Auf des alten Kaisers Seite befanden sich Markgraf Leopold mit seinen Oesterreichern, und dessen Schwager, Herzog Borziwoy II. von Böhmen, an der Spitze der Böhmen und Mährer. Schon standen die beiden Heere einander hart im Angesichte, nur durch das Flüßchen Regen getrennt; unvermeidlich schien die vatermörderische Schlacht. Sie zu vermeiden, riethen auf beiden Seiten die Fürsten zum Vergleiche. Der junge Heinrich aber sparte weder List noch Versprechungen, um die beiden mächtigen

Bundesgenossen des alten Kaisers, Leopold und Borziwoy, auf seine Seite zu ziehen und seinem Vater die letzte Stütze zu rauben. Ersterem versprach er seine Schwester Agnes, die schöne, neun und zwanzigjährige Witwe Friedrich's von Stauffen, zur Ehe. Der köstliche Preis verblendete Leopold's sonst redliches Gemüth. War doch der alte Kaiser aufgegeben von Welt und Kirche, und mit ihm Jeder, der zu ihm hielt. Da kündigten Leopold und Borziwoy ihm plötzlich an, daß sie mit ihren Kriegsvölkern heimkehren wollten. Nichts fruchtete dem unglücklichen kaiserlichen Greise seine Verzweiflung, vergebens sank er, der Erste des Reiches, in die Knie vor seinen Lehensfürsten, flehend, ihn nur jetzt nicht zu verlassen. Taub seinem Flehen, brachen sie mit ihrem Kriegsvolke auf. Der verlassene Kaiser mußte eilen, durch Böhmen und Sachsen an den Rhein zu kommen, um dem aufrührischen Sohne nicht in die Hände zu fallen. Die eiserne Kraft des Kaisers, der in mehr denn sechzig Schlachten gesiegt, erlag dem Schmerze des Vaters. Zu Lüttich, den 7. Aug. 1106, entfloh sein Geist einer Welt, auf welcher ihm Alles gelogen, was Gott und Menschen heilig: Völker-, Pflicht- und Freundes-Treue, wo selbst die allliebende und verzeihende Mutter Kirche ihn erbarmungslos von sich gestoßen. Heinrich V. schwang sich auf den Thron, den noch die Thränen des Vaters befeuchteten. Ihn hatte er zu verrathen sich nicht entblödet; doch dem mächtigen Bundesgenossen eilte er Wort zu halten. Er führte Leopolden die herrliche Braut zu, Agnesen, deren gesegneter Schoos sie in erster Ehe zur Ahnfrau des Titanengeschlechts der Hohenstauffen, in zweiter zur Stammesmutter der erlauchten Babenberger erhob. Zu Melk feierte Leopold den 1. Mai 1106 seine feierliche Vermälung.

Schwer sollte an Heinrich V. das vierte Gebot in Erfüllung gehen. Dieselben Anläße, die er benutzt, um seinen Vater zu stürzen, ließen auch ihn nicht zur Ruhe kommen. Verlassen von seinen alten Anhängern, konnte er sich nur durch Nachgiebigkeit auf seinem Platze erhalten, und mußte seinen Fortbestand durch eine Niederlage in dem Investiturstreite erkaufen, indem er im Wormser Concordate mit Papst Calixtus 1122 die eingezogenen Kirchengüter herausgab und von der Belehnung der Bischöfe mit dem Ringe und dem Stabe abstand. Unmuth und Reue rafften ihn frühzeitig dahin (1125); kinderlos ging er aus der Welt, der gegen seinen Vater und Herrn den Arm erhoben. Mit ihm erlosch der salisch-fränkische Kaiserstamm. Da ernannten die Wahlfürsten vier Throncandidaten, den Herzog Friedrich

(von Stauffen) von Schwaben, den Markgrafen Leopold von Oesterreich, den Herzog Lothar von Sachsen und den Grafen Karl von Flandern. Aber Leopold, dem die wilden und unnatürlichen Kämpfe um jenen Thron, deren Zeuge er gewesen, ein geheimes Grauen eingeflößt hatten, und dem von dorther ein Stachel der Reue im Herzen verblieben war ob seiner Härte gegen den unglücklichen Kaiser Heinrich IV., verbat sich knieend und mit Thränen in den Augen, die angetragene Würde. Ein Gleiches hat Lothar. Der kühne und machtbegierige Stauff meinte schon, die Krone könne ihm nicht mehr entgehen. Da eiferte ein Gegner seines Hauses, der Erzkanzler Adalbert von Mainz, die Wahlfürsten wegen des Stauffen Uebermuth an, und Lothar wurde gegen seinen Willen gewählt. Die Fürsten Oesterreich's waren schon damals der Kaiserkrone werth gehalten, ja ihrer doppelt würdig, da sie in böser Zeit Demuth und Selbstbeherrschung genug besaßen, sie von sich zu weisen.

Außer einigen vorübergehenden Fehden, störten, seit dem finstern Kampfe zwischen Vater und Sohn, keine Kriege das mehr stille, in sich zurückgezogene und beschauliche Leben Leopold's. Im Gefolge Kaiser Heinrich's V. mußte er 1108 einen Heerzug gegen Ungarn unternehmen, der aber für die deutschen Waffen keinen sonderlichen Erfolg hatte. Sie belagerten Preßburg vergeblich und mußten frühzeiig auf den Rückweg denken. Besser wehrte sich Leopold in seiner eigenen Sache. Als 1117 die Ungarn einen Einfallt in Oesterreich wagen und die Ortschaften an der Leitha verwüsteten, vereinigte Leopold seine Krieger mit denen des Böhmenherzogs, schlug die Ungarn in einer zweifachen Niederlage mit vielem Verluste zurück, drang verheerend in ihr eigenes Land ein, bezwang die Eisenburg und kehrte, Schrecken und Furch hinter sich lassend, siegreich in seine Mark zurück. Auch zeigte er sich bereit, den Grafen Heinrich von Wolfratshausen, dessen Erwählung zum Bischof von Regensburg 1131 Herzog Heinrich der Stolze von Baiern sich widersetzte, gegen Letzteren mit gewaffneter Hand zu schützen. Doch wurde der Sreit durch Vergleich beigelegt. In derselben Zeit nahm er sich auch des, durch den Herzog Engelbrecht von Kärnten in Kriegsnoth versetzten Bischofs Hildebold von Gurk an, und rettete ihn, indem er das umzingelte Schloß Friesach entsetzte, das herzogliche Lager stürmte, die Schanzen schleifte und den Feind hinwegtrieb.

Aber all' diese Erfolge, selbst die Liebe seiner Agnes und das häus-

liche Glück, das er im Kreise einer zahlreichen Familie genoß, konnten in Leopold den Wurm der Reue nicht vertilgen, den er, seit dem Tage am Regenfluße, im Busen trug. Das Bild des alten, flehenden, verzweifelnden Kaisers, den er in verhängnißvoller Stunde verlassen, dessen Tochter er sein Weib nannte, dessen Blut jetzt in den Adern seiner eigenen Kinder rollte, stand trübselig und vorwurfsvoll vor seiner Seele. Da flüchtete er denn aus dem Bereiche quälender Erinnerungen in den schützenden Frieden der Andacht und frommer Werke. Melk, die Gruft seiner Väter, verlassend, hatte er sich, um dem unruhigen Nachbar in Ungarn näher zu seyn, an der äußersten Endspitze des Kahlengebirges eine Burg erbaut, die, später zerfallen und zerstört, ihrer Stelle den Namen des Leopoldsberges hinterlassen hat. Von da mag er oft sinnend herabgeblickt haben auf die Windungen der Donau und das aufblühende Land; auch war er dort nahe zu seinem Gejaidhof, Berghof, im alten Wien, und zu seinem anderen Jagdhause in der heutigen Wallnerstraße. Eine alte Sage geht, daß, eine Woche nach der Vermälung des Markgrafen Leopold mit Agnesen, der Letzteren, als sie eben am offenen Fenster des Kahlenberger Schlosses stand, der Schleier durch eine Zugluft entführt wurde. Erst acht Jahre später, den 31. Mai 1114, fand der Markgraf diesen Schleier am Fuße des Kahlenberges, an einem Hollunderstrauche wieder. Auf der Stelle, wo er ihn gefunden, erbaute er Kloster und Stift Klosterneuburg, zu welchem er den 12. Juni 1114 den Grundstein legen, und es an seinem Geburtstage, den 29. September 1136, feierlichst einweihen ließ. — Ihm verdankt auch die älteste Cistercienserabtei Oesterreich's, Heiligenkreuz, ihre Entstehung. Auf Empfehlung seines Sohnes Otto, welcher damals Abt des Cistercienserklosters zu Morimund war, räumte er diesem Orden 1134 das Dorf Sattelbach, nach dem vorüberfließenden gleichnamigen Bache genannt, ein, worauf 1136 die Erbauung des Klosters und des Stiftes folgte. Andere ähnliche Stiftungen, die er theils selbst veranlaßte, theils unterstützte, aufzuführen, verbietet der Raum; durch reiche Schenkungen an Land und Gütern kräftigte und adelte er viele der schon bestehenden frommen Stiftungen. Seine Vasallen folgten dem Beispiele ihres Gebieters nach, und Klöster und Kirchen erhoben sich rings im Lande Oesterreich.

Markgraf Leopold entschlief, mit Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft, den 15. November 1136, im vier und sechzigsten Jahre

seines Alters, und wurde in dem von ihm neu erbauten Stifte Kloster-neuburg begraben. Wie sein ganzes Leben sich in einem stillen Gemisch häuslicher Liebe und Gemüthlichkeit, frommer Reue und Beschaulichkeit begränzt, so war er auch nicht der Mann der That. Die Zeit fand ihn nur da gerüstet, wo er mit seinen Empfindungen einzustehen hatte, und mit seinem bewegten Seelenleben kann er zwar ein individuelles Interesse einflößen, aber auf keinen erhöhten Sitz in der Geschichte Anspruch machen. Durch seine Frömmigkeit und Demuth, die im Begründen frommer Werke unwillkührlich die Segnungen des Friedens verbreiteten, Anbau und Bevölkerung hoben und Handel und Bürgerfleiß begünstigten, hat er im Volksleben und Volksgefühle tiefe und freundliche Eindrücke zurückgelassen, und sein Andenken hat sich daher frischer und deutlicher erhalten, als das seiner begabteren Vorgänger und Nachfolger. Seine lange Regierung hat außerdem wenig merkliche Lebensäußerungen aufzuweisen und nur eine heitere Fläche, kein bewegtes Bild aus sich geschaffen. Seine hohe Achtung vor der Religion, sein christlicher Sinn, seine Freigebigkeit gegen die Kirche sind nicht unbelohnt geblieben; 1484 wurde er unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und 1506 seine Gebeine feierlich erhoben. Seine Gemalin Agnes überlebte ihn um mehr als zwanzig Jahre; sie folgte ihm erst den 24. September 1157, über achtzig Jahre alt, im Tode. Sie hatte ihm in einer langen glücklichen Ehe neunzehn Kinder geboren, von denen jedoch acht vor ihm starben. Es überlebten ihn sechs Söhne und fünf Töchter, und zwar: Adalbert, welcher als Schutzvoigt sämmtlicher österreichischen Stifte und Klöster den 9. November 1137 starb; Leopold, des Vaters Nachfolger in der Mark Oesterreich; Otto, gestorben 1158 als Bischof von Freisingen, berühmt als Geschichtschreiber seiner Zeit; Heinrich, unter dem Namen Jasomirgott bekannt und später zur Markgrafschaft berufen; Konrad, zuletzt Erzbischof von Salzburg, und der in der Blüthe seiner Jahre dahinsterbende Ernst.

Als Markgraf Leopold starb, befand sich der Kaiser Lothar eben auf einer Reise nach Italien. Um sich der Gunst des Letzteren, und dadurch der Erbfolge in der Markgrafschaft zu versichern, baten die Söhne Leopold's schriftlich den Papst um seine Verwendung bei dem Kaiser. Sie wurde zugesagt, und so geschah es, daß der Kaiser — jedoch mit Uebergehung des Erstgeborenen Adalbert, wozu ihn wahrscheinlich dessen schwächliche Gesund-

heit bestimmte — den zweitgebornen Sohn, Leopold, genannt der Freigebige, zum Nachfolger in der Markgrafschaft bestimmte. Dieser hatte kaum die neue Würde angetreten, als Kaiser Lothar (3. December 1137) starb und Herzog Konrad aus dem Hause Stauffen zum deutschen Könige gewählt wurde, für die Babenberger ein sehr erfreulicher und hoffnunggebender Fall, da Konrad von mütterlicher Seite ein Halbbruder Leopold's war. Doch gingen Krieg und Unruhe im Geleite dieser Hoffnung. Das mächtige Welfische Haus konnte es nicht verschmerzen, daß die deutsche Krone nicht ihm, und zwar Heinrich dem Stolzen, Herzoge von Baiern und Sachsen, zugefallen. Ihm hatte der sterbende Kaiser Lothar die Reichsinsignien zur Verwahrung anvertraut. Er gab sie nur nach längeren Weigerungen heraus, und erschien auf dem Augsburger Hoftage an der Spitze eines bewaffneten Haufens, so daß dem Könige Konrad für seine Person bange ward. Dieser verließ darum Augsburg und schrieb einen neuen Hoftag zu Würzburg aus, auf welchem Heinrich der Stolze, weil er trotzig sich der Unterwerfung weigerte, 1138 durch die anwesenden Reichsfürsten des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erkannt, dann aber auf einem Hoftage zu Goslar seiner beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern verlustig und in die Acht erklärt wurde. Sachsen gab der König Konrad an Albrecht den Bären aus dem Hause Ascanien, das Herzogthum Baiern aber an Markgraf Leopold von Oesterreich. Dieser durchzog von Regensburg, der Hauptstadt des neuerworbenen Landes aus, ganz Baiern an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, sprach am Lechflusse strenges Recht und folgte, weil er seine Herrschaft in Baiern schon sichergestellt meinte, dem Könige nach Sachsen. Da erraffte sich hinter ihm die welfische Partei in Baiern, obenan die Brüder Otto und Heinrich aus dem alten Hause von Schleyern. Mit einer mächtigen Besatzung trotzten sie in dem festen Bergschlosse Falley dem Markgrafen. Er eilte herbei, die Feste zu brechen; da fiel ihm Welf, der Bruder des mittlerweile verstorbenen stolzen Heinrich, unvermuthe in den Rücken. Eine wüthende Schlacht entbrannte; auf beiden Seiten thürmten sich die Leichen. Doch mußte Leopold sich zum Rückzuge bequemen. Der Kaiser übernahm die Rache; er belagerte den siegestrotzigen Welf in seinem Schlosse Weinsberg im Schwabenlande, lieferte ihm am 21. December 1140 eine Schlacht, jagte ihn in die Flucht und bezwang das Schloß. Noch erzählt die Sage von den treuen Weibern von Weinsberg, die, da König Konrad ihnen gestattet, so viel ihrer besten Habe mit sich zu

nehmen, als Jede selbst forttragen könne, ihre Männer und männlichen Verwandten auf die Schultern genommen, und so sie vor dem Schwerte des Siegers gerettet haben sollen. In dieser Schlacht waren die Namen Welf und Waiblingen — letzteres ein Erbgut der Hohenstauffen im jetzigen Würtemberg'schen — die Losung gewesen, durch welche beide Parteien sich von einander unterschieden. So entstanden die Welfen und Waiblinger, von den Italienern mundgerechter in Guelfen und Ghibellinen verwandelt. Diese verhängnißvollen Namen theilten später Italien und Deutschland in zwei gewaltige politische Schlachthaufen, die einander durch dreihundert Jahre mit den schneidendsten Waffen des Hasses und der Eifersucht bekämpften.

Doch hatte, selbst nach diesem Siege, Leopold sich noch nicht des ruhigen Besitzes von Baiern zu erfreuen. Als er im Jahre 1141 in Regensburg einen Gerichtstag hielt, zettelte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach einen Aufruhr an. Leopold, persönlich hart bedroht, mußte zu einem verzweifelten Mittel greifen. Er ließ in einigen Quartieren der Stadt Feuer anlegen und entkam in dem dadurch herbeigeführten Tumulte. Dann kehrte er wohlgerüstet zurück, lagerte sich nahe vor der Stadt und ängstigte sie, bis sie Strafgeld erlegte und Unterwerfung gelobte. Von da führte er sein Heer an den Lechfluß, zerstörte die Schlösser der Welfischen und verwüstete zornig die Gegend. Mitten im Rausche der befriedigten Rache trat dem nach Regensburg zurückkehrenden Sieger eine tödtliche Krankheit in den Weg. Gern hätte der kranke Fürst vor dem Tode sein Oesterreich wiedergesehen; aber sein Schicksal wartete nicht länger. Im Kloster Altach starb er unterweges den 18. October 1141, nachdem er erst 33 Jahre gelebt, nur fünf regiert hatte. Schwerlich würde dem feurig anstürmenden jungen Helden der Tod schon so frühzeitig in die Zügel gefallen seyn, hätte er das Glück, das er daheim ohne Kampf und Wagniß besaß, nicht in der Ferne gesucht. Der unaufhörlich angefochtene Erwerb Baiern's zehrte und verlöschte die jugendliche Kraft des edlen Leopold. Er wurde in dem, von seinem Vater gestifteten Kloster Heiligenkreuz bestattet. Seine Gemalin Maria, Tochter des böhmischen Herzogs Sobieslav, mit welcher er sich im October 1138 zu Olmütz vermält und der nach Leopold's Tode der Herzog Hermann von Kärnten seine Hand reichte, hatte ihm keine Kinder geboren. Seine freigebige Hand, die ihm den Beinamen erwarb, beschenkte reichlich mit Land und Dörfern die Stifter Klosterneuburg, Heili-

genkreuz und Reichersberg, und noch auf seinem Todbette verlieh er der, 1138 durch Hadmar von Cuopharn gestifteten, berühmten Cistercienserabtei Zwettel ein schönes Landgut, um Gottes Huld zu gewinnen durch Begünstigung derer, die hienieden zu seinem Dienste berufen.

Da Leopold der Freigebige kinderlos starb, so vergab Kaiser Konrad die Mark Oesterreich an des Ersteren Bruder Heinrich (II.), der, weil er den Spruch Jasomirgott oder Jochsamergott — so viel als: ja so mir Gott helfe — häufig im Munde führte, diese Phrase als Beinamen erhielt. Dagegen zögerte der Kaiser mit der Verleihung des Herzogthums Baiern, wahrscheinlich weil er noch nicht über die Mittel im Reinen war, dieses Land unter ruhigeren und gesicherteren Umständen mit der östlichen Mark zu verbinden. Er glaubte dies dadurch zu bewerkstelligen, daß er Heinrichen von Oesterreich die Witwe Heinrich's des Stolzen, Gertrud, eine Tochter des Kaisers Lothar, vermälte, und den jungen Heinrich den Löwen, Herzog Heinrich's des Stolzen einzigen hinterlassenen Sohn, förmlich Verzicht auf Baiern leisten ließ, wogegen demselben das Herzogthum Sachsen verblieb. So schienen denn alle Parteien zufriedengestellt, und Heinrich Jasomirgott erhielt, nachdem er zu Frankfurt im Beiseyn des Kaisers seine Vermälung mit Gertrud glanzvoll begangen, nun auch das Herzogthum Baiern. Doch Heinrich's des Stolzen Bruder, der trotzige Welf, fiel sengend und brennend in Baiern ein, auf welches er seine vermeinten Ansprüche nicht aufgeben wollte. Bei Heinrich's Annäherung wich er zurück. Die verbündeten kaiserlichen und österreichischen Heere rückten vorwärts, drängten den Hauptanhänger der Welfen, den Grafen Konrad von Dachau, zur Uebergabe seines Schlosses Dachau und legten es in Asche. Aber die Ruhe war damit nicht hergestellt. Im Jahre 1145 mußte Heinrich gegen den Bischof Heinrich von Regensburg ziehen, einen der gefährlichsten Anhänger Welf's. Der Markgraf hatte sich mit dem Herzog Wladislav von Böhmen, der Bischof mit dem Herzog Ottokar von Steyer verbunden. So verwüsteten sie einander gegenseitig Oesterreich und Baiern, ohne daß man von einem bestimmten Erfolge des Kampfes weiß. Heftiger noch und drohender entbrannte der Krieg gegen Ungarn. Boris, ein Sohn des verstorbenen Ungarnkönigs Coloman, erhob, nach dem Tode Königs Bela des Blinden, Ansprüche auf den Thron, obschon sein eigener Vater Zweifel an seiner ehelichen Geburt erhoben und ihm dadurch den Weg zur Nachfolge abgeschnitten hatte. Der Böhmenherzog Wladislav nahm Antheil

an ihm, eben so des Ersteren Gemalin Gertrud, die auch ihren Bruder, den Markgrafen Oesterreich's, zu Gunsten des Prätendenten stimmte. Der Markgraf stellte ihn sogar dem Kaiser Konrad vor und suchte denselben zu einem Zuge gegen Ungarn zu bewegen, um Boris gegen den neuen König Geisa einzusetzen. Des Kaisers zugesagter Schutz verzögerte sich. Dafür gewann sich Boris die Herzen und die Waffen einiger Landesedlen Oesterreich's. Sie fielen unvermuthet in Ungarn ein, überraschten und nahmen nächtlicher Weile das Schloß Preßburg, tödteten oder fingen die Besatzung. Nur kurz währte die Freude des Sieges; die Nähe des zürnenden Geisa nöthigte sie, den Platz zu räumen. Obgleich sie selbst frei zugestanden, daß sie weder vom Kaiser Konrad, noch vom Markgrafen Leopold Befehl zu jenem Einbruche erhalten, glaubte doch Geisa, mit Recht oder mit Unrecht, den Letzteren dabei im Spiele. Mit 70,000 Mann zog der ergrimmte königliche Jüngling an den Leithafluß, und als Heinrich Jasomirgott sich ihm gegenüber am Fischaflusse lagerte, überschritt er den Strom und bereitete sich zum Angriffe. Heinrich, voll ungestümer Tapferkeit, stürmte, ohne sein Heer erst in bestimmte Schlachtordnung zu stellen, gegen den Feind heran, warf dessen vorderste Reihen und rüttelte schon gewaltig an dem Mitteltreffen. Da brach Geisa wie ein Blitz hervor. Dem wüthenden Stoße war nicht zu widerstehen. Heinrich wendete sich zum Rückzuge und fand Schutz hinter den Mauern Wien's, das damals schon eine haltbare Stadt gewesen seyn muß. Die Ungarn, auf deren Seite der Verlust nicht geringer seyn mochte, als auf jener der Oesterreicher, wagten die Verfolgung nur bis an die Fischa. Die Schlacht geschah am 11. September 1146. Auch Heinrich mochte die Sache nicht weiter treiben, da er wegen der unaufhörlichen Fehden, die ihm sein Herzogthum Baiern zuzog, nicht ganz mit Geisa zu brechen wünschte. Den Kaiser aber beschäftigte der beabsichtigte neue Kreuzzug zu sehr, als daß ihm Zeit übrig geblieben wäre, für die, in Leopold dem deutschen Reiche angethane Unbill Rechenschaft zu fordern.

Uebel stand es damals um die christlichen Waffen im Oriente. Die mit dem Blute so vieler Kreuzfahrer erkauften Eroberungen drohten eine nach der anderen wieder verloren zu gehen. Aleppo und Edessa, Letzteres für eine Vormauer Jerusalem's gehalten, waren wieder in den Händen der Saracenen; die heilige Stadt selbst in dringender Gefahr. Da ließ, in solcher Noth der Christenheit, Papst Eugen III. durch den berühmten heiligen Redner

Bernhard das Kreuz predigen. Wunder wirkte die Suada des heiligen Mannes. Kaiser Konrad brach in Thränen aus, ließ sich von Bernhard das Kreuz anheften und die Fahne reichen. Seinem Beispiele folgten viele Fürsten und Edle, darunter Bischof Heinrich von Regensburg, Bischof Reginbert von Passau und Bischof Otto von Freisingen, des Markgrafen von Oesterreich und Herzogs von Baiern Bruder, dann Herzog und Markgraf Heinrich Jasomirgott und sogar dessen und des Kaisers alter Gegner, der Herzog Welf. So brachte die große Idee des heiligen Krieges selbst erbitterte Feinde wieder unter gemeinschaftliche Fahnen, und machte sie zu Kampfgenossen und Brüdern. Mit einem Kreuzheere, das allein an 70,000 Gepanzerte zählte, schwamm Kaiser Konrad von Regensburg aus die Donau hinab, rastete zwei oder drei Tage bei Ardacker und rückte dann an die Fischa. Ein Theil des Heeres übersetzte die Leitha, und steckte in Ungarn das Lager aus; ein anderer fuhr weiter die Donau hinab. Aber schon im Beginne trafen Widerwärtigkeiten und Nachtheile den abenteuerlich-frommen Zug. Als im Monat September 1147 das deutsche Heer an einem Bache bei dem Dorfe Cherevach sein Lager aufschlug, schwellten Wolkenbrüche das friedliche Gewässer plötzlich dergestalt, daß es Gegend und Lager überschwemmte, Menschen, Pferde und Gepäck in grauenvoller Verwirrung mit sich fortriß. Erschreckt und geschwächt, ging der Zug weiter nach Konstantinopel fort und lagerte sich zu Pera. Da brachte die Arglist und das Mißtrauen des griechischen Kaisers Emanuel das deutsche Heer in neue, ärgere Drangsale. Eingeschüchtert und zusammengeschmolzen, schleppte sich der Rest des Kreuzheeres nach Asien hinüber. Hier fraß, in schreckenvoller Niederlage, das Schwert der Saracenen, was der Wuth der Elemente, der griechischen Hinterlist entronnen. Von den 70,000 Gepanzerten entging kaum der zehnte Theil dem allgemeinen Würgen. Kaiser Konrad, Herzog Heinrich Jasomirgott und der gelehrte Otto von Freisingen retteten sich mit Mühe nach Europa hinüber. Der Kaiser und Heinrich verbrachten den Winter in Konstantinopel. Diesen mußte die Liebe für so vieles bestandene Ungemach trösten helfen; er erkor des griechischen Kaisers Emanuel Brudersenkelin, Theodora, zu seiner Braut, wodurch das Blut der Komnenen sich mit dem der Babenberger mischte. Noch einmal wendeten, voll unerschütterlichen Glaubensmuthes, Kaiser Konrad und Herzog Heinrich sich dem von Christenblut überschwemmten Osten zu. Zu Wasser fuhren sie im Frühjahr 1148 bis nach Ptolomais, wanderten

von dort geradewegs nach Jerusalem, spendeten Gebet und Thränen an den heiligen Orten, und schritten dann zur Belagerung Damask's, als des wichtigsten Platzes in Syrien. Aber auch hier erlag das deutsche Ritterschwert den krummen Säbeln der Islamiten. Die Starken wichen dem stärkeren Schicksale. Kaiser Konrad und Herzog Heinrich verließen, nach muthigen und frommen Thaten, das ekle Blutbad und kehrten zur deutschen Erde zurück.

Doch auch hier wollte nicht Ruhe werden. In Baiern wuchsen 1151 neue Gefahren für den Herzog empor. Der alte grimme Welf, dann Heinrich, der junge Löwe, und die Söhne des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach fachten geschäftig die bald mehr, bald minder merklich fortglimmende Asche an. Doch hielt für den Augenblick Kaiser Konrad's kraftvoller Arm den ersten Ausbruch nieder. Als aber dieser im Jahre 1152 die Augen für immer schloß, gestalteten sich die Aussichten für Heinrich Jasomirgott trüber. Kaiser Konrad's Nachfolger, der Hohenstauffe Friedrich I., wegen seines röthlichen Bartes der Barbarossa genannt, war zwar ebenfalls nahe mit Babenberg verwandt, denn Heinrich's Mutter, Agnes, hatte auch den Vater des Rothbarts geboren. Aber nicht minder nahe stand dieser durch Bande des Blutes den Welfen; da seine Mutter Judith eine Tochter des Herzogs Welf von Altdorf und Schwester Heinrich's des Stolzen war. So hatten denn auch die deutschen Reichsstände, indem sie Friedrich auf den deutschen Thron setzten, durch ihn, der den Waiblingern und den Welfen gleich nahe verwandt, die lange böse Fehde zwischen diesen beiden Parteien auszugleichen und beizulegen gehofft. Dies lag auch im Sinne des großen Friedrich Barbarossa; daher er noch zu Ende des Jahres 1152 einen Reichstag nach Würzburg ausschrieb, um die wegen des Besitzes von Baiern zwischen Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen schwebenden Streitigkeiten, durch Rechtsspruch oder gütlichen Vergleich auszumachen. Doch nur der Löwe stellte sich ein, während Jasomirgott es für überflüssig achtete, noch wegen eines Besitzthumes zu verhandeln, das ihm durch die Aechtung Heinrich's des Stolzen, durch Kaiser Konrad's Ausspruch, das Urtheil der Reichsstände und Heinrich's des Löwen nachträgliche Entsagung, mit allen Formen der Rechtmäßigkeit anheimgefallen war. Einen neuen Reichstag schrieb Kaiser Friedrich auf Pfingsten 1153 nach Worms aus. Hier erschienen zwar beide Heinriche; doch weigerte sich Jasomirgott, Red' und Antwort zu geben, Mangel einer

förmlichen Einladung vorschützend. Noch durch zwei solcher Fürstentage, zu Regensburg und zu Speyer, zog sich die Sache unausgemacht hin; denn Jasomirgott's gutes Recht leuchtete in die Augen, so wie auf der anderen Seite des Löwen hartnäckige Ansprüche und des Kaisers Vorliebe für ihn, ein mächtiges Gegengewicht in die Wagschale legten. Friedrich, an langes Wählen nicht gewöhnt und voll ungeduldiger Wünsche für Beschleunigung seines Zuges nach Italien, griff endlich entscheidend durch. Auf einer abermaligen Versammlung der Reichsstände zu Goslar im Jahre 1154 sprach er, mit Beistimmung einiger Fürsten, seinem Jugendgespielen, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Baiern zu. Die meisten Reichsfürsten sahen das Uebereilte und Unrechtmäßige dieses Spruches ein, da dieses willkührliche Wiederentreißen eines nach Gesetz und Recht verliehenen Lehens, die gegenwärtigen und künftigen Besitzungen aller Reichsfürsten einem ungewissen Schicksale aussetzte. Jasomirgott war auch keinesweges gemeint, seine wohlerworbenen Rechte so ohne Weiteres sich nehmen zu lassen. Er wich daher nicht aus dem Besitze Baierns. Kaiser Friedrich, das Gewaltsame seines Spruches wohl begreifend und nur seinen Römerzug im Auge, scheuete sich, zu Zwangsmitteln zu schreiten, und begnügte sich, den Löwen vorläufig so weit beruhigt zu haben, daß dieser ihm nach Italien folgte. Kaum aber hatte er diesen Zweck erreicht und in Rom die Krone Karl's des Großen auf sein Haupt gesetzt, als nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1155, seine erste Sorge dahin ging, die baierischen Streitigkeiten zu Gunsten seines Schützling's, des Löwen, zu beendigen. Da eine mündliche Unterredung mit Heinrich Jasomirgott ihn seinem Ziele nicht näher brachte, und gleichergestalt ein Hoftag in Baiern an der böhmischen Gränze, auf welchem auch Jasomirgott's Bruder, Bischof Otto von Freisingen, als Unterhändler und Schiedsmann auftrat, zu Nichts fruchtete, so veranstaltete der Kaiser einen nochmaligen Reichstag zu Regensburg, auf welchem er Heinrich dem Löwen das Herzogthum Baiern in aller Form zusprach, ihm diese Stadt, als die vormalige beständige Residenz der baierischen Herzoge, einräumte, und die baierischen Landesedlen und Bürger bewog, dem neuen Herzoge den Eid der Treue abzulegen, ihm zu größerer Sicherheit sogar Geißeln zu stellen. Jasomirgott, voll edlen Vertrauens zu seinem Rechte, weigerte sich auch jetzt noch der Abtretung des Herzogthums. Als aber sein eigener Bruder, der würdige Otto von Freisingen, ihm vorstellte, daß bei Heinrich's des Löwen bekannter

Unbeugsamkeit, und weil der Kaiser in der Sache schon zu weit gegangen, um wieder zurücktreten zu können, die Ruhe des deutschen Reiches nothwendig gefährdet werden müsse, wenn er länger auf seiner, wiewohl rechtsbegründeten Weigerung beharre; da entschloß sich Jasomirgott edelmüthig, dem allgemeinen Wohle den eigenen Vortheil zum Opfer zu bringen, ein Opfer, um so großmüthiger, je größer es war, um so ruhmvoller, je gerechter der Besitz des Aufgeopferten, je zahlreicher die, welchen sein gutes Recht einleuchtete, und die ihm zu Wahrung desselben beigestanden haben würden. Er erklärte sich also zu einem Vergleiche geneigt, und man eilte nun, diese Angelegenheit auf dem im September 1156 zu Regensburg gehaltenen Reichstage zu beendigen. Hauptpuncte waren folgende: Heinrich Jasomirgott trat dem Kaiser das Herzogthum Baiern sammt der baierischen Mark ob der Enns förmlich ab, und der Kaiser belehnte mit dem Herzogthum Baiern Heinrich den Löwen. Dagegen entsagte Letzterer allen Ansprüchen auf die gedachte Mark ob der Enns, welche von dem Kaiser sofort an Heinrich Jasomirgott gegeben und mit Oesterreich unter der Enns vereinbart wurde. Das nunmehr in seinen Gränzen über den Ennsfluß erweiterte Markgrafthum Oesterreich aber wurde zu einem Herzogthume, und zwar einem solchen erhoben, welches den alten vorzüglichen Herzogthümern und Erzfürsten des deutschen Reiches gleich zu achten sey. Der hierüber zu Regensburg den 17. September 1156 mit anhangender goldenen Bulle ausgefertigte kaiserliche (Fridericianische) Freiheitsbrief, in welchem Oesterreich die ruhmvolle Benennung: „Schild und Herz des heiligen römischen Reiches" erhält, gesteht dem neuen Herzoge, seinen Erben, Nachkommen und dem Lande selbst, noch folgende wichtige Freiheiten und Vorrechte zu: „1. der Herzog von Oesterreich ist weder gegen das Reich, noch sonst gegen Jemand zu irgend einer Steuer, Dienst- oder Hilfleistung verpflichtet, er müßte sie denn aus eigenem Willen leisten; nur soll er schuldig seyn, dem Reiche zu dienen in Ungarn mit zwölf gewaffneten Mannen durch einen Monat auf eigene Kosten, damit man ihn als einen Fürsten des Reiches erkenne; 2. der Herzog von Oesterreich soll nicht schuldig seyn, wegen Empfangung seiner Lehen sich außerhalb der Gränzen seines Landes zu begeben, sondern die Belehnung vom Kaiser und Reiche soll ihm in seinen Landen ertheilt werden; würde ihm dies aber versagt, so habe er dreimal schriftlich darum anzusuchen und möge sodann seine Lehen rechtmäßig und ohne Furcht

der Fälligkeit, gleich als habe er sie persönlich empfangen, besitzen; 3. er ist nicht verbunden, auf den im Reiche, von wem immer ausgeschriebenen, Reichstagen zu erscheinen, außer aus freiem Willen; 4. das Reich soll kein Lehen in Oesterreich haben, und wenn ein Fürst, oder eine andere adelige oder nicht adelige Person lehenbare Besitzungen in Oesterreich hat, so sollen dieselben nicht eher einem Anderen verliehen werden dürfen, bis sie nicht vorher dem Herzoge bestanden, dem sie widrigenfalls anheimfallen; 5. der Herzog von Oesterreich soll in keinerlei Streitigkeiten und Angelegenheiten, vor dem Reiche oder vor wem immer zu Recht zu stehen schuldig seyn; er kann, wenn er will, einen seiner Vasallen oder Unterthanen bestimmen und von ihm Recht nehmen. Auch kann er, wenn er zum Zweikampfe gefordert wird, durch einen anderen Mann guten Leumund's kämpfen, welchen Kämpfer an diesem Tage Niemand mit Zumuthung behelligen darf; 6. was der Herzog in seinen Landen thut oder befiehlt, soll weder der Kaiser, noch eine andere Gewalt unter irgend einem Vorwande umändern; den Geboten und Verboten des Herzogs muß in seinen Landen gehorcht werden; 7. stirbt der Herzog ohne Erbsohn, so fällt das Herzogthum seiner ältesten zurückgelassenen Tochter zu; 8. der älteste unter den Herzogen hat die Herrschaft über das Land; nach ihm fällt sie dessen ältestem Sohne erblich zu, doch so, daß sie nie von dem Stamme des Blutes weg kommt, und daß das Herzogthum Oesterreich zu keiner Zeit getheilt werden darf; 9. wenn ein Einwohner der österreichischen Lande, oder wer darin Besitzungen hat, sich heimlich oder öffentlich eines Vergehens gegen den Herzog schuldig macht, so soll er demselben mit Leib und Gut verfallen seyn; 10. das Reich soll dem Herzoge gegen alle seine Feinde und Beleidiger beistehen und ihm zu seinem Rechte verhelfen; 11. der Herzog von Oesterreich soll (eine besondere Auszeichnung) seine Lehen von dem Reiche empfangen in seinem fürstlichen Kleide, auf dem Haupte den mit gespitztem Kranze oder Zinkenkrone umgebenen Herzogshut, in der Hand einen Stab und auf seinem Pferde sitzend; 12. der Herzog darf in allen seinen Landen Juden und öffentliche Geldausleiher, die man gemeinhin Gawertschin (Cahorsiner, nach welchem Orte sich die Wechsler und Geldnegotianten vorzugsweise benannten) nennt, halten ohne Nachtheil für das Reich; 13. wenn der Herzog auf öffentlichen Reichstagen erscheint, soll er den Palatin-Erzherzogen gleichgeachtet werden, und in dem Sitze und Gange zur rechten Seite des Reiches den ersten Platz nach den Kurfürsten einnehmen; 14. der Herzog soll freie

Macht haben, falls er ohne Erbkinder verstürbe, seine Lande zu schenken und zu verleihen an wen er will, und soll ihn das Reich nicht daran hindern dürfen; 15. das Herzogthum Oesterreich soll alle und jede Rechte, Privilegien und Verwilligungen besitzen, welche bekanntlich die übrigen Fürstenthümer des Reiches genießen; 16. wenn die Districte und Gebiete des Herzogthums erweitert werden durch Erbschaft, Schenkung, Kauf oder sonstige Anfälle, so sollen alle gemeldeten Rechte, Privilegien und Verwilligungen auf diese Erweiterungen übergehen." —

Groß und wichtig waren die Rechte und Begünstigungen, welche dieser Fridericianische Freiheitsbrief den Beherrschern und dem Lande Oesterreich zusprach. Abgesehen, daß er jene von Markgrafen zu Herzogen erhob, und, freilich mit Zurücknahme Baierns, Oesterreich durch das Gebiet ob der Enns vergrößerte; sicherte, mehrte und verselbständigte er die Macht der österreichischen Fürsten, indem er sie der Einmischung des Reiches in die inneren Angelegenheiten gänzlich entzog, widerspenstigen Vasallen das Recht der Berufung an das Reich nahm, und dadurch dem Streben mancher Großen nach Reichsunmittelbarkeit (was in anderen deutschen Ländern später zu so vielen Verwirrungen und langwierigen Prozessen Anlaß gab) frühzeitig vorbeugte, und die Lehensverhältnisse zum Reiche fast auf eine bloße Formalität beschränkte; indem er ferner, während die Verleihung der österreichischen Markgrafschaft bisher von der Willkühr des Reichsoberhauptes abgehangen hatte, jetzt feierlich die Erblichkeit der neuen Herzogswürde in der herrschenden Familie aussprach, dieser Erblichkeit in dem Rechte der Erstgeburt bestimmte Ordnung vorzeichnete, und sie, bei Ausgang der männlichen Linie, auf die weibliche ausdehnte; endlich durch den Grundsatz der Untheilbarkeit die ungeschwächte Macht und Stärke des Staates sicherte. — Wie außerordentlich auch die Freiheiten und Rechte waren, welche der Kaiser Friedrich durch jene Urkunde dem Hause Oesterreich anheimgegeben, so waren sie doch nur eine verdiente, ja noch kaum aufwiegende Belohnung des großen Dienstes, den ihm Heinrich Jasomirgott durch seine großmüthige Verzichtleistung auf seine wohlerworbenen Rechte an Baiern, geleistet. Hätte dieser sie weiter verfolgen wollen, so würde der Kaiser, der mit seinem Ausspruche zu Gunsten Heinrich's des Löwen offenbar zu weit gegangen, in die äußerste Verlegenheit gerathen, und ein erneuter heftiger und langwieriger Parteienkampf in Deutschland unvermeidlich gewesen seyn. Nicht nur dem Kaiser war diese Beilegung aller Zwistigkeiten durch Jasomir-

gotts edle Bereitwilligkeit hochwillkommen, sondern auch im ganzen deutschen Reiche herrschte hierüber nur Ein Gefühl der Freude, und es soll, nach den Worten eines spätern Geschichtschreibers, das Ansehen gewonnen haben, „als ob neue Menschen und eine neue Erde erschaffen, und der Himmel selbst fröhlicher und gütiger anzusehen“.

Um so höher war des Jasomirgott Nachgiebigkeit zu rühmen, da er schon durch manche tapfere That bewiesen, daß nicht Mangel an Muth ihn dazu gebracht, und da er auch später noch in Fehde und Widerstand zeigte, daß seine fürstliche Hand, die er zum Frieden und zur Versöhnung geboten, nicht für das Schwert erlahmt sey. Schwer entbrannte des Kaisers Zorn gegen die Mailänder, die ihn schon bei seinem früheren Zuge nach Italien gereizt, dann aber sich mit anderen Städten gegen die ihm treugebliebenen verbunden, und die von ihm geschleifte Stadt Tortona wieder aufgebaut hatten. Schon 1156 auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde ein Heereszug nach Italien beschlossen, doch erst nach zwei Jahren kam er zu Stande. Den Kaiser begleiteten die vornehmsten Reichsfürsten, unter ihnen auch Herzog Heinrich Jasomirgott, obschon er, nach den Worten des Freiheitsbriefes, nur zum Zuge gegen Ungarn verpflichtet gewesen wäre, mit einem österreichischen Heerhaufen und 600 Ungarn. Am 25. Juli 1158 begann man Mailand zu berennen. Scharf wehrten sich die Mailänder, auf eine zahlreiche Besatzung pochend. Sie fügten dem Heere des Kaisers manchen Schaden zu, und tödteten ihm unter anderen wehrhaften Männern den in Oberösterreich und Steiermark reich begüterten Grafen Eckbert von Püten, der neben der Grafschaft Neuburg jenseit des Inn die Herrschaften Lambach, Schärdingen und Formbach besaß, welche nun dem Herzoge Ottokar von Steyer, von ihm aus aber 1192 dem Sohne und Nachfolger des Jasomirgott zufielen. Der Herzog von Oesterreich half durch Tapferkeit und Wachsamkeit die Noth der Mailänder mehren. Er lockte sie an einem Stadtthore, dessen Hut von außen ihm anvertraut worden, zu einem Ausfalle, und warf sie dann in wilder Flucht und mit schwerem Verluste zurück. Damals ahnete er nicht, daß dieselbe Stadt, welche er einem fremden Gebieter erobern half, dereinst als köstlicher Stein in Oesterreich's Krone prangen werde. Die geängstigte Stadt sprach endlich seine und des Böhmenkönigs Wladislav (II.) Vermittelung bei dem erzürnten Kaiser an, und der Friede wurde geschlossen. Doch nicht lange sollte er währen. Bald erregten die Mailänder, durch neuen Uebermuth und neuen Aufruhr, des

Barbarossa verdoppelten Zorn. Mit furchtbarer Macht rückte er 1162 abermals vor die Stadt, nahm die verzweiflungsvoll Ringende mit der unwiderstehlichen Kraft des Heldengrimms, brach ihre Mauern, tilgte ihre Häuser, ihre Paläste von der Erde, ließ Salz auf den Platz streuen zum Zeichen ewiger Vertilgung, den Pflug in dem kahlen Boden wühlen, der die stolze Stadt getragen, und stieß ihre Bewohner in die obdachlose Fremde. Eine entsetzliche Wunde hatte des Ghibellinen Schwert den Guelfen in Italien geschlagen; dennoch erstickte sie den alten Haß nicht, tödtete nicht den alten Trotz.

Noch wildere Kämpfe standen in Aussicht. Die schöne Zauberin Italia hatte den kaiserlichen Hohenstauffen in ihrem Wundergarten verstrickt, und schüttete alle Pfeile der List und der Wuth über sein edles Haupt. Mit vergrößerter Heftigkeit erneute sich der Zwiespalt zwischen Kirche und Thron. Schon vor dem ersten Feldzuge gegen Mailand war es zu Mißverständnissen zwischen dem Papste Hadrian und dem Kaiser Friedrich gekommen, die jedoch, namentlich durch das standhafte Festhalten der deutschen Bischöfe an dem Kaiser, vorläufig beigelegt wurden. Als aber durch Mailand's erste Einnahme, der kaiserliche Einfluß in Italien sich bedeutend hob, brach der verhaltene Unwille doppelt gewaltsam hervor. Der Papst beklagte sich in einem Schreiben voll heftiger Ausdrücke, daß bei jenen Feldzügen die kaiserlichen Beamten auch von Ortschaften des Kirchenstaates Kriegslieferungen eingetrieben, und verweigerte dem Kaiser den Wunsch, den neuen Bischof zu Ravenna zu bestätigen. So wurden von beiden Seiten bittere Reden, beleidigende Schriften gewechselt. Als die Fehde ihrem Ausbruche am nächsten war, starb (1159) der Papst Hadrian. Die neue Papstwahl trieb die Spannung der Factionen auf den höchsten Punct. Die der Zahl nach stärkere Partei der Kardinäle, die sogenannte sicilianische, wählte den Kardinal Roland, bisherigen Kanzler der römischen Kirche, unter dem Namen Alexander III.) zum Papste; die kaiserlich gesinnte, unterstützt von dem niederen Clerus und dem Volke, den Kardinal Octavian als Victor III. Der Kaiser wollte, nach dem Muster seiner früheren Vorgänger, den Streit zwischen beiden Päpsten durch eine Kirchenversammlung entscheiden lassen. Aber Alexander erklärte, als rechtmäßiger Papst von keiner Kirchenversammlung gerichtet werden zu können, sprach den Bann aus gegen den Gegenpast Victor, gegen den Kaiser und dessen Anhänger, und entband die Unterthanen des Eides der Treue. Fest,

mit unwandelbar deutschem Gemüthe, hing der Herzog Oesterreich's an seinem Kaiser. Seinen eigenen Bruder, den Erzbischof Konrad von Salzburg, mußte er dem Hasse der Parteien geopfert sehen. Denn als Konrad, dem Papste Alexander anhänglich, den Bann über den Kaiser erneuerte, that ihn dieser in die Acht. Salzburg wurde verwüstet und Konrad verjagt; noch als Flüchtling und Geächteter sprach er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit seine Ueberzeugung aus. Der gewaltige Kampf rief auf beiden Seiten große Gefühle des Muthes und selbstaufopfernder Treue in's Leben. In dem Salzburger Kapitel lebte Konrad's muthiger Geist auch nach seiner Vertreibung fort. Es wählte, ohne den Kaiser zu befragen, Alberten, Sohn des Königs Wladislav von Böhmen und Gertrudens, einer Schwester Konrad's und des Herzogs von Oesterreich. Aber des Kaisers strafender Arm erhob sich abermals gegen Salzburg, verjagte auch Alberten und mit ihm alle baierischen Prälaten von Alexanders Partei. Willig bot Jasomirgott dem Kaiser seine Hilfe; doch gestattete er, mild und aufgeklärt, durchaus nicht, daß Anhänger Alexanders in seinem Lande verfolgt und gekränkt werden dürften, obschon er den Kaiser dadurch mißtrauisch machte.

Als im Jahre 1165 der Herzog Heinrich die Verlobung seiner Tochter mit dem Könige Stephan III. von Ungarn feierte, kam Kaiser Friedrich von Passau aus zu Wasser nach Wien, wo er durch vierzehn Tage verweilte, und, da der Gegenpapst Victor ein Jahr früher verstorben, den Herzog bewog, ihm eidlich die Anerkennung des Papstes Paskal gegen den Papst Alexander zu geloben. Bei dieser Gelegenheit hatte der Kaiser, gegen eine Summe Geldes, dem Könige Stephan seinen Beistand gegen den griechischen Kaiser Emanuel zugesagt, der durch allerhand Umtriebe das ungarische Reich als ein Zinsfürstenthum unter Konstantinopels Einfluß zu beugen trachtete. Da aber den Kaiser Friedrich die italischen Händel von persönlichem Einschreiten abhielten, so gab er 1167 dem Herzoge Heinrich und dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach den Auftrag, die Mißhelligkeiten zwischen dem ungarischen und dem griechischen Hofe zu vermitteln. Sie gingen zu Emanuel nach Sardika (Sofia), wurden von dem schlauen Griechen köstlich bewirthet, konnten aber sonst Nichts von ihm erlangen. Als noch in demselben Jahre Stephan gegen Emanuel, der des Ersteren aufrührischen Bruder Bela heimlich und offen unterstützte, die Waffen zu ergreifen genöthigt war, führte Herzog Heinrich ihm, als seinem Schwiegersohne, einen Heerhaufen zu.

Doch gestatteten theils der Griechen Uebermacht, theils die inneren Unruhen Ungarns, wenig ersprießliche Erfolge für Stephan und dessen Bundesgenossen.

Fehden und Verwüstungen verbitterten des edlen Herzogs letzte Tage. Der Markgraf Konrad von Mähren, verbunden mit dem unruhigen Herzog Sobieslav von Böhmen und steyerischen Edlen, fiel im August 1176 in Oesterreich ein, und streute weithin die Saat der Zerstörung und des Todes. Von manchen Seiten hat man behaupten wollen, Kaiser Friedrich selbst habe durch heimliche Aufstachelung jene Feinde nach Oesterreich gelockt, aus Unmuth darüber, daß der Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg nicht seine Stimme zur Absetzung und Aechtung des Erzbischofs Albert von Salzburg gegeben; welcher Anlaß jedoch kaum zu vermuthen. Heinrich zog den Böhmen und Mährern entgegen, begierig, die erlittene Unbill zu rächen. Aber der zahllose Schwall der Feinde überzeugte den kriegserfahrenen Fürsten, daß Widerstand im freien Felde unmöglich. Er zog sich in das Innere seines Landes zurück, um hinter befestigten Plätzen die Macht des Gegners nach und nach zu brechen. Auf dem Rückzuge nach Wien brach unter der Last seiner Geharnischten eine Brücke; er stürzte mit dem Rosse und zerschmetterte sich das Bein. Wenige Tage darauf starb der ritterliche Fürst (13. Januar 1177), in einem Alter von 62 Jahren, und wurde in Wien, in der von ihm gestifteten Benedictinerkirche zu den Schotten, beigesetzt. Er hatte mit Besonnenheit und weiser Mäßigung sich unter Gefahren und Stürmen aller Art behauptet, mit Entsagung hingegeben, was sich nicht retten ließ, mit Kraft gewahrt, was sein eigen geworden, und voll Treue und Eifer für den Freund und Kaiser, sich mild und gerecht jenen erwiesen, die der feindlichen Partei gehuldigt. Wie im Sprüchworte und im gleichlautenden Beinamen, so trug er den Gott im Busen, und blieb seinem edlen Selbst getreu in allen Brandungen der Zeit, in allen Lockungen der Verhältnisse. Durch Erwerbung des Landes ob der Enns gestaltete er Oesterreich zu einem geschlossenen Ganzen, und gewann dem jungen Staate Rechte und Hoheiten, deren sich kaum ein anderes Reichslehen in gleichem Umfange zu erfreuen hatte. Durch ihn trat auch Wien, das einstige Fabiana, aus altem Schutte der Zerstörung und Vergessenheit wieder in die Reihe der namhafteren Orte ein. Zwar war Wien schon vor ihm zu einem haltbaren Platze herangewachsen, so daß er innerhalb desselben sich den Verfolgungen der Ungarn entziehen konnte. Aber er schmückte und verherrlichte Wien durch Gebäude und Stiftun-

gen, und erhob es zu seiner Residenz. Auch stellte sich unter ihm erst eigentlich der Name des Ortes fest, und in Urkunden seiner Zeit lieset man wiederholt von der „Stadt Faviana, die jetzt Wien heiße." Der damals noch zu geringe Umfang Wiens vermochte nicht einmal die großartigen Bauwerke alle aufzunehmen, mit denen der edle Herzog es zu zieren gedachte. So begann er 1144 durch den Baumeister Octavian Wolzner aus Krakau den Bau der ersten Pfarrkirche zu St. Stephan, zwar außerhalb der Stadt damals, doch nahe an der Ringmauer, die dazumal auf jener Seite von dem einstigen Peilerthore den Graben hinunter bis zum Freisinger- (Trattner-) Hofe, und durch das Schlossergäßchen auf die Brandstatt hinlief, wo gegen St. Stephan hin ein kleines Thor sich öffnete. Spätere Anbaue haben die ursprüngliche Gestalt sehr verändert; doch beurkunden noch heutiges Tages der steinerne Chor am Riesenthore und die beiden vorderen oder Heiden-Thürme, damals die Ecken des Gebäudes, die Periode und die Vorzüglichkeit des Urbaues, die Kräftigkeit und den edlen Geschmack ihrer Gründer. Bischof Reginbert von Passau weihete 1147 die neue Kirche ein, und übertrug auf sie die pfarrherrlichen Rechte der alten, durch die Magyaren zerstörten Kirche zu St. Peter. — Hochverehrt waren zu jener Zeit die Schotten und Irländer (Hyberner) durch frommen Wandel, weisen Jugendunterricht und hohe Begeisterung im Predigen des Kreuzes. Ihre Missionen reichten hinab bis in's tiefste Rußland, und kein Kloster in Deutschland genoß höheren Ruhm, als das der Schotten zu St. Jacob in Regensburg. Herzog Heinrich berief sie nun auch nach Wien, bauete ihnen 1155—1158 außerhalb der, damals beim heutigen Heidenschusse geschlossenen Stadt, die Benedictiner-Abtei, zu den Schotten genannt, und gab ihnen, durch den in letzterem Jahre ausgestellten Stiftsbrief, Stab und Gericht und Blutbann über all' ihre Dienstleute und Leibeigenen, in des Klosters nächster Umgebung die Asylsrechte (Freiung), Unabhängigkeit der Abteswahl, Grundherrlichkeit und pfarrherrliche Rechte im vorgezeichneten Gebiete. Auch übergab er dieser Abtei die, dem herzoglichen Patronatsrechte unterstehenden Kapellen St. Pancraz, St. Ruprecht, St. Peter und Maria-Stiegen, wie auch die Kirchen zum h. Kreuz in Tuln, zu St. Stephan in Krems, St. Coloman's zu Laa, und die Pfarren zu Pulka und Eggendorf. — Desgleichen erneuerte und erweiterte er die Kirche U. L. F. am Gestade oder Maria-Stiegen genannt, welche 1154 durch des Herzogs Bruder, den in seiner Ueberzeugung schwer geprüften und muthvoll bestandenen

Bischof Konrad von Passau, eingeweiht wurde. — Gleichzeitig mit St. Stephan bauete Herzog Heinrich sich zu Wien eine Burg zu seinem Wohnsitze. Mit Mauern und Gräben wohlversehen, stand sie am nordwestlichen Ende der damaligen Stadt, auf dem Platze, der noch jetzt nach ihr der „Hof" heißt, an der Stelle des jetzigen Kriegsgebäudes. Als sechs Jahrhunderte später (1756) die gegen die Bognergasse gerichtete Seite des Jesuiten-Profeßhauses erneuert wurde, entdeckte man die deutlichen Spuren des alten Burggrabens.

Aus seiner zweiten Ehe, mit der griechischen Theodora, die ihren Gemal um acht Jahre überlebte, hinterließ Herzog Heinrich zwei Söhne und eine Tochter: nämlich Leopold, geb. 1157, der mit dem Beinamen des „Tugendhaften" seinem Vater in der Regierung folgte; Heinrich, welchem zu seinem standesmäßigen Unterhalte der Genuß eines Districtes, umschließend die Ortschaften Mödling, Neudorf, Salenau, Draßkirchen, Waltersdorf, Kaisersberg und vermuthlich auch Gumpoldskirchen, angewiesen wurde (geb. 1158, gest. 1223), und mit dessen gleichnamigem Sohne, der sich Herzog von Medlingen nannte, diese Seitenlinie um 1236 wieder erlosch; Agnes, an König Stephan III. von Ungarn verheiratet.

Durch die Bestimmung des Fridericianischem Freiheitsbriefes: daß die Herrschaft über das Land dem ältesten unter den Herzogen zustehe, und nach ihm dessen ältestem Sohne erblich zufalle, war Leopold's Nachfolge im Herzogthume Oesterreich gegen jeden Zweifel festgestellt. Wenn derselbe gleichwohl, nach seines Vaters Ableben, den Kaiser in Italien aufsuchte, und dort im Schlosse Candelare bei Pesaro die Belehnung einholte, die er, laut der Worte jenes Freiheitsbriefes, ruhig im eigenen Lande hätte erwarten können, so waren wohl Angelegenheiten und Besprechungen anderer Art der eigentliche Anlaß dieser Reise. Nach seiner Rückkehr war es die erste ritterliche Sorge des zwanzigjährigen Herzog's, die Mährer zu züchtigen für ihren Einfall und ihre Verwüstungen in Oesterreich, wodurch sie seinem ruhmreichen Vater das Leben verkümmert und verkürzt. Er brach in Mähren ein, belagerte Olmütz, rächte Verwüstung durch Verwüstung, und schaffte so sich Frieden.

Im deutschen Reiche war eine kurze Ruhe eingetreten, ein tiefes Aufathmen von dem langen Streite zwischen Thron und Kirche. Das Unglück seiner Waffen in Italien, der Abfall jener Freunde, auf die er am meisten gebaut, stimmten den kriegsfreudigen Kaiser Friedrich trüber und milder.

Zu Venedig den 1. August 1177 versöhnte er sich mit seinem großen Gegner, dem Papste Alexander. So sah denn wieder der Kaiser die kirchlichen, der Papst die weltlichen Angelegenheiten mit günstigerem Auge an. Als daher im Jahre 1187 die Schreckenskunde nach Deutschland kam, daß der gefürchtete Salaheddin, Sultan von Aegypten und Syrien, den Christen Jerusalem wieder entrissen, und der Papst die Fürsten des Abendlandes aufrief, die heilige Stadt den Ungläubigen abzuringen; da folgten dem frommen Rufe nicht nur die Könige Frankreich's und England's, Philipp August und der Held der Lieder, Richard Löwenherz, sondern auch der greise Kaiser Friedrich nahm, um seiner Versöhnung mit der Kirche die Krone aufzusetzen, auf dem Reichstage zu Mainz feierlich das Kreuz. Im Jahre 1189 setzte sich der Zug, auf sechsmalhunderttausend Köpfe angewachsen, in Bewegung. Von Regensburg kam der Kaiser im Maimonat nach Wien, wo Leopold ihn mit großen Ehren aufnahm. Ein reinerer und edlerer Geist sollte diesen Kreuzzug auszeichnen. Ueber fünfhundert Krieger, die nur Raubsucht, Unehre und schnöde Begierde zu der Fahrt getrieben, wurden schimpflich hinweggewiesen, damit kein räudiges Schaf das Heer entweihe, das Gottes Sache auf Erden verfechten sollte. Den Herzog Leopold lud der Kaiser freundlich zur Theilnahme am Zuge ein; doch mußte jener, der schon vor sieben Jahren einen kurzen Kreuzzug in das gelobte Land unternommen, von dessen Erfolgen die Geschichte nichts Wesentliches aufgezeichnet hat, für den Augenblick diese Einladung ablehnen, da die Uebertragung und Erwerbung des Herzogthums Steyer, auf welchen Gegenstand wir weiterhin zu sprechen kommen, und die darob mit dem Ungarnkönige Bela entstandenen Gränzirrungen, ihn eben in Oesterreich festhielten. — Durch Ungarn ging der Zug ungestört von Statten. Aber in Griechenland und Asien wurden, ungeachtet der vom griechischen Hofe und vom Sultan von Ikonium gemachten Verheißungen, dem Kreuzheere vielfache treulose Schlingen gelegt, so daß der Kaiser sich mit dem Schwerte den Weg bahnen und seinen Kriegern den nöthigen Unterhalt erkämpfen mußte. Leopold erfuhr diese Unfälle, wie auch den Sieg über die Seldschucken, der den Weg nach Syrien geöffnet, durch Briefe des Kaisers und des den Zug begleitenden Bischof's Diepold von Passau. Da litt es den ruhm- und kampfbegierigen Leopold nicht länger in der Heimat, er ordnete seine Angelegenheiten und trat (1190) getrost die Reise nach Palästina an. Doch den hohen Kaiser Friedrich sollte er nicht

mehr sehen; im Flusse von Selefke, d. i. im Calycadnus, hatte der große Hohenstauffe seinen Tod gefunden (10. Juni 1190), minder glücklich, als einst der macedonische Alexander, welcher der kalten Flut des benachbarten Cydnus mit einem bloßen Fieber entrann. — Herzog Leopold und sein Bruder, der ältere Heinrich von Medling (der den hochtönenden und doch harmlosen Titel: „Von Gottes Gnaden der, der ich bin," sich beigelegt und den Freuden des Gesanges und der Jagd huldigte), brachen auf mit zahlreichen Mannen von Oesterreich und Steyer, vom reichen Köln und vom Niederrheine, zogen zu Wasser nach Brindisi in Sicilien, von da nach Palästina. Dort hatte inzwischen die Pest fürchterliche Heerschau im Heere der Kreuzfahrer gehalten; der Hunger und die Saracenensäbel lichteten die Reihen der Uebriggebliebenen. Eine mannhafte That mußte die entmuthigten Schaaren wieder stählen, den Uebermuth der Feinde brechen. Und sie geschah vor dem Bollwerk Syriens, vor Ptolemais, dem heutigen Acre (St. Jean d'Acre). Hier, wo beinahe sieben Jahrhunderte später (4. November 1840) wiederum ein Erzherzog von Oesterreich, der heldenmüthige Sohn eines Helden, seines Hauses siegreiches Banner aufpflanzte, war Herzog Leopold mit Richard Löwenherz der Vorderste des Sturmes vom 24. Juli 1191. So tief war er mitten in die Schaar der Feinde gedrungen, so unablässig hatte sein deutsches Schwert unter den Saracenen gemäht, daß sein weißer Wappenrock von oben bis unten in Blut gebadet schien, und nur der schmale Streif weiß geblieben war, den der Gürtel bedeckte. Dies gab, wie die Ueberlieferung meldet, das Vorbild zu Oesterreich's neuem Wappenschilde mit dem weißen Querbalken im blutrothen Felde. Der Löwenherz aber, stark und gewaltig, doch auch unverträglich und neidsüchtig, entbrannte in Eifersucht und Zorn gegen den österreichischen Helden, mit welchem er den Ruhm des Tages theilen sollte. Schon während der Belagerung hatte Richard das ganze Kreuzheer gegen sich erbittert: die Deutschen, weil er sie geschmäht und hintangesetzt; die Franken, weil er sie einmal beim Sturme verlassen, so daß die Muselmänner ihnen in den Rücken kamen und ihre Belagerungswerkzeuge verbrannten; ja seine eigenen Barone, die unter der Tyrannei seiner wilden Launen seufzten. Nicht genug, daß er den Herzog Leopold von allem Antheil an der Beute und den Gefangenen ausschloß, wollte er auch nicht leiden, daß dieser sein Banner in dem eroberten Platze aufpflanze. Nachdem er persönlich gegen den Herzog beleidigende und drohende Reden ausgestoßen, that er, was er

schon während der Winterquartiere zu Messina mit der fränkischen Fahne versucht; er ließ Oesterreich's Banner herabreißen und durch den Koth schleifen. Heiß siedete das Blut in den Adern des edlen Herzog's, und gern hätte er auf der Stelle die arge Schmach vergolten. Aber jeder blutige Zwist zwischen den Kriegern des Kreuzes war von der Kirche mit dem großen Banne und mit der weltlichen Acht belegt. Mit Thränen des Zornes in den Augen, befahl er seine Rache dem Himmel. Richard begnügte sich nicht mit jener Beleidigung. Bei der Wiederherstellung der Festungswerke von Ascalon schmähte er Leopolden beinahe noch bitterer, so daß die Oesterreicher ergrimmten und ihren Herzog zur Rückkehr nach Ptolomais bewogen. Auch hatte Richard des Leopold Blutsverwandten, den König Isaak von Cypern und dessen Tochter, zur Verhöhnung seines gegebenen Wortes in silberne Fesseln schlagen lassen, den Frankenkönig beleidigt, dem Herzoge Burgund's den rückständigen Sold geweigert, den Markgrafen Konrad von Montferat und Tyrus geächtet, ja denselben — wie man allgemein, jedoch unerweislich ihm vorwarf — durch die Assassinen meuchelmorden lassen. So hatte er durch Trotz, Gewalt, Habgier und Gehässigkeit alle Theile gleich sehr gegen sich aufgebracht und, indem er Uneinigkeit und Eifersucht aussäete, den Zweck des Kreuzzuges großentheils durch seine Schuld vereitelt. Philipp August und Leopold kehrten heim in ihre Staaten. Richard stand allein im heiligen Lande und mußte bei Salaheddin den Frieden suchen; denn seinen Thron bedrohte sein eigener Bruder Johann, und Philipp August überfiel England's Gränzen. Wohl war sich Richard bewußt, wie arg er Alle beleidigt und herausgefordert; darum getrauete er sich nur verkleidet durch die christlichen Länder zu schleichen, um die gefährdete Krone zu retten. Er durchschiffte Adria's Meer, landete zuerst auf Korfu, dann zwischen Ragusa und Zara, wendete sich von da wieder seitwärts, um zwischen Venedig und Aquileja das Land zu gewinnen. Der Kaiser Heinrich VI. hatte längs der ganzen Gränze Befehl ergehen lassen, dem Löwenherz aufzulauern und ihn als Reichsfeind einzufangen. Scharfe Obacht führten, um dem Begehren des Kaisers zu entsprechen, Graf Meinhard von Görz, Schirmvoigt von Aquileja und Herr im Küstenlande, und Friedrich von Pettau, des Salzburger Erzbischofs Vicedom zu Friesach; doch gelang ihnen nur, Dienstleute des Königs zu fangen. Richard selbst nahm den treuen William Stagny, einen der deutschen Sprache kundigen Knaben, vor sich auf das Roß, gelangte

glücklich über die Landmarken Kärntens und Steyers, irrte fremd und der Wege unkundig durch Berge und Schluchten, der Donau zustrebend, um dann durch das befreundete Böhmen nach Braunschweig zu seiner Schwester Mathilde zu kommen, der Gemalin Heinrich's, des gebeugten, doch noch immer gefürchteten Löwen. In Steyer und in Oesterreich bisher der Wachsamkeit der Gränzhüter Leopold's entgangen, erreichte er endlich die Donau und sah Wien vor sich, den Sitz des Herzogs, an dem er sich so schwer vergangen. In einer Hütte des Dörfchens Erdberg (auf der heutigen Wiener Landstraße), wo Fischer ihre Netze ausbreiteten, doch auch manche Edle des Landes ihre Maierhöfe und Lustgärten hatten, suchte der abgemüdete Flüchtling Ruhe und Erfrischung, und hier ereilte ihn sein Schicksal. Vielfältig und abweichend werden die Umstände seiner Gefangennehmung erzählt. Nach Einigen wurde er, aus Schuld der Sorglosigkeit seiner Diener, in seinem Bette schlafend überrascht, nach Anderen durch die Unvorsichtigkeit des Knaben entdeckt, den er in die Stadt nach Lebensmitteln gesendet, wo derselbe fremde Münzen wechselte und kostbare Kleinodien sehen ließ. Noch Andere berichten: er habe, meinend, gerade durch das unerhörteste Wagniß den Verdacht zu entwaffnen, sich ohne Weiteres in des Herzogs Hofküche begeben, habe dort ein Huhn am Spieße gedreht, und sey an einem kostbaren Ringe, den er mit gewohnter Unbesonnenheit vom Finger zu ziehen vergessen, erkannt worden, oder sey in Erdberg beim Bratenwenden überfallen worden. Der Herzog verfügte auf diese Nachricht sich mit Rittern und Reisigen an die Stelle, und als Richard unnützen Widerstand zu leisten Miene machte, sprach er zu ihm: „Vergebens, König, ist dein Vermummen und Verbergen; deine Züge verrathen dich. Lass' ab vom unbesonnenen Widerstande gegen die Uebermacht, und bedenke, daß wir nicht so sehr als deine Feinde, denn als deine Retter gekommen; denn wärest du den Anhängern des getödteten Montferat in die Hände gefallen, sie hätten dir wahrlich von tausend Leben nicht eines übrig gelassen." Dies geschah am 21. December 1192, nachdem Richard am 9. October in Syrien die Anker gelichtet. Hätte er dort nur fünf Monate länger ausgeharrt, so würde, durch den Tod des großen Salaheddin am 4. März 1193, sich im Oriente Alles anders gestaltet haben. Der Herzog eilte, Richard's Gefangennehmung dem Kaiser zu melden, und dieser, darüber hoch erfreut, berichtete dies sogleich durch Umlaufschreiben nach Deutschland und Italien

und an den König Philipp August von Frankreich. Leopold „empfing den König schön und würdiglich, doch hielt er ihn festiglich gefangen," meldet die Chronik. — Er übergab ihn der Obhut des mannhaftesten Ritters in Oesterreich, des Hadmar von Kuenring, der ihn auf das steil emporstrebende, weithinschauende Felsenschloß Dürrenstein bei Krems an der Donau führte. Kaiser Heinrich VI., voll bitteren Grolles gegen Richard und geizig besorgt, den Antheil des schweren Lösegeldes zu verlieren, begehrte den Gefangenen von Leopold in seine eigene Haft. Leopold, erst Sicherheit für seine eigenen Forderungen an Richard und seinen Antheil am Lösegelde verlangend, zögerte mit der Auslieferung. Dafür beschuldigte ihn der gereizte Kaiser — dem Namen, doch nicht dem Gemüthe nach ein Hohenstauffe — gefährlicher Umtriebe in Sicilien und mit den Söhnen Heinrich's des Löwen. Einflüsterungen heimlicher Widersacher Leopold's verwickelten die Sache noch mehr. Man suchte ihn glauben zu machen: der Kaiser wolle ihm seinen Gefangenen mit Gewalt entreißen. Der kraftvolle Leopold lieferte den Beweis, daß dies nicht so leicht gethan sey. Er stellte dem Kaiser zwar seinen Gefangenen nach Regensburg, führte ihn aber, als man über die Ausgleichung nicht einig werden konnte, kühn wieder mit sich zurück nach Oesterreich; so unerschrocken und nachdruckvoll wahrte er gegen den mächtigen und willkührgeneigten Kaiser sein Recht. Die Reichsfürsten entschieden zwar: dem Herzoge sollten seine gerechten Ansprüche an König Richard vorbehalten bleiben; doch müsse er ihn dem Kaiser ausliefern; dagegen lag der König von Frankreich dem Herzoge brieflich an, den Löwenherz, „der dazumal jenseit des Meeres Gott und Menschen beleidigt, den Mörder des Markgrafen Konrad," ja nicht herauszugeben. Endlich kam am 14. Februar 1193 zu Würzburg ein Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Herzoge zu Stande. Der Letztere lieferte Jenem den Gefangenen aus, bedingte sich aber Entschädigung für den von Richard ihm vorenthaltenen Antheil an der Beute und an den gefangenen Saracenen von Ptolomais, Lösegeld, Befreiung des durch Richard in Ketten geworfenen Königs von Cypern und seiner Tochter, und ein Eheverlöbniß zwischen seinem (Leopold's) Erstgeborenen, Friedrich, und Eleonoren, Richard's Bruderstochter. Heinrich VI. bewahrte nun den Löwenherz auf der Burg der Reichskleinodien, zu Trifels an der Queich. Der stolze Gefangene machte seinem Schmerze und seinem Ingrimme durch Lieder der Liebe und Sehnsucht wie des Spottes Luft, die er auf dem Walle zur Harfe sang, neckte

im untilgbaren Uebermuthe seine Wächter, indem er sie bald durch seine Riesenstärke erschreckte, bald sie unter den Tisch trank, und sich dann versteckte, an der Angst der Erwachenden sich weidend, die ihn mit Zauberkraft durch die Lüfte entflohen wähnten. Als er eines Tages eines jener französischen Lieder anstimmte, die er dereinst, in den Tagen der Freiheit, mit seinem Musikmeister Blondel gesungen, antwortete aus dem Thale herauf seinem Gesange plötzlich eine bekannte Stimme. Es war die des treuen Blondel, der, nach langem Umherirren im geliebten Lande und durch die deutschen Gauen, endlich den Aufenthalt seines Königs entdeckt hatte. Er fand Gelegenheit, denselben zu sprechen, und eilte sodann nach England zurück, um Alles für Richard's Befreiung in Bewegung zu setzen. Wie wenig auch Richard's Bruder, der abtrünnige Johann, sich anstrengte, des Königs Ketten zu brechen, um so eifriger und unaufhaltsamer nahm seine Mutter, Eleonore von Guyenne, fast achtzigjährig, doch noch immer heißen Blutes, des Befreiungswerkes sich an. Durch Umtriebe, Verträge und Opfer an Geld und Bitten gelangte sie zum Ziele, und am 13. Mai 1194 setzte Richard frei und fröhlich zu Sandwich den Fuß wieder auf englischen Boden, wo er, voll unritterlichen Geizes, unter dem Vorwande des Lösegeldes sofort ungeheure und unerschwingliche Abgaben eintreiben ließ, und man für das dem Könige zugefügte Leid sich dadurch schadlos hielt, daß man den Oesterreichern, durch die er zuerst der Freiheit beraubt worden, die fabelhaftesten Dinge hinsichtlich ihres viehischen Aussehens, Sprechens und Wohnens nachsagte, sie als reißende Thiere schilderte, die kaum durch Gestalt den Menschen ähnlich — Lügen, so grob als lächerlich für die, welche in jenen Tagen Zeugen waren der Bevölkerung und des Wohlstandes in den Städten, des schwunghaften Handels, der Gewerbsamkeit, Kunst und des Wissens in der Ostmark. Auch unterließ man nicht, die Landplagen, die ein böser Zufall damals über Oesterreich ausschüttete: Dürre, schädliches Gewürm, Feuer- und Wassernoth und giftige Seuchen, als Schreckenszeichen des himmlischen Zornes darzustellen, und zu den wirklichen Uebeln erdichtete hinzuzufügen. Der Papst Cölestin III. wurde ebenfalls angegangen, die, einem Krieger Gottes angethane Gewalt, durch geistliche Waffen zu rächen. Den Kaiser, auf dessen Befehl gleichwohl der ganze Hergang beruhte, ließ er ungekränkt; dagegen verhängte er über Leopold und Oesterreich Bann und Interdict, wenn das Lösegeld nicht zurückgestellt, die Geiseln nicht freigegeben würden.

Doch wurde der Bann in Oesterreich nie verkündet, vielmehr der Auftrag einem fremden und fernen Bischofe, dem von Verona, gegeben; damit man eines Theils nicht zu viel Gewicht darein lege, andererseits dem unablässigen Anliegen England's genüge. Die beiden Diöcesanen Albrecht von Salzburg und Wolfker von Passau waren so weit entfernt, die Sache in ihrer Strenge zu nehmen, daß sie dem Papste schrieben: sie hätten zwar durch das Gerücht davon gehört, könnten demselben aber, ohne unmittelbaren päpstlichen Auftrag, keine Folge leisten. Beweis genug, daß man damals in Deutschland diese Angelegenheit unbefangener und gerechter für den Herzog beurtheilte, als später durch oberflächliche Ansicht der Vorfälle und Verhältnisse geschehen ist. Da Richard, wegen seiner Einverständnisse mit dem sicilianischen Tancred, mit Heinrich dem Löwen und dessen Anhange, als Reichsfeind erklärt worden war, und alle Reichsfürsten den Befehl hatten, ihn zu greifen, so fällt alles Ungewöhnliche in Leopold's Verhalten weg. Derselbe that dabei nicht mehr noch weniger, als die anderen Fürsten, die dem Löwenherz auflauerten, als der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Salzburg und Meinhard von Görz. Nur daß nicht ihnen, sondern dem Herzoge, der rächende Zufall den fliehenden König in die Hände führte.

Leopold ließ auch weder durch das Geschrei England's, noch durch den leichthin ausgesprochenen Bann sich irr' machen. Fortgrollend in seinem starken Herzen ob der Beleidigung in Ptolomais, vermaß er sich mit einem Schwure, die Geiseln hinrichten zu lassen, falls der Löwenherz dem Vertrage untreu werde. Daher eilte einer der Geiseln, den das Loos getroffen, zu König Richard in die Normandie, und drängte ihn zur Erfüllung des Vertrages, um die Gefahr von den Häuptern der Schuldlosen abzuwenden. Richard übergab ihm am Weihnachtstage 1194 zu Rouen die Braut Eleonore für Leopold's Sohn, und des cyprischen Königs Isaak Tochter. Doch des edlen Herzogs Stunde hatte geschlagen.

Mit den Vorbereitungen eines neuen Kreuzzuges beschäftigt, der, trotz des auf ihm lastenden Bannes, seine Gesinnungen als christlicher Fürst und Ritter bekunden sollte, zog Herzog Leopold nach Graz, der Hauptstadt seines neu erworbenen Herzogthums Steyer. Hier feierte er mit ritterlichen Spielen das Fest St. Stephan's. Da traf ihn ein Unfall, ähnlich jenem, der seinem Vater den Tod gebracht. Bei einer schnellen Wendung auf dem Eise strauchelte sein Pferd, stürzte mit ihm nieder, und zerschmetterte ihm durch seine Last den

rechten Fuß. So unerträglich tobte der Schmerz der Wunde, daß Leopold flehendlich schrie: man möge ihm den Fuß abhauen. Erstarrt vom Schrecken standen die Zeugen des Vorfalls. Der Unglückliche kroch zu einem in der Nähe liegenden Beile, und befahl seinem Kämmerer, den Streich mit Kraft zu führen. Dreimal hieb die zitternde Hand des Dieners. Auf seinem Schmerzenslager beunruhigte den Herzog der Bann der Kirche. Reuerfüllt bat er um die Lossprechung. Der Erzbischof Adalbert gewährte sie ihm unter der Bedingung, sich dem Urtheile des Papstes zu unterwerfen, die Geiseln des Königs von England und den bereits empfangenen Theil des Lösegeldes herauszugeben. Dann erst sollte sein Leib in geweihter Erde ruhen. Leopold gelobte es unter Thränen; sein Sohn Friedrich und zwölf Landesedle verbürgten sich für die Erfüllung des Versprechens. Der fünfte Tag endigte die wilden Körperschmerzen des mannhaften Leopold. Er starb in der herrlichsten Kraft des Lebens, erst 37 Jahre alt, am letzten Tage des Jahres 1194, und ruht zu Heiligenkreuz im Kapitelhause. Er war ein ächter Ritter seiner Zeit, fromm und trotzig, reizbar und großherzig, treu in der Freundschaft und der Pflicht, aber auch beharrlich im Zorne, muthig und allgewaltig im Kampfe. Seine Gemalin, Helena, Tochter des Königs Geisa II. von Ungarn, mit welcher er sich 1173 vermält hatte, überlebte ihn bis 1199. Sie hatte ihm drei Kinder geboren: Friedrich (geb. 26. Dec. 1174), Leopold (geb. 15. Oct. 1176) und Agnes. Beide Söhne folgten ihm nach einander in der Regierung; von der Tochter schweigen alle Nachrichten. Das Gelübde, das er sterbend geleistet, scheint nach seinem Tode nicht im vollen Umfange erfüllt worden zu seyn. Zwar wurden die englischen Geiseln freigegeben; doch noch nach Jahren brachte Papst Innocenz III. die Rückzahlung des Lösegeldes vergebens in Erinnerung. Nicht nur die Volkssage, sondern auch die Reimchronik des diesem Ereignisse nahe stehenden Enenkel rechtfertigen die Vermuthung, daß, wenn auch nicht die volle Summe, doch ein Theil jenes englischen Lösegeldes, zu der damals bewerkstelligten Ummauerung und Erweiterung Wiens verwendet worden.

Wir haben nun noch das wichtigste Ereigniß der Regierung Leopold's nachzutragen: die Erwerbung des Herzogthums Steyer. Herzog Leopold scheint, selbst nach Heinrich's des Löwen Aechtung, die ihm leicht zur günstigen Gelegenheit hätte werden können, keine Schritte gethan zu haben, um in den Wiederbesitz des Herzogthums Baiern zu gelangen. Dafür entschädigte ihn

das Schicksal durch eine Erwerbung ohne Streit, Gefahr und Unruhe. Herzog Ottokar VI. von Steyer, der Letzte aus dem Stamme der Traungauer, war krank und siech, ein Greis schon in Jünglingsjahren, keiner Leibeserben, wohl aber eines frühen Todes sich versehend. Da beschloß der kranke Fürst, sein von Ungarn aus oft bedrängtes Land an das herrlich und kraftvoll aufblühende Oesterreich anzuschließen. Er veranstaltete am 17. August 1186 eine Versammlung seiner Landesedlen auf dem St. Georgenberge bei Enns, woselbst auch Leopold sich einfand. Hier erklärte der kranke Ottokar unter feierlicher Vollziehung der Urkunde, daß, falls er ohne Leibeserben versterben sollte, er den Herzog Leopold von Oesterreich zu seinem Nachfolger ernenne und einsetze, dergestalt, daß, wenn dieser und dessen Sohn Friedrich ihn überlebten, das Land ihnen anheimfallen, und jederzeit derjenige ihrer Erben und Nachfolger, welcher das Herzogthum Oesterreich beherrsche, dann auch Herr von Steyer seyn solle. Als nun am 8. Mai 1192 Ottokar's düstere Todesgedanken sich verwirklichten und er die Augen für immer schloß, eilte Herzog Leopold unverzüglich zu dem Kaiser Heinrich VI., der mit seinem Hofe eben in Worms das Pfingstfest beging, und erhielt dort den 24. Mai desselben Jahres die feierliche Belehnung. Von da ging er nach Graz, ließ sich huldigen und hielt einen Landtag. Weil nun Pütten verfallen war, bauete er zwischen 1192 — 1194 auf steyerischer Erde eine andere Gränzfeste gegen Ungarn, eine „neue Stadt," die, wegen der Nähe seiner Residenz, alsbald Wiener-Neustadt genannt wurde; sie kam auf den Grund und Boden der Mönche von Formbach zu stehen, welche er durch den Markt Herzogenburg entschädigte.

Die Gebiete von Steyermark treten erst mit dem Anbrechen der christlichen Aera in einiges geschichtliche Licht. Die Römer fanden, als sie ihre Adler hiehertrugen, einen keltischen Volksstamm vor, der sich Taurisker nannte. Rauh, einfach und kraftvoll, den Waffen hold, der Arbeit abgeneigt, hatten diese, außer der Bearbeitung des Eisens, von Künsten und Handwerken keine Begriffe. Sie besaßen nicht alle fünf Kreise der jetzigen Steyermark; sie gränzten in Westen mit den Rhätiern, in Osten mit den Pannoniern, in Süden mit den Illyriern, mit den Norikern im Norden. Die Römer ließen den Einwohnern ihren Volksnamen, betrachteten aber das Land selbst als bloße Zubehöre zu Pannonien und Noricum. Zu Anfange des dritten Jahrhunderts fand allmälig das Christenthum Eingang, doch noch in grellem

Gemische mit Heidenthum und Götzendienst; gleichzeitig wurden die römischen Statthalter Noricum's und Pannoniens in die Bürgerkriege verwickelt, das Land dadurch, wie auch durch Einfälle barbarischer Horden, erschöpft und verheert. Erst Aurelianus kraftvoller Arm stellte Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder her. Grausame Christenverfolgungen verhängte der Präfect Ejulasius in Celeja (Cilli). Als der heilige Marimilianus auf einer Reise von Laureacum nach Celeja die römischen Götzen schmähte und von ihnen abmahnte, ließ Ejulasius ihn hinrichten. Doch ward er selbst später Christ und Märtyrer. Kurz vor dem Zeitalter Constantin's gehörten die steyermärkischen Gebiete an der obern Muhr und Mürz, bis über die Brücke des Zusammenströmens, zu Noricum Mediterraneum, die Raabthäler zu Pannonia Superior, die Höhen an der Drau und Save zu Savia. Dem jungen Christenthume in jenen Gegenden drängte sich im 4. Jahrhunderte die Irrlehre des Arius an, der die göttliche Natur des Erlösers läugnete; die Rechtgläubigen verfolgten sie mit Gewalt und Strenge. Darüber kam es in Petovio (Pettau) zu einem wüthenden Parteienkampfe. Diesen benutzten die vom unteren Ister heranziehenden Gothonen zu einem Angriffe auf den kriegerisch wichtigen Platz. Umsonst mahnte der katholische Bischof zu muthigem Widerstande; der Arianer Julius Valens, obgleich ein Eingeborener, verrieth die Stadt den Feinden. In der Gegend von Petovio fiel auch jene Hauptschlacht vor, welche der Kaiser Theodosius, der Ueberwinder der Gothonen, dem Empörer Eugenius und dessen Helfer Arbogast lieferte (394). Die Flut der Völkerwanderung überschwemmte auch die Steyermark mit buntgemischten Stämmen und Horden. Westgothen und Hunnen kamen nach einander angezogen, das unglückliche Land zu mißhandeln und auszusaugen; nach dem kargen Ueberrest streckten sich die habgierigen Hände des Präfecten. Nach dem Abzuge der Hunnen wüthete an der Muhr und Raab eine schreckliche Hungersnoth. Als diese nachließ, kehrten viele Flüchtlinge in die Heimat zurück, besonders Frauen, welche ihre Männer todt geglaubt, mit neuen sich vermält hatten, und nun vom Papste den Befehl erhielten, zu den ersten zurückzukehren. Odoacher verstärkte, als er gegen Italien losbrach, sein Heer durch die kriegerische Jugend Steyermarks; er entvölkerte es später, da er, gedrängt durch den großen Theodorich, die römischen Familien aus Noricum und Pannonien nach Italien verpflanzte. Unter Theodorich's kraftvoller und geordneter Regierung erhob sich Steyermark zu rascher Blüthe; Viehzucht, Land- und Weinbau

gediehen auf's Neue, die Städte erstanden aus ihren Trümmern, die Bevölkerung wuchs. Während vorher meist christlich germanische Wanderstämme die Steyermark durchzogen; traten nach Theodorich's Tode andere, nicht germanische, nicht christliche Horden auf, jedoch mit der Absicht bleibender Niederlassung. Allmälig verschwanden die alten Namen von Noricum, Pannonia, Savia, um neue Benennungen, wie Slavinia, Avaria, Carantania, an ihre Stelle treten zu lassen. Den Gothonen folgten unverweilt die Slawen oder Slowenen, deren einer Stamm, die Winden, die Drau und Save aufwärts zog, um sich in den fruchtbarsten Gegenden der Steyermark, in den alten römischen Anpflanzungen auszubreiten. Ihren Namen tragen noch viele Orte, wie: Windisch-Graz, Windisch-Feistritz, Windisch-Pölla, Windisch-Garsten, Windisch-Bühel. Neues Verderben schritt heran im Gefolge der grimmen Avaren, die gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, vermöge eines Vertrages mit den abziehenden Longobarden, jene Gegenden überschwemmten. Als sie in der oberen Steyermark die Enns erreichten, ließen sie, um sich gegen die deutschen Bojoarier zu sichern, einen Wald undurchdringlich dicht heranwachsen. Hinter demselben lief, wie eine ungeheure, an Kopf und Schweif vereinigte Schlange, der äußerste ihrer Wallringe, hinter denen sie sich, ihre Familien, Rosse und Beute bargen. Gegen ihre brutale Tyrannei erhoben sich mit gewaffneter Hand die Slowenen, vor Allen die Carantanen (Bergbewohner), von einem tapferen Fremdling, Samo, angeführt. Seitdem ward der Einfluß der Carantanen der überwiegende, so daß ihre Herrschaft im oberen Steyer bis über die Muhr, und im unteren längs der Drave bis in die Gegend der Winden reichte, und das alte große Carantanien — nicht zu verwechseln mit dem geschlossenen Gebiete des jetzigen Kärnten — nicht nur Letzteres, sondern auch Krain, die windische Mark, einen Theil der adriatischen Küsten, die ganze heutige Steyermark über den Sömmering herein, bis an die Piesting umfaßte. Doch da die Carantanen durch Zersplitterung unter mehre Woiwoden ihre Kraft schwächten, erhoben die wilden Avaren abermals ihr Haupt. Die Carantanen mußten den Beistand der Bojoarier suchen und deren Oberhoheit anerkennen (748). Die Bojoarier, von der Enns bis an den Lech sich ausbreitend, wirkten eifrig für die Herrschaft des christlichen und deutschen Elements, ihre Bischöfe betrieben mit frommer Ausdauer das Bekehrungswerk unter den heidnischen Winden, Carantanen und Avaren, und bald erneuerten sich die Kirchensprengel von Petovio und Celeja. Als aber der kühne Herzog

der **Bojoarier** (Baiern), Tassilo II. aus dem Stamme der Agilolfinger, um seine Selbstständigkeit gegen den stolzen Frankenkönig, Karl den Großen, zu wahren, mit den Avaren Bündniß schloß, mußte die Macht der Baiern sich der gewaltigeren der Franken beugen (788). König Karl drängte die Avaren zurück, stellte die Carantanen unter seine unmittelbare Oberhoheit, und theilte die eroberten Lande in Grafschaften. Unter ihm tauchen in Steyermark bereits die neueren Namen empor: das Land an der oberen Muhr bis Judenburg bei'm Herzogthum Carantanien; das Land an der mittleren Muhr gegen Graz als Avarien; das Land an der oberen Drave bis Marburg als Carnermark; das Land an der mittleren Drave bei Cilli als Wendenmark. Er warf aufrührische Stämme aus dem Lande, und rief andere, gewerbsame herein, theils aus Grundsätzen des Despotismus, theils um den Anbau zu fördern. Auf seinen Befehl mußten sich Baiern mitten unter den Wenden ansiedeln, ja selbst die unterworfenen Stämme der alten Sachsen und Friesen sendeten Colonisten nach Steyermark. Noch begegnen uns von daher die Namen: Baier-Wiesen, Baierisch-Kehldorf, Baierdorf, Baierdorfviertel; Sachsendorf, Sachseneck, Sachsenfeld, Friesach. Karl's unehelicher Nachkomme, Arnulf von Carantanien, unterwarf sich die steyermärkischen Gebiete, und schwang sich auf den deutschen Thron (888). Um sich gegen Swatopluk und dessen Marahanen (Mährer) zu behaupten, rief er unkluger Weise die kriegerischen Magyaren zu Hilfe, und zeigte ihnen dadurch den Weg in jene Gegenden. Diese überschwemmten, nach seinem Tode, die Steyermark, Verderben und heidnischen Gräuel mit sich bringend. Zwar brach die Schlacht im Lechfelde (955) ihre Macht; doch hinter die Enns entfliehend, setzten sie sich noch in den steyermärkischen Gebieten fest, bis die Gewalt der deutschen Waffen sie dort hinausstieß. Die baierischen Herzoge hofften bei dieser Gelegenheit, die frühere Oberhoheit wieder in ihre Hand zu bekommen; aber sie wurden von Carantanien, Avarien und der Wendenmark ausgeschlossen und auf die Mark des Landes ob der Enns bis an den Inn beschränkt, in die steyermärkischen Gebiete dagegen Grafen von Leoben, von Kraubat, Eppinstein, Avelanz, Muerzthal, Ennsthal, Pernegg, Graz, Ruen, Marchpurch, Petow und Saunegg eingesetzt. Die Stellung dieser Grafen war eine sehr unsichere und schwankende, so lange die Magyaren sich an der Enns bis an den Kahlenberg behaupteten. Doch im Jahre 983 wurden diese Fremdlinge durch die Krieger des sächsischen Kaisers Otto III. vertrieben, und gleichzeitig, während Leopold

von Babenberg unter der Enns seine Mark erhielt, setzte sich Ottokar von Styre ob der Enns fest. Dieser Ottokar tritt, nach Verjagung der Magyaren, im Traungau ob der Enns auf; als Bollwerk gegen jenes gefürchtete Kriegsvolk soll er das feste Styr erbaut haben. Leicht dürfte der Name von dem Flüßchen ausgegangen seyn; dieses dann der Burg und der Stadt, von da aus der Grafschaft und endlich der Mark den Namen gegeben haben.

Ottokar, der erste Traungauer (983—991) besaß von der heutigen Steyermark höchstens Kraubat und Leoben. Diese Mark theilte sich zu jener Zeit in drei Amtsbezirke oder Ambachten. Der nördliche Strich, von der Muhr bis an die Enns im Judenburger Kreise, war der Ambacht des Herzogthums Kärnten zugetheilt, und unterstand baierischen Fürsten. Den östlichen Strich an der Raab und Mürz im Grazer und Brucker Kreise schloß die Ambacht der oberen Mark (Limes Pannonicus, — Marchia jurta Rabam) ein; er war den Grafen von Eppinstein unterthan. Der südliche Strich an der Drau und Save im Marburger und Cillier Kreise gehörte zur Ambacht der unteren Mark (Limes Carantanus, — Marchia jurta Souvam), hier geboten die Grafen von Souneck. Die südliche Steyermark kündigt sich in jener Zeit unter mancherlei Namen an: als Kärntnermark, Kleinkärnten oder Carniolien, zum Unterschiede vom Herzogthume Kärnten; auch als Marchia Vinidorum, endlich auch, nach den verschiedenen Sitzen der verwaltenden Grafen, als Mark von Marburg, von Cilli, von Pettau, von der Saan und von Souneck. — Auch Ottokar II. (991—1038) besaß in der Steyermark nichts, als Kraubat und Leoben; aber er erweiterte an beiden Ufern der Traun seinen Gau bis an die Hochgebirge gegen Süden und an den Donaustrand gegen Norden; seine Ambacht lag zwischen der Ostmark und dem Attergau, von baierischer Oberhoheit umschlossen. — Unter Ottokar's III. (1038—1088) fünfzigjähriger Regierung stellte sich der Name der Markgrafen dauernd fest, erscheint der Name Styr zum ersten Male urkundlich; doch muß Styr, worunter der Traungau verstanden, unterschieden werden von Styria, womit man später die heutige Steyermark begriff. Auch Ottokar III. besaß hier Nichts, als Kraubat und Leoben. Mitten unter den Kämpfen zwischen Kirche und Kaiser, entstanden Klöster und fromme Stiftungen. Der Markgraf selbst gründete, unweit der Gränzen der neueren Steyermark, Klostergarsten; ein Eppensteiner auf dem Gebiete des damaligen Herzogthums Kärnten Sanct Lambrecht für Benedictiner; eine Soun-

eckerin, als heilige Hemma verehrt, veranlaßte, und der heilige Gebhard, Erzbischof von Salzburg, vollführte die Stiftung von Admont. Die Parteienkämpfe in Deutschland dröhnten gewaltig in der Steyermark nach. Marquard, der als Graf von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal über die obere Mark gebot, nahm den, von seinem Vater vergeblich verfolgten Plan wieder auf, das Herzogthum Kärnten an sich zu reißen, und verdrängte das Haus Zähringen wirklich. Den inneren Zwiespalt benutzten die Magyaren, um in die untere Mark einzubrechen, und Viana (Voitsberg) zu plündern; doch auf der Heimkehr strafte sie Markgraf Gottfried, dem wahrscheinlich Pütten am Sömmering und Pettau bei den Wendenbüheln zugleich gehörte, durch blutige Niederlage. — Ottokar IV. (1088—1122) bestand gegen seinen Bruder, den Waldgrafen vom Ennserthal und Goiserforst, lange und bittere Fehde, bis einige Vasallen, ergrimmt ob des nimmer enden wollenden Kampfes, diesen bei Leoben ermordeten. Als Schwager Leopold's des Heiligen von Oesterreich, erweiterte Ottokar den Traungau über die Enns bis an die Trasen und Piesting in die Nähe der Grafschaft Pütten, verwaltete mit Weisheit seine Mark, erwarb und befestigte, bis auf der Jagd ein Eber ihn zerfleischte. Unaufhörlich saunen die Grafen von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal, das Herzogthum Kärnten wohl oder übel zu gewinnen; in die untere Mark hatte sich das, den Babenbergern stammverwandte Geschlecht Weimar und Orlamünda eingesetzt. Ottokar's Sohn, Leopold der Starke (1122—1129), erwarb in wenigen Jahren mehr, als alle seine Väter. Durch das Testament des ohne Leibeserben verstorbenen Grafen Heinrich von Eppenstein, Aflenz und Mürzthal, fielen ihm die Alpenthäler der oberen Mark zu. Auch von dem, gleichzeitig durch Aussterben erledigten Herzogthum Kärnten fiel für ihn der Theil an der oberen Muhr mit Lamprecht und Zairing ab. Die Weimar-Orlamündaer schränkte Bernhard von Kärnten auf Sonneck ein, und übergab seinem Schwager, Leopold dem Starken, bedeutende Stücke von Pettau und Cilli. — Seinem Vater ähnlich im Glücke des Erwerbens, war Leopold's Sohn, Ottokar V. (1129—1164). Von dem ermordeten letzten Grafen von Pütten erbte er das Land am Hartberg und Wechsel, bei Neunkirchen und Steinfeld; von dem letzten Grafen von Portenau das ansehnliche Gebiet in der Nähe der Alpen und des Meeres; von dem letzten Grafen von Marburg die Landschaft am Platsch und an der Pack. Der glückliche und fromme Markgraf, der wiederholt mit dem Titel eines Herzogs vorkommt,

gründete Vorau, dann Seitz, als die älteste Karthause in Deutschland, und andere fromme Stiftungen. Sein Beispiel erweckte Nachfolger; es entstanden die Chorherren zu Seckau und die Karthause zu Gairach. Er starb auf dem Wege eines zweiten Kreuzzuges, an der Pest, zu Fünfkirchen. — Markgraf Ottokar VI. (1165—1192) erhielt auf demselben Reichstage zu Regensburg, auf welchem Heinrich der Löwe entsetzt wurde, die Herzogswürde, und wurde von dem Kaiser befreit von jeder Verpflichtung gegen Baiern, das bisher über die Markgrafen von Steyer und Steyermark eine stete Oberhoheit ausgeübt. Aber nur kurz genoß er das Glück der Hoheit und der Ehre. Das Gift einer verheerenden Krankheit schlich sich in die Adern des fürstlichen Jünglings, Aussatz und Fäulniß des Blutes beugten ihn danieder und verwandelten ihn zu einem Schatten. Lebens- und herrschensmüde, den Tod ersehnend und ahnend, erklärte er in der Versammlung auf dem Georgsberge bei Enns (August 1186) seinen Freund und Verwandten, den Herzog von Oesterreich, Leopold den Tugendhaften, zu seinem Erben an Land und Leuten. Sechs Jahre später verblich er in Schmerz und Siechthum, und der lebensstarke Babenberger trat das schöne steyerische Erbe an. So kam, durch des letzten Traungauer's Hinwelken und durch Aussterben dieses edlen Geschlechtes, die Steyermark an Oesterreich, beide einander schon früher nahe verwandt durch Volksstamm, Lage und Schicksale, jetzt eines durch das andere bereichert und gekräftigt, ein herrliches Ganze. —

Das Recht der Erbfolge rief den ältesten Sohn Leopold's des Tugendhaften, den zwanzigjährigen Friedrich, zur Regierung. Kurz und schnell abgebrochen war sein Wirken, ein flüchtiger Traum der Andacht und des Ruhmes. Er hatte am Sterbebette des Vaters gestanden, den angstvollen Gewissenskampf des sonst tugendreichen Mannes in dessen letzter Stunde gesehen. Da ging ihm die Nichtigkeit, die Lüge irdischen Glanzes im Angesichte einer strafenden Ewigkeit auf; er beschloß zu versöhnen und zu vergüten. Er ließ das Herzogthum Steyer durch seinen Bruder Leopold verwalten, und als im Jahre 1195 Papst Cölestin II. einen abermaligen Kreuzzug predigen ließ, weil die zwischen den muselmännischen Häuptlingen ausgebrochenen Zwiste eine günstige Gelegenheit zur Eroberung Palästina's zu bieten versprachen, schloß er sich freudig den anderen deutschen Fürsten an, die, Kaiser Heinrich VI. an ihrer Spitze, auf den Reichstagen zu Regensburg und Worms das Kreuz genom-

men. Als 1197 der Zug sich wirklich in Bewegung setzte, übertrug er seinem Bruder die Verwaltung seiner gesammten Lande, und langte über Messina, dem allgemeinen Sammelplatze, von seinem Ohm, Heinrich von Medling, begleitet, glücklich in Ptolomais an (22. September 1197). Die ersten Unternehmungen der Kreuzfahrer versprachen Erfolg. Als aber die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich VI. zu ihnen gelangte, geriethen sie in Bestürzung und Uneinigkeit; der Parteigeist und die Selbstsucht regten sich auf's Neue. Zwar kamen die Fürsten unter einander überein, den Eid der Treue dem unmündigen Friedrich von Hohenstauffen zu leisten. Doch stellte dies die Eintracht nicht her, und im März 1198 zogen die meisten Fürsten sammt ihren Mannen grollend heim. Friedrich, wegen seiner Frömmigkeit und seiner Verehrung für die Kirche der Katholische genannt, sollte die Heimat nicht wiedersehen. Eine hitzige Krankheit warf ihn während der Rückreise nieder, und der erst vier und zwanzigjährige Fürst starb, unvermält und ohne Leibeserben, den 16. April 1198 in den Armen seines Freundes, des Bischofs Wolfker von Passau, der seine Gebeine zurück nach Oesterreich brachte, nach Heiligenkreuz, an die Seite seines Vaters.

Ihm folgte, bei gänzlichem Mangel näherer Erben, sein Bruder, der zwei und zwanzigjährige Leopold, in der Geschichte wohlverdienter Weise der Glorreiche genannt. Er war, als das doppelte Herzogthum ihm zufiel, bereits kein Neuling mehr in der Kenntniß des Regierens, da er noch bei Lebzeiten seines Bruders anfangs die Steyermark, dann auch Oesterreich verwaltet hatte. Treffliche Anleitung verdankte er seinem Lehrer, dem Grafen Ulrich, den er dafür zu seinem Protonotarius ernannte, bis derselbe später durch den Bischofssitz zu Passau noch höher geehrt wurde. Die verhängnißvolle und wildbewegte Zeit, in welche sein Leben und Wirken fiel, nahm seinen weisen Sinn, seine Kraft und Geistesklarheit in nicht geringen Anspruch. Gewaltiger Streit, Zwietracht und Factionen durchwogten das deutsche Reich. Kaiser Heinrich VI. war den 28. September 1197, nach einer kraft- und schreckenvollen Regierung, in Sicilien gestorben, und hatte seinem dreijährigen Sohne Friedrich das sicilische Erbe hinterlassen. Diesem zum deutschen Throne zu verhelfen, hatten viele, sowohl an des Kaisers Hoflager anwesende, wie auch dem Kreuzheere zugezogene deutsche Fürsten feierlich versprochen. Obenan bei dieser Partei stand des jungen Friedrich's Oheim, Philipp von Hohenstauffen. Aber andere Fürsten, die Noth und Bedrängniß des deutschen Reiches erkennend, wollten

in so schwerer Zeit die Krone nicht auf dem Haupte eines Kindes wissen, meinend, daß ein gereifter und kraftvoller Arm das bewegte Ruder führen müsse. Da Philipp einsah, daß er, bei solcher Spaltung der Ansichten, seinem Neffen die deutsche Krone nicht werde retten können, trachtete er nun, sie auf sein eigenes Haupt zu bringen. Mächtige Freunde standen auf seiner Seite, auch Leopold der Glorreiche stimmte für ihn, und Herzog Berchtold von Zähringen, welchem einige Fürsten ihre Stimme geben wollten, ließ sich seine Ansprüche abkaufen. Dennoch theilte sich das Reich wieder in die zwei politischen Lager der Waiblinger und Welfen. Jene erwählten den Hohenstauffen Philipp, diese den Welfen Otto von Braunschweig, Heinrich's des Löwen zweiten Sohn. Otto, als einen Welfen und Neffen König Richard's von England, der ihn durch Geld unterstützte, begünstigte Papst Innocenz III. seitdem die Ansprüche Rom's und die Politik der Hohenstauffen sich im entschiedenen Gegensatze gezeigt. Philipp wurde zwar durch den päpstlichen Legaten vom Banne losgesprochen und sodann gekrönt. Aber der Papst sagte sich von dem Thun seines Legaten los, und bestritt Philipp's Wahl als ungültig. Otto eilte, sogleich nach seiner Erwählung, nach der alten Krönungsstadt Aachen, öffnete sich, da eine feindliche Besatzung ihm den Eintritt verwehrte, mit Waffengewalt die Thore, und ließ sich durch den Erzbischof von Köln krönen. Da erdröhnte Deutschland unter dem Toben eines inneren Krieges. Die beiden Kaiser fielen einander an. Philipp jagte seinem Gegner die Städte am Rheine ab, und drängte ihn nach Sachsen zurück. Gegen den päpstlichen Bann, der Philipp und Alle, die zu ihm hielten, getroffen, wurde eine kräftige Verwahrung eingelegt. Fast ganz Deutschland erkannte Philipp an; nur Köln weigerte sich noch. Philipp belagerte die Stadt, und Herzog Leopold zog ihm mit einem auserlesenen Heere zu, durch Tapferkeit, Großmuth und ritterlichen Adel alle Fürsten bei diesem Feldzuge überstrahlend. Endlich unterwarf sich die Stadt, weniger durch Waffen, als durch Ehrfurcht bezwungen, und Philipp wurde durch seinen bisherigen Gegner, den Erzbischof Adolf von Köln, zu Aachen gekrönt. Otto verscherzte durch Unbesonnenheit und unkluge Politik sich die Gunst des römischen Stuhls; diese gewann vielmehr Philipp, der dem gemäß vom Kirchenbanne losgesprochen wurde. Philipp's Saaten standen in der herrlichsten Blüthe, als am 21. Juni 1208 des blindwüthenden Wittelsbacher's Otto Schwert ihm die Todeswunde schlug. Der Königsmord geschah auf der Altenburg, der königlichen Pfalz von Bamberg.

Mittlerweile hatte des ermordeten Philipp's Gegenkönig, Otto, den Unwillen des Papstes zu beschwören gewußt, und die Ansprüche des entfernten und unmündigen Hohenstauffen Friedrich verhallten ungehört in der Bestürzung ob des Wittelsbacher's Gräuelthat, in dem allgemeinen Geschrei nach Frieden. Herzog Leopold war unschlüssig, wem er seine Stimme zuwenden solle. Zu dem Hohenstauffen zog ihn mehr sein Herz, für den Welfen sprach augenblicklich die Meinung der Fürsten. Brieflich holte er die Ansicht des Papstes ein, der ihn ermahnte, die Partei des Königs Otto zu ergreifen, und sich Leopold's Wunsche geneigt zeigte, Wien mit einem Bisthume zu verherrlichen. Otto wurde nun zu Halberstadt und Frankfurt von den sächsischen und den übrigen deutschen Fürsten als deutscher König anerkannt; um beide Parteien zu beschwichtigen, vermälte er sich 1209 mit König Philipp's hinterlassener Tochter Beatrix, damit, wie welfisches und hohenstauffisches Blut, auch beide Factionen einander einverleibt und versöhnt würden. Herzog Leopold führte bei dieser Verlobung das Wort für die anwesenden Kardinäle und Fürsten. Den 5. October desselben Jahres wurde Otto in der Siebenhügelstadt zum Kaiser gekrönt. Doch nicht lange trug er die Krone ruhig. Er hatte, um zu seinem Ziele zu gelangen, dem römischen Hofe Zugeständnisse gemacht, die mit dem Vortheile des deutschen Reiches, als dessen höchster Vertreter er dastand, sich nicht vereinigen ließen. Wer zuviel verspricht, wird leicht wortbrüchig. So suchte er denn die von Innocenz III. in päpstlichen Besitz genommenen Schlösser, Städte und Rechte, die, nach gewissenhafter Erwägung, als dem deutschen Reiche zugehörig erkannt wurden, an dasselbe zurückzubringen, nahm dem Papste mehre, von diesem bereits eingezogene Städte weg, und ertheilte Belehnungen gegen die Ansprüche desselben. Da sprach der Papst den Bann gegen ihn aus. Die deutschen Fürsten, unter ihnen der Herzog Leopold, mit Otto aus verschiedenen Gründen unzufrieden, traten nach und nach von dessen Partei zurück, und wendeten ihr Augenmerk auf den jungen Friedrich, König Heinrich's VI. Sohn, dem sie ohnedies schon von früher her den Eid der Treue schuldeten.

Herzog Leopold sehnte sich aus diesem wüsten Treiben der Factionen hinweg, nach einem höheren, heiligern Thun. Von Palästina winkte ihm der Heldenruhm seiner Väter. Schon 1208 hatte er zu Klosterneuburg mit vielen Landesedlen das Kreuz genommen. Aber der tragische Ausgang der früheren Kreuzfahrten schreckte die Menge ab; kein neuer Zug wollte zu

Aegyptens, zu wehren. Aber ungeachtet schwerer Verluste, drangen die Christen muthig über den Strom (5. Februar 1219) und berannten Damiata. Die Feinde, an Vertheidigung jenes Palladiums von Aegypten Alles setzend, wagten am 31. März einen mächtigen und verzweifelten Ausfall. Am wüthendsten fielen sie die Brücke der Tempelherren an, welche Herzog Leopold mit seinen Kriegern und den deutschen Rittern vertheidigte. Lange schwankte der Sieg. Den äußeren Theil der Brücke hatte das griechische Feuer der Saracenen in Brand gesetzt, und unter Geschrei drangen sie nun, Rauch und Pfeilregen vor sich hertreibend, gegen die Christen an. Hier warfen sich ihnen Leopold und seine Ritter wie eine eherne Mauer entgegen. Vom frühen Morgen bis zum Mittage währte das Schlachten auf beiden Seiten, da flohen zuletzt die Ungläubigen heulend zurück, und Damiata war den Christen gewonnen. Das ganze Abendland hallte vom Jubel wieder, da man, nach Damiata's Falle, an der Eroberung Aegyptens und Jerusalem's nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte.

Neue besorgliche Wirren in Deutschland riefen den Herzog Leopold von der Bahn des Ruhms ab, nachdem er achtzehn Monate das Schwert des Glaubens mit mächtigem Arme geschwungen und den Schrecken der österreichischen Waffen nach Syrien, Palästina und Aegypten getragen, zugleich auch durch Frömmigkeit, Mildthätigkeit und anspruchlosen Sinn alle Herzen gewonnen, durch fürstliche Großmuth und Freigebigkeit Aller Dank geerntet. Den deutschen Rittern hatte er ein ansehnliches Haus gebaut und sie obendrein reich beschenkt; noch lange nachher wurde in ihrem Abendsegen und Gebetzettel seines Namens dankbar gedacht. Ungern riß er sich los; denn Damiata, obgleich seine Tapferkeit den Fall der stolzen Stadt unausbleiblich gemacht, war damals noch nicht in Christenhänden; doch dringend nöthig wurde seine Gegenwart in den deutschen Erblanden, und so kehrte er, zur Freude der Seinigen, dorthin zurück.

Friedrich II. war, gegen das wiederholte und stets verschobene Angelöbniß eines Kreuzzuges, 1220 in Rom durch den Papst Honorius III. zum Kaiser gekrönt worden, nachdem er kurz vorher die Ernennung seines dreizehnjährigen Sohnes Heinrich (VII.) zum römischen König, bei den deutschen Reichsfürsten durchgesetzt hatte. Zwei Jahre später wurde der Letztgenannte in Aachen gekrönt. Sofort dachte man darauf, ihm eine Braut zu wählen. Nachdem ein Verlöbniß mit der Tochter Königs Premysl Ottokar wegen

der obsiegenden Neigung derselben für das Klosterleben, rückgängig geworden, der Antrag einer Schwester des Königs von England aber den deutschen Fürsten nicht genehm gewesen, fiel die Wahl auf Herzog Leopold's Töchterlein Margaretha. Die Vermälung wurde den 1. November 1225 zu Regensburg feierlich begangen. Gleichzeitig vermälte sich Herzog Leopold's ältester Sohn, Heinrich, mit Agnes, der Tochter des salischen Landgrafen Hermann I. von Thüringen, des Freundes und Gönners der edlen Minnesänger. So sehenswerth war die Pracht der Feste, so ungeheuer der Zudrang, daß im Gedränge vierzig Hochzeitgäste, theils Edle, theils Prälaten und geistliche Herren, erdrückt wurden. Demnach hatte nicht nur das verwandte Blut der Hohenstauffen und Babenberger sich abermals gemischt, sondern es waren auch die Enkel und Sprößlinge jener zwei stolzen Geschlechter, deren Väter im Frankenlande einander blutig bekämpft, der Babenberger und Salier, in Oesterreich und Thüringen wiederholt durch Blutsbande friedlicher Art verbunden.

Der Kaiser hatte für das Jahr 1226 einen Reichstag nach Cremona ausgeschrieben, wo die Verbesserung der deutschen Reichsverhältnisse und der neue Kreuzzug ernsthaft zur Sprache kommen sollten. Aber gewaltig erhob sich plötzlich der Widerstand der italienischen Städte gegen die Herrschaft der Ghibellinen. Die Mailänder erneuerten ihren Bund mit den Städten Piacenza, Lodi, Vercelli, Brescia, Mantua, Verona, Trevigo, Padua, Vicenza, Bononia und Faenza; die Veroneser besetzten die Päße der deutschen Straße, und gestatteten weder dem jungen römischen Könige Heinrich, der in Begleitung seines Schwiegervaters, des Herzogs Leopold, dahergezogen kam, noch den anderen deutschen Fürsten, ihren Weg fortzusetzen. Sechs Wochen verweilten die erzürnten Fürsten zu Trient, vergebens auf Beistand oder auf Sinnesänderung der Veroneser harrend. Unverrichteter Dinge mußten sie nach Deutschland zurückgehen.

Dem Herzoge machten inzwischen Vorfälle anderer Art die Rückkehr aus Italien wünschenswerth. Sein ältester Sohn Heinrich, ein trotziger, aufbrausender und herrschsüchtiger Jüngling von neunzehn Jahren, durch Schmeichler irre, durch Aufhetzer störrig gemacht, bestand darauf, daß ihm noch bei Lebzeiten seines Vaters ein Erbtheil ausgesetzt werde. Ob der König Andreas von Ungarn, der Herzog Ludwig von Baiern ihn in seinem Ansinnen unterstützt, ist nicht erweislich. Als nun im Jahre 1226 sein Vater sich in

Tyrol befand, wohin derselbe den römischen König Heinrich VII. begleitet hatte, meinte er, jetzt sey es Zeit, loszuschlagen. Seine Mutter Theodora hielt sich, ob aus Zufall, ob aus wohlbegründeter Vorsicht gegen den übelberathenen Sohn, in Hainburg auf. Heinrich rückte mit einem zusammengerafften Haufen unerwartet vor dieses Bergschloß, brachte es in seine Gewalt, und vertrieb seine Mutter. Die böse Kunde fand den Herzog in Tyrol. Er eilte voll Zorn und Schmerz nach Oesterreich zurück, und setzte sich mit leichter Mühe wieder in den Besitz der Veste. Heinrich heuchelte Reue; die Landesedlen legten sich in's Mittel, um Versöhnung zu stiften, und so verzieh das Vaterherz den Frevel des Sohnes. Der finstere Jüngling Heinrich, nicht die Größe der väterlichen Güte, nur die Schwere der eigenen Schmach ermessend, wurde dadurch nicht gebessert. In seiner unnatürlichen Verstocktheit soll er sogar nach dem Leben seines Vaters getrachtet haben. Ein frühzeitiger Tod entriß diesen schwarzen Tropfen im Blute Babenberg's der Erde. Unter Reue und Schmerzen starb Heinrich am 29. September 1228; die Erde Klosterneuburg's bedeckte ihn und seine Schuld.

Hatte der glorreiche Leopold solches Leid in seiner Familie zu beklagen, so sollte er auf einer anderen Seite in seinem Hause doppelten Ruhm und Glanz ernten. Der römische König Heinrich VII. führte im Jahre 1227 seinen Vorsatz aus, indem er seine Gemalin Margaretha, Herzog Leopold's Tochter, als römische Königin krönen ließ. Er hatte zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Aachen auf den 28. März ausgeschrieben. Alles Große, Edle und Glänzende hatte sich dort in verschwenderischer Fülle versammelt. Viel deutsche und ausländische Fürsten fanden sich ein; von geistlichen die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg; von weltlichen die Herzoge Leopold von Oesterreich, Ludwig von Baiern, Bernhard von Kärnten, dann jene von Brabant und Lothringen. Der Erzbischof von Köln setzte der erlauchten Frau die königliche Krone auf. Das Schicksal vertauschte dieselbe später gegen die Krone der Leiden. Margaretha sah den Ausgang ihres edlen Geschlechts und jenes ihres Gemals, sah den Streit um das Erbe der Babenberger, die Wirren und Schrecknisse des Zwischenreiches, den Undank ihres zweiten Gemals, und starb einsam, halbvergessen, am gebrochenen Herzen.

Kaiser Friedrich's Abneigung gegen einen Kreuzzug, der ihn so weit von den inneren Angelegenheiten Deutschlands und Italiens abgezogen haben würde, ließ ihn nach immer neuen Vorwänden des Aufschubs suchen. Auch

hatte er, da und wie er die Ausrüstung jenes Zuges versprach, wohl seine eigenen Mittel überschätzt, seine Stellung verkannt, und wäre, selbst bei aufrichtigerem Willen, dem dazu erforderlichen kriegerischen Aufwande nicht gewachsen gewesen. Dennoch drang, wie der am 18. März 1227 verstorbene Honorius III., so auch der neue Papst Gregor IX. mit Entschiedenheit auf Erfüllung des Versprechens. So gedrängt, zog der Kaiser in Calabrien wirklich ein starkes Heer zusammen, dem jedoch hitzige Krankheiten, durch sengende Hitze und Mangel an Lebensmitteln entstanden, gleich im Beginne schwere Verluste beibrachten. Gleichwol ließ der Kaiser eine starke Abtheilung unter Segel gehen und folgte am 8. September persönlich, in Begleitung des Landgrafen Ludwig von Thüringen, nach. Aber schon zu Otranto starb der Landgraf, und der Kaiser selbst ward oder stellte sich so unwohl, daß er die Reise nicht weiter fortsetzte. Die Vorausgegangenen, von seinem Ausbleiben unterrichtet kehrten sofort um, und der ganze Kreuzzug, welcher Europa in Bewegung, Asien in Furcht gesetzt hatte, unterblieb. Der Papst Gregor, „Schmerzen ohne Maß, unermeßliches Erstaunen und ungeheures Schaudern" empfindend, wie er selbst in einem Schreiben an den Kaiser sich ausdrückte, ließ dessen Gründe nicht gelten, sondern belegte ihn wiederholt mit dem Banne. Friedrich II. setzte seinerseits ebenfalls alle Hebel in Bewegung; seine Einverständnisse reichten bis zu den Füßen des Stuhles St. Peter's nach Rom hinüber, wo er das mächtige Geschlecht der Frangipani für sich gewonnen, die, als der Papst zum dritten Male den Bann verkünden wollte, einen Aufstand gegen ihn erregten, und ihn nöthigten, aus der Stadt zu entfliehen. Um sich wegen des unterbliebenen Kreuzzuges vor den deutschen Fürsten zu rechtfertigen, hatte der Kaiser sie zu einem Reichstage nach Ravenna beschieden. Auch Herzog Leopold machte sich auf den Weg. Aber er kam nur bis nach Venedig; denn wiederum sperrten die Söldner der Mailänder und Veroneser in welfischem Trotze die Straße. Wie früher, mußten die Reisenden unverrichteter Sache umkehren. Der Kaiser Friedrich trat endlich, des auf ihm haftenden Verdachts innerer Unbereitwilligkeit überdrüssig, im August 1228 den lange verschobenen Kreuzzug wirklich an, und gelangte glücklich nach Palästina. Aber der römische Hof war theils mit den angeblich geringen Mitteln, die der Kaiser mit sich führte, unzufrieden, theils wollte er ihm, dem Excommunicirten, nicht die Ehre siegreicher Erfolge gönnen. Es wurden ihm daher nicht nur schon während der Fahrt, sondern auch in Palästina selbst

alle erdenkliche Hindernisse in den Weg gelegt, während zugleich die päpstlichen Schlüsselsoldaten — so genannt wegen des Schlüssels, womit sie, wie die Kreuzsoldaten mit dem Kreuze, bezeichnet waren — in Apulien einfielen. Den Kaiser warnte, voll ritterlichen Edelmuthes, sein eigener Feind, der Sultan von Aegypten, vor der Verrätherei der Templer, und die schnöde Freundesuntreue christlicher Europäer wurde durch die großherzige Offenheit eines ungläubigen Feindes in Syrien beschämt. Der durch Verrath und Arglist bedrohte Kaiser behielt nur Zeit, im heiligen Lande einige Orte zu befestigen, mit dem Sultan einen Vertrag zu schließen, der Jerusalem, Bethlehem und Nazareth den Christen freigab, und, da kein Anderer ihn krönen wollte, sich selbst die Krone von Jerusalem auf das Haupt zu setzen. Dann eilte er nach Italien zurück, um zu ordnen, zu retten.

Herzog Leopold war, unmuthig ob der hintertriebenen Reise, aus Italien zurückgekehrt. Zu Straubing in Baiern wohnte er am 14. Mai 1228, mit vielen Fürsten und Bischöfen, der feierlichen Schwertumgürtung des jungen Otto von Baiern bei. Hier entrann er glücklich einem gefährlichen Anschlage auf sein Leben, wovon uns die Geschichte weder den Urheber, noch die Art und Weise überliefert hat. Wichtiger und erfreulicher war im darauf folgenden Monat August seine Anwesenheit zu Eßlingen in Schwaben, wohin sein Schwiegersohn, der römische König Heinrich, eine glänzende Versammlung der ersten Fürsten des Reiches beschieden. Bei dieser Gelegenheit ertheilte König Heinrich dem Herzoge Leopold einen Freiheitsbrief, der, die früheren, namentlich jenen Kaiser Friedrich's I., bestätigend und ergänzend, den Glanz und die Würde des Hauses Oesterreich noch mehr über alle anderen, damals regierenden Häuser erhob. Der König erklärt gleich im Eingange dieser Urkunde: daß die so in die Augen fallenden Verdienste des Herzogs, jene vornehmsten Reichsfürsten, denen das Recht zuständig, einen römischen König zu wählen, zu dem Enschlusse gebracht, ihm, als dem eben in Abwesenheit seines kaiserlichen Vaters, mit vollständiger Gewalt im deutschen Reiche regierenden römischen Könige, vorzustellen, daß es der Majestät des römischen Königs — kraft der ihm auferlegten Pflicht, Verdienste zu belohnen — gezieme, dem Herzoge und dessen österreichischen und steyerischen Landen die von früheren Kaisern und Königen erhaltenen Rechte, Freiheiten und guten Gewohnheiten zu bestätigen und zu vermehren. Nachdem nun er, der König,

die Billigkeit dieses Begehrens anerkannt und die vom Herzoge Leopold ihm vorgelegten Urschriften der früheren Freiheiten ächt und unverletzt befunden, habe er alle diese früheren, mit vollkommener Macht ertheilten Privilegien bestätigt und bekräftigt. Er erklärt sodann, den hochansehnlichen, dem heiligen Reiche getreuesten Fürsten, Herzog Leopold, und dessen Länder mit folgenden Rechten, Gnaden und Freiheiten zu ehren: 1. Dem Herzoge von Oesterreich und Steyer soll freistehen, Reichslehen, welcher Art sie seyen, ob durch königliche Huld oder durch Verträge mit geistlichen und weltlichen Fürsten, an sich zu bringen, auch wenn die Einwilligung des deutschen Oberhauptes und des Reiches in der Eile nicht eingeholt werden könne, und solle in allen diesen Fällen weder der Kaiser, noch das Reich ihn hindern können. 2. Wird dem Herzoge das schon durch Kaiser Friedrich's I. Freiheitsbrief verliehene Vorrecht erneuert, alle Rechte und Lehen, welcher Art sie seyen, zu Pferde sitzend zu empfangen, zum Zeichen vorzüglichen Ansehens und Ranges. 3. Wird dem Herzoge und seinen Nachfolgern gestattet, auf ihrem fürstlichen Hute das Diadem der römischen Königskrone zu tragen. (Dadurch erhielten die Herzoge Oesterreich's einen neuen, denkwürdigen, keinem anderen deutschen Hause jemals zugestandenen Vorzug. Schon Kaiser Friedrich hatte den österreichischen Herzogs- oder vielmehr Erzherzogshut mit einer Zinkenkrone, einer nur den königlichen Kronen sonst zustehenden Zierde, ausgestattet; das Diadem der deutschen Königskrone aber gab ihm nun einen neuen, höheren, auch in deutsch-nationaler Beziehung bedeutsameren Schmuck). 4. Erklärt der König Heinrich, daß alle jene Rechte, Gnaden, Freiheiten und guten Gewohnheiten, sowohl jene, welche den Herzogen Oesterreich's von älteren Zeiten her zugestanden worden, wie diejenigen, welche er, der König Heinrich, neuerdings verliehen, nicht allein den Herzogen eigen seyn, sondern auf den Landen selbst haften sollen, und zwar nicht allein auf jenen, die im damaligen Besitze der österreichischen Herzoge, sondern auch auf solchen, die sie in der Folge an sich bringen würden. — Da König Heinrich durch den Willen seines kaiserlichen Vaters und die Ernennung der wahlfähigen Stände damals wirklich im vollen Besitze der Hoheiten und Rechte eines deutschen Königs war, und der von ihm in dieser Eigenschaft ausgestellte Freiheitsbrief in der Folge von mehren deutschen Kaisern ausdrücklich bestätigt wurde, so erhellt die reichsgesetzliche Gültigkeit desselben gegen jeden Einwand.

Durch diesen Freiheitsbrief, der die Verdienste der babenbergischen Herzoge um Kaiser und Reich glänzend ehrte, würdig belohnte, war der Ausbreitung Oesterreich's in den deutschen Landen völlige Freiheit gegeben und gewissermaßen ausgesprochen, daß eine vergrößerte Macht Oesterreich's dem deutschen Reiche zum Besten gereiche, das Land selbst der Ehren und Vorrechte seiner Herrscher unmittelbar theilhaftig gemacht. Keinem Reichsfürsten war noch solcher Ruhm, solcher Vortheil widerfahren.

Kaiser Friedrich II. hatte, wie schon weiter oben berichtet, sich genöthigt gesehen, mit dem Sultan von Aegypten einen Waffenstillstand zu schließen und in das bedrohte Apulien zurückzukehren. Dieser Vertrag mit den Ungläubigen erregte dergestalt den Unwillen des Papstes, daß er die christlichen Fürsten dringend anging, die Kirche gegen den wiederholt mit dem Banne belegten Kaiser zu beschützen. An den Herzog Leopold erließ er den 18. Juli 1229 einen Brief ähnlichen Inhalts, der gleichwohl schwerlich die Gesinnungen des Herzogs für seinen Kaiser wanken gemacht haben dürfte. Der Papst drang auf eine neue Kaiserwahl. Aber Friedrich's II. siegreiche Waffen in Apulien mehrten sein Ansehen und veränderten die Stellung seiner Gegner. So kam es, daß selbst der Papst sich den Friedensvorschlägen, die der Kaiser machte, nicht abgeneigt zeigte. Um die Herstellung der Ruhe zu beschleunigen, berief der Letztere den Patriarchen von Aquileja, den Erzbischof von Salzburg, den Bischof von Regensburg, den Herzog Leopold (immer leuchten bei allen wichtigen Reichsactionen die Namen österreichischer Fürsten schon damals obenan) und den Herzog von Dalmatien und Istrien nach Italien. Durch dieser Fürsten und des Deutschmeisters Vermittelung hoffte er den Streit zu schlichten. Herzog Leopold, durch innere Angelegenheiten abgehalten, konnte erst später erscheinen. Er ernannte seinen Sohn Friedrich, deshalb der junge Herzog genannt, für die Dauer seiner Abwesenheit zum Verweser der Lande. Ihm zur Seite aber stellte er die Brüder Hadmar und Heinrich von Kuenring, wegen ihrer Treue, Wachsamkeit und Stärke die Hunde von Kuenring (Kühnenring) genannt. Zu Anfange des Jahres 1230 traf er in Italien ein, wo er, außer den oben angeführten, noch andere Fürsten, namentlich den Bischof Sibot von Augsburg, die Herzoge Otto von Meran und Bernhard von Kärnten antraf, Alle voll Eifers, den betrübenden Zwist beizulegen zwischen dem Herrn des Reiches und dem Herrn der Kirche. Leopold, mit einigen Anderen ausersehen, die Vergleichsmittel mit dem Papste zu verab-

reden, handelte und sprach mit Umsicht, Klugheit und Würde. Nachgiebig und doch fest, wo es galt, gelang es ihm, den Papst zu gewissen Bedingungen zu vermögen. Rasch eilte er mit dieser Kunde zu dem Kaiser nach Foggia. Doch noch waren nicht alle Bedenklichkeiten gehoben. Mit unverdrossenem Eifer kehrte daher Leopold noch einmal zu dem Papste zurück, beschwichtigte beiläufig den Unwillen des Kaisers gegen die Benedictiner vom Berge Cassino, und ging dann muthig wieder an sein schwieriges Friedensgeschäft, das dem deutschen Reiche, Welschland und anderen Ländern die lang' ersehnte Ruhe wiedergeben sollte. Endlich kam er zu Stande; die Bedingungen wurden angenommen, und am 23 Juli 1230 beschwor der Kaiser zu St. Germano in Apulien den geschlossenen Vergleich. Der Urheber des schönen Friedenswerkes, Herzog Leopold, konnte dieser Freudenfeier nicht beiwohnen. Schwere Krankheit warf ihn auf's Lager, und fünf Tage später war der edle Herzog nicht mehr.

Während Herzog Leopold's Regierung erschütterten heftige Stürme das benachbarte Ungarn, die auch nach Oesterreich herüberdröhnten. König Bela III. von Ungarn hatte bei seinem Tode das Königreich Ungarn seinem ältesten Sohne Emerich, dem jüngeren Andreas aber Dalmatien, Croatien, Rama und Kulm mit dem Titel eines Herzogthums hinterlassen. Der herrschsüchtige Andreas meinte sich beschwert, als Emerich seinen Sohn Ladislav als Thronerben krönen ließ. Er griff zu den Waffen, wurde geschlagen, und floh nach Oesterreich zu Herzog Leopold, der dem unglücklichen Fürsten das Gastrecht nicht weigern wollte. Da verheerte Emerich Oesterreichs Gränzen mit Feuer und Schwert, zahlreiche Beute zusammenraubend. Andreas, vom Herzoge Leopold an die Spitze eines Heerhaufens gestellt, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben, jagte den Bruder von Oesterreichs Gränzen hinweg, und griff, dadurch muthig gemacht, Letzteren im eigenen Reiche an. Herzog Leopold, dem Frieden und dem Rechte unwandelbar hold, vermittelte durch den Erzbischof von Mainz einen Vergleich zwischen den feindlichen Brüdern, der jedoch nicht lange gehalten wurde. Als im Jahre 1204 der kränkelnde Emerich starb, und sein unmündiger, doch bereits gekrönter Sohn ihm folgte, sollte Andreas dessen Vormund seyn; aber gar bald verriethen sich des Vormundes selbstsüchtige und gefährliche Anschläge. Des jungen Königs Mutter, Constantia, raffte, um der Gefahr zuvorzukommen, heimlich ihre Schätze zusammen, nahm ihren Sohn, ihre Getreuen sammt der ungarischen Reichskrone zu sich und eilte, von Andreas fruchtlos verfolgt,

nach Wien. Leopold, ein Schirm der Unterdrückten, nahm sie ehrenvoll auf, und hörte theilnehmend ihre Klagen. Schon stand sein Heer gerüstet, mit welchem er die königlichen Rechte Ladislav's zu vertheidigen bereit war, schon nahte der Tag der Schlacht, als der junge König plötzlich dahinstarb, und Andreas dadurch in den rechtmäßigen Besitz der Krone kam, die er gewaltsam an sich zu reißen versucht hatte. Man schloß Frieden, und Herzog Leopold sendete die königliche Witwe Constantia mit angemessenem Glanze zu ihrem Bruder, dem Könige von Aragonien. Fortan lebte er mit dem Könige Andreas in ungestörter Eintracht und Ruhe. Nur einmal noch (1224) drohte dieselbe gestört zu werden, als Herzog Leopold dem mit seinem Vater, dem Könige Andreas, entzweiten, aus Ungarn entflohenen Bela Aufnahme gewährte. Als aber Vater und Sohn sich wieder versöhnten, wurde auch dieses vorübergehende Mißverhältniß glücklich gehoben, und der Herzog erntete von dem, bei diesem Versöhnungswerke thätigen Papste Honorius III. verdiente Lobeserhebungen seiner bewiesenen Großmuth und Menschenliebe.

Wien war während der Kreuzzüge ein Uebergangspunct des Abend- und des Morgenlandes geworden. Der halbe West goß seine frischesten Säfte in die Adern der jugendlich aufstrebenden Stadt. Durch den Zuwachs des steyerischen Herzogthums hatte sich, mit der vergrößerten Macht, auch der Hofstaat des Herzogs erweitert. Was Wunder, wenn dem Herzoge seine Residenz zu enge ward, und er mit doppelter Emsigkeit das von seinem Vater übernommene Werk der Vergrößerung weiterführte. Die durch Leopold's des Glorreichen Vater kaum begonnene, durch ihn selbst vollbrachte Erweiterung Wiens nahm folgende Richtung: vom Dampflinger Hofe unfern S. Ruprecht hinunter, durch das goldene Kreuz, von da die Gasse hinüber auf die alte Bürgermusterung am Hafnersteig, zu den nachmaligen Lorenzerinnen und dem alten städtischen Zeughaus, wo man noch vor einer Reihe von Jahren neben der Schmiede die Bogen eines alten Thores in der alten Stadtmauer sah. Von da zogen sich die Spuren dieser alten Stadtmauer und des Grabens hinüber zum vormaligen Getreidkasten gemeiner Stadt Wien, jetzt der Hauptmauth, von da an das alte Tempelhaus (jetzt Dominicanerkloster) hinunter zur Wollzeil, welche durch ein neues Thor, das von den christlichen und jüdischen Stuben oder Bädern sogenannte Stubenthor, geschlossen wurde, von dort hinüber zum Nonnenkloster bei St. Jakob auf der Hülben, jetzt Tabakapaldo. Noch vor beinahe hundert Jahren wurde am Chor von St. Jakob

ein Stück jener uralten Mauer ausfindig gemacht, die sich von da an das Filzgäßchen hinzog und die ganze Singerstraße einschloß und den alten Roßmarkt (Stock im Eisen), wo wieder ein neues Thor, das Kärntnerthor, stand, welchem zur Linken der neue Graben mit dem alten zusammenstieß, der noch jetzt der Graben heißt, beim Freysinger, nachmals Domprobsten-, nun Trattnerhofe. Gegen die erweiterte Stadt stach die beschränkte alte Burg (auf dem jetzigen Hofe) doppelt ab. Herzog Leopold erbaute sich daher eine neue Burg, auf der Stelle der heutigen (des Schweizerhofes und der Stallburg), ein Viereck mit vier starken Thürmen. Nach vollendetem Baue erhob er an dieser Burg eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frauen und des Erzengels Michael, sammt Pfarrhof. **1224** zog er einige Brüder Minoriten (mindere Brüder, Conventualen, Franciscaner), deren fromme Begeisterung er auf seinen häufigen Reisen nach Italien und vor Damiata verehren gelernt hatte, in sein Land, und bauete ihnen ein Kloster in der damaligen Vorstadt. Auch den, erst zehn Jahre alten Dominicaner-Orden berief er aus Ungarn nach Oesterreich, und räumte ihm das bisherige Tempelhaus ein. Noch höhere geistliche Ehren hatte der fromme Fürst seinem geliebten Wien zugedacht, da er im Jahre **1207** die schon früher eingeleitete Idee, seine Residenz durch einen Bischofssitz zu verherrlichen, in neue, lebhaftere Anregung brachte, und den Papst Innocenz **III.** anging, einen Theil des in Oesterreich ausgebreiteten Bisthums Passau auf das in Wien zu errichtende zu übertragen. Der Papst zeigte sich diesem Wunsche durchaus nicht abgeneigt; aber der Bischof Mangold von Passau bot Alles auf, dieses Unternehmen, das seinem Sprengel einen wichtigen Landestheil zu entziehen drohte, zu hintertreiben. Dadurch zogen sich die Verhandlungen in die Länge, und durch die nach dem Tode des römischen Königs Philipp eintretenden Staatsveränderungen geriethen sie in völliges Stocken.

Die Grafschaft Retz (damals Ragetz, Razge, Regiz genannt), nebst der gleichnamigen Ortschaft in Niederösterreich an der mährischen Gränze brachte Herzog Leopold von der Witwe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einer Erbtochter des Grafen Konrad von Retz, um **2000** Mark Silber käuflich, als freies eigenes Gut an sich. Auch gelang es ihm, zu verschiedenen Zeiten durch Erwerbung anderer Besitzungen, die, obschon in Oesterreich gelegen, doch fremden Grundherren unterstanden, seine Kammergüter ansehnlich zu erweitern. Durch das Aussterben der nahe verwandten beiden gräflichen

Geschlechter von Peilstein und Morn, fielen deren beträchtliche Lehen an den Herzog zurück. Auch brachte er durch Kauf die Städte Linz, Wels und Grein, die Herrschaften Ottensheim, Wechsenberg und Hartstein mit allen Zubehörungen an sich. Im Jahre 1229 erkaufte er von dem Bischofe Gerold von Freising die ersten Besitzungen im heutigen Herzogthume Krain, nämlich die von dem verstorbenen Markgrafen Heinrich von Istrien zu Lehn vom Bisthum Freising getragenen Besitzungen, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Erwerbung des ganzen Landes Krain.

Herzog Leopold war es, der den Rittern vom deutschen Orden und den Johanniterrittern den Eingang in seine Lande öffnete. Sie waren seine Waffenbrüder gewesen im fernen Morgenlande, in Kampf und Noth mit den Ungläubigen, und namentlich die deutschen Ritter waren ihm theuer und ehrten noch lange sein Andenken. — Von einigen Edlen, die Lilienfelder genannt, erkaufte er am Eingange einer reizenden Alpengegend ein Thal, und stiftete hier 1202, zu Gunsten des von ihm besonders verehrten Ordens der Cistercienser, die Abtei Lilienfeld, mit Gütern, Einkünften und Freiheiten sie reich begabend. Dorthin schenkte er auch jenes Stück des heiligen Kreuzes, welches ihm Balduin übersendet, der erste Kaiser des neuen Reiches der Lateiner, das, ein vorübergehendes Glanzbild, aus den Trümmern des von christlichen Waffen zerbröckelten Reiches der Griechen hervorgegangen. So warb bereits der europäische Osten um des österreichischen Herzogs Freundschaft.

Wie alle übrigen Theile der Verwaltung, so umfaßte Leopold's landesväterlicher Blick auch das vor ihm noch so verworrene Gebiet der Gesetzgebung. Gleich beim Antritte seiner Regierung (1198) verlieh er Wien das von Lazius aufbewahrte Stadtrecht, eines der ältesten in ganz Deutschland. Dasselbe bestimmt die Ernennung von hundert ehrbaren Männern Wiens aus allen Gassen, zu Ueberwachung des Handels und Wandels, der Käufe und Verkäufe von Häusern, Weinbergen rc. Weiter handelt es von dem Habe der Waisen, von Todesfällen mit und ohne Testament; Witwen sollen Soldaten nicht heiraten; von Ausländern, die zu Wien sterben; Ausländer können kein Zeugniß geben gegen einen Bürger und umgekehrt; von Niederlage der Waaren zu Wien; die Wiener erhalten das ausschließende Recht des Handels mit Ungarn; Ausländern ist verboten, mit gespanntem Bogen in der Stadt zu erscheinen; Strafe auf Feuersbrünste; Strafe auf falsches Maß und Ellen; Strafgeld für den Richter; Anfang des innern und äußern

Rathes in den vier und zwanzig Vornehmsten und obigen genannten Hundert; Strafe auf den Ehebruch. — Wie nun Leopold seiner Hauptstadt Wien ein Stadtrecht verliehen, so gab er Oesterreich ein Landrecht, älter, als der nie zu Gesetzeskraft gediehene Schwabenspiegel, doch häufig mit ihm im Einklange. Der umfassende Geist dieses Landrechts erhellt schon aus folgendem Inhaltsverzeichnisse: von Orten und Tagen öffentlicher Gerichte; man soll nach den Landesgesetzen richten; Niemand soll ungehört gerichtet werden; von Anhörung und Zahl der Zeugen; die Strafe soll dem Verbrechen gleich seyn; von den Rechtssachen der Frauen; von Straßenraub, Mord u. dgl.; wer verbunden sey, sich durch den Kampf von der Anklage zu reinigen; von der Ladung vor Gericht; welche Befreundete ohne des Anderen Willen ihr Eigenthum verkaufen können; wie Jemand das Eigen verkaufen könne; wie Kinder ihre Eltern beerben, mit und ohne Testament; von Verjährung der Güter; Niemand soll dem Anderen seine Untergebenen entziehen, und wer als des Anderen Untergebener anzusehen; Gerichtsstreit über ein Eigenthum; Lehensrecht: von dem Streit zwischen Lehensherrn und Lehensmann; was rechtlich, wenn der Lehensherr stirbt; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne Unrecht thut; wenn durch Heirat des Lehensherrn eine Aenderung in den Lehen geschieht; von den Frauenlehen; wer lehensfähig sey; von der Lehensverjährung; Strafe für Jene, welche Lehen für Burgrecht verkaufen; Pflicht der Lehensmänner, dem Landesfürsten im Kriege zu dienen; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne das Lehen zurückhält; Pflicht der Treue des Lehensmannes; Strafe für den Lehensmann, der seinen Lehensherrn beschädigt; wenn der Lehensherr dem Lehensmanne Schaden zufügt; Münzgesetze; Richter sollen nicht ohne Recht strafen; gestolenes Gut soll dem Eigenthümer zurückgestellt werden; Bauordnung; von Brücken- und Festungsbau; Gerechtigkeitsempfehlung an die Richter; desgleichen an Mauthner und Zöllner; Adeliche sollen in Halssachen nur von dem obersten Landrichter gerichtet werden; der Landesfürst soll den Adel nicht zwingen, außer dem Lande zu dienen; von des Stadtrichters Gerichtsbarkeit; im Lande soll gleiches Maß aller Gattung seyn; Niemand soll im rechtmäßigen Besitze gestört werden; wie Streitigkeiten wider Kirchen rc. zu richten sind; von Verträgen der Unmündigen; alle Stände sollen die alten Gewohnheiten beobachten; Pflichten der Ritter rc. zu dem Landesdienste; was einem Ritter bei dem Kriegs- und Landesdienste zu fordern erlaubt

sey; Verbot, Geächtete zu hegen, und Gebot, neue Festungen niederzureißen; Verbot, fremde Knechte und Unterthanen an sich zu ziehen; alle Gerichte sollen bei ihren alten Rechten verbleiben; Gebot wider alle öffentliche Gewalthätigkeiten; Verbot, überführte Leute zu behalten; Verbot geschlossener Vereine; von der richterlichen Klage und deren Art; von Zeugen und deren Eiden; von der richterlichen Anklage eines Adelichen wider seine Hausgenossen; Rechtssachen sollen nicht vor dem Fürsten, sondern bei dem Landgerichte abgehandelt werden, Straßenraub ausgenommen; Rechtssachen sollen nicht durch Eide, sondern vom Gerichte ausgemacht werden; wem es erlaubt, in Rechtssachen Hilfe zu leisten; Münzordnung; Verbot, Mauthen ohne landesfürstliche Erlaubniß zu errichten; Verbot, große Gebäude ohne Erlaubniß aufzuführen; Erbrecht der Kinder; von den Voigtbarkeitsjahren; von der Erbschaft der Voigteien; scharfe Verordnung für die Kirchenvögte; wider Landfriedensbrecher; von Ankündigung der Feindschaft; scharfe Verordnungen wider Kinder, die ihre Eltern verletzen; Verordnungen wider pflichtvergessene Herrschaftsbeamte; Mauthfreiheit für Adeliche; Frauenlehen sind nicht erblich, außer in gewissen Fällen; Giltigkeit der Zeugnisse; Gerichtstaxe; von den landesfürstlichen Richtern, Schreibern und ihren Gerichtsorten. — Man erkennt in den Titeln dieser Gesetze deutlich die Richtung, die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Zeitalters, dem sie entsprangen; daher war ihre Aufführung hier nicht ohne Zweck.

Das Münzwesen hatte Herzog Leopold dabei besonders in's Auge gefaßt. In seiner Landesordnung stellte er zwei Gesetze auf: daß Niemand in Oesterreich Münzen schlagen solle, damit die Münze zum Nachtheile des Landesherrn nicht gefälscht werde, und daß Niemand dem landesfürstlichen Münzwesen bei Strafe einige Irrung mache („wer die Munss hindert vnd irret vnd ir nicht fürdert als er zu Rech sol, der sol dem Landesherrn seinen Schaden pessern vnd abtun als der munss recht ist"). Weil aber in Oesterreich die Münzkunst noch nicht gehörig bekannt und geübt war, berief er aus der Fremde geschickte Meister nach Wien, die man, weil sie vornehmlich aus Flandern kamen, Flandrenser, sonst auch, wegen ihrer gleichzeitig erlangten bürgerlichen Rechte, Hausgenossen nannte. Auch bestätigte der Herzog die ältere Verordnung: daß Niemand die Münzkunst üben und mit derselben handthieren solle, der nicht in ihre Gilde rechtmäßig aufgenommen sey. Wien scheint damals das ausschließende Münzrecht in Oesterreich besessenzu haben.

Wien, das Herzog Leopold erweitert und verschönt, hatte sich auch in jeder anderen Beziehung seiner besonderen Gnade zu erfreuen, daher er dort unbegränzte Liebe und Verehrung genoß bei Alt und Jung. So lieh er den Wiener Bürgern zu Beförderung ihres Handels dreißigtausend Mark Silbers aus seiner Rentkammer. Einst zur Weihnachtszeit ritt er zu seinem Vergnügen in der Stadt herum. Das Volk begrüßte und ehrte ihn mit frohem Zuruf. Gerührt durch solche Beweise der Anhänglichkeit, gestattete er der Bürgerschaft, ihn um eine Gnade zu bitten. Die Bürger berathschlagten darüber, und baten dann den Herzog: er möge Befehl geben, daß alles Geld, so man ihnen schulde, auf einen von ihm zu bestimmenden Tag ohne allen weiteren Verzug bezahlt werden müsse. Der Herzog gewährte diese Bitte, ließ sich ein genaues Verzeichniß ihrer Forderungen vorlegen, und verhalf ihnen zu ihrem Gelde. Eine hochwichtige Wohlthat erzeigte er der Stadt 1208 durch Errichtung eines Spitals, Stiftung einer Kirche und Einführung des 1198 entstandenen Ordens der Ritter des heiligen Geistes, in Saria genannt, dessen Glieder sich der Pflicht unterzogen, Armen, Waisen, Fremden und Kranken Hilfe zu leisten. Ein gewisser Gerard gab frommen Sinnes seine in der Vorstadt Wieden gelegenen Gründe und Güter zu Erbauung einer Kirche zu Ehren des heiligen Geistes und des h. Antonius her.

Herzog Leopold starb in dem schönen Berufe eines Vermittlers und Friedensstifters. Als er durch weise Beredsamkeit die Streitigkeiten zwischen seinem Kaiser und dem Papste beigelegt, wie weiter oben gemeldet, und Ersterem die frohe Kunde nach San Germano in Apulien brachte, hatten Gemüthserregung, Anstrengungen und die ungewöhnte Luft des neapolitanischen Himmelsstriches den Fürsten dergestalt angegriffen, daß er schwer erkrankte und am 28. Juli 1230 die Augen auf immer schloß. Sein Herz, das groß, mild und muthig geschlagen, nahm die nahe gelegene Benedictiner-Abtei auf dem Berge Cassino an sich; seinen Leichnam aber empfing, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, die von ihm gestiftete Cistercienser-Abtei Lilienfeld. Er hatte 54 Jahre gelebt, 32 Jahre regiert. Das ganze Reich beklagte seinen Tod; der Papst ehrte gefühlvoll das Andenken des „christlichen Fürsten;" unbeschreiblich war in Oesterreich der Schmerz um den hingeschiedenen „Vater des Vaterlandes." Er hatte Oesterreich einen langen Frieden geschenkt, alle vor ihm beginnenden Keime der Cultur mit weiser Hand gepflegt, Wien verherrlicht und verschönt, die Gesetzgebung geordnet und befestigt, des Landes

Einfluß im deutschen Rathe gesteigert, und alle Segnungen über Oesterreich und Steyer gebracht, die einer langen, wohlbestellten Regierung zu entkeimen pflegen. Seinen kriegerischen Ruhm hatte er sich nicht auf den blutbesprengten Fluren des eigenen Vaterlandes, sondern weit in anderem Welttheile, im heiligen Kampfe geholt, und sein letztes Werk war noch das der Versöhnung zwischen Thron und Kirche. Aber nicht nur das äußere Wohlergehen seiner Staaten, auch den veredelnden Geist der Schönheit und der Künste pflegte er mit edlem und zartem Sinne. Ritterthum und Gesang feierten unter ihm ihre schönste Blütenzeit, und trugen seinen Ruhm weit in alle Lande. Im Liede der Niebelungen, dessen letzte Bearbeitung in diese Zeit fällt, leuchtet immer hoch obenan als Tummelplatz der Recken und Helden, als Hochzeitort der Könige, die Stadt zu Wienne. Ist doch vielleicht unter dem Rüdiger von Pechlarn gar Leopold selbst gemeint. Ueberall tauchen die Gipfel der alten Wiener Stadt ehrwürdig und glänzend in jenem herzerweckenden alten deutschen Urgedichte empor, wo Barbarenthum und Ritterwesen in abenteuerlichen Riesenformen zusammenfließen, und Oesterreich's Ruhm rauscht laut und majestätisch durch den alten Eichenwald dieses Liedes. Allenthalben führten die deutschen Sänger Leopold's Ruhm und Weisheit im Munde. Als um das Jahr 1207 in den Thüringer Gauen, am Hofe des sangeskundigen Landgrafen Hermann, auf der alten Wartburg jener berühmte Krieg der Sänger sich entspann, welchen zu schlichten der weise Meister Klingsohr aus Ungarn herbeigerufen, der Himmel mit seinen Mysterien und Engeln herab-, die Hölle mit ihren höhnenden Dämonen heraufbeschworen wurden, da sang Heinrich von Osterdingen, der Ehrenhafte, mit begeisternder Weihe das Lob des Herzogs Leopold, der „Sonne“ deutscher Lande, und wäre, als die harmlose Sängerwette in blutigem Ernst zu endigen drohte, wohl bereit gewesen, die Ueberzeugung seines Liedes mit dem Tode zu besiegeln. Ihn, den Herzog Leopold, den Herrn zu Oesterreich und Steyer, feierten auch die Gesänge Walter's von der Vogelweide aus Kärnten, als einen zweiten König Artus, dessen Milde dem süßen Regen ähnlich und sonst ihm Niemand gleich, und mit ihm priesen Alle das freudige Leben am minniglichen Hofe zu Wienne. — Doch wie hoch auch sein Ruhm und der Flor seiner Lande unter ihm gediehen, so drängten sich doch auch manche Unfälle heran, des Herzogs edle Stirn mit Wolken zu überziehen. Die Jahre 1196—98 drückte schwere Theuerung, und im Mai 1201 setzte ein Erdbeben Oesterreich und Steyermark in

Schrecken und Verwirrung, warf Kirchen und Häuser in Schutt zusammen, begrub im Schlosse Weitenstein einen steyerischen Edlen, Hartrod, mit sieben seiner Dienstmannen unter den Trümmern eines einstürzenden Thurmes, und erschlug auf gleiche Weise die Bewohner des salzburgischen Schlosses Katsch. 1210 traten die angeschwollenen Bäche und Flüsse aus ihren Ufern, die Saaten überschwemmend, Menschen und Thiere mit sich fortreißend. Die austretende Donau spülte die nahe gelegenen Häuser hinweg, vernichtete die Ernten, zerstörte die Vorräthe, versandete Wiesen und Weingärten. Im folgenden Winter brachte eine ungeheure Schneelast alles Leben zum Erstarren; viele Menschen erfroren, oder wurden vom wilden Sturme im Flugschnee begraben. 1224 schritt aus Griechenland über Ungarn eine fürchterliche Seuche daher, Menschen und Thiere zusammenraffend, als wolle sie Abrechnung halten mit allem Lebenden. Zu solchen Unfällen, mit denen die Elemente von Zeit zu Zeit, wie wilde Wegelagerer des alten Chaos, über die Schöpfungen menschlichen Fleißes herzufallen pflegen, gesellte sich auch mancher häusliche Schmerz. Seiner Tochter Margaretha getrübte Ehe, noch mehr seines Sohnes Heinrich Undank und Pflichtvergessenheit, machten ihm manche schwere Stunde, und dazu kamen noch die Sorgen ob der inneren Verwirrungen im deutschen Reiche, dessen Wohl und Wehe ihm, als einem der getreuesten Reichsfürsten, sehr am Herzen lag.

Herzog Leopold hatte sich 1203 mit der, während der wüthenden Thronstreitigkeiten in Griechenland, von dort entflohenen komnenischen Prinzessin Theodora vermält, einer Frau von Geist und Scharfblick, die in ihres Gemals Abwesenheit die Zügel der Regierung mit Kraft und Umsicht führte. Sie gebar ihm die Söhne Leopold (geb. 1207), Heinrich (geb. 1208) und Friedrich (geb. 15. Juni 1211). Der Erstgenannte endete als neunjähriger Knabe durch unglücklichen Sturz vom Baume. Heinrich, wegen seines ruchlosen Betragens gegen seinen Vater der Grausame genannt, verblich in Buße und Reue, wenig über zwanzig Jahre alt. Friedrich, den man mit Recht den Streitbaren genannt, folgte seinem Vater im Herzogthume, um nach kurzem Traume von Unruhe, Glück und Sieg in die Gruft zu steigen, und die glorreiche Fürsten- und Heldenreihe der Babenberger zu beschließen. Außer jenen Söhnen entsprossen der Ehe Leopold's vier Töchter: Margaretha (geb. 1205), Gemalin des unbesonnenen und unglücklichen Heinrich's VII., römischen Königs, dann verstoßene Gemalin des gewaltigen Böhmenkönigs Ottokar. Wie einst die fränkische Agnes die gemeinschaftliche Ahnfrau der

aufblühenden Geschlechter Hohenstauffen und Babenberg geworden, so sah Margaretha, wiederum diese Geschlechter verbindend, den Fall des einen, den Ausgang des anderen. Agnes (geb. 1206) vermälte sich 1222 dem Herzoge Bernhard von Ascanien; Constantia (geb. 1212) im Jahre 1234 dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen; Gertrud (geb. 1214) im Jahre 1234 dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen, der die kühne Hand vergeblich, nur sich zum Verderben, nach Deutschland's Kaiserkrone ausstreckte.

Wie ein Gewitter, schwül und gewaltig, zuckte Friedrich der Streitbare am Horizonte seiner Zeit hin, als könne ein so herrliches Geschlecht, wie jenes der Babenberger, nur unter Sturm und Blitz, unter Aengsten der Natur und der Völker zu Grabe gehen. Fünfzehn Jahre erst alt, hatte er (1226) die holde Gertrud von Braunschweig gefreiet, die schon sechs Wochen später dem Tode in die Arme sank. Der fünfzehnjährige Witwer vermälte sich noch im nämlichen Jahre mit Sophia Laskaris, des Kaisers Theodor zu Nikäa Tochter; doch nach drei Jahren verstieß er sie. Neunzehn Jahre zählte er, als er das Schwert der Regierung ergriff. Wenige Wochen früher hatte er sein drittes Beilager gefeiert mit Agnes, des Herzogs Otto von Meran Tochter. Doch auch dieses dritte Bündniß konnte nicht die ruhelose Flamme seines Sinnes tilgen. Durch steten Kampf, Gefahr und Sieg unaufhaltsam einem frühen Tode entgegenstürmend, konnte und wollte der streitbare Jüngling weder im Leben, noch in seinem Hause zum Frieden gelangen.

Einige Edle und Mächtige, deren anmaßender Wille durch die weise Kraft Leopold's des Glorreichen niedergehalten worden war, meinten jetzt unter dem herzoglichen Jünglinge leichtes Spiel zu haben. Obenan standen trotzig und macht- wie habgierig, die gewaltigen Hunde von Kuenring, damals zwei Brüder, Heinrich und Hadmar. Sie waren weitläufig begütert in der Gegend des Städtchens Zwettel; viele des niederen Adels waren ihre Lehensmänner und von ihnen abhängig mit Person und Mannen. Fortwährend auf Befestigung ihrer Macht sinnend, hatten sie, noch bei Lebzeiten des Herzogs Leopold, den Abt von Zwettel überredet, die gleichnamige, dem Kloster gehörige Stadt, die vorher nur mit einem Zaune versehen gewesen, mit Wall und Mauern zu umgeben. Dies geschehen, bemächtigten sie sich des Ortes, und ängstigten von da aus mit ihren Vasallen und Reisigen die weite Umgegend durch Raub und Plackerei. Ernst gebot ihnen der junge Herzog, von

dem schnöden Treiben abzulassen, doch sie spotteten seiner Jugend und pochten auf ihre Macht. Sie blieben dabei nicht stehen. Heinrich von Kuenring, den Herzog Leopold der Glorreiche während seiner Abwesenheit seinem Sohne als Rath und Machthaber an die Seite gestellt hatte, und der sich deshalb seitdem den anmaßenden Titel eines „Regierers von Oesterreich" beigelegt, bekleidete zugleich die Stelle eines obersten Marschalls dieses Landes. Dadurch im Besitze einer fast unbeschränkten Vollmacht und der landesfürstlichen Siegel, vermaß er sich des frechen Wagestückes, aus der herzoglichen Rentkammer zu Wien am lichten Tage mehre mit Gold und Silber beladene Wagen fortzuführen und in seinen Schlupfwinkel zu bringen, meinend, mit dem Schatze dem Herzoge auch die Macht zu rauben. In ihren schlimmen Anschlägen wurden die Kuenringer bestärkt durch Andreas, den älteren, und Bela, den jüngeren König von Ungarn, die auf Herzog Friedrich wegen Verstoßung seiner zweiten Gemalin, Sophia (Schwester der an Bela vermälten Maria), unversöhnlichen Haß geworfen. Sie stachelten auch den Böhmenkönig Premisl Ottokar auf, in Oesterreich einzufallen und das Land von der mährischen Gränze bis an die Donau zu verwüsten. Gleichzeitig stürmten die Kuenringe, Hadmar von seinen Schlössern Dürrenstein und Aggstein, Heinrich von seiner Feste zu Weitra herab, verheerten mit eiserner Faust das Land von Weitra und Dürrenstein bis Krems, plünderten und verbrannten Kirchen, Klöster, Schlösser und Märkte, am schrecklichsten hausend in Krems und Stein. Das tapfere Herz blutete dem Herzog, als er die Verwüstung sah. Aber ihn hatte, von den Kuenringern gewonnen oder aufgehetzt, ein großer Theil seines Adels verlassen; er mußte sich begnügen, Wien und Neustadt in Vertheidigungsstand zu setzen, um Oesterreich diesseits der Donau zu schützen. Nach einigen Wochen zogen die Böhmen, der Beute froh, wieder heim. Dieses einen Feindes ledig, trachtete Friedrich mit der ganzen Kraft seiner Seele und seines Armes, die widerspenstigen Vasallen zu züchtigen, zu unterwerfen. Er raffte seine Getreuen zusammen, stand unerwartet vor der Stadt Zwettel, zwang sie zur Uebergabe, und brach ihre Mauern. Heinrich der Kuenringer eilte zwar, die niedergerissenen Mauern durch einen neuen Wall zu ersetzen; aber Friedrich, dadurch unbeirrt, warf sich plötzlich auf das befestigte Schloß Zwettel, und ängstigte es so lange, bis es sich ergab. Die gefangenen Aufrührer ließ er als Räuber und Landfriedensbrecher an die nächsten Bäume hängen, Andere festsetzen, bis sie sich durch schwere Geldbuße löseten. Erschreckt

eilte, was von dem böhmischen Heere noch auf österreichischem Boden stand, der Gränze zu. Ueberraschung und Furcht bemächtigte sich der Friedensstörer, als sie den fürstlichen Jüngling das Richter- und Rächeramt so tapfer verwalten sahen. Noch aber stand Hadmar unbezwungen, ein Riese an Körperstärke und wildem Muthe. List mußte helfen, wo die Gewalt versagte. Es galt, den Kuenring von seiner festen Burg herunterzulocken Der Herzog zog einen Kaufmann in seinen Plan. Dieser mußte in Regensburg ein Schiff mit köstlichen Waaren und feinen Tüchern beladen; in dem Untertheile aber barg man bewaffnete Reisige, und so fuhr das Schiff die Donau herab nach Wien zu. Kaum war es in der Nähe von Aggstein angelandet, als Hadmar, von der Ankunft der reichen Beute unterrichtet, aus seinem Hinterhalte das Schiff überfiel. Seine Knechte rafften schnell das Beste zusammen, und schleppten es nach der Burg; er selbst blieb, ihre Rückkehr erwartend, auf dem Fahrzeuge zurück. Diesen Augenblick nahm man wahr. Die Bootsleute stießen schnell vom Ufer ab, die versteckten Reisigen warfen sich auf den grimmen Hadmar, rissen ihn zu Boden, knebelten ihn, und führten ihn nach Wien. Vergebens wollten seine Leute dem Schiffe nachsetzen; mit Armbrüsten und Wurfspießen wurden sie vom Schiffe fern gehalten. Ehe noch der erste Schrecken vorüber war, stürmte Friedrich aus nahem Hinterhalte gegen die Burgen Aggstein und Dürrenstein hervor, zerschmetterte durch Schleudermaschinen und Belagerungswerkzeuge ihre Mauern und Thürme und raubte den Belagerten den letzten Rest ihres, schon durch die Gefangenschaft des Anführers gesunkenen Muthes. Der Kuenringer Heinrich, durch sein eigenes und durch das größere Unglück seines Bruders erschüttert, eilte nach Wien. Beide Kuenringer flehten um Gnade. Schrecklich dem Widerstrebenden, doch mild dem Besiegten, empfing der junge Herzog gütig die tiefgebeugten Ritter. Eingedenk der Treue und der Verdienste ihrer Väter, verzieh er ihnen den schweren Frevel, nahm ihre Söhne, die sie ihm als Geiseln gestellt, gnädig auf, ließ sie den geraubten Schatz ersetzen, und besetzte einige ihrer Schlösser als Unterpfand ferneren Friedens. Den Heinrich bestätigte er in seiner Marschallswürde; den Hadmar gab er frei. Dieser pilgerte nach Passau, um den Kirchenbann zu lösen, der auf ihm lastete. Doch unterwegs brachen Schamgefühl und Reue dem Starken das Herz.

Durch den Hintritt des glorreichen Leopold war das innige Verhältniß erkaltet, das bisher zwischen den nahe verwandten Häusern Hohenstauffen und Babenberg bestanden. Friedrich's Schwester, Margaretha, lebte in

unglücklicher Ehe mit dem römischen Könige Heinrich VII., der schon im ersten Jahre der Regierung Friedrich's, im October 1231, Botschaft an diesen schickte, um auf Auszahlung des seit lange vorenthaltenen Heiratsgutes der Königin Margaretha zu dringen. Friedrich entschuldigte sich mit der traurigen Verwüstung, die seine Lande eben erst ausgestanden, und forderte Aufschub. Zugleich spielte er mit Feinheit darauf an, daß er um die harte Behandlung wohl wisse, die seine Schwester Margaretha von ihrem Gemale, dem Könige Heinrich, zu erdulden habe. Für diesmal ging man im Frieden auseinander; doch nahm die Spannung zwischen den beiden Häusern fortwährend zu.

Friedrich's Sieg über die allgefürchteten Kuenringer hatte die Widersetzlichen und, die ihn bisher zu niedrig angeschlagen, zur Ordnung und Achtung zurückgeführt, ihnen wider ihren Willen die Augen über seine fürstliche und Heldenkraft geöffnet. So mannhaft, wie er sich bewiesen, hatte er ein vollgiltigs Recht erworben, sich wehrhaft zu machen. Das geschah im Friedensjahre 1232. Der Bischof Gerhard von Passau umgürtete ihn in der Schottenkirche zu Wien unter hoher Feierlichkeit mit dem Schwerte. Dann schlug der Herzog zweihundert Jünglinge der edelsten österreichischen Geschlechter zu Rittern. Sie erschienen auf prachtvoll geschmückten Rossen, herrlich angethan, wie der Herzog selbst, in den neuen Landesfarben Oesterreich's, in hermelinverbrämten Scharlachkleidern mit weißem Gürtel, weiße Federn vom rothen Barret wehend. Denn der Herzog Friedrich hatte seit 1231 an die Stelle des einfachen Adlers im Wappenschilde der Markgrafen und Herzoge Oesterreich's, ein einfaches rothes Schild gewählt, mit weißem Querbalken, der Ueberlieferung gemäß als stete Erinnerung an das furchtbar schöne Heldenbild seines Großvaters, des tugendhaften Leopold vor Ptolomais, dem von dem blutgetränkten Waffenrock nur die Stelle des Gürtels weiß geblieben. Dann zogen die neuen Ritter, mit Schilden und Fahnen geziert, hinaus vor die Stadt, um im Angesichte des Herzogs und einer jubelnden Volksmenge, durch Turnier und Scheingefechte den schönen Tag zu feiern und anzudeuten, daß auch im ernsten Kampfe Fürst und Vaterland auf sie zählen dürften. Der Ort, wo die Ritter ihre Speere kreuzten, erhielt in der Volkssprache den Namen „Penzt eng," d. h. penzt Euch, tummelt Euch, und noch heute nennt man ihn Penzing.

Der Kaiser Friedrich II., dem Vater Friedrich's des Streitbaren befreundet und vielverpflichtet, war nicht der Freund des Sohnes. Vielleicht

schien ihm des jungen Herzogs feuriger und furchtloser Sinn bedrohlich; er unterließ daher nicht, demselben Widersacher anzuwerben, und ihn gegen andere Fürsten, mündlich wie brieflich, mit gehässigen Farben zu schildern. Mit seinem Sohne, Heinrich VII., obgleich er ihn des Thrones entsetzt und ihm fortwährend zürnte, hatte er sich dahin vereinigt, das Heiratsgut Margarethens dringend von Friedrich dem Streitbaren zu fordern. Als der Herzog, wie schon oben erzählt, Aufschub verlangte, entbot ihn der Kaiser nach Ravenna. Friedrich — auf Kaiser Barbarossa's Freiheitsbrief gestützt, der den Herzog von Oesterreich der Verpflichtung entband, auswärtige Reichsversammlungen zu besuchen — stellte sich nicht. Der Kaiser schalt diese Weigerung eine „knabenhafte," legte sie spöttelnd als eine der Jugend eigene Art aus, und um dem Herzoge den Vorwand fernerer Weigerung zu benehmen, kam er selbst in dessen Erbland, nämlich nach Pordenone in Friaul. Jetzt konnte Friedrich nicht länger ausbleiben. Er warf sich in fürstlichen Schmuck, umgab sich mit den jüngst wehrhaft gemachten zweihundert Rittern in ihren kostbaren gleichförmigen Kleidern mit den österreichischen Landesfarben, und zog nach Ostern 1232 zu dem Kaiser hin. Die Zusammenkunft blieb jedoch ohne Erfolg. Der Kaiser forderte so Manches, was der Herzog in Rücksicht auf seine eigenen, oft drängenden Verhältnisse, nicht gewähren wollte, und, durch die großen Freiheitsbriefe Oesterreich's verwahrt, nicht zu gewähren brauchte. Entfremdeter, als vorher, schieden sie von einander. Der Kaiser sann darauf, dem Herzoge für seinen Mangel an Bereitwilligkeit in seinen eigenen Landen zu schaffen zu machen; dieser, um bei den ihm drohenden Gefahren nicht allein zu stehen, näherte sich allmälig der Gegenpartei des Kaisers.

Als der Herzog nach Wien zurückgekehrt war, wurde er zur Vermittelung eines heftigen Streites zwischen dem Herzog Bernhard von Kärnten und dem Bischof Ekbert von Bamberg aufgefordert. Es gelang ihm, 1233 diesen Zwist zu schlichten, und dem in des Gegners Gefangenschaft gerathenen Bischof die Freiheit zu erwirken. So kraftvoll schritt der junge Fürst bereits in fremden Streitigkeiten ein. Seit 1233 nannte er sich auch Herrn von Krain, nachdem er die von seinem Vater in diesem Lande angekauften Güter ansehnlich erweitert hatte.

Lange schon hatte es den Herzog gedrängt, Rache zu nehmen an den Böhmen für den räuberischen Einfall in Oesterreich. Jetzt schien ihm endlich

die Gelegenheit günstig. Er rückte mit einer auserlesenen Schaar vor Bettau, ein an Oesterreich's, Böhmen's und Mähren's Gränzen gelegenes, festes Schloß, von wo aus schon oft wilde Horden in die benachbarten Länder hinübergestreift, bezwang dasselbe und kurz hintereinander noch einige andere Orte. Der mit einem Heere zum Entsatze herbeieilende böhmische König Wenzel I. mußte sich zurückziehen, und Friedrich würde seinen rächenden Siegeslauf noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht ein wiederholter Einfall der Ungarn ihm die Pflicht auferlegt hätte, zur Beschützung seiner eigenen Erbländer zurückzueilen. Der Ungarnkönig Andreas und sein Sohn Bela konnten den alten Groll gegen Friedrich wegen Verstoßung seiner, ihnen verwandten zweiten Gemalin, nicht vergessen. Kaum war der Letztgenannte gegen die Böhmen ausgezogen, als zahlreiche Schwärme der Ungarn Oesterreich und jenen Theil Steyermark's überschwemmten, der einst zu Ungarn gehört hatte und der ihnen seitdem gern in die Augen stach. Das Verderben aussäend, durchzogen sie das Land, brannten Dörfer und Flecken nieder, trieben das Vieh hinweg und erwürgten die unglücklichen Einwohner, die keinen Widerstand entgegensetzen konnten. Steyermark war zum Unglück damals sehr von kampfgeübten Soldaten entblößt. In solcher Bedrängniß bildete der Adel schleunigst ein Heer aus Bauern. Die Armen hatten einen tapferen Willen, aber keine Kenntniß des Kriegswesens, und keine erfahrenen Anführer; sie mußten der ersten Kriegslist erliegen. Muthvoll gingen sie den Ungarn entgegen; diese ergriffen verstellte Flucht, die Steyermärker unvorsichtig ihnen nach. Da öffnete der Hinterhalt seinen verderblichen Schlund. Die Steyermärker, eingekeilt in einen verworrenen Haufen, wurden in Masse erschlagen, viele Adelige unter ihnen. Von dem ganzen Heere entrannen kaum fünfzig dem Blutbade oder der Gefangenschaft. Ganz Steyermark stand nun dem Feinde offen. Ein zweites ungarisches Heer, von Andreas und Bela angeführt, drang nach in die verwüstenden Spuren des ersten, plünderte und raubte weithin am Leythaflusse und pflanzte alle Gräuel alter Magyarenverwüstung in dem unglücklichen Lande auf. Herzog Friedrich, außer sich vor Schmerz und Zorn, kehrte mit seinem siegenden Heere in Mähren rasch um, warf sich bei Höflein, unweit Bruck an der Leytha, mit Ingrimm auf die Verwüster, tödtete ihrer viele, fing mehre ihrer Edlen. Die Ungarn stutzten vor diesem unerwarteten Schlage, zogen sich, wie sie unter Verheerungen gekommen, unter Verheerungen zurück und machten dann Frie-

densvorschläge. Herzog Friedrich, rings von Feinden und Gefahren umgeben, hatte keine lange Wahl. Er nahm den ehrenvoll gebotenen Vergleich an. Der König von Ungarn stattete ihm persönlich in Neustadt einen Besuch ab, wurde von ihm ehrend empfangen und der Friede von Beiden festgestellt. Jener bat sich des Herzogs Gegenbesuch in Ungarn aus, und zog dann mit seinem Kriegsvolke heim.

Wenn in jenen Fehden Herzog Friedrich hoch und herrlich als Vertheidiger und erster Ritter seiner Lande, als Rächer seines gekränkten Rechtes auftritt, so verwickelte ihn auf der anderen Seite der Parteigeist in minder rühmliche und gerechte Streitigkeiten. Kaiser Friedrich's II. unfreundliche Gesinnung hatte ihn bewogen, sich mehr und mehr der Gegenpartei anzuschließen. Der römische König Heinrich VII., rebellisch gegen seinen kaiserlichen Vater, hatte wilden Haß auf den Baiernherzog Otto geworfen, weil dieser seinen ehrgeizigen Anschlägen am entschiedensten in den Weg getreten. Unter der Vorspiegelung, daß er dadurch den Wünschen des Papstes begegnen werde, zog er zu Pordenone den Herzog Friedrich auf seine Seite. Nach Deutschland zurückgekehrt, versammelte er am Lechfluße bei Augsburg ein Heer von sechstausend Mann, fiel mit demselben verwüstend in Baiern ein und mahnte gleichzeitig den Herzog Friedrich an die zugesagte Unterstützung. Auf des letzteren Befehl brach der Hauptmann des Landes ob der Enns, Erchenger von Wesen, von Oesterreich aus in Baiern ein, überfiel und besetzte das Kloster Vornbach, verjagte die Einwohner und schaltete übel in der ganzen Umgegend. Der Baiernherzog, so unvorhergesehenem Angriffe nicht gewachsen, verbiß seinen Zorn, beschwichtigte durch den Erzbischof von Salzburg den römischen König. Der Kaiser, von dem Vorgefallenen unterrichtet, ließ durch Eilboten seinem Sohne und dem Herzoge Friedrich scharfen Befehl zugehen, die Waffen sofort niederzulegen und Baiern zu räumen. Doch dem baierischen Herzoge war damit allein noch nicht gedient. Rachedürstend warb er insgeheim ein ansehnliches Heer, überraschte im Frühjahre 1234 das Kloster Vornbach und bekam die dort zurückgebliebene österreichische Besatzung, desgleichen viele baierische Gebannte in seine Gewalt. Sein Profos wüthete mit Strick und Schwert unter den Gefangenen. Das Land ob der Enns plünderten und zertraten seine erbitterten Krieger; das prachtvolle Kloster Lambach sank in Asche. Schon griff der Herzog Friedrich wieder zum Schwerte und ein neuer, blutigerer Krieg stand bevor. Da schlugen sich noch zu

rechter Zeit einige Bischöfe in's Mittel und versöhnten die grollenden Fürsten.

Friedliche Handlungen und Freudenfeste unterbrachen nur vorübergehend die wilden Zuckungen trotziger Erwerbsucht und blutiger Selbsthilfe, von denen das deutsche Reich erbebte. Der jüngere Heinrich von Medling war um 1233 gestorben und hatte, da keine Kinder ihn beweinten, dem Herzoge Friedrich seine Güter und Habe vermacht. Im Jahre 1234 feierte Herzog Friedrich die Vermälung seiner Schwester Constantia mit dem Markgrafen von Meissen, Heinrich dem Erlauchten, nach seiner festen und schlagfertigen Sinnesart von seinen Zeitgenossen auch der Hammer genannt, wie einst Martel, der fränkische Hausmaier. Schon 1225 waren sie einander vermält worden, wobei Leopold der Glorreiche seiner Tochter zwölftausend Mark angewiesen und dieses Geschenk noch durch ein Stück des heiligen Kreuzes vermehrt hatte, welchem die alte Kreuzcapelle zu Dresden ihren vorzüglichen Ruf verdankte. Die herzogliche Witwe Theodora wollte dieses Beilager mit besonderer Pracht begangen wissen. Friedrich, der damals Grund zu haben meinte, den Gesinnungen der Wiener nicht zu trauen, bestimmte dazu den Platz von Stadelau im Marchfelde, wo unter freiem Himmel, in prachtvollen Zelten und im Angesichte einer ungeheuren Volksmenge, die Feierlichkeit vor sich ging. Anwesend waren, außer dem Herzoge, seiner Mutter und den ersten Ministerialen Oesterreich's, die Könige Andreas und Bela von Ungarn, König Wenzel von Böhmen, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Passau, Freising und Seckau, die Herzoge von Sachsen und Kärnten, der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Mähren, mit ihnen viele auswärtige Große. So weit reichte schon damals Oesterreich's Freundschaft und Einfluß, daß die Blüte des deutschen Reiches daher kam, Theil zu nehmen an seinen Freuden und Ehren. Ritterspiele und Kampfübungen verherrlichten die Feierlichkeit. Kaiser Friedrich II., dem Herzoge Friedrich abhold, gab später vor, Letzterer habe bei jener Gelegenheit die Neuvermälten in der Nacht des Beilagers überfallen und sie durch Drohungen dahingebracht, dem reichen Brautschatze zu entsagen; ein Vorgeben, das durch keinen gleichzeitigen Geschichtsschreiber unterstützt wird.

Nur kurze Zeit lachte die Sonne des Friedens. Der römische König Heinrich VII. nährte bald offen, bald verstolen, die Glut der Empörung gegen seinen Vater. Da beschloß der Kaiser strenge Maßregeln gegen den eigenen

Sohn. Er brach im Mai 1235 von Italien nach Deutschland auf, und nahm seinen Weg von Aquileja durch Friaul nach Steyermark, um gleichzeitig die Gesinnungen des Herzogs Friedrich zu erforschen, der Heinrich's Schwager und sein Bundesgenosse gewesen in der Fehde gegen den baierischen Herzog Otto. Friedrich ging dem Kaiser mit großen Ehren an die Gränzen Steyermark's entgegen; aber da Beide wenig Angenehmes mit einander zu besprechen hatten, so sprang der erste freundliche Empfang gar bald in Kälte und Verstimmung um. Der Kaiser brachte wiederum die Rede auf das Heiratsgut der römischen Königin Margaretha, setzte dem Herzoge kurzen Termin zur Auszahlung desselben, und drohte im ausbleibenden Falle mit Krieg. Dagegen machte Friedrich, auf den Grund des österreichischen Freiheitsbriefes, Anspruch auf Beiträge zu bestrittenen oder noch zu bestreitenden Kriegskosten, und am Ende trennten sich Beide, kälter und entfremdeter, als jemals, von einander. Der Kaiser eilte weiter nach Deutschland und bot seinem Sohne, Heinrich VII. Gnade an, wenn er seine Schlösser und Festungen ausliefern wollte. Da dieser zauderte, ergriff er ihn, übergab ihn seinem Gegner, dem Herzoge von Baiern, zur Verwahrung und ließ ihn später in einem Kerker Apuliens auf immer verschwinden. Die römische Königswürde ertheilte er seinem zweiten Sohne Konrad.

Ueber Oesterreich zogen sich neue Kriegswetter zusammen. Herzog Friedrich war im Juni 1234, kurz nach der Vermälung seiner Schwester Constantia, nach Ungarn gereiset, um dem Beilager des greisen Königs Andreas mit der jugendlichen Beatrix von Este beizuwohnen. Seine herrliche Gestalt, sein ritterliches Wesen gewannen ihm die Herzen der kriegerischen Ungarn. Eine mächtige Partei arbeitete daran, ihn auf Ungarns Königsthron zu heben. Bela, des Andreas Sohn und Mitregent, erfuhr davon, und der kaum beschwichtigte Haß gegen Friedrich schwoll dadurch zu neuer Stärke. Als nun drei Monate später des Andreas Tod die ungetheilte Königsgewalt in Bela's Hände gab, machte dieser seinem Argwohn und seiner Empfindlichkeit durch unerträgliche Strenge Luft. Das schürte den Widerwillen der Großen. Des Vaters königliche Witwe Beatrix, von Bela's Anschlägen bedroht, entfloh in Männerkleidern nach Deutschland, wo sie einen Sohn, Stephan, gebar. Die Partei der Unzufriedenen ließ jetzt dem Herzoge Friedrich durch wiederholte geheime Sendungen die ungarische Krone antragen. Dieser, ebenfalls unzufriedenen Sinnes aus Steyermark zurückkehrend, wo sein

Zwiegespräch mit dem Kaiser ihm wenig Trost gegeben, nahm diese verlockenden Anträge mit doppelter Erregbarkeit auf. Der Schimmer einer Königskrone war allerdings geeignet, das heiße Blut des ruhm- und thatendurstigen, vier und zwanzigjährigen Fürsten in Wallung zu setzen. Recht und Unrecht zu flüchtig erwägend, dabei alter Beleidigungen eingedenk, sammelte er ein auserlesenes Heer, überschritt Ungarn's Gränzen und wartete nun des allgemeinen Aufstands, der zu seinen Gunsten in Ungarn ausbrechen sollte. Aber König Bela, zu rechter Zeit gewarnt, traf schnelle Gegenanstalten, durch Waffengewalt den vorbereiteten Aufstand noch vor der Geburt erstickend. Heftig zürnte Friedrich, als er sich getäuscht sah und Niemand sich für ihn erhob; mit Raub und Verheerung des ungarischen Bodens rächte er den lügenhaften Traum, in den er sich selbst gewiegt. Da rückten König Bela und sein Bruder Coloman mit einem gewaltigen Heere gegen ihn heran. Friedrich's Truppen, entnervt durch Beute und Genuß im feindlichen Lande und des rechtlosen Kampfes unlustig, waren nicht in eine vollständige Schlachtordnung zu bringen. Vergebens drohte, vergebens flehte der streitbare Friedrich. Kaum begannen die Ungarn den Angriff, als seine Krieger auch schon zurückwichen. Jetzt brach ein ungarischer Reiterschwarm ihnen im Rücken hervor. Da war vom Zurückweichen bis zur wilden Flucht nur ein Moment. Der Herzog selbst wurde von den Fliehenden mit fortgerissen. Bis an die Thore Wien's streiften die nachrückenden Ungarn, weithin brennend, raubend, würgend. Mit schwerem Golde erkaufte der Herzog den Frieden von den Ungarn.

Mit peinlich gemischtem Gefühle von Groll, Beschämung und Trauer, sah Friedrich seine Niederlage, den Uebermuth der Feinde, das Elend seines verheerten Landes. Ein schweres Strafgericht verhing er über die Feigen und Nachlässigen, denen er den unglücklichen Ausgang des letzten Feldzuges zuschrieb. Viele, die hohen Ranges, entsetzte er ihrer Kriegsämter, und besetzte diese theilweis mit Männern niederer Herkunft, die sich ihm tapfer und verläßlich erwiesen. Auch trachtete er ernst und unbeugsam, den durch theuer erkauften Frieden geleerten Schatz wieder zu füllen. Er belegte alle Häuser in Oesterreich und Steyermark mit hoher, ungewöhnlicher Steuer, und trieb von Klöstern, die sich der Abgaben weigerten, dieselben durch Zwangsmittel ein. Vergeblich bat ihn seine Mutter, die herzogliche Witwe Theodora, die Auflagen zu ermäßigen, die harten Maßregeln zu mildern. Friedrich's feuri-

ger Sinn vertrug keinen Widerspruch, und die bekümmerte Mutter ging, üble Folgen befürchtend, heimlich nach Böhmen. Dies entwandte ihm die Herzen seiner österreichischen und steyerischen Unterthanen. Sie hatten Milderung gehofft in so schwerer Zeit. Statt dessen verdoppelte er ihre Lasten. An Aufwiegelung ließen es des Kaisers Sendlinge nicht fehlen, um die Unzufriedenheit zu mehren, und so einen Grund mehr zum Einschreiten zu gewinnen; keine Verläumdung wurde gescheut, den Charakter des raschen, leidenschaftlichen, aber auch hochherzigen, heldenmüthigen, jeder Verstellung abholden Herzogs mit den schwärzesten Farben zu schildern. Einige der Mißvergnügtesten traten in eine Gemeinschaft zusammen und brachten eine förmliche Anklage gegen ihren Herzog vor den Kaiser, mit der Bitte, ihnen einen anderen Landesfürsten zu geben. Der Kaiser, solcher Anklage begierig wartend, ließ den Herzog zu verschiedenen Reichsversammlungen, namentlich zu jener in Augsburg, vorladen. Aber dieser hatte, vermöge des österreichischen Freiheitsbriefes, nicht nur das Recht, sondern auch sonst guten Grund, nicht zu erscheinen; er wußte, wie hart der Kaiser gegen sein eigenes Blut, den König Heinrich VII. und dessen Kinder, verfahren, und hatte, als Fremder, keine Aussicht auf ein gelinderes Loos. Der Kaiser, des Freiheitsbriefes nicht achtend und nur seinem Grolle gegen den Herzog folgend, der nicht nur die Zahlung des Heiratsgutes der Königin Margaretha, sondern ihm auch die verlangte Unterstützung gegen die Welschen verweigert, erklärte ihn, als dem Reiche ungehorsam, in die Acht (1236). Von den auf dem Reichstage anwesenden Fürsten wollte Niemand des Herzogs Rechte wahrnehmen; denn die Meisten neideten ihm längst seine Macht und die Vorrechte des großen Freiheitsbriefes, und Manche hatte sein rascher Sinn vielleicht sonst noch verletzt. Zur Vollstreckung der förmlich kundgegebenen Acht ersah der Kaiser, durch seinen Krieg in der Lombardei von persönlicher Mitwirkung abgehalten, den König von Böhmen, den Herzog von Baiern und andere benachbarte Fürsten. Sie sollten den geächteten Herzog Friedrich mit Waffengewalt aus Oesterreich, Steyermark und Krain verjagen und diese Lande in des Kaisers und des Reiches Namen in Besitz nehmen. Durch Petrus von Weingarten ließ der Kaiser die Gründe dieser Achtserklärung aufsetzen; ein Actenstück voll schlauer Wendungen, Verdrehungen des Sachbestandes und Uebertreibungen der Thatsachen, offenbarer Erfindungen und bösen Leumunds nicht entbehrend. Der Herzog Friedrich — hieß es in diesem Umlaufschreiben — sey auf

wiederholte Einladung weder in Ravenna, noch in Aquileja, sondern erst in Pordenone vor dem Kaiser erschienen; er habe demselben die Bezahlung des schuldigen Heiratsgutes der römischen Königin Margaretha abgeschlagen, dagegen mit ungebührlicher Dreistigkeit Geld zu einem vorhabenden Kriege gegen Ungarn und Böhmen von ihm gefordert; er sey auf dem Reichstage zu Mainz nicht erschienen und habe den mit Unrecht und Gewalt von ihm beleidigten König von Ungarn zum feindlichen Angriffe der Reichsgränzen verleitet; er habe den König von Böhmen, den Herzog von Baiern, den Markgrafen von Mähren, die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Freising an ihren Gerechtsamen und Besitzungen, die in des Herzogs Landen befindlich, vielfach gekränkt; er habe seine Unterthanen und Lehensleute grausam unterdrückt, sich alle Willkühr und Unbill erlaubt, unerhörte Ausschweifungen begangen; er habe neuerdings, ungeachtet des vom Kaiser ihm angetragenen freien Geleites, sich geweigert, nach Augsburg zu kommen, wo Letzterer sich mit ihm versöhnen wollen; er habe sich böser Anschläge wider den Kaiser unterwunden, demselben durch Meuchelmörder nach dem Leben gestellt, den Papst gegen den Kaiser aufgereizt, des Kaisers Abgesandte beschimpft und ihnen die Geräthschaften abzunehmen befolen, ingleichen eines dem Kaiser durch Erbschaft zugefallenen Schlosses sich bemächtigt; er sey gottlos verfahren mit seiner eigenen Mutter Theodora, die er mit Gefängniß und gräulicher Mißhandlung bedroht und sie dadurch zur Flucht gezwungen habe; er habe seinem Schwager, dem Markgrafen Heinrich von Meissen, das zuständige Heiratsgut mit Gewalt abgedrungen — Anklagen, größtentheils in sich selbst widerlegt oder in's Unendliche zu mildern.

Um die Herbstzeit (1236) rückten die mit Vollstreckung der Acht beauftragten Fürsten mit ihren Heeren in die österreichischen Lande ein. König Wenzel mit seinen Böhmen überschwemmte die jenseit der Donau gelegenen Gegenden, mit Feuer und Schwert den Fleiß und das Glück der Bewohner verschlingend. Oesterreich ob der Enns besetzten der Herzog Otto von Baiern und Bischof Rüdiger von Passau; doch öffnete ihnen die Hauptstadt Linz weder in Güte, noch in Gewalt ihre Thore. Zur Besitznahme Steyermark's (mit Inbegriff des an Oesterreich gelangten Theiles von Krain), das dem Kaiser vor Allem am Herzen lag, hatte derselbe den Herzog Bernhard von Kärnten, den Patriarchen Berthold von Aquileja, und den Bischof

Ekbert von Bamberg ersehen. So großen vereinigten Kräften, von einem Theile des mißvergnügten Adels noch unterstützt, ward es nicht schwer, die unbewehrten Erblande des Herzogs, bis auf einige befestigte Städte und Schlösser, in ihre Gewalt zu bekommen. Doch mußten Friedrich's unzufriedene oder aufrührische Unterthanen durch denselben Kampf bestraft werden, zu welchem sie so bereitwillig die Hand geboten; denn die fremden Sieger verwüsteten, wohin sie immer drangen, das Land so schrecklich, daß gegen so unsäglichen Schaden die einzelnen Bedrückungen und Lasten, die ihnen vom Herzog widerfahren, kaum in Anschlag zu bringen waren.

Doch der streitbare Friedrich verzagte nicht, wie übel es auch um seine Sache zu stehen schien. Noch war ihm, ein ächter Rittertrost, sein Muth übrig geblieben und sein Schwert. Er versammelte um sich, was ihm treu, opferte muthig, was er besaß, nahm, wo er fand; denn die böse Noth und der Kriegsbrauch jener Zeit entschuldigten so manche Gewaltthat, und ohne Raub, Einbruch und Brand war es nicht leicht gethan. Da die Treue der Wiener nach dem Vorausgegangenen ihm verdächtig erschien, so zog er sich aus der Hauptstadt, wo er die Annäherung der Feinde erwartete, in das feste Schloß Medling zurück. Die Wiener, der alten Treue noch nicht so ganz uneingedenk, fragten bei ihm an, wie sie sich bei Aufforderung ihrer Stadt zu verhalten? Edelmüthig rieth er ihnen, unnützen Widerstand zu meiden und den Feinden die Thore zu öffnen. Er selbst aber ging in die feste Neustadt, die er für uneinnehmbar hielt. Dorthin folgten ihm die Edlen und Wackern, die ihrem Fürsten treu geblieben in der Stunde der Noth und der Gefahr; so Albert von Bogen, Anselm von Justingen, Erzdiakon Leuprand aus Kärnten, Marschall Berchtold von Traun, Truchseß Berchtold von Emmerberg, Gundacker von Starhemberg, Dietrich und Ortolf von Wolkenstein, Albert von Nußberg, Ulrich von Kienberg, Cholo von Frauenhofen. Wien öffnete seine Thore dem vereinigten Heere der Böhmen und Baiern; der Burggraf von Nürnberg ward oberster Befehlshaber über den Bezirk der Stadt. Gegen das Ende des Jahres (1236) kam der Kaiser selbst aus Steyermark nach Oesterreich, zerstörte auf dem Wege noch einige Schlösser dem Herzoge treugebliebener Edlen, bekam Friedrich's Gemalin Agnes, in seine Gewalt und schickte mit unbeugsamer Strenge sie weit hinweg. Somit war ganz Steyermark in des Kaisers Händen; dem Herzoge verblieben in Oesterreich nur die befestigte Neustadt und einige wohlverwahrte Schlösser. Von Gräz, wo er

das Weihnachtsfest begangen, kam der Kaiser nach Wien, wohin die dasige Bürgerschaft und einige Edle ihn demuthsvoll eingeladen. Er erschien mit angemessener Pracht; es umgaben ihn, ein blitzender kriegerischer Kranz, der Böhmenkönig Wenzel, die Herzoge Otto von Baiern und Bernhard von Kärnten, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, dann die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg und Passau, sammt vielen hohen Reichsbeamten und Edlen.

Der Kaiser fand in Wien Vieles zu thun. Er traf verschiedene neue Einrichtungen in Verwaltung der vom Reiche eingezogenen Provinzen Oesterreich und Steyermark; die Einkünfte beider Herzogthümer betrugen, nach angestellter Berechnung, damals über sechzigtausend Mark. Durch eigene Urkunde bestätigte er die Freiheiten des steyerischen Herzogthums. Kaiser Friedrich's jüngerer Sohn, Konrad, der schon auf dem Mainzer Reichstage (22. August 1235) als Nachfolger seines entsetzten Bruders Heinrich und als römischer König bestimmt worden, kam nun auch nach Wien und wurde hier von den Erzbischöfen von Mainz und Trier, dem Könige von Böhmen und dem Herzoge von Baiern, mit Zustimmung der anderen anwesenden Reichsfürsten feierlich gewählt. Im April 1237 ernannte der Kaiser — der den Herzog auf immer vernichtet meinte, und daher in dessen Landen so schaltete, als könne derselbe nimmer zurückkehren — Wien zu einer Reichsstadt, gab ihr eine neue, diesem Range angemessene Verfassung und ansehnliche Freiheiten. In der hierüber ertheilten goldenen Bulle belobte der Kaiser die Bürger zu Wien wegen ihrer bewiesenen Anhänglichkeit an seine und des Reiches Herrschaft, und wie sie das Joch der Ungerechtigkeit und Unterdrückung nun abgeworfen; und weil nun der vormalige Herzog Friedrich aus der Art seiner frommen Väter geschlagen, seiner Bürger Treue und Andächtigkeit vergessen, die Ehre des Reiches verschmäht, Unbilligkeit geübt, seinen Willen als einziges Recht angesehen, die Armen beschwert, die Reichen beunruhigt, der Waisen und Witwen sich nicht angenommen, Fremder Eigenthum begehrt, und edlen und ehrbaren Leuten nach dem Leben getrachtet, so habe er die Bürger unauflösbar an sich und das Reich gebunden, sie ewig und unwiderruflich in seine und des Reiches Gewalt genommen. Zugleich gab er den nunmehrigen freien Reichsbürgern folgende Satzungen: Alljährlich soll ein Richter zur Handhabung der Gerechtigkeit von dem Kaiser, nöthigenfalls mit Zuziehung der Bürger, eingesetzt werden. Derselbe darf unter

keinerlei Vorwand, selbst nicht auf Befehl des Kaisers, den Bürgern eine Steuer auflegen, geschweige sie dazu zwingen; was und wie viel sie geben, steht in ihrem freien Willen. Man soll ihnen keinen Frohndienst aufbürden, als den sie bei hellem Tageslicht beginnen, und von welchem sie noch vor Sonnenuntergang nach Hause zurückkehren können. Juden sind unmittelbar Knechte der kaiserlichen Kammer und bleiben von allen städtischen Aemtern ausgeschlossen. In bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen sollen die Bürger nur von Bürgern gerichtet werden nach der alten Gerichtsordnung und den alten Gewohnheiten, mit Ausnahme des Hochverrathes und des Verrathes am gemeinen Wesen. Kein Bürger, der sich durch sieben Zeugen rechtfertigen kann, soll zu dem Zweikampf gezwungen werden. Zur Beförderung des Wissens und zum Unterrichte der Jugend, soll der von dem Kaiser zu Wien bestellte Schulmeister (oberste Schulvorstand) eine hinlängliche Anzahl tauglicher Lehrer, mit Zuziehung verständiger Bürger, wählen können. Um die Bürger dieser freien Reichsstadt zu vermehren, sollen nicht nur alle Einwohner derselben, sondern auch neu eintretende Ansassen, welche daselbst ein volles Jahr in bürgerlichen Verrichtungen zugebracht, von aller Dienstbarkeit frei seyn. Wienerische Bürger haben das Recht, ihre durch Schiffbruch oder Wassergüsse verlorene Habe von jenen, in deren Händen dieselbe gerathen, zurückzufordern; da es unbillig und unbarmherzig, daß Menschen vorenthalten sollen, was die Wuth des räuberischen Wassers ihnen zuführt. Der Kaiser ließ dieser Urkunde die nur in wichtigen Angelegenheiten gebrauchte goldene Bulle anhangen; viele Reichsfürsten und österreichische Große, die dem Herzoge abgefallen, versahen sie mit ihren Namensunterschriften.

Gegen vier Monate verweilte der Kaiser zu Wien. Er hielt den Herzog für einen verlorenen Mann, und da ihn endlich Reichsgeschäfte abriefen, so ernannte er den Bischof Ekbert von Bamberg, bewährt im Staate wie im Felde, zu seinem Reichshauptmann oder Statthalter in Oesterreich, und zog nach Regensburg hinauf. Konrad der Burggraf von Nürnberg und derzeitiger Oberbefehlshaber der in Oesterreich versammelten Reichsarmee, hoffte durch einen entscheidenden Schlag gegen den Herzog — der, durch den Beistand des Grafen Albert von Bogen verstärkt, streitfertig unter den Mauern Neustadt's stand — dem Kriege ein schnelles Ende zu machen. Seine Schlachtlinie sollte den auf der anderen Seite gegen Neustadt gelagerten, dem Herzoge feindlichen Steyerern die Hand bieten und Neustadt von allen

Seiten scharf angegriffen, somit des geächteten Friedrich letzter Stützpunct gefällt werden. Um diese Vereinigung zu bewirken, rückte der Burggraf mit seinen Schaaren auf das Steinfeld vor, den südlichen Theil der großen Ebene bei Neustadt. Da stürzten sich von der Stadt her der Herzog Friedrich und der Graf von Bogen mit ihren Getreuen mit gewaltigem Ungestüm auf des Burggrafen mehr denn zehnfach überlegene Schaar, warfen Alles vor sich nieder, jagten den Burggrafen in die Flucht, machten die Bischöfe von Passau und Freising zu Gefangenen. Nie zeigte sich Friedrich der Streitbare größer, als im Unglücke. Er, der in den Tagen des Glückes sich manches Vortheils überhob, mit jugendlicher Hitze manche Gelegenheit übereilte, wußte, wenn erst die Sonne seines Glückes sich verdunkelt, mit weiser Besonnenheit den Moment abzuwarten, jede kleine Gunst des Schicksals zu erspähen und auszubeuten, jedes Versehen des Feindes mit Adlerblick zu durchschauen und zu benutzen. Mit einer Handvoll Getreuer, war er der Schrecken der zahlreichen Feindesschaaren, schlug und zermalmte sie, wo er sie fand. Jener glorreiche Sieg bei Neustadt ward für ihn zur Losung vieler anderen. Durch geschickte Manoeuvres trennte er seine Feinde, überfiel und schlug die Vereinzelten in verschiedenen kleinen Gefechten, und erstieg in stürmischer Siegeseile fünf feindliche Burgen kurz nach einander. Steyerische Truppen, im Solde des Kaisers, rückten heran, um Oesterreich zu decken; aber der Herzog fiel sie muthvoll an, hieb Viele nieder, fing die Anderen und jagte die Uebriggebliebenen mit der bösen Kunde ihrer Niederlage in ihr Vaterland zurück. Den eingeschüchterten Freunden des Herzogs, welchen bisher die Furcht vor dem gewaltigen Arme des Kaisers die Hände gefesselt, wuchs nun wieder der Muth. Sie eilten herbei, des siegreichen Herzogs Schaaren zu vermehren. Jetzt drang derselbe über die Donau vor, die dort gelagerten Böhmen in Furcht zu erhalten. Großmüthig und zugleich klug, schenkte er den gefangenen beiden Bischöfen die Freiheit und verband sich dadurch besonders jenen von Passau zu Freundschaft und ersprießlichem Gegendienste. An der Stelle des geschlagenen Burggrafen von Nürnberg, der sein und des Heeres Vertrauen eingebüßt, sendete der Kaiser sofort den Grafen Otto von Eberstein als Reichshauptmann mit neuen Streitkräften nach Oesterreich, um festzuhalten, was gewonnen, wieder zu erobern, was verloren gegangen. Des Grafen Zug nach Wien konnte Friedrich, bei des Ersteren Ueberlegenheit, nicht hindern. Aber in Wien selbst fand der neue Reichshauptmann eine schwierige

Stellung. Friedrich's Unglück hatte die vorher ihm Abgeneigten zur Theilnahme gestimmt, sein standhaftes Ausharren, sein siegreiches Emporraffen unter dem Drucke der Umstände, ihm Bewunderung erworben. Man pries, man bestaunte den jungen Helden, und maß die Schuld aller Unfälle, des Kaisers Feldherren und Bevollmächtigten bei. Diese veränderte Stimmung der Einwohner, auf deren Mitwirken der Reichshauptmann ausdrücklich gerechnet, legte ihm die unbequemste Unthätigkeit auf, während sie des Herzogs Wirken erleichterte und begünstigte. Unter diesen Verhältnissen rückte das Jahr 1239 heran. Noch lagerten die Böhmen drohend über einem großen Theile Oesterreich's; sie hatte der Herzog am meisten zu fürchten. Da ward ihm Kunde, daß der Böhmenkönig Wenzel, des Krieges müde, des Bündnisses mit dem Reiche überdrüssig sey. Schnell den rechten Zeitpunct wahrnehmend, ließ er dem Könige vortheilhaften Frieden antragen. Er versprach, ihm das ganze Land Oesterreich jenseit der Donau abzutreten, ihm als Pfand die Stadt Laa zu überlassen, wenn er ihm helfen wolle, die entrissenen Erblande wieder zu erlangen. Dieser Vorschlag schmeichelte des Königs Stolze und Ländergier; er ging ihn ein. So von seinem gefährlichsten Gegner befreit, warf sich der Herzog auf das Heer des Eberstein er's bei Tuln und vernichtete es. Nachdem ihm sodann sein neuer Bundesgenosse, der Böhmenkönig, die verheißene Unterstützung zugeführt, mähete sein gutes Schwert ihm immer breitere Bahn. Laa fiel in seine Gewalt, eben so die in dortiger Gegend gelegenen Schlösser und Festen, dann auch Enns und das diesseitige Oesterreich. Die Gunst vieler ihm wieder zugewandten Gemüther erleichterte seine Siege. Auch ein großer Theil des abgefallenen Adels, dem das neue Regiment nicht die verhofften Früchte getragen, erklärte sich nach und nach wieder für ihn. Manche Andere würden diesem Beispiele gefolgt seyn, hätte nicht die Furcht vor der Rache des schwergekränkten Landesfürsten sie von ihm fern gehalten. Wien verschloß ihm noch immer die Thore; auch die Steyermärker beharrten in ihrer feindseligen Stellung. Umsonst verschwendete der Herzog Versprechungen und gütliche Mittel. Da beschloß er, sie durch Strenge und Schrecken zum alten Gehorsam zurückzubringen. Er ließ ihre Scheuern plündern, ihr Getreide, ihren Wein entführen, und zwang so den Trotzigsten Gedanken der Nachgiebigkeit und Unterwerfung auf. Neue Hoffnungen brachte ihm das Jahr 1239. Zwischen dem Kaiser und dem Papste war es zu neuem offenen Kampfe gekommen; der Vatican schleuderte seinen Bannstrahl gegen den

hohenstauffen'schen Titanen. Des Kaisers volle Thätigkeit wurde dadurch auf Italien hingewiesen, sein Blick von der österreichischen Fehde gänzlich abgelenkt. Des Herzogs Sache gewann dabei unendlich. Viele, die vorher ihm abwendig oder unbetheiligt, suchten jetzt seine Freundschaft. Der stolze, weithinblickende Thüringer Landgraf, Heinrich Raspe, verschmähte es nicht, des geächteten Herzogs Schwester Gertrud zur Gemalin zu begehren; das Beilager wurde zu Neustadt im Juli 1239 mit großer Pracht begangen. Beweis, daß viele Reichsfürsten des Herzogs Aechtung weder gerecht, noch nützlich fanden. Immer festeren Fuß auf dem bestrittenen Boden der Väter gewinnend, blieb ihm noch das Herz, der Puls des Landes, Wien, zu bezwingen übrig, dessen Thore sich keiner Aufforderung öffnen wollten. Er umschloß es, anfangs in einem weiten, dann sich mehr und mehr verengenden Ringe, schnitt ihm alle Zufuhr ab, ängstigte es durch Mangel und Waffennähe. Aber der Trotz der jungen freien Reichsstadt wollte sich nicht beugen. Bald waren die Vorräthe der Belagerten aufgezehrt; sieben Talente kostete der Metzen Getreide, zwölf Solidos der Eimer Wein. Der Mangel schlich in den schaurigsten Bildern durch die Straßen der sonst so lebensfrohen Stadt; in Hundefleisch und ekle Dinge hieb der wüthende Hunger seinen Zahn, Viele verschmachteten und starben. Da brach endlich die bittere Noth den harten Trotz. Zitternd vor dem Grimme des lange und schwer gekränkten Siegers, öffnete Wien seine Thore. Doch das eigene Unglück hatte den Herzog mild gestimmt, seinen feurigen, zorngeneigten Sinn zu weiser Mäßigung erhoben. Er zog ein nicht als Ueberwinder und Rächer, sondern als Vater und Helfer. Er vergab und vergaß, linderte und tröstete; schneller öffnete seine Milde die Herzen, als sein Schwert die Thore, und doppelt herrlich war der Sieg, da der Segen ihn begleitete, kein Unrecht, keine Rache ihn entweihte. — Die übrigen Städte und Schlösser, welche bisher die Furcht abgehalten, sich zu unterwerfen, änderten nach jenem Beispiele der Milde ihren Sinn, so daß noch im nämlichen Jahre ganz Oesterreich wieder im Gehorsam gegen seinen Erbfürsten vereinigt war.

Bald sollte auch des Kaisers Aussöhnung mit dem Herzoge Friedrich der vierjährigen Kriegsnoth, die Oesterreich ausgestanden, ein völliges Ende machen. Dem mit dem Kirchenbanne belasteten Kaiser konnte es nicht gleichgiltig seyn, daß zu seiner dermaligen Bedrängniß auch noch der Kampf mit dem tapferen und unerschütterlichen Herzoge kam, der als Feind ihm so

hemmend ward, als Bundesgenosse ihm so ersprießlich geworden seyn würde. Zudem war der Böhmenkönig von des Kaisers Partei abgefallen und hatte sich der päpstlichen zugewendet. Dem Kaiser mußte daher Alles daran gelegen seyn, die Macht Böhmens durch den Anfall des nördlichen Theiles Oesterreichs, das Friedrich abzutreten sich anheischig gemacht, nicht noch verstärkt zu sehen. Gelang es ihm, den Herzog zur Rücknahme seines Versprechens zu bewegen, so mußte dieser mit dem Könige von Böhmen nothwendig in Spannung gerathen, und der Kaiser ward dadurch zweier Gegner auf einmal ledig. Auch redete der Erzbischof Eberhard von Salzburg beim Kaiser unablässig zur Güte, und außerdem ward dem Herzoge unerwartete Gelegenheit, dem Kaiser einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen. Es hatte nämlich der Erzdiacon von Padua, Albert, dem die schwierige Sendung zugefallen, in Deutschland den Kirchenbann gegen den Kaiser öffentlich zu verkündigen, dieses Geschäft mit dem Feuer des Eiferers begonnen; indem er den Kirchenbann auch auf mehre angesehene geistliche und weltliche Reichsfürsten, so auf den Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Freising und Regensburg erstreckte, weil sie seinen Auftrag nicht gehörig unterstützten. Auf gleiche Weise zerfiel er mit dem Erzbischof Eberhard von Salzburg und den Bischöfen von Passau, Augsburg, Würzburg und Eichstädt. Er beschuldigte sie, in Verkündung des Bannes lässig gewesen zu seyn, und drohte ihnen mit Kirchenstrafen, ja mit Entsetzung, wenn sie nicht das Versäumte nachholen wollten. An Herzog Friedrich schickte er sogar eine feierliche Gesandtschaft und forderte, unter ähnlichen Drohungen, ihn auf, sich mit dem Könige von Böhmen gegen den Kaiser zu verbinden, und die im Kriege von ihm belasteten Kirchen zu entschädigen. Der Herzog Friedrich, nicht gewöhnt, sich auf solche Weise befehlen zu lassen, wies die Gesandtschaft nicht ganz gelind zurück. Der Erzbischof von Salzburg aber, keine Gelegenheit versäumend, um sein Friedenswerk zu fördern, berichtete diesen Vorfall sogleich dem Kaiser, darauf hindeutend, wie der vom Kaiser geächtete und hart behandelte Herzog es dennoch verschmäht, den Gegnern seines Kaisers beizutreten. Das versöhnte des Kaisers langen Groll. Er schickte eine eigene Gesandtschaft nach Oesterreich, durch welche er den Herzog seiner neuen Gnade versichern, ihm Vorschläge zur völligen gütlichen Auseinandersetzung machen, ihn in den ruhigen Besitz der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark wieder einsetzen ließ. So war denn der Friede und das alte Verhältniß mit dem Reiche nach

vierjähriger verwüstender Fehde wiederhergestellt. Freilich stand dafür ein neuer Krieg mit dem Böhmenkönige in Aussicht, der, wie sich leicht erwarten ließ, nicht so gutwillig seine Ansprüche auf das vom Herzoge ihm zugesagte Landestheil von Oesterreich auf der Nordseite der Donau aufgeben werde. Der Herzog Friedrich suchte sein zurückgenommenes Versprechen mit dem Anführen zu beschönigen, daß jener Vertrag einer Landestheilung, ohne Einwilligung von Kaiser und Reich, keine Giltigkeit gehabt. Im ersten Zorne fiel der König von Böhmen mit einem starken Heere in Oesterreich ein, das erschöpfte Land mit grimmigem Hasse verheerend; aber der eintretende Winter scheuchte ihn in seine Heimat zurück. Im folgenden Jahre (1241) wurde, auf des Bischofs von Freising wohlmeinenden Rath und nach dem Schiedsspruche des Herzogs Otto von Baiern, dieser Zwist beigelegt, und durch ein Eheverlöbniß zwischen Wladislav, des Böhmenkönigs Wenzel Sohn, und Gertrud, der Tochter des verstorbenen Prinzen Heinrich (des Grausamen) von Oesterreich, der Friedensschluß bestätigt und befestigt. Der versöhnte Kaiser gab nun auch des Herzogs Friedrich Gemalin, Agnes von Meran, die er vor fünf Jahren in Steyermark zur Gefangenen gemacht, wieder frei; alle Geiseln wurden ausgeliefert, angefochtene geistliche Güter gesichert, Lehen erneut und alte Streitigkeiten beseitigt, kurz das glorreiche Friedenswerk durch würdige Handlungen gefeiert. Die in den Tagen der Noth durch unwandelbare Treue bewährte Neustadt belohnte der Herzog durch zwei Freiheitsbriefe, wichtig für die Geschichte der Rechtspflege des Handels und des Municipalwesens. Der eine (dd. Neustadt 5. Juni 1239) befreiet die Bürger von aller Steuer, bis die Stadt sich von dem Kriegsschaden erholt haben werde, verspricht die Juden von Aemtern der Stadt auszuschließen, untersagt dem Stadtrichter, die Pferde der Bürger zum herzoglichen Dienste wegzunehmen, und gelobt, bei Vermälungen der Töchter oder Anverwandten der Bürger stets freie Hand zu lassen und sie nicht, nach damaliger Sitte, durch fürstliche Empfehlung zu binden; — der andere (dd. Starkenberg 28. Mai 1244) regelt die Mauthen zu Neustadt für den bereits zu hoher Blüte gediehenen Handelsverkehr nach Venedig, für die Kaufleute letzterer Stadt, für jene von Wien, Bruck, Graz, Leoben, Judenburg, Heimburg und Ebenfurt. Auch verfügte er eine, in jenen unruhigen Zeiten sehr zweckmäßige Postanstalt, indem auf jedem bedeutenden Puncte vier Pferde für des Königs Eilboten bereit stehen mußten. — So gedachte, mitten im Drange des Kam-

pfes und der Gefahren, Friedrich mit edler Erkenntlichkeit der Treue wackerer Unterthanen und eilte, sie zu belohnen.

Doch das stürmische Schicksal, das über Friedrich dem Streitbaren waltete, vergönnte demselben nicht, langen Friedens zu genießen. Die rauhe Wiege der Menschheit, das tiefe Asien, wälzte nördlich von der großen chinesischen Mauer her eine zahllose Horde wilder Fremdlinge, kriegerischer Wanderstämme, roh, verdummt in Schmutz und gieriger Grausamkeit — die Mongolen. Die eiserne Hand Temudschin's, des Herrn der Welt (Dschengischan), hatte die vereinzelten Stämme zu riesigem Eroberungsplane zusammengetrieben, zwei große tatarische Reiche im Osten und Westen Asiens unterjocht, das mächtige chuaresmische Reich vernichtet, welches Turkistan und ganz Persien bis nach Indien hin umfaßte, während eine seiner Horden, „die goldene" genannt, in Rußland einfiel und es den Mongolen zinsbar machte (1223). Nach Dschengischan's Tode (1227) setzten dessen Söhne ihre erobernden Raubzüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Chalifat zu Bagdad und zwangen die seldschuckischen Sultane zu Iconium unter ihre Zinsbarkeit. Immer näher dem Herzen Europa's drang die schreckliche Gefahr. Rußland wurde 1237 abermals von einem mongolischen Heere überschwemmt, Moskau erobert, ein großer Theil des Landes gräulich verwüstet. Aus dem unterjochten Rußland brachen die Wütheriche herüber nach Polen (1240), verbrannten Krakau und stürmten in Schlesien bis Liegnitz vor, wo sie (9. April 1241) den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten, ihn selbst mit vielen seiner Ritter und Mannen erschlugen. Zwei Jahre früher hatten die Kumanen — ein Volk türkischen Stammes, gleich den Petschenegen (d. i. Verschwägerten) — Zuflucht in Ungarn gesucht und gefunden. Ihr Oberhaupt Gutan hatte, nach beherztem Widerstande, der Uebermacht der Mongolen weichen müssen und erhielt vom Ungarnkönige Bela IV. für sich und für 50,000 mit ihm geflohene kumanische Familien, dauernden Aufenthalt in Ungarn. Der König hatte gehofft, sich der Kumanen als wirksamer Vorhut gegen die Mongolen zu bedienen und durch Ausbreitung der Christuslehre unter diesen heidnischen Gästen, sie fester an sich zu schließen. Aber gar bald geriethen sie in Verdacht, den Mongolen den Weg nach Ungarn zu zeigen, und schnell wurden sie ein Gegenstand des allgemeinen Hasses. Jetzt wogten, schrecklich und unübersehbar, die Mongolen gegen Ungarn heran, verbrannten unter viehischen Grausamkeiten

Rodna und überschwemmten das Land gegen die polnischen und mährischen Gränzen hin. König Bela, in verzweiflungsvoller Anstrengung, sammelte um sich, was an waffenfähigen Männern vorhanden. Sein Nothschrei erscholl an alle benachbarten Landesfürsten; Kaiser und Papst ließ er durch Gesandte um schleunige Hilfe anflehen. Der Papst ermahnte zum Kreuzzuge gegen die blutigen Heiden; Kaiser Friedrich II. aber schützte seine italienischen Angelegenheiten vor und verschob seine Hilfe auf unbestimmte Zeit. Dagegen setzte Herzog Friedrich von Oesterreich, voll ritterlicher Gesinnung, in so verhängnißvollem Momente den alten Groll gegen den Ungarnkönig bei Seite, und flog mit einem eilig zusammengerafften, mehr auserlesenen, als zahlreichen Häuflein dem geängstigten Könige zu Hilfe. Er traf ihn bei der Stadt Pesth, in deren Nähe verwegene Mongolenrotten auf ihren windschnellen Pferden ab und zu schweiften. Der kampfbegierige Friedrich griff einen solchen Haufen an, stäubte ihn aus einander und jagte ihn vor sich her. Seine nachstoßende Lanze traf einen der Heiden so gewaltig, daß sie in Stücken brach und der Getroffene vom Pferde taumelte. Ein anderer Mongole wollte dem Niedergerannten zu Hilfe eilen, aber des Herzogs Schwert hieb ihm mit einem Streiche den Arm vom Leibe. Die Ungarn jauchzten dem österreichischen Helden Beifall zu. Aber ein wilder Aufruhr in Ungarn, gegen die verabscheuten Kumanen gerichtet, vermehrte die Noth des Landes. Herzog Friedrich eilte nach Oesterreich zurück, um seine eigenen Erbländer zu schützen. Im Mai 1241 wurde König Bela in der blutigen Schlacht auf der Haide Mohi am Sajo von den Mongolen auf's Haupt geschlagen. Kaum rettete er sich selbst aus dem gräßlichen Blutbade; er floh nach Heimburg zu seinem einstigen Gegner, dem Herzoge Friedrich. Die unglückselige Schlacht hatte ganz Ungarn in die Hände der Mongolen gegeben, die es, wo ihr Arm hinreichte, zur kahlen Wüste verheerten, alles Lebende unter schauerlichen Qualen vertilgten. Während ihre Faust zermalmend auf Unggrn lastete, griff ein anderer Arm des Mongolenheeres beuteschnappend nach Mähren hinein. Sie kamen vor Olmütz, das durch Jaroslav von Sternberg heldenmüthig vertheidigt wurde. Unerwartet brach dieser aus der Stadt heraus, erlegte mit eigener Hand einen ihrer Anführer, erbeutete ihr Hauptbanner und stieß sie aus Mähren hinaus (24. Juni 1241). Sie flohen zu dem Heere nach Ungarn, das jetzt gegen Oesterreich sich in Bewegung setzte. Furchtbar und widerwärtig war der Anblick der Mongolen, in den Chroniken gewöhnlich Tataren genannt, ähn-

lich den stammverwandten Hunnen und Avaren, schrecklichen Andenkens. Klein von Gestalt, aber breitschulterig, kraftvoll und äußerst behend, schmuzig bleicher Gesichtsfarbe, mit plattgedrückten Nasen, großen Mäulern, kleingeschlitzten, weit auseinander stehenden Augen, schien in ihnen eine Schaar wüster und häßlicher Gnomen aus den Spalten der Erde heraufgekrochen zu seyn, unheimlich, blutlechzend, alles menschlichen Gefühles bar. Ihre Religion war ein wirrer Naturdienst, voll schwankender und sinnloser Begriffe. Ihre kleinen, kräftigen Pferde, gewandt, zuthulich und gelehrig, zum Rennen und Schwimmen gleich geschickt, trugen sie pfeilschnell zum Angriffe wie zur Flucht. Finster und wortkarg selbst in der Hitze des Kampfes, bedienten sie sich ihrer Bogen mit bewunderns würdiger Geschicklichkeit; sonst hatten sie als Wehr und Waffe dünne Panzer von Blech und krumme Säbel. Die Gefangenen trieben sie als Vormauer zuerst in den Kampf, um den ersten Stoß des Angriffes auszuhalten; sie selbst bildeten den Kern des Schlachthaufens. Unbändig im Kampfe, übten sie viehische Grausamkeit an den Besiegten. Die Idee der Vertilgung durchrasete ihre blutige Politik. Den Gefangenen, gleichviel ob Männer, Greise, Frauen oder Kinder, pflegten sie einen Pfeil in die Brust zu drücken; Verstümmlung und Knechtschaft war das gelindeste Los. — Dieses Heer von Ungeheuern wälzte sich nun gegen Oesterreich heran. Der Ruf von Herzog Friedrich's Tapferkeit war selbst diesen Horden zugedrungen, und ihre brutale Verachtung fremden Werthes machte bei ihm eine bizarre, doch ehrende Ausnahme. Ihre Chans schickten Gesandte an ihn, ließen ihm Freundschaft und Bundesgenossenschaft antragen, wenn er aufhören wolle, ein Christ zu seyn. Mit dem Schwerte gab er seine Antwort. In der Nähe von Neustadt, unweit dem Leithaflusse, erwartete Herzog Friedrich an der Spitze eines muthigen Heeres die gräulichen Feinde. Bei ihm befanden sich der Böhmenkönig, der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Kärnten und der Markgraf von Baden. Als die Mongolen die herrliche Schlachtlinie der Christen erblickten, ergriff sie ein panischer Schrecken. Sie wendeten um und jagten in wilder Flucht zurück; Herzog Friedrich und seine Ritter ihnen nach. Viele wurden erschlagen und gefangen. Deutschland war auf immer von den fürchterlichen Gästen gereinigt, und bald verlief sich die Mongolenflut nach Asien zurück, von wo sie verderblich hereingebrochen. Eine Landplage, die in zahllosen Heuschrecken auf Oesterreich herabfiel und Thiere, Wälder und Gärten verheerte, folgte, als würdiges Seitenstück, jenen mongolischen Heuschrecken, die Friedrich's Siegerschwert hinweg getrieben.

Mit neuem Kriege drohte das Jahr 1243. Herzog Friedrich's dritte Ehe, die mit Agnes von Meran, blieb unfruchtbar, wie seine ersten beiden. Das bekümmerte den Herzog, der, als der letzte Sprosse des babenbergischen Hauses dastehend, das Erlöschen seines Geschlechts vor Augen sah, seine mit beispiellosen Opfern und Anstrengungen behauptete Schöpfung keinem Leibeserben zu hinterlassen hoffen konnte. Er beschloß, jene Ehe aufzulösen. Zu naher Verwandtschaftsgrad sollte den Anlaß geben. Auf einer Versammlung zu Friesach, wo auch Agnes sich einfinden mußte, wurde diese Ehe von den anwesenden geistlichen Richtern für ungiltig erklärt, nachdem sie durch dreizehn Jahre bestanden. Agnes, die für ihren Gemal muthig die Leiden mehrjähriger Gefangenschaft ertragen, fügte sich auch diesem Richterspruche; doch sandte sie ihre Berufung an den päpstlichen Stuhl zu Rom. Nicht so ruhig drohte der Ungarnkönig Bela sich dabei zu verhalten. Er hatte schon damals dem Herzoge bitter gegrollt, als dieser sich von seiner zweiten Gemalin Sophia, Bela's Schwägerin, getrennt. Jetzt, da der Herzog in Agnesen wiederum eine Verwandte Bela's (seine Mutter war eine Vatersschwester derselben gewesen) verstieß, entbrannte dieser in heftigem Zorn ob der neuen Schmach. Er war erst vor Kurzem aus Dalmatien in sein, von Mongolenwuth verwüstetes Reich zurückgekommen. Verstärkt durch die Hilfstruppen der Johanniter und des aus römischem Blute entsprossenen mächtigen Frangipani, brachte er ein ansehnliches Heer zusammen, mit welchem er gegen Oesterreich aufbrach. Als er aber den Leithafluß erreichte, da breitete sich, wie früher den Mongolen gegenüber, Herzog Friedrich's Schlachtlinie stolz und muthig aus. Der König stutzte über den unerwarteten Widerstand; es begannen Unterhandlungen. Bela und der Herzog Friedrich sanden und sprachen einander, und der ganze Krieg wurde beigelegt, noch ehe eigentliche Feindseligkeiten ausgebrochen waren.

Des Krieges sowohl, wie der alten Bande ledig, die ihn bisher gefesselt, dachte Herzog Friedrich ernsthaft auf eine vierte Vermälung. Seine Wahl fiel auf des Herzogs Otto von Baiern Tochter, Elisabeth, und bereits im Jahre 1243 fand die feierliche Verlobung Statt, bei welchem Verhältnisse es noch im folgenden Jahre sein Bewenden hatte, bis plötzlich, aus unbekannten Gründen, der leicht gereizte Herzog die ganze Verlobung rückgängig machte. Dadurch weckte er den früheren Groll des Baiernherzogs, der sogar, als der Herzog später nach Italien zum Kaiser zog, ihm in's

Land zu fallen unternahm, durch Friedrich's schnelle Rückkehr aber wieder verscheucht wurde. Hiemit traten noch andere Umstände in Verbindung. Die beiden Herren des Schlosses Obernberg am Innflusse, Gebrüder von Waldeck, pflegten in der Umgegend Plackereien zu treiben, österreichische Unterthanen niederzuwerfen und auszurauben. Viele Klagen gelangten dieserhalb an den Herzog. Er zog 1244 mit einem Häuflein gegen das Raubnest, brach dasselbe und verjagte die Waldecker. Von dort eilte er mit reichen Geschenken zu seiner Braut nach Baiern. Hier aber empfing man ihn mit ziemlicher Kälte; der Baiernherzog hatte die Waldecker in seinen Schutz genommen und sah mit Unwillen das feste Obernberg in österreichischen Händen. Herzog Friedrich ließ sich dadurch wenig irren; er besetzte das Schloß mit seinen Soldaten, und gab es in die Hut der Brüder Bernhard und Ulrich von Schaumberg, die es nach ihrer Weise nicht besser trieben, als die verjagten Waldecker, nach Schnapphahnsart in das nahe baierische Gebiet einfielen und die dortigen Unterthanen schädigten. Das steigerte den Groll des Baiernherzogs. Der Bischof Rüdiger von Passau, ein Anhänger der Waldecker, schürte die Flamme der Zwietracht. Herzog Friedrich, um ihn zu strafen, überfiel des Bischofs Schloß, Eberstein am Traunflusse, und weihte es der Zerstörung. Um aber den Bischof wie den Baiernherzog noch empfindlicher zu kränken, näherte er sich dem Gegner Beider, dem weiter oben erwähnten paduanischen Erzdiacon, Albert von Böhmen, wodurch es das Ansehen gewann, als sey er völlig zur päpstlichen Partei übergetreten. Wirklich nahm selbst der Papst Innocenz IV. von diesen günstigen Gesinnungen des tapferen und einflußreichen österreichischen Herzogs besondere Kenntniß. Er trug, um ihm sein Wohlwollen zu bezeugen, dem Passauer Bischofe auf, dem Wunsche des Herzogs gemäß das Fest des in Oesterreich in hoher Verehrung stehenden heiligen Coloman feierlich begehen zu lassen. Herzog Friedrich, durch solche Gunst des Papstes ermuntert, brachte bei dieser Gelegenheit den alten Lieblingswunsch der Herzoge Oesterreichs wegen eines Bischofssitzes für Wien, in neue Anregung. Der Papst zeigte sich auch geneigt und ließ durch Beauftragte Untersuchungen des Gegenstandes anstellen; doch andere Angelegenheiten brachten die Sache wieder auf lange in's Stocken.

Streng und ohne Ansehen der Person verwaltete der Herzog in seinen Landen die Gerechtigkeit. Einer seiner Unterthanen, Hartneid von Ort, aus vorneh-

men Geschlechte, hatte den Erzbischof von Salzburg durch räuberische Einfälle in dessen Gebiet beleidigt. Der Herzog ließ den Schuldigen hart bestrafen; er starb im Gefängnisse.

Gegen die heidnischen Preußen, die fest und unerschütterlich, wie einst die alten Sachsen und Falen, ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit verfochten, hatte der Papst in Deutschland das Kreuz predigen lassen. Aller Orten rüstete man. Auch in Oesterreich trat ein wohlgeordneter Haufe in die Waffen; der Herzog gab ihm den Truchsessen von Schrattenthal zum Anführer. Kriegslustige und glaubensstarke Ritter schlossen sich dem Zuge an; mit ihnen Herr Heinrich von Liechtenstein. Sie vereinigten sich mit den Rittern vom Orden der Schwertträger, brachen 1245 in Pommern ein und setzten durch neun Tage das Land in Schrecken. Als sie aber heimziehen wollten, fiel der Herzog Suantebald von Pommern ihnen ergrimmt in den Rücken, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und jagte sie in die Flucht. Da stellte sich dem schon fliehenden Truchsessen von Schrattenthal plötzlich der Heinrich von Liechtenstein in den Weg, führte ihn beinahe mit Gewalt gegen den Feind zurück, erneuerte die Schlacht, erschlug dem Suantebald über fünftausend seiner Krieger, trieb ihn blutend in seine Wälder zurück, und rettete so die Ehre der christlichen Waffen. Reiche Beute an Waffen und Pferden belohnte den heißen Tag.

Der Kaiser Friedrich II., fortwährend gedrängt von den italienischen Angelegenheiten und der Ungunst des römischen Hofes, berief (1245) einen Reichstag nach Verona. Dort erschien, nebst anderen Reichsständen, auch der Herzog Friedrich in reicher, prachtvoller Begleitung, seiner Macht und seines hochherzigen Sinnes würdig. Den versöhnten Kaiser sprach der Herzog um Bestätigung der österreichischen Privilegien an, namentlich des Fridericianischen Freiheitsbriefes von 1156. Der Kaiser säumte nicht, in dieses Begehren zu willigen; doch verlangte er dagegen des Herzogs Nichte Gertrud, Heinrich's des Grausamen hinterlassene Tochter, zur Ehe. Das konnte der Herzog nicht bewilligen, da Gertrud durch den letzten Friedensvertrag schon an Wladislaw, des Böhmenkönigs Sohn, versagt war. Darüber empfindlich, brach der Kaiser — nachdem er vorher dem Herzoge Friedrich Erhebung zur königlichen Würde zugesagt, ihm auch, zum Zeichen solcher Verwilligung, noch vor seiner Hinreise durch den Bischof von Bamberg den königlichen Reif zugesendet, der kaiserliche Secretär, Peter von

Weingarten, auch bereits das Diplom ausgearbeitet hatte — dies Alles ab, und beschränkte sich darauf, dem Herzoge Friedrich in einer eigenen goldenen Bulle nicht nur den alten Freiheitsbrief zu bestätigen, sondern auch neue Vorzüge und Rechte hinzuzufügen, und zwar: 1) daß kein österreichischer Unterthan und Vasall der Gerichtsbarkeit oder Oberherrschaft eines andern, als des österreichischen Herzogs, jemals unterworfen seyn solle; welches Privilegium besonders in Lehnssachen eine entschiedene Gewähr gab; 2) daß der Herzog von Oesterreich seinen Fürstenhut mit dem Kreuze des kaiserlichen Diadems ausschmücken dürfe. — Ungeachtet dieser Befestigung der alten und des Zuwachses neuer Ehren, schied Herzog Friedrich doch mißmuthig von Verona. Eine Königskrone hatte leuchtend vor seinen Blicken gestanden; sie war verscherzt durch hindernde Umstände, durch den gereizten Sinn des mit seiner Werbung gescheiterten Kaisers.

Neue Kampfeswetter dämmerten an dem schwülen Lebenshorizonte Friedrich's des Streitbaren herauf. Vorübergehende Fehde erregte der Baiernherzog, der es nicht verschmerzen konnte, daß das feste Schloß Obernberg in österreichische Hände gefallen. Während Friedrich's Abwesenheit in Italien, zog er mit Mannen und Reisigen vor die Feste, hoffend, ihrer leicht und bald Meister zu werden. Aber die zu Hütern der Feste bestellten Schaumberger schlugen mit beispiellosem Muthe durch sechs Wochen jeden Angriff ab. Jetzt eilte der zurückkehrende Herzog Friedrich selbst zum Entsatze herbei. Ihn mochten die Baiern nicht erwarten; schnell hoben sie die Belagerung auf und zogen ab. — Aber bald galt es eine ernsthaftere Fehde. Der König Bela, dessen wehrlose Flucht vor den Mongolen damals der Herzog Friedrich zu Erpressungen benutzt haben soll, stachelte den Böhmenkönig zu einem Einfalle in Oesterreich an. Dies geschah im Winter 1245. Den Böhmen zog der Erbprinz Ulrich von Kärnten mit zweihundert Rittern zu. Sie lagerten bei der Stadt Laa, die der Herzog im Vertrage von 1241 dem Böhmenkönige zugesagt, nach dem Frieden mit dem Kaiser aber vorenthalten hatte. Friedrich, in stürmender Hast, wollte mit nur siebenzig Rittern und wenigem Fußvolke sich auf die Feinde werfen; mit Mühe hielt Bernhard von Preusl, der tapfere und besonnene Hauptmann zu Laa, ihn zurück. Der Herzog bezähmte seinen ungestümen Muth, bis er aus den benachbarten Ortschaften und Schlössern noch gegen hundert dreißig Ritter an sich gezogen, dann aber ging er, ungeachtet der Ueber-

macht der Feinde, unaufhaltsam auf dieselben los. Seine Armbrustschützen mußten auf die feindlichen Pferde zielen, damit die schwerbewaffneten Ritter, mit ihren Rossen zu Boden gerissen, sich ihrer Wehr nicht mehr mit Kraft zu bedienen wüßten. Dies Verfahren glückte und brachte die Feinde zuerst in Unordnung. Auf beiden Seiten wurde mit Muth und Ausdauer gekämpft. Einzelgefechte mitten in der Schlacht erinnerten an die Horatier und Curiatier. Zwei Brüder auf österreichischer Seite, Heinrich und Bernhard vom Geschlechte der Preusler, rannten gegen wiederum zwei Brüder von kärntnerischer Seite an, gegen Seifried und Katold Syrock, die Weisen genannt. Als die Vier zu Rosse nicht mit einander fertig werden konnten, stiegen sie ab und fochten Mann gegen Mann zu Fuße. Endlich unterlagen die Weisen und reichten ihre Schwerter den Preuslern. Bald mußten nun auch die Böhmen weichen; mit Noth entrann ihr König der Gefahr. Der Herzog Friedrich, grimmig nachjagend und nachhauend, erreichte den fliehenden Ulrich von Kärnten, nahm ihn nebst dreien seiner Ritter gefangen und schickte ihn in Haft. Viele Feinde bedeckten das blutige Feld; mehr noch geriethen in Gefangenschaft. Der Friede kam zu Stande. Der König von Böhmen entsagte jenen Ansprüchen, die ihm der Vertrag von 1241 an die Hand gegeben. Dagegen bekräftigte der Herzog die beschlossene Vermälung zwischen der österreichischen Gertrud und des Böhmenkönigs Sohne Wladislaw, jene Vermälung, die ihm die Gunst des Kaisers, ja eine Königskrone gekostet.

Inzwischen brachen die langen Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papste in offene Flammen aus. Papst Innocenz IV., in Rom nicht sicher vor seinem Gegner, war über Genua nach Lyon entflohen. Von hier aus donnerte er den Bann über den Kaiser und forderte die deutschen Fürsten auf, ein neues Reichsoberhaupt zu wählen. Heinrich Raspe, der kühne und ehrgeizige Landgraf von Thüringen, wurde vorgeschlagen und, da er die gefahrvolle Ehre nicht zurückwies, zu Höchheim bei Würzburg erwählt. Doch schlossen sich viele der angesehensten Reichsfürsten von der Anerkennung aus; so der König von Böhmen, die Herzoge von Baiern und Braunschweig, die Markgrafen von Meissen und Brandenburg, endlich auch der Herzog Friedrich von Oesterreich, der, obgleich mit Heinrich Raspe verschwägert und von dem Kaiser mehrfach gekränkt und geschädigt, diesem dennoch die angelobte Treue nicht brechen wollte.

Mit Zorn und Schmerz hatte der unversöhnliche Bela den Sieg seines Feindes Friedrich, die Niederlage des Böhmenkönigs vernommen, den er zum Kriege verführt. Jetzt griff er selbst zu den Waffen. Sein Heer, zum großen Theile ans Kumanen bestehend, von einigen Johannitern und von den Brüdern Friedrich, Bartolomeo und Zerindo Frangipani angeführt, lagerte sich jenseit der Leitha unweit Neustadt. Es war am 15. Juni 1246, an welchem Tage vor fünf und dreißig Jahren Friedrich der Streitbare das Licht der Welt begrüßt hatte, als ein Theil der Kumanen durch die Leitha schwamm und Oesterreichs Gränzen umschwärmte. Der Herzog saß auf, sprengte mit wenigen Rittern gegen sie an und jagte sie zurück. Gleichzeitig aber hatte das ungarische Heer den Fluß überschritten und rückte in geschlossenen Reihen vor. Friedrich, in der Hitze des Verfolgens, achtete nicht der neuen Gefahr. Ein fliehender Kumane, nach Tatarenweise hinter sich schießend, traf mit spitzem Pfeile des Herzogs Pferd vor die Stirn, daß es hoch aufbäumend sich überschlug. Ehe der Herzog noch unter der Last des gestürzten Rosses sich hervorarbeiten konnte, jagte Friedrich Frangipani, Graf von Modruß, heran und stieß dem am Boden Liegenden den Speer in's Auge. Nun brachen, das schreckliche Ereigniß nicht ahnend, unter Heinrich von Liechtenstein die Oesterreicher vor, die Feinde vor sich hertreibend und den Sieg behauptend. Aber der edle Herzog sah seinen Sieg nicht mehr. Unerkannt, ausgeraubt, lag er unter den Erschlagenen, das eine Auge geöffnet vom scharfen Speere, das andere geschlossen vom kalten Tode. Sein Schreiber Heinrich fand und erkannte ihn zuerst, hob ihn auf sein Pferd und führte die Heldenleiche des letzten Babenbergers weinend in die Kirche zu Neustadt. Man begrub ihn nach Heiligenkreuz; auf den Grabstein meißelte man sein Bild, wie man ihn nach der Schlacht gefunden.

Die Klage um den frühzeitigen und blutigen Untergang des ritterlichen Herzogs hallte durch die Marken seines Landes, ja durch das deutsche Reich. Seine Mutter, die herzogliche Witwe Theodora, tödtete der Schmerz am siebenten Tage. Freunde und Feinde mußten seinen Tod betrauern. „Er hatte“ — so klagt Ulrich von Liechtenstein, der Ritter und Sänger — „nur eine kleine Wunde an der Wange. Welch' Unheil, daß ein so vollkommener Mann den Tod davon haben konnte! Das war ein rechter Herr und ich sein rechter Dienstmann; darum kann ich nie genug um ihn klagen.“ Nach ihm erhob sich große Noth in Oesterreich und Steyer. Mancher wurde

arm, der reich gewesen, viele Unbill geschah. Man raubte Tag und Nacht; wüst lagen die Dörfer. Die Reichen nahmen den Armen ihr Gut und wurden Räuber." — Und Pernold der Mönch sagt von ihm: „Mit Friedrich's Tode schlug Oesterreich die Stunde namenlosen Unheils, das endlich auch den Lästerern die Augen aufriß, daß endlich auch sie ihren Herzog und Herrn als wahrhaft einzig erkannten und beweinten, und eine Welt bewegen würden, um ihn — vermöchten sie es nur — aus der kalten Erde wieder zurückzurufen. Mit ihm wurde die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen, Niemand vermag es mehr, gegen übermächtige Willkür und Gewalt zu schützen, seit Friedrich nicht mehr das unerbittliche Richterschwert handhabt." — Lobeserhebungen, die um so unverdächtiger erscheinen, wenn man erwägt, daß sie dem letzten Sprossen eines erloschenen Geschlechts galten, von keinem Sohne, keinem blutsverwandten Nachfolger belohnt werden konnten. Streitsüchtig, kampf- und ruhmgierig, oft gewaltthätig selbst im löblichen Eifer, heißen Blutes und voll heftiger Begierden, war er zugleich ritterlich, ernst und mild, dem Unrechte abhold, kraftvoll und großherzig, durch kein Mißgeschick zu beugen, ja doppelt herrlich im Unglücke. Seine Fehler fallen großentheils seiner Zeit anheim, aber durch weise Staatskunst, durch Gerechtigkeitspflege und hohen Sinn erhob er sich über diese seine Zeit. Leicht gereizt, war er auch leicht zu versöhnen; gern ehrte und übte er die Treue. Seinen Feinden hat er oftmals Großmuth erwiesen. Für bethätigte Anhänglichkeit und Liebe hatte er ein gutes Gedächtniß; Beleidigungen wußte er leicht zu vergessen. Als Gesetzgeber hat er sich um Oesterreich hohe Verdienste erworben; als Kriegsheld hat er es treulich geschützt, es verherrlicht und vergrößert. Durch Abwendung der großen mongolischen Gefahr ward er der Retter des Westens. Jugendlich und schön, überschäumend von Leben und Kraft, hat er doch weder in dreifacher Ehe, noch in zahlreichen Abenteuern der Liebe, Kinder gezeugt. Sein Stamm ging mit ihm auf immer zu Grabe.

So erlosch, in Friedrich dem Streitbaren, das herrliche Geschlecht der Babenberger, das durch dritthalbhundert Jahre über Oesterreich geherrscht, es aus dem Chaos des Barbarenthums zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt, Menschlichkeit und Wissen dort begründet und zu schönster Blüthe gepflegt und erzogen hatte. Schon die bezeichnenden Namen, die sich jeder dieser Fürsten gewonnen, bezeugen, was sie ihrer Zeit, ihrem Lande gewesen. „Der Erlauchte," „der starke Ritter," „der Schöne," „der Heilige,"

„der Freigebige,“ „der Tugendhafte,“ „der Glorreiche,“ hießen die sieben Leopolde; Adalbert „der Sieghafte;“ von den zwei Heinrichen der Aeltere „der Starke“, der Jüngere vom frommen Spruche „Jasomirgott;“ Ernst „der Tapfere;“ von den beiden Friedrichen der Eine, als muthiger Glaubensheld, „der Katholische;“ der Andere, als erster Ritter seiner Zeit, „der Streitbare.“ Stark als Helden, mild als Väter ihrer Länder, weise als Gesetzgeber und Richter, klug als Staatsmänner und Reichsfürsten, beglückten sie ihre Völker, kräftigten und mehrten sie ihre Lande, erfüllten sie die Welt mit ihrem Ruhme. Fromme Stiftungen und Ruhestätten — Melk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Lilienfeld — bewahren ihr Andenken und ihre ehrwürdigen Ueberreste. Bei jeder großen That seiner Zeit steht ein Babenberger obenan. Deutschland, Ungarn, Böhmen, Mähren, Welschland, Spanien, Syrien und Aegypten sahen ihre Lorbeern grünen, ihre siegreichen Schwerter blitzen. Frühzeitig mußte das starke Geschlecht erlöschen, frühe starben selbst viele seiner Söhne, wie auch Achill, der Liebling der Götter, frühzeitig erblichen.

Der kühn erringenden, jugendlichen Gewalt der Babenberger folgte die bewahrende und ordnende männliche Kraft der hohen Habsburger, und nicht leicht hat die großartige innere Harmonie der Geschichte sich in einem überzeugenderen Lichte dargestellt, als in jener Aufeinanderfolge der beiden erlauchten Geschlechter Babenberg und Habsburg.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg; von 1246 bis 1282.

Schwere Verwirrung brach mit des letzten Babenbergers beklagenswerthem Tode über Oesterreich herein. Von allen Seiten streckten sich begehrliche Hände nach dem schönen Erbe aus, und doch konnte das von Kaiser und Reich untheilbar erklärte nur Einer haben. Des Herzogs frühzeitiges und unerwartetes Hinscheiden hatte ihn durchaus keine Verfügungen für seinen Todesfall treffen lassen; Leibeserben waren keine vorhanden; man mußte also lediglich auf die Bestimmungen des vom Kaiser Friedrich I. gege-

benen österreichischen Freiheitsbriefes vom 18. September 1156 (siehe Seite 50) zurückgehen. Friedrich's des Streitbaren nächste Verwandte waren erstlich: seine beiden Schwestern Margaretha und Constantia, Erstere die Witwe des 1242 verstorbenen römischen Königs Heinrich und Mutter zweier Söhne, Friedrich und Heinrich; Letztere — Constantia — als Gemalin des meißnischen Markgrafen, Heinrich's des Erlauchten, schon 1243 mit Hinterlassung zweier Söhne, Albrecht und Dieterich, verstorben. Dann Friedrich's Nichte, die Tochter seines verstorbenen Bruders Heinrich (des Grausamen), Gertrud, seit dem Frühjahre 1246 an den ältesten Sohn des böhmischen Königs Wenzel I., den Markgrafen Wladislaw von Mähren, vermält und ohne Leibeserben. Diese Seitenverwandten traten nach und nach mit verschiedenen Ansprüchen an das österreichisch-steyerische Erbe hervor. Aber der Wortlaut des angeführten Freiheitsbriefes war gegen sie; nur von den Töchtern des letzten, nicht des vorletzten Herzogs war darin die Rede. Die österreichischen Lande waren also als erledigt und dem Reiche wieder anheimgefallen zu betrachten. So sah auch Kaiser Friedrich II., auf den Grund des Buchstaben jener Urkunde, den Fall an. Kaum war ihm daher Friedrich's des Streitbaren jäher Tod berichtet worden, als er durch den Grafen Otto von Eberstein in seinem und des Reiches Namen von Oesterreich und Steyer Besitz nehmen und denselben als Reichshauptmann und Procurator seinen Sitz in Wien aufschlagen ließ. Aber die Umtriebe der erbberechtigt sich dünkenden Seitenverwandten des erschlagenen Herzogs erschwerten ihm gar bald seine Stellung. Zuerst rührte sich Markgraf Wladislaw, dem bei seiner Verlobung mit des Herzogs Nichte von Letzterem Hoffnung zur künftigen Nachfolge in Oesterreich gemacht worden seyn soll, und der sich wahrscheinlich obendrein auf die früheren Ansprüche seines Vaters auf den nördlichen Theil Oesterreich's (siehe Seite 110) stützte. Aber Graf Otto vereitelte durch seine Besetzung der Hauptstadt Wien, die Absichten Wladislaw's, und des Letzteren baldiger Hintritt (16. Januar 1247) schlichtete den Streit auf dieser Seite.

Papst Innocenz IV. betrachtete diese wichtige Vermehrung der Macht des Kaisers durch den Heimfall der österreichischen Lande nicht mit gleichgiltigen Augen, da mit ihr der ghibellinische Einfluß sich bedeutend steigern mußte. Er lag daher nicht nur dem Gegenkaiser Heinrich Raspe, sondern auch den Königen von Ungarn und Böhmen dringend an, dem Kaiser Fried-

rich, als Feinde der Kirche, jene schönen Lande nicht gutwillig zu überlassen. Doch wie kurz vorher Wladislaw's, so durchkreuzte bald Heinrich Raspe's Tod (16. Februar 1247) feindselig des Papstes Plane; überdies waren durch abermalige Tatarengefahr und durch die Ketzerunruhen in Bosnien dem Könige von Ungarn für den Augenblick die Hände gebunden. Der Papst warb eifrig um einen neuen Gegenkaiser; doch mehre Fürsten schlugen vorsichtig die angebotene Reichskrone aus. Endlich trieb den jungen Grafen Wilhelm von Holland der Ehrgeiz, das gefährliche Geschenk anzunehmen; er wurde von einigen, dem päpstlichen Einflusse zinsbar gemachten Kurfürsten im Herbste 1247 erwählt, jedoch ohne Zustimmung der übrigen Stände und deutschen Völker, welche, so namentlich die Sachsen, Baiern und Oesterreicher, der Sache Friedrich's II. ergeben blieben.

Um nun des Kaisers und des Reiches Ansprüche auf Oesterreich und Steyer, auf dem nächsten Wege zu vereiteln, wollte sich der Papst der verwitweten Margaretha, Friedrich's des Streitbaren ältester Schwester, bedienen, der, sowohl wegen ihres Gemals, als wegen ihres Bruders, manches Ungemach vom Kaiser widerfahren. Die gebeugte königliche Frau war erst vor zwei Jahren aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, und, entschlossen, ihre übrigen Lebenstage der Ruhe und Einsamkeit zu widmen, hatte sie sich in das Kloster der Dominicanerinnen zu Trier begeben. Auf des Papstes Verlangen kehrte sie nach Oesterreich zurück, konnte aber, da der Eltersteiner die Hauptstadt besetzt hielt, nur bis Haimburg kommen. Gleichzeitig fand sich auch die verwitwete Markgräfin Gertrud in Oesterreich ein, welcher man, wahrscheinlich weil von ihren Ansprüchen noch weniger zu befürchten war, in Mödling sich aufzuhalten gestattete. Beide Frauen waren durch guelfische Zuflüsterungen aufmerksam gemacht worden, daß sich vielleicht aus den österreichischen Freiheitsbriefen, durch welche auch Frauen der Nachfolge fähig erklärt wurden, ein Erbanspruch für sie auf die österreichischen Lande herleiten ließe. Diese Briefe, nebst anderen herzoglichen Hausschriften und dem Hausschatze, befanden sich auf dem im V. U. W. W. Niederösterreich's gelegenen Schlosse Starhemberg, das, nebst dem landesfürstlichen Schlosse Pottenstein, den deutschen Ordensbrüdern zum Schutze anvertraut war, welchen daher der Papst brieflich zur Pflicht machte, diese beiden Schlösser sorgsam zu bewahren und sie nicht in die Hände Kaiser Friedrich's oder seiner Anhänger fallen zu lassen.

Um auch andere, zur Zeit dem Kaiser noch befreundete Mächte in sein Interesse zu ziehen, trug der Papst, nach Wilhelm's von Holland Erwählung, einem Verwandten desselben, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Meissen, Margarethens Hand an. Aber dieser Antrag wurde von dem Betheiligten, aus Rücksicht für den Kaiser und aus Furcht vor Ungarn und Böhmen, abgelehnt. Auf dieser Seite abgewiesen, wiederholte der Papst seine Ermahnungen bei dem Ungarnkönige zum Widerstande gegen den Kaiser, und drohte den Anhängern des Letzteren mit dem kirchlichen Banne, doch ohne wesentlichen Erfolg. Eben so scheiterte sein Bemühen, zwischen einer der babenbergischen Fürstinnen und dem Gegenkaiser Wilhelm eine Heirat zu Stande zu bringen.

Unter solchen Umständen war auch der Königin Margaretha alle Gelegenheit, ihr Ansehen in Oesterreich geltend zu machen, versperrt; auch im Volke vermochte sie keine Sympathien für sich zu erwecken, daher sie endlich mehr und mehr aus ihrer widerstrebenden Stellung herausging, und sich durch Nachgiebigkeit gegen die kaiserliche Partei zu behaupten suchte. Sie hoffte, dadurch sich die österreichischen und steyrischen Landesedlen besser zu verbinden, die sich auch wirklich entschlossen hatten, den Kaiser um einen eigenen Landesfürsten, und zwar in der Person seines Enkels Friedrich, Margarethens ältesten Sohnes, zu bitten. Sie schickten dieserhalb Abgeordnete nach Verona zum Kaiser; aber Diese wurden theils schon unterweges von dem Erzbischofe von Salzburg beunruhigt, theils fanden sie bei dem Kaiser selbst kein williges Gehör.

Inzwischen drangen die babenbergischen weiblichen Seitenverwandten, vornehmlich Gertrud, auf Herausgabe und Theilung des vom Herzoge Friedrich hinterlassenen Schatzes, der auf dem Schlosse Starhemberg verwahrt war und ihnen erblich gebührte. Zwar suchte der Wächter des Schlosses, der deutsche Ordensritter Ortulf, die Abtretung des Schlosses und Auslieferung der Gegenstände zu verzögern; doch die Landschaft schlug sich in's Mittel, und so wurden Schatz und Geräthe zwischen Margarethen, Gertrud und Constantia's hinterlassenen Kindern in Meissen, getheilt (1248).

Der Kaiser bezeigte keine Lust, seinen Enkel Friedrich als Landesfürsten in Oesterreich und Steyer einzusetzen. Er mochte dem Jünglinge nicht die in so bedenklicher Zeit erforderliche Kraft und Entschlossenheit zutrauen und wollte lieber noch eine Weile seine Hand unmittelbar über jene Lande

halten. Doch nahm er die Verwaltung dem Ebersteiner, und, dieselbe theilend, setzte er in Oesterreich den Herzog Otto von Baiern, in Steyer den Grafen Mainhart von Görz als Statthalter ein. Mainhart wahrte treu und muthig das kaiserliche Interesse. Der Herzog Otto aber blieb, aus Furcht vor dem päpstlichen Unwillen, großentheils bei halben Maßregeln stehen; er brachte sogar zwischen seinem Verwandten, dem Markgrafen Hermann von Baden, und Gertruden von Oesterreich eine Heirat zu Stande, wodurch er, ohne es zu ahnen, in dem Markgrafen ehrgeizige Entwürfe auf das österreichische Erbe entzündete und denselben den Gegnern des Kaisers beigesellte. Gertrud stellte ihrem Gemale eine Schenkung aus, mit Berufung auf ihr vorgebliches Erbrecht, und der Papst ertheilte dieser Handlung seine Bestätigung. Gleichwohl sah sich Hermann in Oesterreich nie allgemein anerkannt; die Oberhand verblieb stets der kaiserlichen Partei. Indeß gelang es den feurigen Bestrebungen des jungen Markgrafen, allmälig einen nicht unbedeutenden Anhang um sich zu sammeln und, nebst andern österreichischen Plätzen, auch Wien in seine Gewalt zu bringen. Er eignete sich daher den herzoglichen Titel von Oesterreich wie von Steyer an, obschon in letzterem Lande der Graf Mainhart das kaiserliche Ansehen ungeschwächt uud unverändert aufrecht zu erhalten wußte.

Müde der fortwährenden Reibungen und geschreckt durch den päpstlichen Bannstrahl, legte der Herzog Otto von Baiern sein Statthalteramt nieder, und Graf Mainhart wurde vom Kaiser, wie früher schon in Steyer, so nunmehr auch in Oesterreich eingesetzt. Da hierdurch des Grafen Sorgen vermehrt wurden, so schöpfte der Markgraf Hermann neue Hoffnung. Obgleich dieser in Oesterreich bisher wenig mehr, als die Zurücknahme des Kirchenverbotes, durchgesetzt hatte, so trieb er doch seinen Muth schon so weit, sogar einen Einfall gegen die Gränzen Ungarn's zu wagen. Der Ungarnkönig Bela ließ diese feindliche Begrüßung nicht unerwidert; mit einem starken Haufen brach er im Sommer 1250 in Oesterreich ein, weithin sengten und würgten seine wilden Kumanen, das Kloster Mariazell sank in Asche. Der König Wenzel von Böhmen wendete, durch menschenfreundliche Vermittelung, Oesterreich's gänzliche Verheerung ab, da das unglückliche Land, an innerem Zwiespalte siechend, äußeren Angriffen nicht gewachsen war. Streit und Krieg war allenthalben. Der Markgraf fehdete gegen die Kuenringer; der Erzbischof von Salzburg fiel verwüstend in Steyer ein.

Da ereilte (4. October 1250) den Markgrafen Hermann früh und unverhofft der Tod; sein Leichnam behauptete das Land, das er lebend nie vollständig besessen; in Klosterneuburg fand er seine letzte Ruhestätte. Ein Jahr früher hatte ihm seine Gemalin einen Sohn, Friedrich, dessen junges Gestirn später mit jenem des unglücklichen Conradin in Neapel blutig unterging, kurz vor seinem Tode auch eine Tochter, Agnes, geboren.

Schon seit länger hatte der Herzog Otto von Baiern sich dem lockenden Gedanken hingegeben, das Land Oesterreich ob der Enns zu gewinnen. Der Markgraf Hermann war ihm zu Danke verpflichtet gewesen, von ihm durfte er sich Viel versprechen. Nun aber diesem der Tod die Hände gebunden, mußte der Herzog auf andere Mittel sinnen. Der noch nicht verschmerzte Einfall der Ungarn, des inneren Haders Gefahr, die feindlichen Anschläge des Erzbischofs von Salzburg, waren ihm Vorwand genug, sowohl für die von außen und innen bedrohten österreichischen Reichslande, als für die Sicherheit seiner eigenen Gränzen einzuschreiten. Kaiserliche Vollmacht vorschützend, ließ er seinen älteren Sohn Ludwig mit einem Heere in Ober-Oesterreich einrücken und, unter jenem Vorwande, sowohl einen großen Theil der Bevölkerung auf seine Seite bringen, wie auch Linz, Enns und andere Plätze besetzen. Nach diesem leichten Siege kehrte Ludwig nach Baiern zurück. Geplünderte Kirchen und Klöster erinnerten an seinen Zug.

Mitten in diese Verwirrungen fiel der Tod des großen Hohenstaufen, des Kaisers Friedrich II. (13. December 1250). Die Geschichte steht staunend vor diesem Riesenbilde. Gegen Kirche und Welt hatte des Kaisers mächtiger Arm gestritten, in Italien die Städte gestürzt, in Deutschland sie erhoben; hinausragend über den frommen Glauben der Völker, hatte er die Blitze des Vatican's mit seiner ehernen Brust aufgefangen; oft hilflos, aber immer furchtbar, oft geschlagen, aber nie besiegt, trug er Krone und Scepter durch alle Wogen und Brandungen der Zeit, und wahrte gegen Factionen und Feinde die Majestät des kaiserlichen Glanzes und Ansehens. Zwar hatte Friedrich II. in seinem Testamente angeordnet, daß sein Enkel Friedrich, Margarethens Sohn, die beiden Herzogthümer Oesterreich und Steyer haben, sie von dem römischen Könige Konrad zu Lehen erhalten, und auf die nöthigen Unkosten zehntausend Unzen Goldes bekommen sollte; doch der junge Fürst folgte gar bald (1251) dem Großvater in die Gruft, angeblich durch Manfred, des Kaisers unebenbürtigen

Sohn, mit Gift aus dem Wege geräumt. So war denn die Hoffnung, den schwankenden und verderblichen Zustand des Zwischenreiches in Oesterreich beendigt zu sehen, abermals vernichtet. — .

Der lange Unwille des Papstes gegen die Hohenstaufen war noch nicht versöhnt. Eifrig strebte Innocenz, den römischen König Konrad von allem Einflusse in Oesterreich auszuschließen. Gertruden ließ er, nach dem Tode ihres Gemals, als ein unnütz gewordenes Werkzeug fallen. Dagegen wendete er seine Augen jetzt wieder der, eine Zeitlang halbvergessenen Königswitwe Margaretha zu. Er schlug ihr eine Heirat mit dem Grafen Florenz von Holland, des Gegenkaisers Wilhelm Bruder, vor. Aber in Oesterreich sträubte man sich gegen einen Herrn aus so entlegenem Lande, mit welchem man obendrein des Königs Konrad Feindschaft hätte übernehmen müssen, und so zerschlug sich der Plan. Auch der Herzog von Sachsen stand an, auf des Papstes Anträge einzugehen. In dem jetzt völlig herrenlosen Oesterreich mehrten sich tagtäglich Zwiespalt und Verwirrungen; Graf Mainhart hatte, sogleich nach des Kaisers verkündetem Tode, sich von der Statthalterschaft zurückgezogen. Der allseitige Nachtheil diente endlich, die bisher zerfallenen Parteien einander anzunähern. Sie vereinigten sich wenigstens in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Landesoberhauptes, wenn sie auch über die Mittel und Wege nicht sogleich Eines wurden. Von dem Könige Konrad war für den Anfang auf keinen thätigen Schutz zu rechnen; er hatte vollauf mit seinen nächsten Gegnern zu thun. Auch drängte es ihn, wegen Sicherung seines Erbreiches Sicilien, nach Italien hinüber. Während seiner Abwesenheit ernannte er seinen Schwiegervater, den Herzog Otto von Baiern, zum Reichsverweser. Gegen diesen war, wegen seiner bekannten Anschläge auf das obderennsische Land, in Oesterreich gerechtfertigter Argwohn vorhanden; er hielt von jenem früheren Einfalle her dort noch immer einige Plätze besetzt, und durfte von der Nachsicht seines königlichen Eidams sich allen Vorschub für seine erwerbsüchtigen Plane versprachen. Das war für Oesterreich ein neuer Sporn, auf einen eigenen Landesfürsten bedacht zu seyn, und zu diesem Ziele wirkten jetzt alle Parteien einmüthig hin.

Die allgemeine Noth mußte den willkürlichen Schritt entschuldigen. Zu Mölk hielten die Aebte, Pröbste und Landesedlen 1251 zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft. Man konnte sich nicht vereinigen, und wiederholte die Zusammenkunft in Trübensee gegenüber Tuln; die Namen Zelking,

Meißau, Kuenring, Liechtenstein, Summerberg, Truchseß von Felsberg, die Waisen, Preisel, Pottendorf, Haslau, Liechtenberg, die Schänken von Rotengrub, hörte man dort nennen. Mehre Fürsten wurden vorgeschlagen. Insgeheim mochte sich hier auch bereits der böhmische Einfluß geltend machen; doch kam er nicht laut zur Sprache, vielmehr fiel der Beschluß der Versammlung zuletzt dahin aus: daß eine Gesandtschaft an den Markgrafen Heinrich von Meissen erlassen werden sollte, um sich einen seiner beiden, mit der babenbergischen Constantia erzeugten Söhne, Albrecht und Dieterich, zum Landesfürsten zu erbitten. Die Ministerialen hatten zu dieser Gesandtschaft den Schänken Friedrich von Hausbach und Herrn Heinrich von Liechtenstein, die Städte den Abt Philipp zu den Schotten in Wien und den Probst Dietmar von Klosterneuburg gestellt.

König Wenzel von Böhmen wartete mit heißem Verlangen der Gelegenheit, Oesterreich an sein Haus zu bringen. Schon seit länger hatte er dort einen Anhang genährt, an dessen Spitze die mächtigen Kuenringe, die Grafen von Hardeck und das Mitglied der Gesandtschaft, Heinrich von Liechtenstein, standen, dem Wenzel's Sohn, der Markgraf Premysl Ottokar (Otakar) von Mähren, erst ohnlängst für bewiesene Treue die Burg Nikolsburg zu eigen gegeben hatte. Als daher die Gesandtschaft auf ihrer Reise nach Prag kam, geschah es wohl nur auf den Grund früheren Einvernehmens, daß König Wenzel ihnen seinen Sohn Premysl Ottokar, dessen Bruder Wladislaw der erste Gemal der babenbergischen Gertrud gewesen war, zu Oesterreich's Landesfürsten antrug. Waren doch die meißnischen Prinzen, welche die Versammlung in Trübensee gewählt hatte, erst neun und eilf Jahre alt, ihr Vater aber, der Markgraf Heinrich, durch den noch nicht völlig gesicherten Besitz der von ihm erworbenen thüringischen Lande, in allerhand Fehden und Sorgen verwickelt und seine Kraft dadurch getheilt, auch sein Sitz von Oesterreich entlegen. Böhmen aber war stark und reich, Oesterreich unmittelbar benachbart; überdies Premysl Ottokar ein herrlicher Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, von bewährter Tapferkeit, durch Glanz und ritterliches Wesen bezaubernd. Bei solchem vorbereiteten Einvernehmen bedurfte es nicht der gewöhnlich erzählten Künste, Bestechungen und Drohungen von Wenzel's Seite, um die zuverlässig schon mit sich einige Gesandtschaft zu vermögen, Premysl Ottokar die Herrschaft in Oesterreich anzubieten. Da Wenzel überdies durch Abtretung der Stadt Sayda mit der Burg

Birkenstein, den Markgrafen Heinrich bereits zur Entsagung auf seine Ansprüche in Oesterreich vermocht hatte, so waren um so weniger Schwierigkeiten zu überwinden. Unter solchen Umständen ward es den, von Prag nach Oesterreich zurückkehrenden Abgesandten nicht schwer, die einflußreichsten Edlen in ihrer Heimat zu ihrer Ansicht zu bekehren. Alle Theile sehnten sich nach Wiederkehr der Ordnung und des Rechtszustandes, und dies durfte man von der Macht und Entschlossenheit des böhmischen Heldenjünglings sich mit Zuversicht versprechen.

So konnten denn die österreichischen Stände durch eine Deputation schon am 21. November 1251 dem Könige Wenzel den günstigen Erfolg jener Bemühungen anzeigen, und dieser säumte nicht, seinen Sohn Premysl Ottokar, mit Truppen und Schätzen wohl versehen, nach Oesterreich aufbrechen zu lassen. Der neue Herzog ging über Netolicz nach Enns, wo die nieder- und ober-österreichischen Stände ihn freudig empfingen. Gold wurde mit freigebigen Händen ausgestreut. Dies und des Herzogs fürstliches Wesen gewann ihm Aller Herzen, fesselte schnell allen Widerstand. Gern vergaß selbst Wien seinen Stolz und seine Vortheile als freie Reichsstadt, zu welcher Friedrich II. es durch Erneuerung der goldenen Bulle abermals erhoben, öffnete, in denselben Zauberkreis gezogen, dem schimmernd heranziehenden Ottokar am 6. December seine Thore und unterwarf sich ihm gleich einer gewöhnlichen Landstadt. Bald war, wie die Chronik sagt, kein Winkel mehr, der sich gegen seine Herrschaft gesträubt hätte, und noch vor Ablaufe des Jahres hielt Ottokar, als Herzog von Oesterreich, sein erstes allgemeines, feierliches Taiding (Landtag) zu Neuburg. Er eilte, die vorzüglichsten festen Plätze mit hinreichender Mannschaft zu besetzen, und legte es den österreichischen Ständen an's Herz, die steyerischen zum Anschlusse an ihre Wahl zu bewegen.

Seit 1186 waren Oesterreich und Steyermark laut der Bundesacte vereinigt gewesen, hatten Einem Herrn gehorcht. Die österreichischen Stände aber hatten bei ihrer letzten Wahl, meinend, daß dieselbe ohnedies auch für Steyer giltig seyn müsse, nach eigener Willkür gehandelt. Aber in Steyer strebte eine mächtige Partei nach Lösung jenes Verbandes; daher wurde auf ihren Betrieb das Herzogthum Steyer Herzog Otto's von Baiern jüngerem Sohne Heinrich angetragen. Man bauete dabei vorzüglich auf die Unterstützung des Ungarnkönigs Bela IV., Heinrich's Schwiegervater. Bela aber

trachtete vielmehr, diesen Vorfall sich selbst zu Nutze zu machen. Er suchte die steyerischen Herren von Heinrich's Wahl abzulenken, und zwar zu seinen oder seines Sohnes Gunsten. Gern trat ihm Gertrud, die in Oesterreich vergeblich gegen Ottokar's Erhebung gerungen, ihre angeblichen Rechte auf Steyermark ab, bethört von seinem Versprechen, dafür ihre Ansprüche auf Oesterreich gegen Ottokar durchzusetzen.

So drohte jetzt der langen Freundschaft, die zwischen Ungarn und Böhmen bestanden, ein unausbleiblicher Bruch. Wohl wissend, daß seine Erwählung zur Zeit noch der reichsrechtlichen Giltigkeit entbehre und von einem künftigen Reichsoberhaupte mit Grund angefochten werden könne, trachtete Ottokar zuvörderst, den rechtlichen Formen nach Möglichkeit zu genügen. Eine Vermälung mit der verwitweten römischen Königin Margaretha, als einer geborenen und mit eigenen ansehnlichen Gütern ansässigen Fürstin des babenberg-österreichischen Stammes, schien ihm hierzu der geeignetste Schritt. Dadurch hoffte er auch am besten die lauten Ansprüche Gertrudens, welche König Bela mit seinem Enkel, dem Fürsten Roman von Reussen, vermält hatte, zum Schweigen zu bringen. Zwar war der Abstand der Jahre groß, denn Ottokar zählte erst 23, Margaretha bereits 46 Jahre; dennoch war dadurch die Hoffnung zur Nachkommenschaft nicht abgeschnitten, und Margaretha im Besitze jener Privilegien, welche, bei Absterben der männlichen Linie, auch der weiblichen die Erbfolge zusprachen, obschon in anderer Art, als für diesen Fall in Anwendung sich bringen ließ. Nachdem man, aus Gründen der Anverwandtschaft, sich der päpstlichen Dispensation versichert hatte, wurde am 8. April 1252 zu Haimburg die Vermälung feierlich vollzogen, in Gegenwart des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Freisingen, Regensburg, Passau und Olmütz, mehrer österreichischen, mährischen und steyerischen Edlen. Margaretha übergab ihrem Gemale die betreffenden Privilegien, welche öffentlich verlesen wurden, um das Erbrecht zu erweisen. Die steyerischen Stände ließ Ottokar ermahnen, Margarethen als nächste Erbin, wie von Oesterreich, so von dem damit unlösbar verbundenen Steyer zu betrachten und ihn als ihren Landesfürsten anzuerkennen; wogegen er ihnen Bestätigung aller Freiheiten und Vorrechte versprach; sich selbst nannte er einen „Herzog von Oesterreich und Steyermark."

König Bela war nicht gesonnen, dieser Erwerbung ruhig zuzusehen, und noch andere Ansprüche stellten sich dem starken Ottokar trotzig entgegen.

Nicht nur wollte Ersterer die Steyermark an Ungarn bringen, sondern für Gertruden streckte er die Hand auch nach Oesterreich aus, meinend, es müsse auch hiervon ein Stück Landes für ihn selbst abfallen. Auch Heinrich von Baiern, dessen Vater noch immer mächtigen Einfluß in Oberösterreich übte, gab seine Hoffnungen noch nicht auf, sich der, wiewohl verdächtigen Hilfe Bela's fort und fort getröstend.

Mit dem Schwerte wollte Bela seinem Verlangen Nachdruck geben. Zahlreiche Haufen von Ungarn und Kumanen fielen in Oesterreich und Mähren ein, zerstampften die Saaten, erschlugen und peinigten die Wehrlosen, zündeten und sengten, wohin ihre leichten Rosse sie trugen. Schaarenweise trieben sie, was ihr Schwert verschonte, in die Gefangenschaft fort. Die Kirche zu Mödling verbrannten sie mitsammt den hinein geflüchteten 1500 Menschen. Doch verweilten sie nirgend vor den befestigten Plätzen; denn die Kunst der Belagerung war diesen flüchtigen und unstäten Kriegern fremd. Nachdem sie bis Tuln vorgedrungen waren, kehrten sie, schnell wie sie gekommen, zurück, Beute und Gefangene vor sich, Verwüstung und Jammer im Rücken. Ottokar, damals in Steyermark beschäftigt, wo er bis nach Graz hin die Städte seiner Herrschaft unterwarf, hatte diesem überraschenden Einbruche der Ungarn keinen Widerstand entgegensetzen können. Ihren Rückzug benutzte er dazu, die Baiern aus den noch von ihnen besetzten Plätzen im Lande ob der Ens zu vertreiben, und sie dadurch sowohl von den steyerischen Gränzen, wie von der Vereinigung mit den Ungarn fern zu halten. Mittlerweile war es auch dem Erzbischofe Philipp von Salzburg, Ottokar's Vetter, gelungen, die mit den Gegnern einverstandenen Grafen von Tirol, von Görz und von Eschenloch bei ihrem Einfalle in das salzburgische Gebiet auf's Haupt zu schlagen, die Grafen selbst mit zahlreichem Anhange gefangen zu nehmen, die sich nur mit schweren Opfern lösen konnten. Dies und die Besitznahme der Stadt und des Schlosses Steyer befestigte Ottokar's Herrschaft in der Steyermark.

Nicht zufrieden mit der gemachten Beute, bereitete Bela einen neuen Einfall in das Gebiet des Nebenbuhlers vor. Durch baierische, polnische und russische Hilfe erstarkt, stand er diesem doppelt furchtbar gegenüber; denn Ottokar, von seinem grollenden Vater ohne Unterstützung gelassen, hatte nur auf salzburgischen und braunschweigischen Beistand zu zählen. So überschwemmte denn Bela selbst (Ende Mai's 1253) die Steyermark mit

einem mächtigen Heere; während seine unmenschlichen Kumanen, seine polnischen und russischen Hilfsvölker beutegierig, mordlustig in Mähren einfielen. Alle Gräuelscenen des vorjährigen Raubzuges erneuerten sich; Blut und Brand dampften zu den Wolken empor. Von Olmütz aus wälzte sich der verheerende Schwarm gegen Böhmen hin. Das königliche Prag zitterte, und unter den Mauern Wiens schweiften die Verderber, bis Melk hin Alles verwüstend und zertretend. Nachdem Mord und Brand Bahn gebrochen, meinte Herzog Heinrich auch nicht länger müßig seyn zu dürfen. Er suchte, obwohl spät und langsam, mit seinen Baiern durch das Land ob der Enns in die Steyermark einzudringen. Doch die Oberösterreicher schaarten sich mit seltenem Muthe zusammen, hieben Heinrich's Krieger wiederholt nieder und machten ihm jeden Fußbreit streitig. Zudem verstellte ihm der Salzburger Erzbischof den Paß, und so sah sich Heinrich genöthigt, mit Hilfe des Grafen Mainhart von Görz und Tirol und des Ezzelino von Romano einen weiten, beschwerlichen Umweg durch Tirol und Friaul zu nehmen, so daß, als er in Steyermark endlich zu den Ungarn stieß, der rechte Augenblick bereits versäumt war. Papst Innocenz hatte mit tiefem Schmerze dem verheerenden Streite zugesehen und Alles aufgeboten, ihn zu beendigen. Er beschickte die Könige von Ungarn und Böhmen und den Herzog Ottokar durch seinen Großpönitentiar, den Minoriten Velasco, und ließ ernsthaft, ja selbst unter Androhung kirchlichen Bannes, zum Frieden mahnen. Ottokar erhielt die päpstliche Dispens wegen seiner Vermälung mit Margarethen nur unter der Bedingung, daß er am 17. September 1253 zu Krems, im Beiseyn der Bischöfe von Freisingen, Regensburg und Passau, eidlich angelobte, nur Wilhelm als römischen König anzuerkennen und von ihm die Lehen zu nehmen.

Bald darauf (22. Septemb.) rief König Wenzel's Tod Ottokar, als dessen Sohn und Nachfolger, auf den Thron von Böhmen. Wie sehr auch hierdurch Ottokar's Macht wuchs, so machten doch mancherlei wichtige Maßregeln, die er in der Verwaltung seines Königreiches beabsichtigte, ihm eine friedliche Sicherstellung der Verhältnisse doppelt wünschenswerth. Um so geneigter war er den Ermahnungen des Papstes. Er ließ dem Könige Bela vorläufig einen Waffenstillstand bieten, der von diesem angenommen wurde, und sendete dann eine Gesandtschaft an ihn, um die Bedingungen des Friedens zu verabreden. Der am 29. November 1253 erfolgte Tod des Herzogs

Otto von Baiern vereinfachte die Streitfragen und erleichterte die Unterhandlungen.

Am 3. April 1254 wurde in Ofen der Friede vollständig abgeschlossen. Ottokar'n wurde darin das Herzogthum Ober- und Unter-Oesterreich nebst demjenigen Theile der Steyermark zugesprochen, der diesseits des Semmering nach dem fortlaufenden Gebirge von Ungarn bis an Baierns Marken gelegen; Alles, was jenseits dieser Gränze, fiel dem Ungarnkönige anheim. Gertrudens Ansprüche sollte Bela, jene Margarethens ihr Gemal Ottokar ausgleichen. Letzterer verlor durch diesen Friedensschluß das Herzogthum Steyermark, bis auf einen kleinen Antheil, der zu Oesterreich geschlagen wurde. Bela ernannte seinen Sohn Stephan zum Herzoge von Steyermark, auf welchen Titel Ottokar, des Friedens wegen, hinfort Verzicht leistete.

Schwer hatte Oesterreich nach dem Frieden geseufzet, und dieser war um die dargebrachten Opfer nicht zu theuer erkauft. Ottokar's unruhiger, aber großer Sinn benutzte ihn mit weiser Umsicht. Die innere Ruhe und Sicherheit seiner Länder, die der Krieg erschöpft und durch Parteien verwildert hatte, beschäftigte ihn vor Allem. Er machte mit kraftvoller Hand dem gesetzlosen Zustande ein Ende; mehre berüchtigte Raub- und Stegreifritter in Oesterreich erfuhren harte Züchtigung; einige bluteten unter dem Schwerte des Henkers. Aber nicht lange war Ottokar's kriegerischer Geist zurückzuhalten. Ueberdies drängte ihn des Papstes Mahnung zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen, die in den Urwäldern ihres Hauptlandes Sambien dem Erobererschwerte, wie dem Bekehrungseifer der deutschen Ordensritter hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Als der Winter seine Decke über die Gewässer gelegt hatte, umgürtete sich König Ottokar mit dem Schwerte des Kreuzes. Viele Fürsten zogen ihm mit ihren Fahnen zu; auf 60,000 Mann wuchs das christliche Herr. Erschreckt flohen die Heiden in ihre Waldvesten zurück. Ottokar verfolgte sie bis in ihr Heiligthum Romowe, wo ihre abenteuerlichen Götzen standen, vernichtete alle Denkmäler der Abgötterei, schlug bei Rudau die Samländer und stürmte ihre festeste Burg. Die Unglücklichen flehten um Gnade, gelobten Unterwerfung und empfingen die Taufe. Nachdem man so mit Blut und Schrecken das Wort des Friedens verkündigt hatte, wurde, um die neuen Erwerbungen zu beschützen, eine Stadt am Pregelflusse erbaut; dem Könige Ottokor, als der Seele dieses

siegreichen Zuges, zu Ehren wurde sie Königsberg genannt, und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Der durch diesen Zug gewonnene Ruhm vermehrte Ottokar's Ansehen im deutschen Reiche, wie in den Nachbarländern, und die Folgen zeigten sich gar bald. Der neue Papst Alexander IV. bezeigte ihm seine Dankbarkeit zuerst, indem er ihm durch ein eigenes Schreiben das damals wichtige Vorrecht ertheilte, daß weder Ottokar selbst von einem Andern, als dem römischen Papste, mit dem Kirchenbanne, noch Böhmen mit dem Interdicte belegt werden könne. — Ueber Deutschland selbst zogen sich Wolken über Wolken, die Vorboten schrecklicher Gewitter, zusammen. Am 21. Mai 1254 war in Italien der Hohenstaufe, Konrad IV., im wildesten Gemisch von Reue, Gram und Haß — ganz das Bild der allgemeinen Zustände, gestorben. Der Gegenkönig, Wilhelm I., mußte ihm schon am 28. Januar 1256 im Tode folgen, im Moor und Eise versinkend und von friesischen Streitkolben erschlagen. Das unglückliche Loos der vorhergehenden deutschen Könige, welchen nur die Wahl geblieben war, entweder in Italien mit dem römischen Stuhle zu zerfallen, oder in Deutschland den Vorwurf versäumter Wahrnehmung der Interessen des Reiches auf sich zu laden, schreckte die Candidaten ab, und zum ersten Male trat der Fall ein, daß der römisch-deutsche Thron durch ein Jahr unbesetzt blieb. Des Reiches erster Wahlfürst, der Erzbischof Gerhard von Mainz, war Kriegsgefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig. Seiner Stimme versicherte sich der Erzbischof von Köln, Konrad Graf von Hohenstedеn, der sonach, im Besitze zweier Stimmen und bei der Gleichgiltigkeit der weltlichen Kürfürsten, großen Einfluß auf die Wahl ausüben mußte. Sein Auge fiel auf Ottokar, zu welchem er im Juli 1256 persönlich nach Prag reis'te und ihm die Kaiserkrone anbot. Doch Ottokar, der Mühseligkeiten eines Reichsoberhauptes wohl bewußt, auch durch den Pfalzgrafen bei Rhein, Ludwig den Strengen, der sein bitterer Gegner war, eine zwiespältige Wahl befürchtend, ließ sich von dem Schimmer dieser Krone so wenig blenden, daß er sie ausschlug. Vielleicht hoffte er auch, bei der geschwächten Macht der Kaiser, doppelt freies Spiel zu behalten, wenn er sich der Verantwortlichkeit eines Reichsoberhauptes entschlüge, und auf seinem böhmischen Königsthrone und österreichischen Herzogsstuhle allein fester zu sitzen, als wenn er den morschen Thron Karl's des Großen dazwischen schiebe. —

Man mußte sich nach einem anderen Kaiser umsehen. Auf Konradin war nicht zu denken; denn auf dem hohenstaufischen Geblüte lastete der Zorn Rom's, auch war jener ein Kind, dessen Bevormundung neue Willkür und Parteischaft erzeugt haben würde. In Deutschland wollte kein Fürst die drückende Bürde der deutschen Krone auf sich laden; nur die Fremden konnte ihr gefährlicher Glanz reizen. Zwei fremde Fürsten kamen in Vorschlag. Den Grafen Richard von Cornwall, Bruder des Königs Heinrich III. von England, wollten die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Pfalzgraf Ludwig. Der Erzbischof Arnold zu Trier dagegen und die Kurfürsten Albrecht von Sachsen und Otto von Brandenburg stimmten für den König Alfons von Castilien. Zur Partei des Letzteren hielt anfänglich auch Ottokar, doch ohne später mit dem siegenden Theile zu brechen. Richard behauptete das Feld; er wurde (13. Jaunar 1257) von seinen Anhängern zum römischen Könige ernannt. Ottokar, den Umständen klug sich fügend, trat dieser Wahl feierlich bei, und erbot sich dem neuen Könige zu Treue und thätigem Beistande.

Während Ottokar auf diese Weise seine Verhältnisse zum Reiche bestens ordnete, stürzte lange verhaltener Groll gegen Baiern, das sich ihm so feindlich erwiesen, ihn in Fehde und Verwirrung. Der Anlaß dazu war nicht ganz reiner Art. Sein Vetter, Philipp von Kärnten, der 1256 zum Erzbischof von Salzburg erwählt worden war, hatte sich durch sein Betragen, durch seine weltlichen Leidenschaften, den Haß des salzburgischen Domcapitels, die Mißbilligung des römischen Stuhles und mannigfache Zerwürfnisse mit den benachbarten Steyerern und Baiern zugezogen. Sein Aufwand hatte die Casse des Stiftes erschöpft, und jetzt begehrte er, daß seine beträchtlichen Schulden aus den Einkünften des Erzbisthums getilgt werden sollten. Hoffend, nach dem Tode seines Bruders, des kinderlosen Herzogs von Kärnten, zur Erbfolge dieses Landes zu gelangen, weigerte er sich, ungeachtet der Befehle des Papstes, die höheren Weihen zu empfangen. Endlich schritten die Salzburger Domherren zu einer neuen Wahl; Ulrich, Bischof von Seckau, wurde 1256 zu Philipp's Nachfolger ernannt. Zögernd nahm dieser die dargebotene Würde an. Aber Philipp, auf seines Verwandten Ottokar mächtigen Beistand pochend, fiel mit österreichischen und böhmischen Söldnern über die Güter seiner Feinde in Salzburg und Baiern her, und ließ durch seine Krieger, wie durch die von ihm aufgerufenen steyerischen und kärntnerischen Edelleute, weithin plündern und verheeren. Der Herzog

Heinrich von Baiern suchte die Plünderer mit Gewalt abzutreiben. Ihm zürnte Philipp zumeist, weil er ihn in der Besitznahme der von ihm erkauften Güter um Monsee gehindert hatte. Ottokar'n zog er durch Hoffnungen auf einen künftigen Erwerb Kärntens in sein Bündniß. Ottokar, durch solche Aussichten verlockt, überdies gegen die baierischen Herzoge erbittert, wegen ihrer wiederholten Anschläge auf Oberösterreich, und Ansprüche erhebend auf die Städte Schärding, Neuburg am Inn und Ried, welche die Herzoge Baiern's nach Hermann's von Baden Tode an sich gerissen, nahm die Gelegenheit zur Wiedervergeltung mit Begierde wahr. Schnell, wie immer, fiel er 1257 mit einem starken Heere in Baiern ein, nahm Schärding und Neuburg weg, und drang, unter Brand und Verwüstung, nach der Kriegssitte jener Zeit, bis nach Landshut vor. Aber hier verstellte ihm Herzog Heinrich mit einem eiligst zusammengebrachten starken Heere den Weg. Der unerwartete Widerstand mitten im feindlichen Lande machte Ottokar's Lage gefährlich. Er ließ (24. August) einen Waffenstillstand vermitteln, und eilte, rasch im Fliehen wie im Vordringen, noch in derselben Nacht mit seinen Truppen nach Mühldorf zurück. Die Baiern, durch seine Flucht ermuthigt, folgten ihm auf dem Fuße. Bei Mühldorf brach die Innbrücke unter der Last der Ottokar'schen Reiter und Fußgänger; viele ertranken, viele wurden von Feindeshand erschlagen. Ottokar'n rettete die muthige Treue seiner Kampfgefährten, und die Schnelligkeit seines Rosses brachte ihn glücklich nach Völklabruck. Desto härter erging es seinem Heere. Ein Theil desselben drängte sich in einem Winkel der Vorstadt unter einem Thurme zusammen und schlug hier in verzweiflungsvoller Ausdauer den Angriff der Baiern zurück. Aber der ergrimmte Pfalzgraf Ludwig ließ diesen Stadttheil anzünden, und vierhundert tapfere Männer kamen in Rauch und Flammen um. Eine andere Abtheilung des böhmisch-österreichischen Heeres warf sich in die innere Stadt, an ihrer Spitze die böhmischen Herren: der Oberstlandmarschall Wok von Rosenberg; sein Bruder Smil und Vetter Oger von Lomnitz; Smil von Lichtenburg nebst seinem Vetter Czastolow von Friedland; Diwis von Wssechrom; Wilhelm von Podiebrad, wahrscheinlich aus dem Hause der Kaunitze; Benes von Benessow und Falkenstein, aus dem Geschlechte der Herren von Krawar; Burkhard von Janowitz und Winterberg, Burggraf von Klingenberg; Ulrich der Haase von Waldek, Burggraf von Elbogen; Jenecz von Doblin, Burggraf zu Grätz bei Troppau; Ulrich von Rosenthal;

Weikart von Terna; Stibor Hlawa, das Haupt der Verschwörung gegen König Wenzel von 1248; Dluhomil von Raboczan; von österreichischer Seite aber die Kuenringer Albrecht und Heinrich; Ulrich von Lobenstein; Ulrich von Kapell, Ludwig und Albrecht von Zelking, und Sighard der Biber. Sie wehrten sich mit unerschütterlichem Muthe durch volle neun Tage gegen die Uebermacht des Feindes, und gaben den Widerstand nicht eher auf, bis sie freien Abzug mitsammt ihrem Gepäcke ertrotzt. An 3000 Krieger verlor Ottokar in diesem voreilig begonnenen, voreilig beschlossenen Feldzuge. Zu Kamb in der oberen Pfalz schloß man Frieden; Ottokar gab die streitigen Burgen und Städte Ried, Schärding, Neuburg und Schüttenhofen heraus. Zum ersten Male war der Kriegsruhm des starken Königs erschüttert.

Die Salzburgischen Wirren gingen fort; Philipp von Kärnten, von böhmischen und mährischen Soldaten unterstützt, ging seinen Gegnern mit unverminderter Erbitterung zu Leibe, und rief dadurch erweiterte Kämpfe in's Daseyn. Der Erzbischof Ulrich, von seinen Feinden mehr und mehr in die Enge getrieben, hatte endlich keine andere Wahl, als den Ungarnkönig Bela um Beistand anzurufen. Aber Bela war selbst bedrängt in der neu erworbenen Steyermark, wo die ungarische Herrschaft heftigen Widerwillen erweckte. Wahrscheinlich hatte Ottokar, der sich mit schwerem Herzen des schönen Landes entäußert, seine Hand dabei im Spiele, die Unzufriedenheit dort heimlich nährend und fördernd. Der Graf Stephan von Agram, goß, als ungarischer Statthalter in Steyermark, durch Uebermuth und Erpressungen Oel in die Flamme. Er wurde von Bela zurückberufen, später aber, als es seinen beiden Nachfolgern noch weniger gelang, und sich deutlich zeigte, daß der Widerwille der Steyerer nicht blos den Statthaltern, sondern überhaupt der ungarischen Herrschaft gelte, wieder eingesetzt. Durch vermehrte Strenge hoffte er den Widerstand zu zügeln; sie that die entgegengesetzte Wirkung. Als er den bei ihm fälschlich angeklagten Seifried von Merenberg in dem gleichnamigen Schlosse belagern ließ, überfielen ihn selbst die steyerischen Edlen, unter Hartneid's von Pettau Anführung, in Marburg. Mit Mühe entkam er über den Fluß und erreichte die ungarischen Gränzen. Der erzürnte Bela schickte seinen Sohn, den jüngeren König Stephan, mit einem Heere nach Steyermark. Dort kam der neue Salzburger Erzbischof Ulrich mit päpstlichen Schreiben zu ihm, bat

ihn um Hilfe gegen die kärntnerischen Brüder, ermahnte ihn aber auch zugleich, die Belagerung Pettau's, als einer erzbischöflichen Stadt, aufzuheben. Ein Vertrag, welchem auch die mißvergnügten steyerischen Edlen beitraten, schien diesen Fehden ein Ende zu machen; der Graf von Agram wurde zurückgesendet, und Stephan übernahm die unmittelbare Regierung der Steyermark. Gar wohl wußte er, daß dieses Land, ohne geheimen Vorschub von Ottokar's Seite, sich so ernstlichen Widerstand nicht getraut haben würde; wußte, daß Philipp von Kärnten sein Heer fortwährend aus Böhmen her ergänzte. Durch einen über seinen Gegner erfochtenen Sieg ermuthigt, drang Philipp immer tiefer in Steyermark vor, und erweiterte, durch Ottokar's Söldner unterstützt, seine verheerenden Eroberungen. Endlich entschloß sich der täglich härter bedrängte Ulrich zur Flucht nach Baiern. Bei Admont gerieth er in österreichische Gefangenschaft, doch Ottokar, seinen Ruf vor der Welt zu wahren, gab ihn frei und entließ ihn ungekränkt nach Salzburg. Mit großer Besonnenheit, die seinem heißen Blute um so größeren Kampf auferlegen mochte, verfolgte Ottokar seine Plane auf Steyermark. Insgeheim unterstützte er Philipp's von Kärnten verwegene Streifzüge und die schleichende Empörung der Steyerer gegen ihre ungarischen Oberherren. Aber öffentlich mied er bis zum entscheidenden Augenblicke jeden gewaltsamen Schritt. Die allgemeinen Verhältnisse in Steyermark, die selbst Gertrudens Sohne, dem zehnjährigen Friedrich von Baden, einen vorübergehenden Einfluß gestatteten, mußten dieses Land früher oder später dem klüglich zuwartenden Ottokar wieder zuführen. Längere Zeit hatte sich der junge König Stephan in Pettau aufgehalten, doch weder durch Milde, noch durch Strenge die Abneigung des Volkes überwinden können. Willens, nach Ungarn zurückzukehren, entbot er 1259 die steyerischen Ministerialen zu sich. Unter ihnen hatte man ausgestreut, Stephan wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, sie in Banden und Kerker zu werfen. In dieser Besorgniß ließen sie eiligst dem Könige Ottokar das Herzogthum antragen, mit dem Erbieten, die Ungarn aus dem Lande zu treiben, wenn er Bestätigung ihrer alten Freiheiten verspreche. Ottokar wollte nicht geradehin eine bestimmte Erklärung geben; der letzte Friedensschluß mit Ungarn hemmte sein thätiges Einschreiten, doch gab er zu verstehen, daß, wenn die Steyerer vorläufig sich selbst kräftig helfen wollten, er zur rechten Zeit ihnen mit seinem Beistande nicht fehlen werde. Das war den entschlossenen Steyerern schon genug.

Mitten im stärksten Winter (1259) fielen sie mit vereinter Kraft über die, von den Ungarn besetzten Plätze her, warfen jene heraus, verfolgten sie auf unwegsamen Straßen und in enge Gebirgspässe, und metzelten nieder, was ihnen in die Hände fiel. Binnen eilf Tagen war, mit Ausnahme des festen Pettau, ganz Steyermark von den Ungarn gereinigt. Ehe noch die Rache der ungarischen Könige über sie hereinbrechen konnte, schickten die Steyerer eine abermalige Gesandtschaft an Ottokar, zu schneller That mahnend. Noch immer zauderte er. Aber das Vordringen eines starken ungarischen Heeres gegen Steyermark, und des alten Grafen Konrad von Hardek ernstes Mahnen, besiegte seine Unentschlossenheit. Ohne für den Augenblick persönlich zu handeln, ließ er den Grafen wenigstens frei gewähren. Kaum schmolz der Schnee, als Graf Hardek, in Begleitung vieler österreichischen Edlen und an der Spitze von tausend Mann auserlesener Truppen, die steyerischen Gränzen betrat (1260). König Stephan, der nur über ungeübte Truppen zu verfügen hatte, zog sich zurück nach Ungarn.

Jetzt war der Bruch mit Ungarn unausweichbar. Dies voraus sehend, rüstete Ottokar mit Anstrengung, und warb zugleich mächtige Verbündete. Der Markgraf Otto von Brandenburg, die Herzoge Ulrich und Philipp von Kärnten, Herzog Heinrich von Schlesien, Fürst Wladislaw von Oppeln, die Bischöfe Johann von Prag und Bruno von Olmütz, auch viele andere Fürsten und Herren zogen ihm mit ihren Vasallen und Mannen zu. Auf 100,000 Mann stieg sein Heer; darunter 7000 Reiter, mit ihren Rossen gepanzert von unten bis oben. Dennoch war Bela's und Stephan's Streitmacht überwiegend. Auf ihrer Seite standen der Herzog Boleslaw von Krakau; der Herzog Rostislaw Mstislawitsch von Halitsch, Ban des nördlichen Serbiens; der Herzog Lesek von Lantschicz; Daniel Romanowitsch, König von Rußland und Fürst von Kiew, mit ihren Kriegern; auch die Mongolen und chowaresmischen Türken sendeten Hilfstruppen; Kumanen, Kroaten, Bosnier, Serben, Bulgaren, Griechen, Szekler und Walachen mehrten mit abenteuerlich bunten Reihen das ungarische Heer, das jetzt gegen 140,000 kampffertige Männer zählte. Halb Europa blickte in ungewisser Erwartung auf den bevorstehenden Kampf hin; in Köln betete man für Böhmens Waffen.

Diese großen Massen, für welche die Gebirge nicht Raum zu gehöriger Entfaltung gewährten, zogen sich in die flachen March- und Donaugegenden. Ottokar versammelte auf den 24. Juni 1260, an welchem Tage der früher

geschlossene Waffenstillstand zu Ende lief, seine Mannen in der Gegend von Laa. Hier sah man, außer ihm und seiner Gemalin Margaretha, aus Böhmen: den Bischof Johann von Prag, den Oberstlandmarschall Wok von Rosenberg, den Prager Oberstburggrafen Jaros von Podehus, den Oberstlandkämmerer Bawor von Strakonitz, den Unterkämmerer Hermann von Reichenau, aus dem Geschlechte der Kaunitze; die Burggrafen Ratmir von Schwamberg auf Frimberg, Burkhard von Janowitz auf Klingenberg, und Ulrich Haas von Waldek auf Elbogen; dann Oger von Friedeberg, Bores von Riesenburg, Smil von Lichtenburg, Wilhelm von Podiebrad, Zdislaw von Sternberg, Budiwoy von Krumau und Skalitz, Oger von Lomnitz, und Ulrich von Neuhaus; aus Oesterreich: die Grafen Otto und Konrad von Hardek — Beide die Ersten auf dem Sammelplatze und bei Staatz lagernd, Wernhard und Heinrich von Schauenberg, Heinrich von Liechtenstein, Ulrich Kraft von Schleunz, Otto von Meißau, Otto von Haslau und Andere mehr; aus Mähren: Bischof Bruno von Olmütz, den Burggrafen Heinrich von Maideburg (Dewin), Kadold und Seifried die Waisen von Dürnholz. Mit ihnen die verbündeten Fürsten und Herren der Nachbarländer.

Auf dem linken Marchufer dehnte sich, wahrscheinlich vom Einflusse der Miawa bis zur Donau hinab, die Schlachtlinie der ungarischen Völker aus. Der junge König Stephan, nachdem ihm ein versuchter Ueberfall der bei Pohrlitz stehenden feindlichen Truppen mißlungen war, und er die Vereinigung ihrer Abtheilungen nicht mehr hindern konnte, überschritt, um die feindlichen Stellungen zu mustern, am 26. Juni bei Drößing mit ungefähr 10,000 Reitern die March, rückte in's Ameisthal vor, und ließ seine Kumanen bis unter die Mauern von Staatz schweifen. Auf eine feindliche Streitmacht stoßend, ergriffen sie, aus Furcht oder aus List, schleunige Flucht. Die Grafen von Hardek, Kadold der Waise und Kraft von Schleunz, begierig, den durch das Vorprallen der Ungarn im böhmischen Lager verursachten Schrecken zu rächen, und von übereilter Streithitze fortgerissen, jagten mit etwa dreihundert Reitern den Flüchtlingen nach. Aber in einer Schlucht des Ameisthales hielten diese plötzlich Stand, schlossen ihre Verfolger ein, und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder. Zu spät konnte Ottokar den geopferten Tapferen zu Hilfe kommen; nur ihre blutigen Leichname entrang er den Händen der jauchzenden Sieger. Beispielloser Schmerz und Zorn übermannte den Böhmenkönig; er schaarte die Seinigen und wollte den Tod seiner Getreuen auf

der Stelle durch eine allgemeine Schlacht rächen. Aber ein fürchterliches Unwetter mit Wolkenbruch warf sich zwischen ihn und die Feinde; auch waren die Rosse seiner schwergepanzerten Kieger von wildem Jagen athemlos, und die Schlacht mußte verschoben werden.

Dieser unglückliche Beginn des Krieges entmuthigte Ottokar's Heer, das bei seinen gemischten Bestandtheilen schwer in längerer kriegerischer Spannung zu erhalten war. Von den Hilfsvölkern drohten manche gar abzuziehen, und nur des Königs entschlossener Sinn und kluge Art hielt sie zurück. Um der erschlaffenden Wirkung des ruhigen Lagerns vorzubeugen, ließ er die Truppen gegen den Feind vorrücken, Willens, diesem die Schlacht anzubieten. Vorher hörte das ganze Heer die heilige Messe; Ottokar gelobte den Bau eines Klosters, die Fürsten strenge Gerechtigkeit und verbesserte Münze; dann brach das Lager auf, voran der König unter St. Wenzel's heiliger Fahne, umgeben von seinen Gepanzerten (4. Juli). Sie zogen südlich hinab in's Marchfeld. Als sie die Anhöhen zwischen dem Weidenbach und Rußbach betraten, da breitete sich vor ihnen, bunt und blitzend, der Ungarn und ihrer Hilfsvölker Lager aus; der Marchfluß allein zog seine Gränzscheide zwischen den beiden feindlichen Heeren, und wehrte ihnen den Angriff. Auf diesen Höhen ordnete Ottokar den Mittelpunkt des Treffens; der rechte Flügel senkte sich bis zur Donau hin, der linke lief gegen Angern und Matzen aus; den Rücken deckte ein verschanztes Lager, ungefähr zwischen Deutsch-Wagram und Groß-Enzersdorf. Wie sehr auch die Schlachtlust drängte, keiner von beiden Theilen wollte den gefahrvollen Schritt wagen, im Angesichte des Feindes den Strom zu überschreiten, um den Gegner fassen zu können. Eine Woche lang starrten die beiden Heere über den Strom hinüber einander mit grimmer Unentschlossenheit an. Ottokar's Ungeduld ließ nichts unversucht, eine Entscheidung herbeizuführen. Bald suchte er, wie die Helden Homer's, durch Schimpf und beißende Reden die Ungarn zum Angriffe zu reizen, bald höhnte er sie, indem er vor ihren Augen kriegerische Spiele anstellte, und als auch das nicht fruchten wollte, ließ er den Königen Bela und Stephan, eben so vergeblich, Friedensvorschläge machen. Die Ungarn schienen weder den Frieden, noch die Schlacht zu wollen. Die Lebensmittel drohten auszugehen; doch der, dem Könige Ottokar mit eiserner Treue ergebene Wiener Bürgermeister, Rüdiger Paltram, half durch reichliche Zufuhr dem Mangel ab. Endlich währte es dem feurigen Ottokar zu lange. Er

entsendete seinen Ministerialen, Otto von Meißau, in's ungarische Lager, den Königen die Wahl lassend: entweder mit ihrer Armee ungestört über den Strom zu ziehen, oder ihm und seinen Kriegern den ungehinderten Uebergang zu gewähren, je nachdem sie lieber diesseits oder jenseits der March schlagen wollten. Bela entschied sich für das Erstere. Zu dem Ende wurde (11. Juli) ein Waffenstillstand geschlossen und von beiden Theilen feierlich beschworen. Die Ungarn sollten am 12. Juli ungekränkt und ungehindert über den Strom gehen, am diesseitigen Ufer ihr Treffen ordnen, und am Mittage des 13. Juli, als des Margarethentages, die Schlacht eröffnen. Treu dem Vertrage und durch denselben sich gesichert wähnend, zog sich Ottokar, um dem ungarischen Heere Raum zu geben, mit seinen Truppen aus den bisherigen Stellungen zurück; einen Theil sendete er über die Donau nach Haimburg, andere mit Kriegswägen in die benachbarten Orte. Doch die Ungarn, der orientalischen Kriegssitte damals noch zugethan, sannen auf List. Gegen den Vertrag ließ König Stephan schon in der Nacht vom 11 — 12. Juli den Uebergang antreten, und ehe wieder die Sonne am Mittagshimmel stand, hatte das ganze ungarische Heer den Strom hinter sich, und entwickelte bei Kressenbrunn seine Schlachtlinie; Bela allein stand noch mit geringer Mannschaft im Lager jenseits der March. Unerwartet stürzten sich in einem Halbmonde Stephan's Reiterschaaren auf den Mittelpunkt des Ottokar'schen Treffens. Des Letzteren Truppen, so vertragswidrigen Angriffes sich nicht versehend, wankten bei dem ersten fürchterlichen Stoße, den sie auszuhalten hatten. Aber schnell, wie der Blitz, flog Ottokar herbei. Er sammelte und ermuthigte durch Wort und That die Seinen, stellte mitten im Drange des Augenblicks die Schlachtordnung her, und verwandelte die Vertheidigung in Angriff. Hoch flatterte im Glanze der Mittagssonne Wenzel's heilige Fahne; „Hospodine pomiluy ny!“ (Herr erbarme dich!) schrien die wieder ermuthigten Böhmen. Ihre Eisenritter warfen sich mit zermalmender Kraft auf die leichten ungarischen Reiter; voran der Oberstburggraf Jaros von Podehus. Die Ungarn stutzten zurück. Dann stäubte Wok von Rosenberg die Rotten der Kumanen aus einander, und jagte sie in wilder Flucht vor sich her. Nicht die sengende Mittagshitze, nicht der aufwirbelnde erstickende Staub, lähmte die Wuth des Kampfes. König Stephan, da er die beginnende Flucht in seinem Heere wahrnahm, stellte sich ihr vergeblich entgegen, und mühte sich umsonst, die wankenden Glieder zum Stehen zu bringen. Ihn selbst traf eine Feindeswaffe; schmerzlicher, als seine Wunde,

war dem fliehenden Könige der Verlust des Tages. Wo ein ungarischer Haufe noch Stand fassen wollte, eilten aus dem Hintergrunde neue böhmische und österreichische Schaaren heran, und rollten das ungarische Heer zuletzt in eine allgemeine Flucht auf. Die verfolgenden Sieger hieben grimmig nach, und verschonten weder was Widerstand leistete, noch was flehte. Umsonst bot ein Mongolenhäuptling für sein Leben so viele edle Rosse, als sein Scheitel Haare trüge; in seinem Blute erstickte man sein Bitten. 18,000 Erschlagene ließen die fliehenden Feinde zurück; gegen 14,000 verschlang die March; im Bette des Stromes thürmten sich menschliche Leichname und todte Rosse in blutiger Verwirrung dergestalt auf, daß man an manchen Stellen den Strom trockenen Fußes überschreiten konnte. Ueber diese Leichenbrücke stürmte zuerst Bores von Riesenburg in das verlassene ungarische Lager hinüber, wo reiche Beute den Schweiß und das Blut der Sieger belohnte. Die flüchtigen Ungarn wurden über die Karpaten bis Preßburg hin verfolgt, und so groß war die Verworrenheit der Flucht, daß Bela längere Zeit in Ungewißheit über das Schicksal seines königlichen Sohnes blieb.

Das war die große Schlacht an der March, eine der glänzendsten Waffenthaten in der österreichisch-böhmischen Kriegsgeschichte.

Ottokar, der während der Schlacht den Muth und die Besonnenheit des Feldherrn bewiesen, zeigte nach der Schlacht die Mäßigung des Helden und Staatsmannes. Wahrscheinlich hätte er, wozu auch Manche riethen, durch vollständige Verfolgung seines Sieges, für den Augenblick ganz Ungarn an sich reißen können. Aber die Schwierigkeit der Behauptung eines solchen Erwerbes leuchtete ihm vor Allem ein; auch fürchtete er mit Recht, durch Verwüstung und Schwächung Ungarn's den schützenden Damm zu zerstören, welcher die lauernden Horden der Mongolen bisher von Europa abgeschnitten. Bela eilte, den Palatin Ruland nach Preßburg zu senden, um unter annehmbaren, von Ottokar zu bestimmenden Bedingungen den Frieden zu vermitteln. Um seine Mäßigung zu bethätigen, überließ Ottokar seinen Verbündeten, dem Herzoge Ulrich von Kärnten und dem Markgrafen Otto von Brandenburg, das Geschäft, jene Bedingungen zu entwerfen. Sie wurden dahin gestellt: daß Bela und Stephan das Herzogthum Steyer sammt allen Zubehören auf ewige Zeiten an Ottokar abtreten, und ihre Besatzung aus Pettau zurückziehen, zu festerem Friedensbestande Bela's jüngerer gleichnamiger Sohn mit Otto's von Brandenburg Tochter, Kunigunde, Ottokar's Nichte, vermält werden sollte; der

Friedensvertrag sollte von beiden Königen besiegelt und beschworen, auch zu Verhütung ferneren Streites vom Papste bekräftigt, dem Uebertreter des Vertrages im voraus eine Buße von 19,000 Mark Silber zuerkannt werden. Auch wurde zu Befestigung der Freundschaft eine baldige Zusammenkunft der beiden Könige in Wien bestimmt, bis dahin aber vier ungarische Große als Geiseln in Ottokar's Hände gegeben.

Ottokar säumte nicht, die Früchte seines Sieges und des damit errungenen Friedens zu ernten. Zwar hatte er schon in der letzten Zeit, während des allmäligen Verfalls der ungarischen Herrschaft in Steyermark, dort gewissermaßen als Landesfürst geschaltet; doch nun nahm er, nach dem Laute des Vertrags, dieses Land in förmlichen Besitz, und setzte seinen übrigen Titeln wieder jenen eines Herzogs von Steyer bei. Der glänzende Sieg an der March und dessen wichtige Folgen stellten seinen Ruhm in ganz Europa auf eine schwindelnde Höhe, und auch im Morgenlande erklang sein gefürchteter Name. Die Mongolen, welche die Schärfe seines Schwertes empfunden, nannten ihn den „eisernen König;" als den „goldenen König" pries ihn, wegen seiner Pracht und seiner Schätze, der Occident. Seinem Schlachtgelübde treu, gründete er in Böhmen ein neues Cistercienserstift. Er wollte es, nach einer Reliquie, die der König von Frankreich ihm gesendet, „zur Dornenkrone" taufen; doch nannte man es „Goldenkron". Auf dem Schlachtfelde selbst erbaute er, zum Gedächtnisse seines glorreichen Sieges, unter reicher Begabung die Stadt Marcheck, nicht ahnend, daß derselbe Boden, aus dem ihm der Sieg entsprossen, auch den dunklen Keim seines Falles und Todes hege.

Aber mitten im Schimmer seiner Siege, seines weithin reichenden Scepters, zehrte ein geheimer Unmuth an Ottokar's Seele. Für sein großes Reich hatte er keinen Erben; seine Ehe mit der gealterten Margaretha, die um dreiundzwanzig Jahre mehr zählte, als der in der herrlichsten Manneskraft blühende, 32jährige König, war kinderlos, und der Herrscherstamm der Przemysliden, der über sechs Jahrhunderte Böhmen beschattet, drohte mit ihm zu erlöschen. Zwar hatte ein Hoffräulein, Agnes, aus dem Geschlechte der Kuenringe, welcher des Königs feurige Leidenschaft sich zugewendet, ihm seit 1256 einen natürlichen Sohn und zwei Töchter geschenkt; doch damit war nur seinem Herzen, nicht seinem Ehrgeize, noch seinen königlichen Sorgen Genüge geworden. Wohl mochte er eine Zeitlang den Gedanken nähren, bei fortdauernder Unfruchtbarkeit seiner Ehe, dereinst seinem natürlichen Sohne Nicolaus die

Erbfolge zu sichern, und er fügte daher seinem erfreulichen Siegesberichte an den Papst Alexander IV. die Bitte bei, seine Kinder zu legitimiren. Der Papst erfüllte zwar diesen Wunsch des Königs, jedoch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß diese Legitimisirung nicht die Befähigung zur Thronfolge für Nicolaus in sich schließe, und somit war Ottokar's Hauptzweck verfehlt.

Seit dieser Zeit ging Ottokar ernstlich mit dem Entschlusse um, seine Ehe mit Margarethen zu trennen. Sie selbst, durch des Königs Kälte gekränkt, durch Jahre und Leiden mancher Art den Freuden der Welt, wie den Lockungen des Ehrgeizes entfremdet, ergab sich willig in ihr Schicksal. Ja, um des König's Wünsche zu beschleunigen, und die Hindernisse der Ehescheidung wegzuräumen, erklärte sie vor mehren Bischöfen, in früherer Zeit zu Trier das Gelübde der Keuschheit gethan, den Schleier genommen und länger als ein Jahr bei St. Marcus zu Würzburg als Nonne verbracht zu haben. Dieselbe Erklärung sendete sie später dem neuen Papste Urban IV. zu. Still und friedlich ging die Trennung vor sich, und ohne Groll, ergeben in ihr Geschick, verließ Margaretha (1261) einen Gatten, dem sie zu seiner Erhebung liebend die Hand geboten, und dem sie jetzt durch ihr Scheiden die Pforte einer noch stolzeren Zukunft öffnen sollte. Krems, das ihr als Leibgedinge zugefallen, nahm die Verlassene auf; hier erwartete sie, mit allen Ehren einer römischen Königin-Witwe bekleidet, eine Mutter und Wohlthäterin der Armen, in frommer Hingebung den Tod (28. Oct. 1267).

Es lag dem Könige daran, sich den gefährlichen ungarischen Nachbar in einen Freund und Verwandten umzuschaffen. Darum begehrte er anfänglich Bela's jüngere Tochter, Margaretha, zur Ehe, sogar ohne alle Aussteuer; aber sie hatte sich dem Himmel verlobt und schlug jedes irdische Band mit Bestimmtheit ab. Da warb Ottokar um die blühende Kunigunde, des Halitscher Titularherzogs Rostislaw Mstislawitsch Tochter, König Bela's Enkelin. Sie war damals noch so sittig und tugendhaft, als huldvoll und schön, und wurde ihm freudig zugesagt. Zu Preßburg wurde den 25. October 1261 die Vermälung gefeiert; von da führte Ottokar seine Gemalin nach Wien, wo Feste und Freuden sie erwarteten. Noch größeren Glanz bereitete er ihr zwei Monate später. Allerlei Umstände hatten bis jetzt seine Krönung in Böhmen verschoben; jetzt beschloß er, sich und seiner Gemalin die Krone in Prag feierlich auf's Haupt zu setzen. Der Markgraf von Brandenburg mit seiner Familie, die Herzoge von Schlesien und viele andere deutsche Fürsten,

die Bischöfe von Prag, Olmütz und Passau, auch jene von Ermland und Samland, endlich viele Grafen, Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne waren zu Gaste geladen. Größer, denn je, war der Zudrang des Volkes. Am 25. December 1261 wurde, wie immer, in der St. Veitskirche, durch den Erzbischof Werner von Mainz die Krönung und Salbung vollzogen, des übergroßen Menschengewühls wegen bei verschlossenen Thüren, nur im Beiseyn einiger vornehmen Gäste. Prag's Mauern waren zu eng gezogen für die Unzahl der Geladenen und der Gaffer; daher mußte man das zweitägige Krönungsmahl auf der Ebene Letne bei Prag halten. Ottokar's Reichthum und königlicher Stolz zeigten sich hier im blendendsten Lichte. Erst seit dem Tage der Krönung legte er sich den förmlichen Titel eines Königs von Böhmen bei; denn ungekrönt hatte er, obgleich von Fürsten und Volk stets als König begrüßt, sich selbst doch nie anders, als einen „Erben und Herrn des Königreiches Böhmen" genannt. Papst Urban IV. genehmigte, auf Ottokar's Ansuchen, sowohl die Trennung der vorigen, als die Schließung der zweiten Ehe. Der römische König Richard aber, zu dessen besonderen Anhängern Ottokar sich zählte, belehnte ihn durch eine zu Aachen ausgestellte Urkunde vom 9. August 1262, sowohl mit seinen Erblanden Böhmen und Mähren, als mit den, dem Kaiser und Reiche heimgefallenen, beiden Fürstenthümern Oesterreich und Steyer sammt allen Zubehören. So glaubte Ottokar seine Rechte auf Oesterreich und Steyer auch der Form nach gesichert. Nur war jene Belehnungsurkunde durch keinen Willebrief und keine Zeugenschaft der Kurfürsten bestätigt, und dieser Umstand schloß, bei dem steten Schwanken der deutschen Reichsverhältnisse, den Keim späterer Streite in sich. Der babenbergischen Gertrud vergönnte er den Besitz der ihr zuerkannten Güter in der Steyermark, und ihren Sohn Friedrich, den er früher oft an seinem Hofe gesehen, bestrafte er für seine Anmaßung des Titels eines Herzogs von Oesterreich und Steyer, und für Beleidigungen der königlichen Person, bloß dadurch, daß er ihn des Landes verwies.

Noch größeren Glanz, als Prag bei des Königs Krönung, sah drei Jahre später Wien, als Ottokar seine Nichte, die brandenburgische Kunigunde, mit Bela's gleichnamigem Sohne vermälte. Brieflich lud er die Fürsten und Ritter Schlesien's, Polen's, Sachsen's, Meissen's und Thüringens zu diesen Festlichkeiten ein, die ganz Europa's Augen blendeten; auch der Adel seiner eigenen Lande wurde entboten, die feierliche Belehnung seiner Vasallen damit

verbunden. Tief im Wasser gingen die Donauschiffe unter ihrer Last von Lebensmitteln aller Art; fünf thurmhohe Futterhaufen wurden aufgeschobert, und troß des ungeheuren Bedarfes war doch vierfacher Ueberfluß vorhanden. Ueber den Strom wurde eine Brücke geschlagen, die Raum für zehn Reiter neben einander bot. Reiche Stoffe, Luxuswaaren, Kostbarkeiten und Geschmeide aller Art waren aufgespeichert in Wien, wo das Abend- und Morgenland ihre Schätze auszutauschen begannen. In fremdartigen Trachten, scharlachroth gekleidet, mit grauem und buntem Pelzwerk verbrämt, die Mützen mit Pfauenfedern und Silberbehänge geschmückt, die langen Bärte mit Perlen und Juwelen durchflochten, ritten die Ungarn ein, voran ihr König Bela mit Gemalin und Söhnen, dann die Könige Daniel von Rußland und Stephan Uros von Serbien mit seinen Söhnen, die Herzoge von Kroatien, Bosnien, Siebenbürgen und andere Fürsten und Edle. Die Mauern Wien's vermochten nicht die Zahl der Gäste mit ihrem unabsehbarem Gefolge aufzunehmen. Man tafelte im Freien unter großen Zelten, welche die Auen bei Wien und die Ufer der Donau zu einer bunten, beweglichen Stadt gestalteten. Das größte dieser Gezelte, münsterartig geformt, diente als Kapelle zur Abhaltung des Hochamtes; in demselben wurde das Brautpaar eingesegnet und die hohe Braut gekrönt; auch ertheilte daselbst der König Ottokar vier Markgrafen, einem polnischen Herzoge, vielen Grafen und Edlen den Ritterschlag. Während die Gäste tafelten, turnierte Oesterreich's Ritterschaft. Jeder der Kämpen, die dem Bohurd beiwohnten, erhielt einen mit Zindel überzogenen Hut mit rother und weißer Farbe (5. October 1264). Wenig einfacher wurde nach einigen Monden (2. Februar 1265) die Taufe der erstgeborenen Tochter Ottokar's zu Prag gefeiert. Die Welt meinte an Glanz und Reichthum noch nichts Aehnliches gesehen zu haben, und der Ruf von des Böhmenkönigs Macht und Herrlichkeit lief von Land zu Land bis über die Marken des Welttheils.

Bewunderung und Furcht hielt die Eifersucht der Nachbarländer gefesselt; ergebene Freunde besaß Ottokar in seinen Vettern, den Herzogen von Schlesien, in den, ihm verwandten, ascanischen Markgrafen von Brandenburg, deren Treue er bei seinem Regierungsbeginne sich durch Abtretung der Oberlausitz versichert, und in seinem Schwager, dem Markgrafen Heinrich zu Meissen, der, wie er durch sein gleichzeitiges berühmtes Turnier zu Nordhausen bewiesen, an Ritterlichkeit und Prachtliebe, doch nicht an Macht und Reichthum, mit Ottokar wetteiferte. Nur mit Baiern blieben die Verhältnisse

zweideutig und schwankend, obgleich die Verwandtschaft der Häuser eng', und nach dem Siege an der March eine augenblickliche Versöhnung eingetreten war. Die salzburgischen Wirren führten zu neuem Streite. Es war Ottokar gelungen, den von dort vertriebenen Erzbischof, Philipp von Kärnten, mit dem Domcapitel auszusöhnen und dessen Wiedereinsetzung zu bewirken. Doch Papst Urban IV. war dagegen; er empfahl dem Böhmenkönige vielmehr dringend den verdrängten Erzbischof Ulrich, und übertrug ihm zugleich (1262) die Schutzvogtei des Erzbisthums Salzburg und des Bisthums Passau mit uneingeschränkter Vollmacht. Hierauf bequemten sich zwar die Herzoge Baiern's, allen Lehen in Oesterreich, welche sie seit Friedrich's des Streitbaren Tode von dem Stifte Passau erhalten und besessen hatten, zu entsagen; gleichwohl nahmen sie es gar übel auf, als Ottokar seine Schutzherrlichkeit auch auf jene Güter auszudehnen begann, welche das Erzstift in Baiern sein nannte. Ulrich's freiwillige Entsagung besserte Nichts, und die Spannung gedièh zum Aeußersten, als 1265, wahrscheinlich im Sinne Ottokar's, dessen bisheriger oberster Kanzler, der niederschlesische Herzog Wladislaw, vom Papste zum Erzbischof von Salzburg, zugleich auch dessen früherer Haushofmeister, Peter, zum Bischof von Passau ernannt wurde.

Herzog Heinrich von Baiern eröffnete die Feindseligkeiten, indem er mit seinen Truppen unerwartet in die Gebiete beider Stifter einfiel, Raub und Verwüstung mit sich bringend. Die Bischöfe, der feindlichen Macht nicht gewachsen, riefen Ottokar zu Hilfe. Er sendete mehre seiner Mannen mit Truppen aus Mähren, welche sowohl die durch den Friedensschluß zu Kamb (1257) abgetretenen Gebietstheile, als auch das, seit dreihundert Jahren der böhmischen Landesherrlichkeit entnommene Eger besetzten. Drohender noch erneuerte sich die Fehde im folgenden Jahre (1266). Ottokar schob seine Truppen aus Böhmen und Mähren gegen die baierischen Gränzen vor, während der Olmützer Bischof Bruno mit einem anderen Heere in das salzburgische Gebiet einfiel, und mit verwüstender Hand Hall, die einzige dort von den Baiern noch besetzte Stadt, wegnahm. Hierauf drang im Erntemonat Ottokar selbst, an der Spitze des Hauptheeres, aus Oesterreichern, Böhmen, Mährern, Steyerern, Kärntnern, Schlesiern und anderen Völkern zusammengesetzt, in Baiern ein. Herzog Heinrich hatte, um den Feind durch Mangel aufzuhalten, sein eigenes Land weithin verwüsten lassen; aber Ottokar ließ die nöthigen Vorräthe auf zahllosen Wagen nachführen. Er zog über Passau

und Kam, ließ nachverheeren, was bisher verschont geblieben, nahm im ersten Anlaufe Deggendorf, legte das befestigte Rittenau, das Widerstand leistete, in Asche, bezwang Regenstauf und andere Plätze, und unterwarf sich die ganze Strecke Landes bis nach Regensburg hin. Da aber der, obschon bewilligte Durchzug durch diese, von entschlossenen Bürgern bewohnte Reichsstadt bedenklich war, und die Zufuhren stockten, kehrte er plötzlich mit seinem Heere über Eger nach Böhmen zurück. In die von ihm verlassenen Stellungen rückte nun der Herzog Heinrich ein, nahm mehre Plätze weg, und würde durch Verrath und nächtlichen Ueberfall sich beinahe auch der Stadt Passau bemächtigt haben, wenn nicht die Bürger selbst seine unzeitig plündernden Truppen zurückgejagt hätten. Ottokar eilte, die Gränzen Oesterreich's gegen Baiern zu decken, und überrumpelte Ried. Die einbrechende Kälte trieb ihn in die Winterquartiere zurück.

Der beiderseitige Schaden stimmte zur Nachgiebigkeit. Man schloß Waffenstillstand (1267); doch war damit weder der alte Groll, noch der Grund zu weiterem Zwiste beseitigt. Baiern strebte alles Ernstes, den jungen Conradin, den letzten Sprößling des hohenstaufen'schen Stammes, auf den deutschen Thron zu setzen. Ottokar widersetzte sich diesem Plane, nicht nur weil König Richard seine Treue besaß, sondern auch weil Conradin's Busenfreund und Bundesgenosse, Friedrich von Baden, Gertruden's Sohn, sich fortwährend den Titel eines Herzogs von Oesterreich und Steyer anmaßte. Die Päpste, stete Gegner der hohenstaufen'schen Macht, waren hierin ganz mit Ottokar einverstanden, und schenkten ihm vorzugsweise ihr Vertrauen. Sie legten ihm sowohl den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen und Lithauer, welche durch ergrimmtes Andrängen den deutschen Rittern täglich größere Gefahr drohten, als auch die Zerwürfnisse des Reiches in Deutschland und Italien, nahe an's Herz.

Schon 1264 hatte Ottokar das Kreuz genommen; jedoch die feindselige Stellung gegen Baiern ließ ihn erst in der letzten Zeit des Jahres 1267 zu Rüstungen wider die Heiden kommen. Die von den Päpsten Urban IV. und Clemens IV. ihm gegebenen Vollmachten würden ihn, im Falle eines siegreichen Feldzuges, vollständig zur Gründung eines unabhängigen Königreiches in Lithauen berechtigt haben. Viele österreichische, böhmische und mährische Herren, unterwegs auch der Markgraf Otto von Brandenburg, stießen zu seinem Zuge. Aber der Winter war zu ihrem Verdrusse so gelind,

daß keiner der Seen und Moräste, die das Preußenland verbollwerkten, zugefroren war. Die Kreuzritter mußten unverrichteter Sache wieder heimziehen. Ottokar's Unmuth steigerte sich durch des Papstes Weigerung, seine Länder von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbischofes von Mainz zu befreien und in Olmütz eine eigene Metropolie für sie zu gründen.

Aber reicher Ersatz erwuchs dem Könige auf einer anderen Seite. Der Herzog Ulrich von Kärnten war alt und kinderlos; er fürchtete nach seinem Tode Streit und Hader um sein Erbe. Dem vorzubeugen, besiegelte er (4. December 1268) zu Podiebrad eine Urkunde, die, im Falle seines kinderlosen Hintritts, den König Ottokar, als seinen Verwandten, Freund und Bundesgenossen, zum Erben seiner Länder, Lehen und anderen Güter einsetzte. Des Herzogs Bruder, der unruhige Philipp, den die Hoffnung auf die Erbfolge in Kärnten so lange abgehalten hatte, die höheren Weihen zu nehmen, würde sich wohl gleich Anfangs nicht so gutwillig in dieses Testament gefügt haben; aber man fröhnte seinem Ehrgeize durch die Aussicht, ihn zu der hohen geistlichen Stelle eines Patriarchen von Aquileja zu befördern, und so gab sich der streitsüchtige Mann vorläufig zufrieden. Als nun am 27. October 1269 der Herzog Ulrich aus der Welt schied, ließ Ottokar dessen Länder durch den Probst Konrad von Brünn in Besitz nehmen. Ohne Widerrede stellten die Kärntner die wichtigsten Plätze zu seiner Verfügung.

Dieses abermalige herrliche Erbe setzte Ottokar's Glück und Größe die Krone auf. Von den, nordischen Frost schauernden Zinken des Riesengebirges bis zu dem südlichen Himmel Adria's galt sein Befehl. „König von Böhmen, Herzog von Oesterreich, Steyermark und Kärnten, Markgraf von Mähren, Herr von Krain, der windischen Mark und Eger," lautete sein Titel; den von Portenau (Pordenone) setzte er in der Folge auch noch bei. Freiwillig hatten sich unter den Schutz des Mächtigen begeben nicht nur mehre Herzoge Schlesiens und Polens, sondern auch die Städte Verona, Treviso, Feltre und andere in Oberitalien und Friaul. Der stete Zwiespalt im deutschen Reiche unter machtlosen Königen, der Parteigeist in Italien, die Wirren in den meisten Nachbarländern, führten alle Hauptfragen auf die ruhige Größe Ottokar's zurück, und machten seinen Ausschlag entscheidend für den größten Theil Europa's. Wie einst der Hof des fränkischen Karl, so sah der seinige Gesandtschaften von Stämmen, die sich bisher allen Völkerbeziehungen fern gehalten hatten. Selbst die trotzigen Khane der Mongolen schickten Abgeordnete

an ihn. An Pracht und Hoheit aber that es dem Böhmenkönige kein Monarch der Erde gleich; Fremde kamen nur, um anzustaunen, nicht um nachzuahmen; denn solches schien unmöglich.

Neuer Bruch drohte den friedlichen Verhältnissen zu Ungarn. Dort hatte König Bela IV. (7. Mai 1270) seine unruhige Laufbahn beschlossen. Seine Tochter Anna von Massowien und Halitsch hatte dem Sterbenden Kostbarkeiten und Kleinodien abgeschmeichelt, und sie ihrem Schwiegersohne Ottokar in sichere Verwahrung übergeben. Bela's Nachfolger, der neue König Stephan, forderte mit Entschiedenheit die entführten Schätze zurück. Schon rüsteten beide Theile, und beide Ufer der Leitha wimmelten von bewaffneten Kriegern. Da schlugen sich, noch ehe ein Schwertstreich gefallen, die ungarischen Reichsbeamten in's Mittel; auf einer Insel bei Preßburg wurde unterhandelt. Der goldreiche Ottokar versprach in seinem Stolze, die zurückgeforderten Schätze durch vierfachen Werth aufzuwiegen, und man schloß Frieden auf zwei Jahre.

Nicht so leicht war es mit dem neuen Patriarchen Aquileja's, Philipp von Kärnten, abgethan. Mißhelligkeiten mit seinen Domherren nöthigten ihn, seiner geistlichen Würde zu entsagen, und sich wieder auf weltliche Ansprüche zu verlegen. Er warb sich mächtigen Anhang unter dem Adel Kärnten's und Krain's, Laibach erklärte sich für ihn, sogar den Probst Konrad von Brünn, Ottokar's Landesverweser in Kärnten, brachte er auf seine Seite. Auch hatte die Mehrzahl der friaulischen Stände ihn zu ihrem Feldherrn erwählt, und so gehorchte ihm dieses ganze Land. Nur das Domcapitel zu Cividad d'Austria weigerte ihm die Unterwerfung, und trat mit Ottokar in enges Bündniß. Philipp gab die Losung zum Kampfe (Juni 1270). An der Spitze seines Heeres überfiel er seine Gegner, verwüstete ihre Güter, nahm Cividad d'Austria durch Verrath, plünderte die Stadt, trieb die Bürger hinaus, oder warf sie in Fesseln. Ottokar eilte auf diese Nachricht nach Wien, seine österreichischen und steyerischen Vasallen um sich sammelnd. Ulrich von Liechtenstein zog in Eilmärschen mit dem steyerischen Kriegsvolke auf Laibach voraus; Ottokar folgte ihm mit dem Hauptheere. Viele Plätze mußten die Thore öffnen; Laibach wurde am dritten Tage mit Sturm genommen. Die übrigen Landstädte und das ganze Herzogthum sammt der windischen Mark unterwarfen sich dem Könige. Er bestellte den Schänken von Hausbach zum Landeshauptmann in Krain, und sendete den Liechtensteiner der durch Philipp hart bedrückten

Stadt Cividad d'Austria zu Hilfe. Philipp's Besatzung zog ab, und die getreue Stadt war befreit. Um schnelle Entscheidung herbeizuführen, wendete sich Ottokar mit seinem Heere aus Krain gegen Kärnten. Doch die dortigen Stände schickten ihm Abgeordnete entgegen, flehend, dem Lande die Kriegsdrangsale zu ersparen. Vier Schiedsrichter sollten die Bedingungen des Friedens entwerfen. Philipp mußte auf alle Ansprüche an Kärnten und Krain neuerdings verzichten, Abbitte leisten, und sich, gegen Zusicherung des nöthigen Unterhaltes, friedlich nach Krems zurückziehen, wo er den Augen des Königs immer nahe war. Jetzt machte Ottokar auch seine Herrschaft über Portenau geltend, das mit Steyermark zugleich (1186) an Oesterreich gekommen, in jenen unruhigen und verwirrungsvollen Tagen aber, die dem Tode des streitbaren Friedrich gefolgt, dem Patriarchen von Aquileja, unter dem Vorwande fristweiser Verleihung, hatte gehorchen müssen. Seinen bisherigen Titeln fügte Ottokar nun auch den eines Herrn von Portenau bei.

Des Königs Heer war, aus Kärnten, wie aus Friaul, bereits wieder auf dem Rückmarsche nach Oesterreich, als ihm Botschaft von drohenden Bewegungen des Ungarnkönigs zukam. Obschon der Preßburger Friedensvertrag erst einige Wochen alt war, so vermochte doch König Stephan seinem Zorne ob des abermaligen Länderzuwachses, der seinem Nebenbuhler geworden, nicht zu gebieten. Friedensbrüchig fiel er mit 50,000 Ungarn und Kumanen in das von Truppen entblößte Oesterreich ein, und vernehmend, daß Ottokar's Heer in kleine Häuflein zertheilt, der König selbst aber mit geringer Bedeckung auf der Rückkehr begriffen sey, legte er am Semmering und in den Engpässen von Schottwien einen Hinterhalt, um den König mit Arglist zu fangen. Doch Ottokar, durch Späher gewarnt, nahm, trotz des tiefen Winters und mitten durch Schnee und Eis, den Umweg über die steilen Wildalpen und Traisenberge, und gelangte, nach beispiellosen Beschwerden, nach Oesterreich, setzte über die Donau, rief in Mauerberg seine Mannen zur Rache auf gegen den friedensbrüchigen Feind, und eilte nach Böhmen, um zum Vergeltungskriege zu rüsten. Da Stephan seinen Anschlag vereitelt sah, wüthete er gegen das wehrlose Volk, ließ durch seine kumanischen Horden das flache Land bis in's Gebirge hinein verwüsten, an 20,000 Männer, Frauen und Kinder zusammentreiben und nach Ungarn schleppen. Die österreichischen Edlen waffneten sich, sie wollten über den gefrornen Neusiedlersee in Ungarn eindringen, Raub durch Raub zu entgelten. Da brach unter den Geharnischten die trügerische

Eisdecke des Sees; vierzig Edle, 300 streitbare Männer versanken. Der kühne Anschlag scheiterte. Der römischen Curie, wie den Fürsten Europa's, klagte Ottokar laut die Wortbrüchigkeit Stephan's. Er schickte Gesandte an den Gegner, um Entschädigung zu fordern. Als das vergeblich war, begann Ottokar den Krieg. Auf hundert Wagen lud er eine hölzerne Brücke, um schnell die Flüsse zu überschreiten. Im Frühlingsmonate (1271) stellten sich, unter ihren Landeshauptleuten, die Steyerer, Kärntner und Krainer auf dem Sammelplatze zu Neustadt ein; die Oesterreicher, Böhmen und Mährer folgten; Brandenburg, Braunschweig, Breslau, Meissen und Thüringen sendeten Hilfsvölker. So stieg Ottokar's Heer über 100,000 Mann; mit ihm überschritt Ottokar (13. April) die March. Die ungarischen Gränzwachen entflohen; die festen Plätze Stampfen und Theben ergaben sich. Die Stadt und Burg Preßburg wurde mit Sturm genommen; reiche Beute gemacht; doch ließ Ottokor die wehrlosen Einwohner frei und ungekränkt. Die benachbarten Plätze St. Georgen, Pösing, Bibersburg und Tyrnau fielen kurz nach einander in des Königs Hand, so der ganze Strich Landes am linken Donauufer, an der March und an der Waag. Der alte Bischofsitz Neutra unterwarf sich. Dann drang Ottokar, seine fliegende Brücke schlagend, über die Donau in das diesseitige Ungarn, drängte die dort aufgestellten Feinde zurück, zwang Scherflenburg, Warta und Altenburg, und legte Wieselburg in Trümmer. Stephan hatte in dieser äußersten Gefahr die ganze Macht Ungarns gesammelt und führte sie an die Rabnitz; am andern Ufer dieses Stromes lagerte Ottokar. Mehrmals suchten die Ungarn den Fluß zu überschreiten, aber immer wurden sie mit Verlust auf ihre jenseitige Stellung zurückgeworfen. Endlich zog Ottokar, des nutzlosen Kampfes müde, mit einem Theile des Heeres ab, und legte sich vor Oedenburg. An vierzehn Stellen zugleich setzte er mit Sturmleitern und Kriegsmaschinen der geängstigten Stadt zu; doch erst nach langwieriger Belagerung öffnete sie ihm die Thore. Eine Besatzung zurücklassend, führte er sein Heer nach Raab. Doch seinem ungeduldigen Sinne währte dieser Krieg, der nur der Wiedervergeltung, nicht dem Zwecke der Eroberung galt, also zu keinem Ziele führen konnte, schon zu lange; an Lebensmitteln begann es in dem verwüsteten Lande auch zu mangeln. Er verließ um die Pfingstzeit den feindlichen Boden und ließ, zu frühe, sein Heer aus einander gehen, meinend, der Feind sey hinlänglich bestraft und geschreckt. Doch der König Stephan

hatte, racheglühend, nur auf den Abzug des Ottokar'schen Heeres gewartet, um hinter ihm mit 30,000 Kumanen in das Marchfeld und in Mähren einzubrechen, durch schreckliche Verheerungen überbietend, was sein eigenes Land gelitten. Schon wendete sich Ottokar zum Widerstande und erneuten Angriffe, und alle Gräuel des Vertilgungskrieges drohten sich zu wiederholen — da erbarmten sich die Kirchenfürsten, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Bamberg, des namenlosen Elends der Länder und Einwohner. Sie vermittelten durch ihr eifriges Bemühen zu Prag den Frieden (14. Juli 1271). Die Gränzen beider Staaten blieben dieselben; König Bela entsagte nochmals allen vermeintlichen Ansprüchen auf Steyermark, Kärnten, Krain und die windische Mark, desgleichen auf die von der Königin Anna entführten Kleinodien. — Man hatte sich gegenseitig gewürgt und geschädigt, um auf den alten Punkt zurückzukommen; kein Theil hatte Etwas gewonnen, beide schwer verloren. Eine Seuche, die unmittelbar darauf in Oesterreich wie in Ungarn wüthete, hielt grausame Nachlese in den verwüsteten und entvölkerten Ländern.

König Stephan überlebte diesen Frieden nur um ein Jahr. Den Entführer seines Sohnes, den ungarischen Prinzenräuber Joachim Pectari, verfolgend, verfiel er durch Vaterangst und Erschöpfung dem Tode (1. August 1272). Ihm folgte, unter mütterlicher Vormundschaft, der eilfjährige Ladislaw. Unter solchem Regimente griffen Parteiungen und Intriguen am ungarischen Hofe Platz. Den Grafen Egidius von Preßburg, des verstorbenen Königs Liebling, stürzte die neue herrschende Partei. Zu Ottokar fliehend und von ihm wohl aufgenommen, überlieferte er demselben Preßburg. Die Gunst, die der König ihm dafür erwies, erbitterte den schon früher zu Ottokar übergegangenen Grafen Heinrich von Güns, er fiel von Ottokar ab, und brachte durch List Preßburg und andere Schlösser wieder in die Hände der Ungarn. Bald darauf gerieth er mit dem Prinzen Bela, dem Schwager Ottokar's, in Streit, stach ihn nieder und hieb in toller Wuth noch den Leichnam seines Opfers in Stücke. Der erzürnte Ottokar bestand auf Auslieferung des Mörders seines Verwandten; man machte Umstände. Vergebens mahnte der Papst zum Frieden. Ottokar, noch von früher her gereizt, erklärte den Krieg an Ungarn. Die Ungarn beschlossen dem Angriffe zuvorzukommen. Mit beginnendem Februar (1273) ergossen sich ihre Schaaren, sengend und verheerend, über Oesterreich,

Steyer und Mähren. Zweimal in einem Monate drangen sie zwischen dem Gebirge und dem Drauflusse in Kärnten ein, raubten und verwüsteten, hieben die unglücklichen Landleute nieder und trieben ihrer zwanzigtausend in die Sclaverei. Die österreichischen Ministerialen sammelten sich, etwa tausend Mann stark, unter Einem Banner, gingen geradewegs auf Raab los, bezwangen, trotz hartnäckigen Widerstandes, die Stadt, und machten den Bischof von Fünfkirchen, der den Platz vertheidigte, sammt der Besatzung zu Kriegsgefangenen. Diesem Beispiele folgten die mährischen Edlen. Die vereinigte Schaar zog nach Oberungarn, nahm St. Georgen und stürmte Neutra, wo der Bischof und die Domherren sich durch die Flucht retten mußten. Die Einwohner hatten sich in einer Kirche verbollwerkt; aber die Belagerer hieben die Thüren auf, und die heilige Stätte trank das Blut von zweihundert Erwürgten. Die Stadt wurde angezündet; beutereich, rachegesättigt zogen die Sieger heim. Den blutigen Vorspielen folgte der Krieg im Großen. Doch erst im Juli konnte Ottokar zu Laa seine Schaaren aus Oesterreich, Böhmen, Mähren, Steyer, Kärnten, Krain und der Lausitz sammeln. Die Ungarn, immer schneller gerüstet und beweglicher, als ihre Gegner, gewannen diesen wiederum den ersten Vorsprung ab. Noch war Ottokar's Armee nicht vollständig, als der grimme Heinrich von Güns schon mit 30,000 ungarischen Reitern über die March in Oesterreich eindrang. Ulrich von Dürnholz warf sich ihm mit den österreichischen Vortruppen entgegen; im Handgemenge starb er den Tod des Helden. Durch zwei Tage hielt der Günser des Königs noch nicht geordnetes Heer an der Thaya in Unruhe; dann breitete er sich mordend und verwüstend in der ganzen Gegend aus, brannte alle Dörfer und Plätze nieder, die sein eiserner Arm erreichte, hoffend, sich dadurch den Rückweg offen zu erhalten. Durch geschickte Märsche wich er der Uebermacht Ottokar's aus, der, nachdem seine Streitkräfte beisammen, mit 60,000 Mann den Ungarn nachrückte und am Waagflusse Lager schlug. Der Ungarn flüchtige Schaaren hielten, zu seinem Verdrusse, nirgend Stand, er mußte sich des Krieges im offenen Felde entschlagen und zur Belagerung der festen Plätze schreiten. Die Sturmmaschinen und Mauerbrecher langten aus Wien an. Preßburg und St. Georgen wurden schnell gewonnen. Den entflohenen Einwohnern ließ er Sicherheit und Schutz verkündigen, wenn sie zu ihren Arbeiten und ihrem Bodenbau zurückkehren würden. Zum vierten Male setzte er auf

seiner tragbaren Holzbrücke über die Donau; alle Plätze auf dieser Seite zwischen der Leitha und dem Raabflusse mußten sich unterwerfen; Raab selbst, vor weniger Monaten erst in österreichische Gewalt gekommen, stand ihm ohnedies offen. Hier umgürtete er, zum Lohne und zur Ermunterung, seinen natürlichen Sohn Nicolaus und fünfzig Edelleute mit dem Ritterschwerte. Gegründete Vorsicht verbot ihm, tiefer in des Feindes Land sich zu wagen; gegen den Neusiedlersee wendete er seinen Zug. Beinahe hätte der Graf von Güns durch Durchstechung der Dämme bei Velbach den König und dessen Mannen in's Verderben gebracht; doch entging man der Gefahr noch zu rechter Zeit. Die ganze Gegend unterwarf sich ohne Schwertstreich dem Böhmenkönige; nur Oedenburg leistete Widerstand. Aber Ottokar's Sturmgeschütz malmte, an vierzehn Punkten, an den Mauern der Stadt, da ergab sie sich, huldigte dem Sieger und stellte Geiseln für ihre Treue. Um die Kraft des Feindes auf lange zu lähmen, ließ er die ungarischen Festungen längs der österreichischen Gränze schleifen. So der Ruhe versichert, zog er heim nach Prag; seinem Abzuge folgte baldiger Friedensschluß.

Im deutschen Reiche sah es trübe aus. Die zwiespältige Königswahl des britischen Richard und des kastilischen Alfons, von denen dieser nie, jener nur selten in Deutschland zu sehen war, ließ dieses Reich der That nach ohne Oberhaupt. Gern hätte man, mit Aufgebung Beider, einen dritten deutschen König gewählt, doch dem widersetzten sich der römische Stuhl und Ottokar, dieser aus Anhänglichkeit an Richard. Einige Reichsstände, obenan der Kurfürst Engelbert von Köln, benutzten im August 1271 die Erledigung des päpstlichen Stuhles, um, wie schon früher geschehen, dem Könige Ottokar selbst die deutsche Krone anzubieten. Aber Ottokar's Gesinnungen für Richard verboten ihm, sie anzunehmen. Diese Rücksicht fiel zwar bald darauf (2. April 1272) durch König Richard's Tod hinweg; aber an ihre Stelle traten Hindernisse anderer Art, vor allen Ottokar's gespannte Verhältnisse mit mehren einflußreichen Reichsständen, hauptsächlich mit dem baierischen Pfalzgrafen Ludwig, dessen Feindschaft er in den Kauf nehmen mußte, als er 1273 sich mit dessen Bruder, dem Herzoge Heinrich von Baiern, freundschaftlich verglich, ihm seine Ansprüche auf die Grafschaften Bogen und Deckendorf, auf die Burgen Schärding, Floß und Parkstein abtrat, und dafür dessen Entsagung auf Eger, Schüttenhofen,

Gräfenstein, Ehrensbrunn und die Burg Ried sammt ihren Zubehören in Oesterreich empfing. Wohl fühlten die deutschen Fürsten, daß, nachdem die alte Herrlichkeit des römischen Thrones einem leeren Schatten gewichen, und in der Person des Oberhauptes das Reich selbst seine Macht und Würde verloren, ein König gewählt werden müsse, der, wenn nicht durch Hausmacht und Länderbesitz, doch stark seyn müsse durch innere Kraft, der durch redlichen Sinn die Argwöhnischen bekehre, durch Standhaftigkeit die Trotzigen beuge, durch Gerechtigkeit und Liebe den Segen zurückführe über das, in Zwiespalt und Gesetzlosigkeit verschmachtende, deutsche Land. Und die Vorsehung leitete ihre Wahl, als am 29. September 1273, am Tage St. Michaels, zu Frankfurt am Main die Stimme der Kurfürsten Herrn Rudolf Grafen von Habsburg und Kyburg, Landgrafen im Elsaß, auf den römischen Königsthron rief.

Die Zeit ist vorüber, wo die Genealogie, mit nie vergebens angesprochener Dienstfertigkeit, der Eitelkeit einer-, der Lohngier andererseits bereitwillig ihre bunten Fabeln zutrug, lückenhafte Stammbäume durch Mährchen zu ergänzen, sie in den Nebel der Urzeit einzuwurzeln strebte, wo die Heroen der Mythe unter allen verwandtschaftlichen Ehren in den Ahnensaal hoher Geschlechter eingeführt wurden. Die historische Geisterstunde hat in unseren kritischen Tagen ausgeschlagen; jene bleichen genealogischen Schemen ziehen sich zurück, und ihnen mögen immerhin die Trojaner und Perleonen, mögen Scipio, Hektor und Cham folgen, welche Birken's „Ehrenspiegel" unter die Ahnen des Hauses Oesterreich stellt. Näher und doch in ehrwürdiger Ferne der Zeit fließt der Quell, welcher den majestätischen Strom entsendet.

Das österreichische Kaiserhaus hat, wie keine andere Dynastie, eine eigene Vorgeschichte, welche noch von Niemand im Zusammenhange dargestellt wurde, und es geht der Geschichte der Rudolfinischen Kaiserdynastie eine, aus Legenden, Sagen und wirklicher Geschichte sich bildende, so anziehende, als eigenthümliche Stammgeschichte voraus, welche in den Zeiten der letzten Merovingischen Könige wurzelt, und als deren Schauplatz das ehemalige Alemanien (Ostfranken und Elsaß), Lothringen (nämlich das obere an der Mosel) und Kleinburgund (burgundisch Helvetien) erscheint. Lange vor den Karolingern begegnet uns nämlich im Elsaß ein herzogliches

Geschlecht — man könnte den Namen Alsaciden dafür vorschlagen — welches mit den Königen von Burgund verschwägert war, und nachher auch zur herzoglichen Würde in Oberlothringen gelangte, während zugleich die Grafen von Aargau (nachher Habsburger genannt) aus demselben hervorgingen *). Merkwürdig endlich ist, daß die Habsburger schon vor dem

---

*) Die gemeinschaftliche Abkunft der Habsburger und Lothringer gründet sich auf das Zeugniß der **Acta Murensia** — dieses Buches Genesis für die österreichische Stammkunde — d. i. auf die Jahrbücher des von den Habsburgern gestifteten Klosters Muri, geschrieben im Jahre 1242, welche die Ahnenreihe ihrer Klosterwohlthäterin, Ida von Habsburg, bei Herzog Theodorich von Lothringen beginnen. Dieses wäre aber nur eine Verwandtschaft von weiblicher Seite her. Die männliche entdeckte im Jahre 1649 — also lange bevor man an eine Wiedervereinigung der Häuser Habsburg und Lothringen dachte — Vignier, indem er bis zu dem jüngeren Sohne Eticho's, Eticho dem II., Stammvater der Lothringer, vorgedrungen ist, während des Letztgenannten Bruder Adalbert den Habsburgern zukam. Eine solche Ermittelung im 7. Jahrhunderte aber wäre unmöglich gewesen, wenn hier nicht alte Legenden die Stelle von Urkunden, wenigstens zum Theil, zu ersetzen dienten (wie z. B. jene der heil. Odilia, des heil. Adelbald u. A.). Drei gründliche Forscher setzten endlich ihre Lebensaufgabe darein, obige Abstammung urkundlich zu erweisen, nachdem man früherhin, wie schon bemerkt, die Ahnen des Kaiserhauses unter den Perleonen, Trojanern rc. aufgesucht hatte. Calmet, Abt zu Senones, edirte im Jahre 1728 seine „**Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine,**" zur Verherrlichung des Lothringischen (d. i. des nieder- oder französisch-lothringischen) Hauses. Diesem Letzteren wendete er die Ehre der etichonischen Abstammung am liebsten zu, ließ sie aber auch für Oesterreich gelten. Folgende Stellen sind aus einer Zeit charakteristisch, wo Vignier's System zwar schon bekannt, aber die Heirat zwischen der Habsburgischen Maria Theresia und dem Lothringischen Franz Stephan kaum geahnet worden war. Calmet gibt die gemeinschaftliche Abkunft der Habsburger und Lothringer als erwiesen zu, meint aber, daß die Lothringer vor jenen den Vorzug der Erstgeburt (**la prérogative de l'ainesse, préface p. XII.**) besäßen (!). Ferner bestreitet Calmet die Herleitung seiner und der österreichischen Dynastie von den Königen von Jerusalem. Es ist richtig, daß erst Jolantha von Anjou im Jahre 1480 den Titel eines Königs von Jerusalem an das (Ober-) Lothringische Haus brachte; allein das Nieder-Lothringische, das ihn seit 1099 besaß, stammt von den, den Etichonen ohnehin verwandten Karolingern, und verschwägerte sich 1018 bereits mit dem Oberlothringischen (österreichischen) Hause; daher gehört Gottfried von Bouillon, Jerusalem's erster König, ganz unfehlbar in die Ahnenreihe des Kaiserhauses. Herrgott, Abt zu St. Blasien, edirte 1737 seine „**Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae,**" und ist, indem er noch mehr beweisende Urkunden fand, als Calmet, als der Vater des herrschenden Etichonischen Systems anzusehen, und wenn auch theilweise im Einzelnen, so möchten die für seine Ansicht aufgestellten Gründe in ihrer Zusammenwirkung doch schwer zu entkräften seyn. Schöpflin, Senator zu Straßburg, edirte seine „**Alsatia illustrata**" 1751 und

Jahre 1030, die Lothringer vor 1148 mit dem Hause Babenberg in Verwandtschaft gekommen sind. So treffen wir sämmtliche Ahnen Oesterreich's auf einem mäßigen Länderraume, zwischen dem Main, der Mosel und der Aar, schon im frühesten Mittelalter beisammen. Wenn man nur bis auf den historisch beglaubigten Ahnherrn Eticho, der um das Jahr 690 gestorben, zurückgeht, so blüht der österreichische Regentenstamm bereits über 1150 Jahre, und noch gegen ein Jahrhundert weiter hinaus reicht eine, im Dämmerlichte der Vorgeschichte und Legende schwebende Ahnenreihe.

Aus Eticho's mächtigem Stamme entsprossen die beiden hohen Zweige der Habsburger und der Lothringer. Aus einander strebend mit ihren Aesten und Blüten, blieben sie über ein Jahrtausend getrennt*), und doch hielt eine Wahlverwandtschaft der Geschicke, wie an geheimen Fäden, den verbindenden Ursprung fest, bis sie zuletzt ihre Kronen wieder in einander schlangen und seitdem fortsproßten als ein engverwachsener, einziger und untheilbarer Stamm, und Habsburg und Lothringen in dem Namen Oesterreich auf immer verschmolzen.

Betreten wir nun den Boden, auf welchem die Gestalten der ersten Etichonen uns in unsicheren Umrissen entgegendämmern. Nachdem (453)

---

schöpfte die Archive so zu sagen völlig aus. Durch ihn ist in die Reihe der Etichonen am meisten Licht gekommen. Ihm verdanken wir auch die Abbildung der ältesten Sculptur, welche den Herzog Eticho und die heil. Odilia darstellt. Auf Grundlage dieser drei Hauptwerke gestaltet sich der hier mitgetheilte Stammbaum, welchem auch noch die Untersuchungen Leichtlen's (die Zähringer, 1831), Röpell's (die Habsburger, 1835), und Pipitz's (die Kyburger, 1839) zu Statten kommen. Die Meinung des Fürsten Lichnowsky (»Geschichte des Hauses Habsburg,« Bd. I., S. 390): daß das nachmalige Haus Habsburg ein lothringischer Zweig gewesen, läßt sich mit dem hier befolgten genealogischen System in so fern vereinigen, als, wie weiterhin dargethan werden soll, eine Succession der Habsburger in der früher von einem lothringischen (dem egisheimischen) Zweige verwalteten Landgrafschaft im Ober-Elsaß gerade zu der Zeit angenommen werden kann, wo die Alsaciden Lothringen übernahmen (1046).

*) Wenn auch nicht so entschieden getrennt, als die für diesen Fall gangbar gewordene historische Phrase auszusprechen scheint. Denn noch vor der, durch die Heirat zwischen Franz Stephan und Maria Theresia bewirkten, vollständigen Wiedervereinigung der beiden etichonischen Linien Lothringen und Habsburg, haben zu verschiedenen Zeiten Wechselheiraten Statt gefunden; so um 1020 zwischen Itta von Lothringen und Graf Radeboto im Aargau; 1304 zwischen Herzog Ferry IV. von Lothringen und Elisabeth, Tochter König Albrecht's; 1600 zwischen Maria Anna, Tochter der Renata von Lothringen, und K. Ferdinand II.; 1678 zwischen Karl V., Herzog von Lothringen, und Eleonora, Tochter Ferdinand's III.

die Geisel Gottes, Attila, der Welt durch dieselbe Hand entnommen worden, welche sie gesendet, und die Völker wieder aufathmeten von dem grausen hunnischen Joche, tauchten, aus der ängstlichen Zurückgezogenheit, die Sueven in Gemeinschaft und an der Seite der Alemanen hervor. Ihr eigentlicher Sitz war vom Lech bis zum Rheinthal um die Quelle der Donau. An den beiden Rheinufern bis ungefähr zur Lahn gränzten die Alemanen mit den Franken; dieses Gelände bildete als Rhein- und Maindistrict das rheinische (oder West-) Franken. Aus Alemanen wurden Elsasser am linken Rheinufer. Der größte Theil von Helvetien war alemanisch. Rechts vom Rhein, in gerader Linie südlich am Jura hinauf, war Alles burgundisch. Nach der Schlacht bei Zülpich (496), welche der Alemanen Unterjochung durch die Franken entschied, erscheint Alemanien nun bleibend als ein Austrasisches Herzogthum, wozu man denn auch den Elsaß rechnete. Von den Franken erhielt das Land Herzoge, die später zur Erblichkeit gelangten; auch gab es dort in fränkischer Weise gleichzeitig Grafen. Das eigentliche Schwaben erstreckte sich vom Ursprunge des Rheins bis jenseits Straßburg, und von hier bis über den Neckar an den Lech und zu den Gletschern zurück. Elsaß insbesondere, als ein Theil Schwabens, lag an dessen linkem Rheinufer von Basel abwärts. Vom Luzerner See längs der Reuß und Limmat und dem Ausfluß der sie Beide aufnehmenden Aar in den Rheinstrom, war (vom Jura aus) die diesseitige Gränze mit Groß-Burgund.

Im Elsaß ist es, wo das hohe Ahnenbild Eticho's uns in verwischten, doch befreundeten Zügen entgegentritt. Von dem Frankenkönige Childerich II. wurde er um 666 als Herzog im Elsaß eingesetzt, und stand unter drei Königen — Childerich II., Dagobert II. und Theodorich III. — seinem Herzogthume vor, ohne daß dieses zur Zeit noch erblich gewesen wäre. Unter ihm und seinen Söhnen tritt der Elsaß allmälig durch zahlreiche Klosterstiftungen hervor, denen bedeutende Ländereien, die Eticho diesseits und jenseits des Rheines besaß, verschrieben wurden. Diesen frommen Werken verdanken die ersten Etichonen das geschichtliche Licht, das ihre Gestalten umwebt und ihr Andenken vor gänzlichem Erlöschen bewahrt hat. Eticho's religiösen Sinn bethätigen die beiden Klöster Hohenburg (Frauenmünster, jetzt St. Odilienberg genannt) und Ebersheim (Abtei zu Schlettstadt). Ersteres Kloster errichtete er für seine Tochter aus seinem hoch und herrlich gelegenen Bergschlosse, seinem früheren Sommersitze. Dorthin

wurde er auch begraben. Sonst sind die Nachrichten über ihn sehr verworren, hauptsächlich durch Verwechslung mit Anderen seines Namens, deren es mehre gegeben. Daher die unerwiesenen Züge seiner Grausamkeit, daß er z. B. im Jahre 662 den Abt St. German von Grandvall (Münster in Frauenfelden) durch seine Soldaten umbringen, ferner seine Tochter Odilia nach römischem Rechte aussetzen lassen, weil sie blind geboren, endlich, daß er einen (ungenannten) Sohn mit eigener Hand erschlagen habe. In den Urkunden der fränkischen Könige werden vielmehr seine Eigenschaften und Thaten höchlich gepriesen. Sein Todesjahr ist so unsicher, wie das seiner Geburt. Er war 684 noch am Leben, und dürfte nach vierzigjähriger Regierung um 690 verstorben seyn. Mehre Urkunden und Handschriften versetzen ihn unter die Seligen, wahrscheinlich wegen seiner Klosterstiftungen. Bischof Konrad von Straßburg legt ihm in einer Urkunde von 1190 den Titel eines Heiligen bei, welchem Beispiele Mehre bis auf 1485 gefolgt sind. Auch das alte Hohenburger Kloster-Directorium schreibt den Klosterfrauen vor, alljährlich das Gedächtniß des heil. Eticho (St. Athici) zu feiern; doch ist seine Canonisation nicht allgemein anerkannt worden. Eticho's Gemalin heißt Berehsinda, und man leitet von ihr den Namen des Städleins Bersch bei Odilienberg her. Ihrer Herkunft nach war sie eine Schwester der Sigrada, der Mutter des heil. Leodegar. Sie starb den neunten Tag nach dem Tode ihres Gemals, im Kloster zu Hohenburg, wohin sie mit ihrem tödtenden Schmerze zu ihrer heiligen Tochter Odilia sich geflüchtet hatte.

Die heilige Odilia und vier Söhne entsprossen aus Eticho's Ehe: Baticho, Adelbert I., Hugo und Eticho II. Adelbert war der Stammvater der einen Linie, welcher später das Geschlecht der Aargauer und Habsburger entsprang; von Eticho II. stammen die Alsaciden in Lothringen. Beide Linien vereinigten sich (1736) wieder in Franz Stephan, dem Lothringer, und Maria Theresia, der Habsburgerin. (S. die Stammtafel.) Adelbert, der als Urahn der Habsburger hier zuvörderst unsere Blicke auf sich zieht, regierte im Elsaß schon 684, wahrscheinlich an der Seite seines Vaters; vorher war er im Besitze des Comitats Nordgau gewesen. Er war der eigentliche Stifter des St. Michaelsklosters Hohenau, welches auf seinem und seiner Brüder Grunde, einer Insel im Rhein, stand. Dies Kloster sollte, nach seinem Wunsche, sein Andenken bewahren; hier ordnete er, im Vorgefühle nahen Todes, im Juni 722 sein Jahrgedächtniß an, bald

darauf schied er aus der Welt. Zwei Gemalinnen hatte er heimgeführt: Gerlindis und Bathild. Aus letzterer Ehe entsprossen ihm die Töchter Savina und Lutgard. Gerlindis gebar ihm, außer dem Erstgeborenen Luitfrid, noch fünf Kinder: Eberhard, Eugenia, Attala, Gundelind und Maso. Eberhard († 747) stiftete mit seiner Gemalin und seinem Bruder Luitfrid das Stift (oder Vivarium peregrinorum) Murbach im Jahre 727, als er, erschüttert durch den Tod seines einzigen Sohnes und durch die ihm plötzlich zugestoßene Blindheit, sich vom weltlichen Treiben zurückzog. Drei Töchter Adelbert's verlobten sich dem Himmel. Eugenia war nach Odilia's Tode 723 Aebtissin zu Oberhohenburg. Attala die Heilige starb als Aebtissin des Straßburger St. Stephansstiftes (3. December 741); Gundelind endlich war Aebtissin zu Niederhohenburg. Graf Maso sah seinen einzigen Sohn in dem Olrunna-Strome versinken; zum Troste seines Lebens stiftete er das Frauenkloster Masmünster im Elsaß.

Luitfrid I., Adelbert's ältester Sohn, führte schon bei seines Vaters Lebzeiten den Titel eines Herzogs im Elsaß, wahrscheinlich, wie Adelbert selbst früher, als Mitregent. Ungeachtet er sich im Jahre 715 gegen den Hausmaier Karl Martell empört und hierdurch nach fränkischem Gesetze sein Herzogthum verwirkt hatte, erhielt er sich doch im Besitze desselben, was auf seine Macht und gesicherte Stellung schließen läßt. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Eberhard und der Schwester Eugenia, schenkte er im Jahre 722 dem Kloster Hohenau den erblichen Antheil an der Insel, worauf dasselbe stand. Reiche Begabung mochten ihm auch die Klöster Ebersheim, Murbach und St. Trutpert im Schwarzwalde danken.

Luitfrid II., des Vorigen Sohn, war bei des Vaters Tode vielleicht zu jung, um sich, wie dieser, auf seiner Stelle zu erhalten. Daher ging, indem 744 Alemanien überhaupt in Grafschaften aufgelöset wurde, mit ihm zwar das Herzogthum auf eine Zeitlang unter; dennoch aber behielten seine Nachkommen einen Theil seiner Macht in den Händen, und führten (unter dem Titel von Grafen im Nord-, Sund- und Breisgau, später von Habsburg) als Grafen die Regierung im Elsaß fort. Nebst seinen Söhnen Leuthard und Hugo, machte er Schenkungen an das Kloster Belmont.

Hugo I. hinterließ von seiner Gemalin Bava drei Söhne und zwei Töchter: Luitfrid III.; Adalhard, Hugo II., Ermengard und Adelheid. Vielleicht war Adelhard derselbe Graf, der im Jahre 841 bei dem Zwiste

der Söhne Ludwig's des Frommen, einen Heertheil gegen Pipin in der Schlacht von Fontepaille befehligte, hierauf als Abgeordneter Karl des Kahlen nach Francien ging, um die Vasallen für ihn zu stimmen, auch 842 als Gesandter an den Kaiser Lothar von dessen Brüdern abgeordnet wurde, wegen der Theilung des Reiches, und 882 bei Montmartre dem Kriegsglücke der Normannen weichen mußte. Frühzeitig (wahrscheinlich 829) verblich Graf Hugo II.; der Gottesacker St. Ambros zu Mailand nahm des Jünglings Leiche auf. Ermengard wählte 821 der König Lothar I. zu seiner Gemalin; bis zu ihrem Tode (20. März 851) blieb sie ihm theuer; ihren Brüdern verlieh der König hohe Staatswürden. Adelheid war vermält an Konrad den Welfen, Grafen von Auxerre, und Mutter des Hugo Abbas, der von Lothar II. als Sohn seiner Mutterschwester und Konrad's, Oheims Karl's des Kahlen, das Erzstift Köln erhielt.

Für Luitfrid's III. ansehnliche Macht zeugt der Titel Comes illustris, den ihm König Lothar 849 beilegte; bei dem alten Mönche von St. Gallen heißt er regni Alemannici Princeps. Seinem Neffen, dem Könige, leistete er Dienste, als dieser seine Gemalin Teutberga verstieß. Das Kloster Granfelden oder Münsterthal war sein Eigenthum. Seine Gemalin, eine Schwester des Bischofs Landolo, brachte ihm die Grafschaft Windisch zu. Seine Söhne waren Hugo III. und Luitfrid IV. Ersterer erbte von seinem Vater das Kloster Granfelden und das Stift St. Trutpert nebst vielen Gütern im Elsaß. Er starb vor 884, wahrscheinlich kinderlos.

Luitfrid IV., Graf im Elsaß, war 884 Erbvogt der Klöster Granfelden und St. Trutpert. Letzteres, das ihm sein Bruder Hugo vererbt, erneuerte er 903 durch Bestätigung früherer reicher Dotationen. Seine Gemalin hieß Ermentrud; seine Söhne Hunfrid, Luitfrid und Hugo.

Luitfrid V. war Graf im Sundgau auf der linken Rheinseite, dem jenseitigen Breisgau gegenüber. Unglücklich focht er 925 gegen die Hunnen im Breisgau. Seine Söhne betheilte er mit einzelnen Gütern des Klosters Granfelden, deren Schutzvoigtei er besaß, so daß das Kloster unterzugehen drohte. Um dies zu verhindern, brachte König Konrad diese Schutzvoigteien von Luitfrid's gleichnamigem Sohne an sich und verlieh sie dem Bischof von Basel. Seine Söhne waren Luitfrid VI. und Guntram.

Guntram, zugenannt der Reiche, pflegt als der eigentliche Stammvater der Habsburger begrüßt, und deshalb meist blos auf diesen Ahnherrn

des neunten Grades zurückgegangen zu werden, weil derselbe erweislich das habsburgische Eigen (vorläufig wohl ohne das Elsasser Landgrafiat) inne hatte. Man kann daher sagen: die Ahnen Kaiser Rudolf's I., von Guntram angefangen, sind Aargauer, Grafen im Aargau, welche seit Erbauung der Habsburg (1021) diesen letzteren Namen angenommen haben. Zu berücksichtigen ist, daß Guntram „der Reiche" an Stammgütern schwerlich so reich war, als der Name ausspricht. Sein Vater, Luitfrid V., befolgte, wie wir gesehen haben, ein verderbliches Theilungssystem (unter Luitfrid VI. ging auch die Schirmvoigtei des Klosters Granfelden verloren). Wenn daher Guntram auch eigene Güter im Elsaß ererbt hatte, so war dies nur der kleinere Theil seines Reichthums; das Meiste nämlich hat er erheiratet mit einer (dem Namen nach unbekannten) Gemalin aus dem nachherigen Hause Kyburg. Denn im Kyburgischen Stammbaume erscheint ein Ulrich III. als der letzte Graf im Aargau und Linzgau (Letzterer jenseits des Bodensee's) 860—883. Diesem scheint Guntram im Aargau nachgefolgt zu seyn, und dann noch andere Besitzthümer im Breisgau und Thurgau erworben zu haben, während im Elsaß sein Eigen lag. Die Theilung unter Ulrich III. mußte so geschehen seyn: sein Sohn Ulrich IV. bekam die Güter im Linzgau und in dem unteren (oder großen) Thurgau (darunter aber nicht auch Kyburg, welches erst durch Heirat an seinen Ururenkel kam 1027); Guntram, der muthmaßliche Schwiegersohn, hingegen erhielt die Güter-Mitgift im Aargau und oberen (oder kleinen) Thurgau, wozu durch Kauf oder sonstigen Erwerb noch Güter im Breisgau kamen. Wie bei Eticho, so scheinen auch bei Guntram Verwechslungen gleichnamiger Personen zu mancherlei Unrichtigkeiten Anlaß gegeben zu haben. Dahin gehört die Erzählung von Guntram's Aufstande gegen den Kaiser Otto I., wodurch er den größten Theil seiner Güter verwirkt und verloren habe, wenigstens konnte dies nicht von seinen Besitzungen im Aargau gelten, da Alles den Erben blieb. Aus irgend einer anderen Veranlassung mag Guntram sich auf sein Eigen zurückgezogen haben, welches an der Reuß und an beiden Seiten der Aar lag, Bruck und Windisch in sich schloß und Wolen zum Sitze hatte. Wie in jenen bewegten Zeiten der ärmere freie Mann, gegen den Zwang der Heerfolge und andere Plackereien, den Grafen des Gaues zu seinem Schirmherrn wählte, und so demselben Gelegenheit gab, durch Pacht- und sonstige Verträge sich allmälig

in einen wirklichen und bleibenden Herrn zu verwandeln; so stellten sich, gegen Erbietung gewisser Dienstleistungen, die Freien eines beträchtlichen Theils des Aargaues unter Guntram's Schutz, während die Freien zu Muri und in der Umgegend den Schutz Cancelin's (Konrad's), des Sohnes Guntram's, suchten. Als in der Folge Cancelin seine Schirmherrlichkeit zu Bedrückungen benutzte, kam es zu Reibungen, und endlich jagte Cancelin die Freien von Haus und Hof, und setzte seine Dienstleute in das Eigenthum der Vertriebenen ein. Mehrmals versuchten sie in Güte oder Gewalt zurückzukehren; immer vergeblich. Graf Radeboto, Cancelin's Sohn, stieß sie abermals hinaus, und um sich ihrer besser zu erwehren, baute er zu Muri das feste Herrenhaus. Als der greise Cancelin zu seinen Vätern ging (um 990), meinten die verjagten Freien, nachdem jeder friedliche Versuch gescheitert, müsse offene Fehde ihnen zu ihrem Rechte verhelfen. Bei Murbach ereilte sie Graf Radeboto, schlug und zerstreute sie. Ihre Habe blieb in seinen Händen. Durch glückliche Heirat mehrte Radeboto sein Ansehen; er vermälte sich mit Ida, des Herzogs Friedrich von Lothringen Tochter, deren Mutterbruder Hugo Capet; ihr Halbbruder war Kuno Graf zu Rheinfelden, des Gegenkönigs Rudolf Vater. Muri und das dortige Herrenhaus soll ihr als Witwensitz angewiesen worden seyn. Doch war bald darauf dies Besitzthum in den Händen des Bischofs Werner von Straßburg, des Bruders Radeboto's. Durch ihn wurde Muri als Kloster zu Ehren der allerheiligsten Dreieinigkeit eingeweiht, die Regel des heiligen Benedict als Richtschnur gegeben, und festgesetzt: daß der jedesmalige Herr des Schlosses Habsburg Schirmherr des neuen Klosters seyn solle. Mit Recht durfte in neuester Zeit Oesterreich Einrede gegen die Aufhebung der Klöster im Aargau einlegen, da dieselben zum Theil mit dem Erbgute des Hauses Habsburg entweder gestiftet oder ausgestattet worden. Zum Schutze des von ihm gestifteten Klosters erbaute der Bischof auf dem Wützelberge an der Aar eine Burg. Weil sie auf seinem Eigen lag, seine „Habe“ an Land und Gütern beherrschte und überblickte, nannte er sie die Burg seiner Habe, die „Habsburg.“ Graf Radeboto leitete den Bau. Der Bischof scheute keine Opfer und Kosten für die neue Gründung. Als ihm Radeboto berichtete, daß der Bau sein Ende erreicht, ging der Bischof, das Werk zu mustern. Der schlichte Bau, der geringe Umfang der Mauern, nach so großem Aufwande an Geld, machte ihn unmuthig. Des anderen Tages

aber sah er mit Erstaunen die Burg mit einem mächtigen Haufen wohlgerüsteter und bewaffneter Mannen umgeben, und Radeboto deutete auf die streitbare Schaar und sagte ihm: „Lebendige Mauern habe ich erworben; tapferer Mannen Treue ist die beste Burg."

Und immer hat Habsburg's erlauchter Stamm die lebendige Treue der Völker hoch über den stumpfen Trotz lebloser Mauern geachtet, und mit Liebe und Huld festere Schutzwehren erbaut, als Gold und Zwang dem todten Gesteine abgewinnen mögen; denn Steine vermorschen und zerschellen, doch des Menschengeistes Waffen splittern nimmer. Auch Sparta war ohne Mauern! —

Der Habsburger Einfluß und Wirken tritt seitdem in allen friedlichen und kriegerischen Fragen jener Zeit hervor. In dem burgundischen Kriege übertrug der Kaiser Heinrich II. seinem Jugendfreunde, dem Bischof Werner von Straßburg, den Heerbefehl. Dieser zog aus, begleitet von seinen Brüdern, den Grafen Radeboto und Cancelin II., schlug am Genfersee den Grafen Wilhelm von Poitiers auf's Haupt, und unterwarf Burgund dem Kaiser. Als aber des Letzteren Nachfolger, König Konrad, dieses Land 1026 wie ein gewöhnliches Reichslehen vergeben wollte, brachen abermalige Unruhen aus. Gegen den nächsten Erben, den Herzog Ernst II. babenbergischen Geblütes, wendete sich der König zuerst. Kleinmüthig gaben in solcher Gefahr den Herzog die meisten seiner Grafen auf; doch Bischof Werner blieb ihm getreu, und auch Habsburg soll ihm beigestanden haben, schon wegen der engen verwandtschaftlichen Bande mit dem babenbergischen Herzoge, der, zu eigenem Verderben, seine Sache voreilig aufgab. Ernst's Anhänger steckten, nach dem Beispiele ihres Oberhauptes, ihr Schwert in die Scheide; nur der Graf Werner von Kyburg setzte den Widerstand fort, und seine Burg wurde gebrochen. Den Habsburgern erwuchs kein Nachtheil daraus, daß sie gegen den siegenden König Partei genommen. Nur den Bischof Werner ereilte des Königs Groll; unter dem Vorwande einer Gesandtschaft an den morgenländischen Kaiserhof ward er nach Konstantinopel entfernt; dort setzte man ihn gefangen auf eine Insel, bis der Tod den kraftvollen Mann erlösete (1028).

Gleichzeitig drohten Familienzwiste die Grundfesten der jungen Habsburg zu erschüttern. Graf Radeboto's Bruder, Rudolf, meinte, bei Theilung der väterlichen Güter im Nachtheil verblieben zu seyn. Da man ihm

nicht beistimmte, suchte er sein vermeintliches Recht mit dem Schwerte. Doch der unerschrockene Radeboto verwies ihn mit den Waffen zur Ruhe, und Herr Rudolf mußte sich seines Antheils bescheiden.

Graf Radeboto hinterließ bei seinem Sterben (1027) drei Söhne und eine Tochter. Letztere, Richenza genannt, vermälte sich dem mächtigen Grafen Ulrich von Lenzburg und zu Baden, der, Kastenvoigt am Frauenmünster zu Zürich, des Kaisers Richteramt an der Mallstatt zu Rore vertrat; Radeboto's Söhne hießen Albrecht, Werner und Otto. Letzterer, Graf im Sundgau, erwarb 1046 das Landgrafiat im oberen Elsaß, ward aber kurz darauf von einem ergrimmten Ritter umgebracht. Den Stamm pflanzte Graf Werner fort, der Fromme benannt wegen seiner Verdienste um das Stift Muri, das er als Voigt in treue Obhut genommen. Er erlangte 1064 sowohl die päpstliche Bestätigung der Stiftung zu Muri, als auch die Trennung derselben von der Abtei Einsiedeln, welcher sie bisher untergeordnet gewesen, und ihre unmittelbare Stellung unter den römischen Stuhl. Werner's Gemalin, Regulinde, entstammte dem angesehenen, besonders nordwärts des Bodensee's begüterten Geschlechte der Grafen von Nellenburg. Der Gegenkönig, Herzog Rudolf von Schwaben, stand zu ihm, als Sohn des Bruders seiner Mutter, in naher Verwandtschaft. Darum trat er auf seine Seite, kämpfte des Gegenkönigs Schlachten und sah ihn unterliegen. Doch brachte ihm Rudolf's Fall keinen Nachtheil. Den 11. November 1096 segnete er das Zeitliche. Er hinterließ zwei Söhne, Otto II. und Albrecht II., und eine Tochter Ida, Letztere vermält an Rudolf von Thierstein oder Homburg. Otto erweiterte die Güter seines Hauses; durch Kauf erwarb er Besitzungen in Dietikon an der Limmat; auf seiner Feste Buttenheim im Elsaß tödtete ihn 1111 Uoso von Uosenberg. Otto's Bruder, Albrecht II., ließ 1114 die Freilassung Muri's durch den Kaiser Heinrich IV. bestätigen, bestand Fehden im Elsaß und stand wahrscheinlich dem oberen, südlichen Theile dieses Landes als Landgraf vor.

Werner II[1]. wird bald als Otto's II. Sohn, bald als Albrechts II. Enkel durch einen Otto III. genannt. Er vermälte sich zwei Mal; zum ersten mit Ida, des Grafen Werner von Thierstein oder Homburg Tochter, dann mit einer Gertrud von unbekannter Abstammung. Jene gebar ihm die Söhne Werner III., Rudolf und Otto, der später den Bischofssitz von Constanz gewann; mit Gertrud mag er Albrecht III., Gertruden, des

Grafen Dietrich vom Mümpelgard Gemalin, und die dem Grafen Johann von Pfirt vermälte Richenza gezeugt haben.

Der Habsburgische Stamm trieb fort in Albrecht III., der Reiche genannt, weil seine Gemalin, Ida, die Tochter des Grafen Rudolf II. von Pfullendorf und Bregenz, ihm große Güter zugebracht; andere beträchtliche Güter im Zürichgau, die dortige Grafschaft, die Voigtei von Seckingen und das Allod von Biederton wurden ihm vom Kaiser Friedrich I., dem Haupterben der Pfullendorf, verliehen. So wuchs Habsburg's Hausmacht schnell und ansehnlich, und vorbereitet wurden die großen Geschicke, die des Hauses warteten. Gräfin Ida war eine Schwestertochter des älteren Welf (VI.), des Herrn der tuscischen (toscanischen) Güter und Namengebers der Welfen, deren edles Blut durch diese Heirat sich dem Habsburgischen mengte. Der Erste seines Hauses erscheint Albrecht III. urkundlich mit dem Titel eines Provinzial oder Landgrafen im Elsaß, eigentlich im oberen Elsaß, bekleidet, nachdem diese Würde in früherer Zeit bei einem Zweige des lothringischen Hauses gefunden *) ward. Auch als Voigt von Murbach

*) Wenn mit ziemlicher Gewißheit dargethan werden kann, daß, wie hier bereits erwähnt wurde, Radeboto's Sohn, Graf Otto im Sundgau, im Jahre 1046 die Landgrafenwürde im oberen Elsaß erlangte, so ist die Frage am Orte: wie ist er dazu gekommen? Da die Landgrafschaft, mit welcher in dieser Gegend die Ausübung der kaiserlichen höheren Gerichtsbarkeit verbunden war, als Reichslehen besessen wurde, so ist eine regelmäßige Erbfolge dabei keineswegs anzunehmen. Nun ist aber ausgemacht, daß diese oberelsassische Landgrafschaft einem Zweige des lothringischen Hauses noch vor 1048 angehört hat. Dieser lothringische Zweig ist kein anderer, als jener der Grafen von Egisheim, anhebend mit Hugo VI., Sohn Hugo's IV., Großvatersbruders des ersten alsacidischen Erbherzogs von Ober-Lothringen, Adelbert II. (S. die Stammtafel der Etichonen.) Der Neuheit wegen muß dieser Beweis diplomatisch geführt werden. Hugo IV. (Großvater Papst Leo's IX.), der Heisere, stammt in gerader Descendenz von Eticho II. ab, ist folglich ein lothringischer Alsacide. Sein Enkel nennt ihn in der Bestätigungsbulle des von Hugo gestifteten Klosters Altorf im Nortgouwe (Eberhardus comes — filius ejus) Hugo, qui erat aliquantulum raucus. (Bulla de an. 1047. Schoepflin in Alsat. dipl. T. II. p. 477.) Er mußte die Landgrafschaft im Ober-Elsaß besessen haben, da ihm viele dahin gehörige Ortschaften unterthan. (Urk. Kais. Otto's I. vom 16. Nov. 968 ap. Meibom. T. I. p. 752. Herrgott Gen. dipl. nr. 142.) In der Gegend von Egisheim war auch ein Habsburgischer Alsacide, zugleich zweiter Hugo IV. (Onkel Guntram's des Reichen), begütert und führte selbst den Titel davon 903. (Eccard. Orig. Habsb. p. 143.) Hieraus folgt: 1) daß zwischen beiden etichonischen Linien noch im Jahre 903 theilweise Gütergemeinschaft herrschte; 2) daß die oberelsassische Landgrafschaft im Jahre 968 und

tritt er zuerst urkundlich auf. Diese Voigtei befestigte Habsburg's Macht an den Seen und im hohen Alpengebirge, das fortan, da Murbach's Güter mit denen Habsburg's dort vereint lagen, völlig diesem Hause unterstand; den Glanz desselben mehrte die Verwaltung des kaiserlichen Richteramtes. Seinem Verwandten, Welf dem Jüngeren, soll er 1164 in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen beigestanden haben; gleichwohl genoß er fortwährend die Gunst der Hohenstaufen. Bei seinem Tode (25. Nov. 1199) hinterließ er eine Tochter, vermälte Gräfin von

wohl früher von dem egisheimisch-lothringischen Seitenaste verwaltet wurde; 3) daß folglich ein Successionsrecht zwischen beiden Linien immerhin vom Kaiser Heinrich III. respectirt werden mochte, der das Landgrafiat nach (Hugo's IV. Sohnes) Hugo's VI. Zurücktritte dem verwandten Sundgauer Otto verlieh. Hugo VI. (Vater Papst Leo's IX.) hatte die Erbgräfin von Dachsburg zur Gemalin. Es ist weiter oben gemeldet worden, daß Herzog Ernst II. von Alemannien (zugleich Enkel Leopold's des Erlauchten von Babenberg) gegen seinen Stiefvater, Kaiser Konrad II., einen Aufstand wegen seiner burgundischen Erbansprüche erregte, wobei unter Anderen auch Bischof Werner und Radeboto, die beiden Erbauer der Habsburg, ziemlich auf seiner Seite waren. Derselbe Herzog Ernst zerstörte um 1027 auch Hugo's VI. Schlösser im Elsaß, weil Letzterer ebenfalls aus salischem Blute stammte und dem Kaiser anhing. (Wippo Vita Conr. p. 434.) Unter solchen Umständen gab Hugo VI. ohne Zweifel die Landgrafenwürde 1046 auf, zog sich nach Dachsburg (an den Vogesen zwischen Pfalzburg und Saverne gelegen) oder sonst wohin zurück, und Otto Graf im Sundgau folgte ihm, gemäß alter Familienansprüche, nach. — Auf diese Weise benutzte ein Sprosse des einen Etichonischen Zweiges, Graf Otto im Sundgau, Sohn Radeboto's von Habsburg, 1046 die Gelegenheit, in dem, von dem anderen Zweige verwalteten Landgrafiate zu succediren. Aber nicht blos trat ein Habsburger rechtmäßig in Rechte und Würden, welche von einem Seitenzweige der Lothringer freigegeben waren, sondern gleichzeitig setzte sich der lothringisch-etichonische Hauptstamm selbst auf dem Herzogsstuhle von Oberlothringen fest, um nach 690 Jahren denselben Kaiserthron zu besteigen, welchen der habsburgisch-etichonische Hauptstamm bereits 458 Jahre früher inne hatte. Adelbert II. wurde nämlich von seinem Vetter, Kaiser Heinrich III., ebenfalls im Jahre 1046 mit dem, durch Gottfried den Bärtigen verwirkten Herzogthume Oberlothringen, erblich beliehen. Von ihm oder vielmehr von seinem Bruder und Nachfolger, Gerhard III., ging der nachherige lothringische Kaiserstamm aus. Wie sie gemeinsam dem mächtigen Hauptstamm Eticho's entsprossen, so verzweigten sich, obschon äußerlich getrennt, die beiden erlauchten Geschlechter Habsburg und Lothringen doch frühzeitig in ihren bedeutungsvollsten Geschicken; so trugen sie gegenseitig, in der wunderbarsten historischen Wahlverwandtschaft, ihre großen Bestimmungen einander förderlich zu, bis sie, im Kreislaufe geheimnißvoller Fügungen, sich endlich auf das Innigste wiederfanden und zu Einem Geschlechte und Stamme, zu Einem hohen Ziele und Zwecke sich unauflöslich zurückverflochten!

Leiningen, und einen Sohn, Rudolf III., welcher als erblicher Voigt von Murbach und Rufach im Straßburger Hochstift genannt wird. Ob letztere Voigtei schon seinen Vätern zustand, ob, und wie er sie erwarb, ist nicht bekannt; vielleicht war sie ein Bestandtheil des elsassischen Landgrafiates. Gegen zwei Höfe in Schinznach und Vilnachern tauschte er von der Abtei Seckingen die Stadt Laufenburg nebst Zubehör, und die Kastvoigtei über das Stift selbst ein. Schwyz war schon seit lange bei dem Hause Habsburg. Zwar nahm ihm 1231 König Heinrich VII. das Eigen nebst der Kastvoigtei von Murbach, entband auch die gesammte Gemeinde des Thales Uri von der Oberherrschaft des Grafen Rudolf, und befahl, daß dieselbe stets bei dem Reiche bleiben solle; aber wahrscheinlich durch freie Wahl der Stiftsvorsteher gelangte sowohl die Voigtei von Murbach, wie jene des Züricher Frauenmünsters, bald wieder an Habsburg zurück. Graf Rudolf starb 1232. Seine Gemalin, Agnes von Staufen (doch keine Hohenstaufin), hatte ihm drei Söhne: Albrecht, Rudolf und Werner, und zwei Töchter, Heilwig und Gertrud, geboren.

Die Töchter vermälten sich an die gräflichen Brüder Hermann und Friedrich von Frohburg. Werner starb in jungen Jahren. Albrecht, zugenannt der Weise, und Rudolf theilten um 1238 das väterliche Erbe an Herrschaften, Gütern und Rechten, wahrscheinlich kraft einer Grund.- und Todtheilung, die einen Rückfall des Eigenthums des zuerst erlöschenden Zweiges an den überlebenden ausschloß. Albrecht erhielt nebst Anderem: die Habsburg mit dem Ländchen des Eigens, die Mehrzahl der Güter im Aargau und Zürichgau, jene im Sundgau und Breisgau, dann das Landgrafiat im Aargau. Dem Grafen Rudolf fielen nebst Anderem zu: Laufenburg, das Erbe von Biederton, Sempach, Schwyz, Sarnen, die Sißgauer, Klettgauer, dann die am Luzerner See gelegenen Güter und die Voigtei über Seckingen nebst dem Lande Glaris. Gemeinsam behielten die Brüder die Kastvoigteien über Muri und Murbach, desgleichen das Landgrafiat im Elsaß, Letzteres ohne Vererbung auf Rudolf's Kinder. Es war dies die erste größere Theilung und einzige Todtheilung der Besitzungen des Hauses. Nach ihren Hauptsitzen hat man später die beiden Linien durch die Unterscheidungsnamen der Habsburger und der Laufenburger (erloschen 1408), oder auch der Albrechtinischen und Rudolfinischen bezeichnet.

Albrecht vermälte sich mit Heilwig, einer Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, dessen Gemalin Anna Elisabeth, des Pfalzgrafen Hugo von

Burgund Tochter, später (1218) an dem Zähringer Erbe Antheil hatte. — Während Rudolf, der eine Tochter Leutold's von Regensburg geehelicht, kräftig auf der Seite der Welfen stand, hielt sich sein Bruder Albrecht, ungeachtet der Welfischen Gesinnungen der Familie seiner Gattin, mit gleichem Eifer zur Partei der Waiblinger. Als Feldhauptmann von Straßburg kämpfte er die Fehden dieser Stadt gegen zwei ihrer Bischöfe. Wie sein umsichtiges Benehmen ihm den Namen des Weisen erwarb, so ward ihm der Ruhm der Gerechtigkeitsliebe durch einen Spruch, den er als Theilhaber des Landgrafenamtes im Elsaß, zu Gunsten des Klosters St. Trutpert gegen seine eigenen nahen Verwandten, die Herren von Staufen auf Scharfenstein, als Vögte jenes Klosters, fällte. Seiner Ehe mit der Kyburg'schen Heilwig entsprossen die Söhne Rudolf, Albrecht und Hartmann, die Töchter Elisabeth und Clementia. Albrecht, Domherr zu Straßburg und Basel, soll am 1. Januar 1256 in der Gefangenschaft zu Mailand verblichen seyn. Graf Hartmann mag nach 1247 gestorben seyn. Rudolf erhob Habsburg's Ruhm zur Weltbedeutung; sein ward die erste Krone der Christenheit. Elisabeth wurde als Gemalin heimgeführt von Friedrich von Zollern, Burggrafen zu Nürnberg, wodurch schon in früher Zeit das Blut der Habsburger und Zollern sich mischte. Clementia reichte ihre Hand dem Grafen Emerich von Straßberg (Cussaberch), und nach dessen Tode dem Otto von Ochsenstein.

Es war am 1. Mai 1218, als auf dem Schlosse Limburg am Rhein im Breisgau, Rudolf seinem Vater Albrecht, Grafen von Habsburg, Landgrafen im Elsaß, geboren wurde. Der große Hohenstaufe, Kaiser Friedrich II., sprach auf seinem Zuge nach Basel bei dem Grafen ein, ward Taufpathe des neugeborenen Knaben, und gab ihm den Namen Rudolf. So legte sich schon bei seiner Geburt eine Kaiserhand auf sein Haupt, wie er in späterer Zeit selbst die kaiserliche Rechte tröstend und Frieden spendend auf das gebeugte Haupt des deutschen Volkes und Reiches zu legen bestimmt war.

Kriegerisch, doch fromm war Rudolf's Erziehung; denn Mannesmuth und Gottesglaube thaten Noth in einer Zeit, wo das Reich bedroht von inneren und äußeren Feinden, die alte Kraft gebrochen war durch Parteiungen und Gesetzlosigkeit, und, inmitten des Erbes Karl's des Großen, Waiblinger und Welfen einander gegenüber standen, die Hand am Schwerte, bald lauernd, bald würgend. Graf Albrecht stand, da eine Partei nothwendig gewählt werden mußte, und sein Herz, seine Lehenstreue ihn zu den Helden-

kaisern des Hohenstaufen'schen Geschlechtes hinzog, auf der Seite der Waiblinger. Doch in geistlichen Dingen bewies er der Kirche seine Demuth. Nach dem heiligen Lande sehnte sich sein christlicher Sinn. In Muri, wo seine Väter ruhten, nahm er Abschied von seinen Söhnen, ermahnte sie zur Gottesfurcht, zur Gerechtigkeit gegen die Menschen und zu ritterlichem Muthe. Dann zog er (1238) in die Provence, und von hier mit Richard von Cornwall nach Syrien, wo er im folgenden Jahre (1239), fern von den Seinen, verblich.

Des Vaters Besitzungen übernahm Graf Rudolf mit seinen Brüdern gemeinsam, ohne Theilung. Zugleich erbte er von seinem Vater die Treue für den Kaiser und den Eifer für die Waiblingische Sache. 1241 war er bei dem siegreichen Kaiser in Italien. Bald darauf vermälte er sich mit Gertrud, Tochter des Grafen von Hohenberg und Heigerloch und der Gräfin von Freyburg, deren Geschlecht gleiches Stammes mit jenem der Fürstenberge. Zehn Kinder entsprossen dieser langen und glücklichen Ehe: Albrecht, nachmals deutscher König und Gründer der Habsburg'schen Dynastie in Oesterreich, geboren um 1248; Hartmann, geboren 1262; Rudolf, geboren um 1270, und Karl, geboren 1276 und schon als Kind gestorben; dann sechs Töchter: Mechtild, Anna oder Katharina, Agnes, Hedwig, Juditha oder Gutta, und Clementia. Als Heiratsgut brachte Gertrud, welche als römische Königin später ihren Namen in Anna veränderte, nach damals üblicher Sitte — dem Grafen Rudolf das Wyler- oder Albrechtsthal im Elsaß, und Schloß Ortenburg zu. Rudolf's Besitzungen waren größer an Umfang, als an Ertrag, denn die Alpenthäler, über die er gebot, waren meist noch Wald und Sumpf, und nur das Hügelland bebaut und ertragsfähig. Auch gestattete die unruhvolle Zeit nicht, die Ernte des Friedens abzuwarten; es galt mitschlagen, oder geschlagen werden.

Mit Hugo von Tuffenstein gerieth Rudolf zuerst in Fehde; er brach 1241 die Burg des Gegners, dessen ihn gleichzeitig der Tod entledigte. Auch mit seinen welfisch gesinnten Oheimen väterlicher und mütterlicher Seite kam er in Streitigkeiten, denen theils Mißverständnisse wegen der Art der Theilung, theils politische Abneigungen zu Grunde liegen mochten. 1242 griffen die beiden Rudolfe, der Habsburger und der Laufenburger, einander mit Erbitterung an, verwüsteten gegenseitig ihre Güter; der Laufenburger plünderte und verbrannte Bruck, wurde aber dann geschlagen und verstand sich, aus

Mangel an Geldmitteln, zu friedlichem Vertrage. In Streit und Güte kam Rudolf auch mit seinen Ansprüchen an seinen Oheim von mütterlicher Seite, den Grafen Hartmann den Aelteren von Kyburg, zu Stande. 1243 empfing der junge Graf Rudolf den Ritterschlag, und wurde 1245 an das kaiserliche Hoflager nach Verona berufen, wo er als Zeuge eine Urkunde vollziehen half, durch welche der Kaiser Friedrich, nach seiner Versöhnung mit Friedrich dem Streitbaren, den österreichischen Freiheitsbrief von 1156 bestätigte. Bald darauf (1249) gründete Rudolf gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Straßburger Domherrn, Grafen Albrecht, die Stadt Waldshut, und machte sie frei von aller Leibeigenschaft. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser Friedrich II. zog ihm in demselben Jahre durch Papst Innocenz IV. den Kirchenbann zu; die Glocken mußten schweigen auf den Besitzungen des Grafen, die Kirchen blieben geschlossen. In Muri allein durfte, doch nur bei geschlossenen Thüren, Gottesdienst für die dortigen Mönche gehalten werden. Die Hohenstaufen, um derenwillen der Graf solches leiden mußte, suchten durch Gnadenverleihungen ihn zu entschädigen. Später (1245) entbrannte Fehde zwischen dem Grafen und dem Bischof von Basel, Berchthold Grafen von Pfirt. Der Kirchenfürst unterlag; bis unter die Thore Basel's streiften des Grafen Mannen, die Steinenvorstadt ging in Flammen auf. Der bedrängte Bischof griff nach geistlichen Waffen; auf seinen Betrieb erneuerte am 18. August 1254 Papst Innocenz IV. den Kirchenbann gegen den Grafen, wegen seiner Parteinahme für die Hohenstaufen. Mehre Herren des Aargaues waren in dem Interdicte mitbegriffen, dessen Ausführung der Baseler Bischof, als Diöcesan, übernahm.

Mit diesem Ereignisse, das der gläubige Sinn des Grafen nicht so leicht nahm, als mancher andere Herr und Ritter es nehmen mochte, trat ein Wendepunkt in Rudolf's Leben und Gesinnungen ein. Kaiser Friedrich lebte nicht mehr; die mächtige Eiche Hohenstaufen neigte sich unaufhaltsam ihrem Falle zu, den großen Waiblinger-Bund mußte früher oder später das Verhängniß sprengen. Kein Zweck war mehr vorhanden, der den Kampf mit den Blutsfreunden, den Bruch mit der Kirche hätte entschuldigen können; nach Vereinigung und Sühne rief das schwer geschlagene Reich, riefen die Guten und Weisen aller Parteien. Auch Rudolf erkannte diese Mahnung der Zeit; er sah ein, daß es sich jetzt nicht mehr um Parteinamen, sondern nur um das wirkliche Recht handeln dürfe, und dieses fortan zu seinem ausschließenden

Banner erwählend, wurde er keiner früher erkorenen Partei ungetreu, schloß sich keiner entgegengesetzten unbedingt an. Die Reife des Mannesalters trat auch hinzu, und klärte ihn auf über Manches, was der jugendliche Sinn, weil es groß und blendend, auch gut und recht geheißen hatte. Die Kirche versöhnte er durch Schadenersatz an das St. Maria-Magdalenen-Kloster zu Basel, das bei dem Angriffe seiner Krieger in Asche gelegt worden war. Seine Mäßigung zog auch Aussöhnung mit seinen welfisch gesinnten Verwandten, dem Grafen Gottfried von Habsburg-Laufenburg, dem Sohne des mittlerweile verstorbenen Grafen Rudolf, und mit dem Bruder seiner Mutter, dem älteren Grafen Hartmann von Kyburg, nach sich. Hochwichtige Folgen gingen daraus für Habsburg hervor.

Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg war hochbejahrt und ohne Leibeserben; auch sein gleichnamiger jüngerer Neffe starb (1263), nur eine minderjährige Tochter, Anna, hinterlassend. Das uralte Haus Kyburg ging dem Erlöschen zu. Zwar hatte dazumal, als Graf Hartmann mit seinem Neffen Rudolf in Fehde lag, jener, aus Verdruß und Vorsicht (25. April 1244) sein ganzes Besitzthum dem Straßburger Bischofsstuhle übergeben, und dann von demselben wieder zu Lehen genommen, ein in jenen Zeiten der Unruhe und Unsicherheit sehr übliches Verfahren, um sich aus verworrenen Verhältnissen herauszuziehen und mächtige Schutzherren an sein Interesse zu fesseln. Nun aber der alte Graf seinen Stamm dahin welken sah, sein Neffe sich ihm versöhnt, die dem Kyburger verhaßten waiblingischen Verbindungen theils gelockert, theils aufgegeben, und jetzt stark und herrlich dastand in der Kraft der Jahre und besonnenen Muthes; da hätte Herr Hartmann so gern seinen Namen und seine reichen Güter dem Neffen vererbt, dem ein neues blühendes Geschlecht entsprießen sollte, vor allen fähig und ausersehen, den Kyburger Namen in sich zu verjüngen. Aber jene, in unzeitigem Eifer ausgestellte Urkunde des Grafen Hartmann, durch welche er nicht nur die Erbfähigkeit seiner Nichte, sondern auch, bei deren kinderlosem Hintritte, den Heimfall seiner Güter an Straßburg ausgesprochen hatte, stand seinen jetzigen Wünschen im Wege. Auf gütliche Weise war der neue Straßburger Bischof, Walter von Geroldseck, nicht zur Herausgabe der Urkunde zu bewegen; da fand sich die Gelegenheit zur Strenge. Der Bischof gerieth in Zerwürfnisse mit der Stadt Straßburg; er verließ sie mit dem ganzen Kapitel, bis auf zwei Domherren, und untersagte alle kirchlichen Uebungen im Orte. Man bereitete sich zu Feindselig-

keiten; dem Bischofe half der Erzbischof von Trier. Graf Rudolf kam, von seinem Vetter Gottfried begleitet, der Stadt zu Hilfe, die noch von seinem Vater her ihm anhänglich war, und trat (21. Februar 1261) an die Spitze ihrer Truppen. Mit ihm waren Graf Konrad von Freiburg, des Grafen Heinrich von Fürstenberg Bruder, Graf Heinrich von Welschneuenburg, Domprobst von Basel, und andere Herren und Ritter. Den Bischöflichen ging man hart zu Leibe; bei Haußbergen wurden sie 1262 durch Rudolf's Schwager, Otto von Ochsenstein, geschlagen, und dadurch das Trier'sche Bündniß zersprengt; durch des Grafen Gottfried Beistand wurde Kaisersberg, dann Reichenstein sammt Schöneck genommen. Colmar eroberte man durch List. Der verjagte Schultheiß Rösselmann, mit dem Grafen einverstanden, verbarg sich in einem Fasse und gelangte so in die Stadt. D'rinnen gelang es ihm ein Thor zu öffnen; durch einen, auf einem Spieße empor gehaltenen Strohbrand gab er dem Grafen Gottfried ein Zeichen. Dieser jagte mit seinem Häuflein heran und drang in die Stadt. Es war Nacht; aber durch angezündetes Stroh lichtete man die Finsterniß, und unter dem Geschrei: „Habsburg! Habsburg!" wurde Colmar besetzt. Die Stadt Mühlhausen ging freiwillig über; das Schloß bezwang man nach dreimonatlicher Belagerung. Doch ergaben sich die Feinde nicht um so leichten Preis; sie verwüsteten dem Grafen Rudolf das Wylerthal, und fügten ihm des Schadens genug bei. Gleichwohl gerieth der Bischof in die ärgste Bedrängniß; der Gram stürzte ihn zuletzt in's Grab (1263). Sein Verwandter und Nachfolger, Heinrich, lieh, der langen Fehde müde, der eintretenden Vermittelung ein williges Ohr. Er gab die streitige Urkunde dem Grafen Hartmann heraus, und somit war Rudolf's Hauptbegehren erfüllt, und man schloß Frieden.

Des Grafen Hartmann letztes Stündlein nahete. Die Wehrlosigkeit des Sterbenden machten sich die Bürger der Stadt Winterthur, welcher Kyburg so manches Gute erwiesen, zu Nutze; sie überfielen und brachen die Festung Winterthur auf dem heiligen Berge, die Quadersteine der zerschmetterten Burg nach der Stadt schleppend, um Häuser daraus aufzuführen. Graf Hartmann behielt nur noch Zeit, seinen Neffen zur Vergeltung auffordern zu lassen; dann ereilte ihn der Tod (im Spätjahr 1264). Sein Erbe war Rudolf, der seinen Titeln als Graf von Habsburg und Landgraf im Elsaß, nun auch die Titel und Würden der Grafen von Kyburg hinzufügte. Ihm huldigten alle Ministerialen der ausgebreiteten Herrschaften des erloschenen

Geschlechtes von Kyburg, von Baden, von Turgau, vom Gaster, von Frauenfeld, ferner die durch Kyburger gebauten oder ererbten Städte; auch die von jenen gestifteten oder in Vogtei genommenen Klöster bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Ungeachtet der Theilung, welche die burgundischen Güter von dem Kyburg'schen Erbe gerissen, war dasselbe noch immer reich und herrlich. Es umfaßte den größten Theil des Landes von St. Gallen bis zur Aar, vom Rhein bis an die Gletscher, und mehrte Habsburg's Kraft und Hausmacht ansehnlichst. In Schwaben und im oberen Burgund konnten sich nur die Grafen von Savoyen neben Rudolf stellen.

Rudolf hielt auf Zucht und Ordnung in seinen Landen; er wehrte kräftig den Räubereien, und schützte durch sicheres Geleit die Pilger und Reisenden aus und nach Italien. Selbst Fürsten und mächtige Herren suchten in solchen Fällen seinen Schutz, und Viele verband er sich dadurch zu Gegendienst und Freundschaft. Als 1273 der Erzbischof Werner von Mainz in kirchlichen Angelegenheiten nach Italien ging, gab ihm Graf Rudolf das Geleite, und des Kirchenfürsten Vertrauen und Dankbarkeit, die er sich dabei erwarb, sollten später nicht wenig zu seiner Erhebung beitragen. Gerechtigkeit übte er gegen Hohe und Geringe, im scharfen Gegensatze zu den meisten anderen Herren seiner Zeit, welche Milde und Unparteilichkeit gegen Niedrige als Erniedrigung ansahen, und den Namen eines Beschützers der Bürger und Bauern, den sie dem Grafen Rudolf beilegten, in eine Anklage verwandelten.

Auch neideten ihm Viele das reiche Erbe von Kyburg, und rühmten sich eigener Ansprüche daran durch Verwandtschaft oder Verträge. So der Freiherr Leutold von Regensberg, begütert am Zürichersee, an der Limmat, über dem Rhein und im Gebirge, und ein, wiewohl entfernter Neffe des verstorbenen Grafen Hartmann. Allein wäre er dem Habsburger nicht gewachsen gewesen; darum verband er sich mit mächtigen Freunden. Schon stand Zürich, erschreckt durch einen solchen Bund, im Begriffe, sich ihm in die Arme zu werfen, um vor Gewaltthat sicher zu seyn. Aber des Freiherrn übermüthiges Begegnen erbitterte die kräftige Stadt; da trug sie ihre Hilfe dem Grafen Rudolf an, und freundlich wurde diese angenommen (1265). Räubereien der Tockenburger brachten die Fehde, welche Rudolf's Klugheit eine Weile aufgehalten, zum Ausbruche. Dieser zog vor die Tockenburg'sche Feste Utznaberg, bezwang sie in einer zweiten Belagerung (9. April 1267), und trennte durch diesen Schlag die Tockenburger von dem Regensberg'schen Bündnisse. Dann rückte

der Graf gegen das Regensberg'sche Baldern vor und nahm es durch gelungene Kriegslist. Auch die Feste Wulp, im Turgau, wurde von ihm erstiegen und geschleift. Der Freiherr, außer sich vor Zorn, zog seine ganze Macht an der Limmat und um Zürich zusammen. Die Kriegslist vor Baldern durch eine ähnliche zu rächen, entwarf er einen Plan, wie er den Grafen in einen verderblichen Hinterhalt locken könne. Dieses Einfalles froh, rühmte er sich gegen seinen Narren: jetzt solle dem Habsburger seine große Nase zerschlagen werden. Um diese große Nase zu sehen, ging der Narr nach Kyburg, und als er des Grafen ansichtig wurde, konnte er die spottende Aeußerung nicht zurückhalten: um eine solche Nase zu zerschlagen, bedürfe sein Herr so vieler Mannen nicht. Man ergriff den Narren und erzwang die Wahrheit von ihm. Der Graf benutzte des Narren Aussage, und schlug des Freiherrn Hinterhalt. Bei dem Regensberg'schen Städtchen Glanzberg bediente sich der Graf einer List, ähnlich jener, durch welche der streitbare Friedrich den räuberischen Kuenringer in seine Gewalt gebracht hatte. Er ließ Schiffe auf der Limmat fahren, deren Mannschaft in der Nähe der Burg Nothruf erhob, als drohe ihr Schiffbruch. Gierig nach der reichen Beute, eilte die Besatzung der Burg herab. Derweil überrumpelte der Graf mit einem in der Nähe versteckt gehaltenen Häuflein die Burg und verbrannte die Stadt. Durch eine List anderer Art, indem er seine Leute auf Pferde von derselben Farbe setzte, wie des Freiherrn Mannen ritten, bekam er auch die Uetliburg auf dem Albis in seine Gewalt. Dies und die drohende Stellung St. Gallen's brach des Freiherrn Trotz; durch Vertrag endigte er die Fehde, die ihn arm gemacht.

Doch auch dem Grafen durfte der Friede willkommen seyn, denn nur durch kluges Benehmen im rechten Augenblicke hatte er sich eines gefährlicheren Feindes entledigt, als der Freiherr gewesen. Mit dem Kyburg'schen Erbe hatte der Graf auch dreiundzwanzig Güter in Besitz genommen, welche als Lehen der Abtei St. Gallen, und nach des letzten Kyburger's ausdrücklicher Erklärung, an St. Gallen zurückfallen sollten. Der Abt, Herr Berchtold von Falkenstein, ein rüstiger und lebensfroher Mann, hatte früher einmal sich dem Grafen ungeneigt erwiesen; daher säumte dieser, die Güter herauszugeben, oder die Belehnung einzuholen. Da rüstete der Abt, und der Graf, noch mit der regensbergischen Fehde beschäftigt, wünschte auf anständige Weise den Frieden zu erhalten. Als der Abt eben seinen Namenstag durch ein Bankett zu Wyl feierte, erschien unvermuthet Graf Rudolf als Gast, den Abt in der besten

Stimmung überraschend. Mit dem Becher in der Hand wurden die Streitigkeiten beigelegt, die Lehen angesucht und zugesagt. Ueber der Tafel erzählte der Graf auch die betrübte Mähr, wie zur Fastnachtzeit 1268 die Bürger in Basel mitten in der Lustbarkeit über die Adelichen hergefallen, ihrer viele erschlagen, und die anderen verjagt hätten. Er forderte die versammelten Gäste auf, die Unbill strafen zu helfen, und Alle sagten ihm Beistand zu, besonders der völlig mit ihm ausgesöhnte Abt, der sogleich einen großen Theil jener Mannen dem Grafen zuführte, die er ursprünglich gegen denselben geworben hatte. Heftig ward nun der Stadt Basel und ihrem Bischofe sammt allem Behör zugesetzt, Neuenburg am See belagert, Breisach genommen — der Graf schwamm bei dieser Gelegenheit unerschrocken durch den Rhein — das Münsterthal im Grauwald verwüstet, Schloß Werr verbrannt. Basel selbst aber widerstand, und dem Grafen bereitete, trotz seiner siegreichen Züge, die Fehde mancherlei Schaden; denn die Baseler zerstörten Hertenberg und Blodelsheim, und bemächtigten sich der Burg Stein zu Rheinfelden. Die gegenseitigen Verluste stimmten zur Nachgiebigkeit; der Bischof und die Stadt leisteten Schadenersatz, erlegten tausend Mark Silbers, und erhielten Frieden.

Um sich in seiner Stellung und seinem Eigenthume zu befestigen, blieben dem Grafen noch mancherlei Verhältnisse zu schlichten übrig. Um Savoyens Einmischung zuvorzukommen, welches Haus nach allen Seiten hin, namentlich auch in den burgundischen Landen, ansehnlich um sich griff, und so Habsburg's Nebenbuhler zu werden bestimmt schien, schloß der Graf den 8 Sept. 1267 zu Murten mit der gräflichen Witwe, Margaretha von Kyburg, einen ihre Heiratanforderungen betreffenden Vergleich. Aus gleichem Grunde trachtete er, die Vermögensumstände der Erbtochter Graf Hartmann's des Jüngeren von Kyburg (der jüngeren Linie) zu ordnen, da ihre Herrschaften an die waadtländischen des Hauses Savoyen gränzten. Das stark verschuldete Eigen und die Voigteien des Grafen Hartmann waren auf seine Tochter Anna übergegangen; die Mannlehen jedoch fielen theils an das Reich, theils an Schwaben zurück. Zwar hatte der junge König Konradin von Sicilien dem Grafen, dessen weises Benehmen ihm auch die Waiblinger noch immer geneigt erhielt, die Verleihung jener Reichslehen zugesagt, sobald ihm die römische Krone zu Theil würde. Das Henkerbeil aber schnitt Konradin's Zukunft ab, und durch König Richard wurden jene Güter an Savoyen gegeben. Doch König Richard's Ansehen galt im Reiche so wenig, daß die

drei nächsten Verwandten Kyburg's, Graf Rudolf, Graf Gottfried von Habsburg und Graf Hugo von Werdenberg, am 27. April 1271 zu Zürich einen Vertrag schlossen: alle in der jungen Herrschaft von Kyburg befindlichen Reichs- oder schwäbischen Lehen unter sich als Brüder theilen zu wollen, und einander hierin gegen Jedermann, nöthigenfalls auch gegen Anna's künftigen Gatten, Beistand zu leisten. Gräfin Anna nannte jene ansehnlichen Güter ihr Eigenthum, welche, wie Burgdorf, Thun und Freiburg, durch die Zähringer Erbschaft an Kyburg gelangt waren. Aber die Schulden mehrten sich durch Zinsen und übliche Einlagen dergestalt, daß, als Anna 1271 dem Grafen Eberhard von Habsburg, Rudolf's Vetter, ihre Hand reichte, sie und ihr Gatte sich zum Verkaufe großer Besitzthümer an Rudolf entschließen mußten. Lenzburg, Vilmaringen, Sur, Aarau, Mellingen, Zug, Art, Sursee, Kastelen und Hof Grienach vom Gute der Gräfin; Willisau, Sempach, Schwyz, Stanz, Buchß vom Habsburg'schen Gute des Grafen Eberhard, wurden mit Land und Leuten feil; 14,000 Mark Silbers waren der Kaufpreis. Des Grafen Rudolf Säckel hatten nothgedrungene Fehden und Unternehmungen geschmälert; er hätte die Summe aus eigenen Mitteln nicht aufbringen können. Da ging er mit gemüthlichem Vertrauen seine Unterthanen und Gerichtsbefohlenen um freiwilligen Beistand an, und froh und bereitwillig erschlossen diese ihre Truhen dem, der ihnen stets ein gnädiger und gerechter Herr gewesen. Sie brachten die Summe zusammen, und noch zwanzigtausend Maß Getreide über das Erbetene; ein Zeugniß sowohl ihrer dankbaren Liebe für den Grafen, wie ihres Wohlstandes, in welchem derselbe sie begünstigt und beschützt hatte.

Um der gesicherten Stellung seines Hauses auch eine gewinnbringende Zukunft aufzuthun, schloß Graf Rudolf 1270 ein Eheverlöbniß zwischen seinem ältesten Sohne Albrecht und der Tochter des ihm befreundeten Grafen Mainhart von Görz und Tirol, dessen Reichthum und Einfluß dieser Heirat, die in einigen Jahren Statt finden sollte, nicht geringe Aussichten zeigte.

Abermalige Fehde entspann sich mit der Stadt Basel, die auch innen gegen Parteien zu kämpfen hatte. Der Graf machte noch immer Ansprüche auf Entschädigungen von dem früheren Strauße her. Da der Bischof sie ihm weigerte, griff er zum Schwerte. Die Mißvergnügten und Vertriebenen strömten aus der Stadt ihm zu. Um den Ort auf zwei Seiten zugleich zu berennen, schlug der Graf mit großer Schnelligkeit eine Schiffbrücke über den

Rhein, ein in der damaligen Kriegsgeschichte schon außerordentlicher Fall. Das Kloster Grandval, die Vorstadt vor der Kreuzpforte gingen in Rauch auf, zu beiden Seiten des Rheins wurde das Land geängstigt und verheert. Die bischöfliche Burg Tuffenstein wurde geschleift; das Schloß Werr fiel durch Einverständniß in des Grafen Hand. Durch zwei Jahre währte die Fehde mit Basel; schwerer Nachtheil traf den Bischof und die Bürger, denn viermal hatte während dieser Zeit der Graf vor der Stadt gelegen. Endlich ward es ihnen zu viel; sie verhandelten wegen eines Waffenstillstandes, und dieser kam vom 22. September bis 16. October 1273 zu Stande, mit der Aussicht auf völligen Frieden. Und siehe, der Friedensbote erschien. Herr Friedrich von Hohenzollern kam an, die Kunde bringend, daß am St. Michaelstage 1273 von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten der Graf Rudolf von Habsburg und Kyburg zum römischen Könige erwählt worden sey.

Am wärmsten hatte für Rudolf gesprochen der Erzbischof Werner von Mainz. Er hatte des Grafen edlen und kräftigen Sinn kennen gelernt, als dieser ihm, auf seiner Reise nach Italien, sicheres Geleite gab. Doch die wärmste Empfehlung bei dem Erzbischofe hatte der Graf von einer Seite gefunden, wo er sich ihrer nicht versehen. Mehre Jahre früher (wahrscheinlich zwischen 1263 — 1268) begegnete der Graf Rudolf, von der Jagd heimkehrend, einem Priester. Einem Sterbenden sollte derselbe die letzte heilige Wegzehrung bringen; doch die angeschwollenen Bergwässer hemmten seinen Gang. Der Graf gab dem Priester sein Pferd, um über den Bach den Leib dessen zu führen, durch den er selbst Leben und Würden und alles irdische Gut zu Lehen trage; auch nahm er später das Roß nicht zurück, „das seinen Schöpfer getragen." Derselbe Priester soll nachmals Caplan bei dem Erzbischof von Mainz und nicht müde geworden seyn, die christliche That des Grafen zu rühmen, und seines Gebieters Stimme ihm zuzuwenden. Die anderen Wahlfürsten, welche für Rudolf stimmten, waren der Erzbischof Siegfried von Köln, aus dem Hause Westerburg; Heinrich von Vinstingen, Erzbischof zu Trier; dann Ludwig, genannt der Strenge, Herzog von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein, der in eifersüchtiger Wuth einst das Blut einer schuldlosen Gattin vergossen, und dem seit jenem finstern Tage das Leben freudenlos dahinfloß in einem schwülen Traume der Gewissensangst und Liebestrauer; Albert II., ascanischer Herzog zu Obersachsen, dem nachmals sogenannten Kurkreise; er führte die Wahlstimme des Erzmarschalls gemeinsam

mit seinem Bruder Johann I. von Lauenburg (Niedersachsen), den er bei dieser Gelegenheit vertrat. Die Erzkämmererwürde zu Brandenburg bekleidete Markgraf Johann II. aus ascanischem Hause. Ottokar, der Böhmenkönig, war nicht auf dem Reichstage erschienen, aus Gründen, die wir kennen lernen werden.

Der Reichs-Untermarschall, Heinrich III. von Pappenheim, wurde von den Kurfürsten nach Basel gesendet; er sollte dem neuen römischen Könige, Grafen Rudolf von Habsburg, die Kunde seiner Erwählung überbringen. Doch den Burggrafen Friedrich trieb die Freude, dem Pappenheimer zuvorzukommen. Er brachte dem Grafen die Nachricht zuerst. Sie verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit in der Umgegend. Der Bischof von Basel brach in die grämlichen Worte aus: „Lieber Herrgott, sitz' fest auf Deinem Throne, sonst erklimmt Rudolf auch den!“ An die Fehde wurde nun nicht weiter gedacht; der König war nur da zum Schützen und Erhalten. Die Stadt Basel öffnete ihre Thore, empfing das neue Reichsoberhaupt mit freudigem Jubel, zahlte bereitwillig ihren Beitrag zu den Krönungskosten, und Friede und Einigkeit lös'ten die alte Zwietracht ab. Von Basel zog der neue König der Deutschen nach Frankfurt. Hier schlossen sich die Kurfürsten und viele schwäbische und rheinische Herren ihm an, und begleiteten ihn in die alte Krönungsstadt Aachen. Zwanzigtausend Kriegsleute und darüber schlossen den Zug, dessen bunter Strom in einer Länge von mehr als drei Meilen wogte. Zu Mainz überlieferte der Erzbischof die noch übrigen, seit Richard's Tode dort aufbewahrten Reichskleinodien. Dann ging es nach Aachen zur Krönung. Sie fand Statt den 24. October, im Angesichte einer ungeheueren Menschenmenge. Ueber zweimalhunderttausend sollen zugegen gewesen, mehr denn tausend im wilden Gedränge erstickt seyn.

Als üblichermaßen die Belehnungen ertheilt werden sollten, fehlte es an einem Scepter. Schon glaubte man, die Ceremonie werde unterbleiben müssen, als der König ein Crucifix vom Altare nahm, es küßte und mit den Worten: „dieses Zeichen, das der ganzen Welt Erlösung gebracht, kann wohl auch als Scepter gelten!“ die Belehnungen ertheilte.

Ein Ereigniß von tiefem prophetischem Sinne! Habsburg-Oesterreich's Scepter sollte gleich im Beginne sich auf das Innigste mit dem Kreuze vermälen, dem Zeichen des Heils und des Glaubens, und wie schon Rudolf's erste Handlung königlicher Gewalt sich unter dieses heilige Symbol stellte, so wurzelte seitdem Habsburg's Thron fort und fort in der höchsten Idee des

Christenthums, in der Gewalt der Majestät und der Demuth der Liebe. Nie haben Rudolf's erlauchte Nachkommen das heilige Zeichen aus der Hand gegeben, das ihnen der Ahnherr als Scepter vererbte.

Jubel und Freude erweckte König Rudolf's Erwählung im weiten deutschen Reiche, denn seine Kraft, sein weiser und gerechter Sinn waren Allen bekannt, und mit Recht hofften die Besseren von ihm, daß er der Räuberei und Willkür, der Unordnung und Zerrissenheit, die von Deutschland Besitz genommen, ein Ende machen werde. Des Kölner Bischofs wohlmeinendes Wort: „Rudolf sey gerecht, weise und muthig, und bei Gott und den Menschen beliebt," sprach zugleich die Ueberzeugung des gesammten Deutschlands aus. Doch war nicht Allen mit der wiederkehrenden Ordnung gedient. Ein schwacher König ohne Kraft und thätigen Einfluß, eine bloße Figur in den Reichsförmlichkeiten, wäre Vielen lieber gewesen, die in dem bisherigen Umsturz der Verhältnisse ihre Rechnung gefunden hatten. Die Redlicheren wünschten die Macht des Reichsoberhauptes aus Gründen anderer Art beschränkt. Die Herrschaft der Hohenstaufen hatte sie bedenklich gemacht, und so begegnete sich das Mißtrauen Derer, die es ehrlich meinten, mit den selbstsüchtigen Absichten der minder Reinen zufällig auf Einem Wege. Der neue römische König mußte sich daher eidlich verbindlich machen, ohne die Willebriefe der Kurfürsten künftig keine Reichsgüter zu veräußern. Auch wies die von ihnen beantragte Reform des römischen Reiches deutlich auf Zurückforderung der von Ottokar erworbenen deutschen Provinzen hin, dessen immer weiter um sich greifende Macht theils Eifersucht, theils Besorgniß erregen mußte.

Ottokar hatte zwar früher die römische Krone ausgeschlagen, weil sie ihm eher eine Schwächung, denn eine Vermehrung seiner schon bestehenden Macht und seiner gesammelten Reichthümer zu bedingen schien; aber die Wahl Rudolf's, eines Mannes von Kraft und Entschiedenheit, dessen mäßige Hausmacht ihn auf eine Vergrößerung derselben bedacht machen mußte, lag gleichwohl nicht in Ottokar's Plane. Da nun die vom Pfalzgrafen Ludwig ausgeübte Wahlstimme zwischen diesem und seinem Bruder, dem Herzoge Heinrich, noch streitig war, so ließen sowohl Letztere, wie auch der Böhmenkönig, sogleich eine Protestation gegen die getroffene Wahl einlegen, und Ottokar zog jetzt die Anerkennung des früher verschmähten Alfons vor.

Diese Spannung zwischen Ottokar und dem erwählten Reichsoberhaupte erfüllte die Unzufriedenen in den, Ottokar's Scepter unterworfenen Ländern, mit Freude und Hoffnung. Sie säumten nicht, den neuen römischen König zu Feindseligkeiten gegen Ottokar zu ermuntern, und versprachen alle mögliche Hilfe. Der unruhige Philipp von Kärnten stand dabei obenan, wenn auch Ottokar durch Uebertragung der obersten Verwaltung Kärntens den grollenden Gegner zu beschwichtigen versucht hatte. Philipp ruhte nicht, bis König Rudolf ihm Kärnten zu Lehen gab. Auch Ottokar's alter Feind, Boresch von Riesenburg, der vor zwanzig Jahren seinen Haß im Kerker gebüßt, aber in Ketten wie als freier Mann ihn ungeschwächt im Busen bewahrt, trat drohend dem Böhmenkönig entgegen. Arglist im Gemüthe, kehrte er zu Ottokar nur zurück, um unter dem Deckmantel der Treue seinem Opfer näher zu seyn. Den Gegnern Ottokar's trat auch der, seiner Schirmvoigtei untergebene Erzbischof von Salzburg, Herr Friedrich von Walchen, Graf von Leonberg, bei. Das von Ottokar's starker Hand oftmals gebeugte und verwundete Ungarn sah mit Ungeduld dem Tage der Vergeltung entgegen, und so überzeugt war es von dem Verderben des Feindes, daß der am ungarischen Hofe allvermögende Ban, Joachim Pectari, vom Könige Rudolf im voraus eine böhmische Provinz für sich ansprach.

So zog sich das Gewitter immer schwerer und dunkler über Ottokar's Haupte zusammen. Alles, was ihm drohte, sah er wohl nicht, und was er sah, mochte der muthige König nicht fürchten. Noch ruhte seine Hoffnung auf dem Papste Gregor X., dessen Huld ihm, dem immer gehorsam befundenen Sohne der Kirche, verbürgt schien. Der dringende Wunsch des Papstes, durch das auf den 1. Mai 1274 nach Lyon berufene Concilium die Christenheit zu einem neuen allgemeinen Kreuzzuge zu waffnen, mußte dem kriegerischen Ottokar neue Wichtigkeit in den Augen des römischen Stuhles verleihen. Doch des römischen Königs Willfährigkeit war dabei noch unerläßlicher, und dem Papste war daher das schwierige Ziel gesteckt, die beiden Könige, welche in Hauptsachen einander widerstrebten, durch Schonung und Vorsicht für einen gemeinsamen Zweck zu gewinnen, zugleich aber auch der Kirche bei dem deutschen Reichsoberhaupte diejenigen Rechte zu sichern, welche die Hohenstaufen mit so vieler Kühnheit und Hartnäckigkeit bestritten hatten. König Rudolf's Mäßigung kam dem Papste in letzerer Beziehung bereitwillig entgegen. Er sah ein, daß, wie Zeit und Verhältnisse sich

seitdem umgestaltet, Manches nachgegeben werden müsse, was frühere Kaiser in Beziehung auf Rom durch verderbliche Kämpfe durchzusetzen vermeint hatten. Der Friede seiner Völker däuchte ihm ein schönerer Gewinn, als die unzeitige Ausbreitung seiner eigenen Macht; darum ließ er durch seinen Bevollmächtigten, den Kanzler Otto, Propst von Speier, nicht nur dem Papste alle von den früheren Kaisern und Königen gemachten Schenkungen, namentlich auch die von Otto IV. und Friedrich II. ertheilten und dann zurückgenommenen, neu bestätigen; sondern auch in seinem Namen allen Ansprüchen auf die Städte und Gebiete von Bologna, Ravenna, Imola, Rimini, Urbino, die Mark Ancona &c. entsagen, und geloben, daß er die Papstwahl frei lassen und auf das sogenannte Spolien- und Regalien-Recht der Kaiser verzichten werde. Damit war der Papst zufrieden, doch verschob er die förmliche Anerkennung des Königs Rudolf noch drei Monate lang, hoffend, daß binnen dieser Frist Ottokar von seinen Einreden, Alfons der Castilier von seinen Ansprüchen abstehen werde. Dem Könige von Böhmen ließ er dringend anempfehlen, sich in dieser Streitigkeit der Entscheidung des apostolischen Stuhles zu unterwerfen, da das so lange ohne Oberhaupt gebliebene Reich eines kräftigen Lenkers gar sehr bedürfe. Dabei blieb der vorzunehmende Kreuzzug ein Hauptaugenmerk des Papstes, das ihm ein Ende aller Fehden unter den christlichen Fürsten und Herren zu doppelt unerläßlichem Ziele machte. Ottokar, begierig, die Gesinnungen des römischen Stuhles sich geneigt zu erhalten, zeigte sich willfährig; er versprach, den angetragenen sechsjährigen Frieden zu beobachten, und nach vier Jahren — denn solcher Frist bedürfe er zu gehöriger Rüstung — in Person mit der ganzen Fülle seiner kriegerischen Kraft zur Eroberung des heiligen Grabes auszuziehen. Nach geschehenem Kreuzzuge möge dann der Papst, durch die beizubringenden Urkunden unterstützt, zwischen dem Könige Rudolf und ihm entscheiden, bis dahin aber beiden Theilen den Frieden zur Pflicht machen. Auch wolle der Papst die im böhmischen Reiche und in Polen zu sammelnden Beiträge für den Kreuzzug, ihm zu seinen Rüstungen anheimstellen. Der Papst belobte Ottokar's Entschluß als eines christlichen Königs und Helden würdig; doch suchte er der unmittelbaren Entscheidung zwischen den beiden Königen sich zu entziehen, indem er mündlich, ohne schriftliche Vollmacht, den Olmützer Bischof Bruno zu seinem stellvertretenden Schiedsrichter zwischen den Königen Rudolf und Ottokar machte. Ein solcher Schiedsmann konnte wohl

dem Letzteren, nicht aber dem Reichsoberhaupte und den Wahlfürsten genügen.

Die von den Reichsständen bei Rudolf's Erwählung deutlich beantragte Zurückforderung der von Ottokar erworbenen deutschen Provinzen, mochte dem römischen Könige diesfällige Maßregeln zur Pflicht; Ottokar's Trotz mochte Rudolf's Entschlüsse beschleunigen. Als daher Letzterer (4. August 1274) zu Hagenau dem Erzbischofe von Salzburg und den Bischöfen von Passau und Regensburg die Regalien reichte, sagte er ihnen die Rückgabe aller Besitzungen zu, die Ottokar in Oesterreich, Steiermark und Kärnten an sich gerissen; mit den Herren und Städten dieser Länder sollten sie berathen, wie solche an's Reich zurückzubringen wären. Später versprach er ihnen auch noch, daß sie und ihre Vasallen Alles, was sie den Anhängern Ottokar's entreissen würden, vorläufig für sich behalten, für jeden Verlust, der sie dadurch beträfe, entschädigt, gegen jede Verantwortung geschützt werden sollten. Ferner wurde auf König Rudolf's erstem Reichstage zu Nürnberg (19. November) von der Fürstenversammlung beschlossen: 1. Der römische König solle von allen, seit Kaiser Friedrich's II. Excommunication dem Reiche anheimgefallenen Gütern Besitz ergreifen, eine Maßregel, welche sämmtliche Verleihungen und Handlungen des Königs Richard der Giltigkeit beraubte; 2. jeder Vasall, der binnen Jahr und Tag die Belehnung über seine Herrschaften nicht einhole, solle derselben verlustig seyn; 3. der Pfalzgraf sey Richter, wenn der König Rechtsfragen gegen einen Vasallen stelle; 4. daher habe der Pfalzgraf Ludwig den König von Böhmen, der über Jahr und Tag seit König Rudolf's Krönung die Belehnung weder angesucht, noch empfangen, auf den 23. Januar 1275 nach Würzburg vor sein Gericht zu laden, und es genüge dabei die Publicirung des Vorladungsschreibens in den zunächst bei Böhmens Gränzen gelegenen Städten der Oberpfalz.

Wohl sprach sich in diesen Beschlüssen eine nicht geringe Eifersucht und Bitterkeit der deutschen Stände gegen den mächtigen und reichen Ottokar aus, und dieser sah gar deutlich, wie all' diese Verfügungen ihm nach seinen Kronen und Gütern zielten. Von der Vorladung nahm er keine Notiz; dagegen hauchte er seine ganze Empfindlichkeit in ein Schreiben, das er am 9. März 1275 an den Papst richtete. Er habe, schrieb er, sich dem Ausspruche des vom Papste beauftragten Schiedsrichters zu unterwerfen alle Willfährigkeit gezeigt, nicht so sein Gegner, der ihn in seiner Ehre und seinem Besitzthume feindselig

angreife, der Kläger und Richter in einer Person, und Männer zu Richtern verordne, die noch mehr, als er selbst, Partei in der Sache seyen, und von denen alle gehäßigen Einschläge gegen ihn ausgingen. Der Papst möge den Gewählten von so unbilligem Verfahren abmahnen, und auf Beobachtung des vom Concilium anempfolenen, sechsjährigen allgemeinen Friedens dringen. Nicht die Furcht lasse ihn solche Bitte thun, denn mit Gottes Hilfe werde er der Macht seiner Gegner zu begegnen wissen; aber die Sache des heiligen Grabes, des beschlossenen Kreuzzuges wolle er nicht darunter leiden sehen. — Den Kreuzzug betrieb Ottokar mit allem Eifer; doch gebot er, bis jene übrigen Streitigkeiten entschieden seyn würden, mit Abführung der für den Zug in seinem Lande gesammelten Beiträge außer Landes, inne zu halten. Auch zog er durch eine Gesandtschaft an Bendocdar, den mächtigen Sultan von Babylon und Egypten, Nachricht über die Zustände in Palästina ein, um durch genaue Kenntniß der Dinge sein Uebergewicht zu behaupten.

Den Papst hielten Hochachtung für Rudolf's große Eigenschaften und zugleich wohlbegründete Vorsicht von entscheidender Einmischung ab; er sah ein, daß das Reich, zu seinem und der Kirche Heile, in seiner durch Rudolf verjüngten Kraft mehr unterstützt, als beirrt werden müsse. Auch nahm des römischen Königs frommer Sinn ihn noch besonders ein. Für Ottokar hatte er sonach keinen anderen Beistand, als Ermahnungen, sich mit dem Könige Rudolf friedlich zu vertragen. Dies war freilich nur durch bereitwillige Abtretung der für das Reich angesprochenen Länder möglich, und ein solcher Schritt lag nicht in Ottokar's Sinne. Immer näher schloß sich der römische Stuhl der Sache des römischen Königs an, und zweimal wurde Rudolf durch den Papst vor den Anschlägen Ottokar's und seines Anhangs in Italien gewarnt, wo freilich der Einfluß des eroberungslustigen Ottokar dem römischen Stuhle gefährlicher däuchen mochte, als jener des römischen Königs, der den Papst wegen Italiens ausdrücklich beruhigt hatte. Am 2. Mai 1275 schrieb der Papst an Ottokar: er wolle zwar den Frieden zwischen ihm und dem Könige Rudolf noch vermitteln, hoffe auch, daß Letzterer die Vermittelung annehmen werde; doch dürfe und wolle er die Reichssatzungen nicht ändern und den König Rudolf nicht verhindern, zu fordern, was dem Reiche gehöre.

Den Reichstag zu Augsburg (15. Mai 1275), auf welchen Ottokar abermals vorgeladen worden, beschickte dieser zwar durch Abgeordnete; doch vergrößerte dies nur den Bruch. Sein Gesandter, der Bischof Bernhard

von Seckau, begann hier am unrechten Orte gegen die Richtigkeit der Wahl Rudolf's, und von dem früher gegen denselben verfügten, nicht förmlich zurückgenommenen Kirchenbanne zu sprechen. Da er sich dabei der lateinischen Sprache bediente, so fiel ihm der König Rudolf in's Wort: er möge lateinisch reden unter Priestern, hier vor und mit ihm aber deutsch, damit Deutsche es verstünden. Sein Einwurf brachte den vorher zurückgehaltenen Unmuth der versammelten Reichsfürsten ob des Bischofs Hindeutungen auf den Kirchenbann und die Unrichtigkeit der Wahl, zum Ausbruche. Der jähzornige Pfalzgraf war nahe daran, Hand an den Sprecher zu legen; doch der König wehrte dem hitzigen Manne und ließ am anderen Tage die Gesandtschaft sicher an Böhmens Gränzen zurück geleiten.

Dieser Vorfall und die fehlgeschlagene Hoffnung auf den päpstlichen Beistand, riß Ottokar über die Gränzen der vorher bewiesenen Mäßigung hinaus. In einer öffentlichen Protestation appellirte er von dem Papste, den er parteiisch nannte, an ein künftiges Concil, und brach alle Verbindung mit dem römischen Stuhle ab. Jetzt konnten gewaltsame Entscheidungen nicht mehr ausbleiben.

Von Seite des Reiches wurde der Burggraf Friedrich von Nürnberg als Herold an Ottokar gesendet, ihm zu melden, daß über ihn, als ungehorsamen Reichslehensfürsten, durch das Urtheil der Stände die volle Reichsacht ausgesprochen worden, und daß er aller seiner Würden, Rechte und Besitzungen im Reiche, folglich auch des Erbes von Böhmen und Mähren, verlustig erklärt sey. Doch gestattete ihm der König Rudolf, die Reichssatzungen ehrend, Jahr und Tag, binnen solcher Frist durch geeignete Gründe die Acht zu lösen, und die Entscheidung seiner Sache von einem neuen Reichstage zu erwarten. Ottokar soll heftige Antwort gegeben, sich auf die Befehle und Aufträge verschiedener Päpste berufen haben, auf deren dringendes Flehen er die erworbenen Lande durch vierundzwanzig Jahre gegen die Horden der Ungarn, Kumanen und Tataren vertheidigt habe, mit seinem und seiner Unterthanen Herzblute, so daß der Besitz der also geschirmten Güter ihm von Gott und Rechtswegen gebühre. Auch auf sein, durch König Richard's Belehnung erlangtes Recht mochte er sich berufen, lauter Gründe, deren Giltigkeit das Reich anfocht, und so ritt der Reichsherold wieder davon, ohne daß die Aussichten friedlicher geworden waren.

Ottokar ließ seinen Gegner ungekränkt ziehen; aber jetzt galt es, dem heranbrausenden Gewitter mit aller Kraft zu begegnen. Seiner Vasallen und

Untergebenen viele wankten in ihrer Treue, manche trugen ihren Haß offen zur Schau. Das wußte er; darum war sein Sinn darauf gerichtet, zu schrecken und zu ermuntern, je nachdem die Gesinnungen für oder gegen ihn waren. Schon zählte König Rudolf in des Böhmenkönigs Landen einen starken Anhang; Viele hielten ihm ihre Burgen geöffnet. Nur der Bischof von Seckau hielt unerschütterlich zu Ottokar. Schon im December 1274 kam Ottokar in Person nach Oesterreich, die Treuen zu bestärken, die Wankenden zu stützen, die Abtrünnigen zu zerschmettern. Feuersbrünste verheerten im kommenden Frühjahre die Wiener Stadt. Ottokar sprach sie, denn sie war durch fünfundzwanzig Jahre ihm unverbrüchlich treu gewesen, auf volle fünf Jahre frei von allen Steuern und Strafgeldern; schenkte den Bürgern zur Beihilfe einen Wald; hob, ebenfalls auf fünf Jahre, alle Handwerker-Innungen oder Zünfte, mit alleiniger Ausnahme der Münzgenossen, auf, wodurch den Bürgern ungehinderte Erlaubniß ward, sowohl die Eßwaaren herbeizuschaffen, als auch andere Handelsartikel zu führen, und schrieb einen öffentlichen Jahrmarkt auf sechs Monate aus, auf welchem Alles, je nachdem es den Bürgern nützlich und frommend scheinen mochte, verkauft werden durfte. Er erweiterte die theilweis eingeäscherte Stadt und machte sie, bei dem bevorstehenden harten Kampfe, durch neu angelegte Festungswerke wehrhaft. So suchte Ottokar, für die hereinbrechende Fehde, Menschen und Mauern zu befestigen, und während er in Oesterreich die Einwohner durch Vortheile an sich zog, thürmte er zugleich Wälle und Steine um sich auf, um Lebendes und Todtes zu seiner Vertheidigung zu gewinnen. Den Steyrern gab er in Milota von Diedicz einen neuen Landeshauptmann. Er erstieg und brach die Burgen der Anhänger König Rudolf's, und nahm ihre Kinder zu Geiseln; der Adel und der Clerus mußten ihm neuerdings Treue zuschwören. Den Erzbischof von Salzburg, dessen er bisher geschont, hoffend, ihn für sich zu bekehren, lud er nach Oesterreich zu Zwiesprach und Verhandlung. Der erschien, versicherte aber vorher noch den römischen König seiner unwandelbaren Treue. Als er jedoch sich unbeugsam zeigte, ließ Ottokar ihn als Feind behandeln. Milota von Diedicz fiel in das salzburgische Gebiet ein, nahm Friesach, verheerte mehre Plätze, und schädigte das Erzbisthum um 40,000 Mark. Das schreckte Alle, welche in der Treue zu Ottokar gewankt, oder sich ihm feindselig erwiesen; der Groll ob des erlittenen Verlustes wurde verbissen, sie heuchelten Reue und Unterwerfung, und der Erzbischof schien von allen Seiten verlassen. Doch

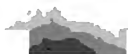
war es nur Furcht, was die Gemüther beugte; innerlich wüthete der Haß gegen Ottokar nur um so verderblicher, und wartete seiner Zeit, um hervorzubrechen. Der Boden unter Ottokar höhlte sich, ohne daß er es ahnete. Vergebens suchte er das mächtige Ungarn in sein Interesse zu ziehen. Dort hatte König Rudolf's Einfluß schon gesiegt, indem derselbe den minderjährigen König Ladislaw und dessen Bruder, den Herzog Andreas von Slavonien, zu Söhnen aufnahm, eine damals übliche Form enger Verbindung, und zugleich Letzterem eine seiner Töchter verlobte, auch den ungarischen Magnaten alle Vortheile verhieß, welche das deutsche Reich nur füglich gewähren könne. Am längsten hielt der Herzog Heinrich von Baiern bei Ottokar aus. Er ertrug sogar die deshalb über ihn verhängte Reichsacht. Doch endlich zogen Drohungen und Versprechungen auch ihn zur Reichspartei zurück; er huldigte dem römischen Könige und empfing von ihm die Lehen. Seinem Sohne Otto gab Rudolf seine Tochter Katharina zur Ehe, und als Unterpfand für den Brautschatz das Land ob der Enns. Die furchtbare Majestät der römischen Königsgewalt schreckte und lähmte die Uebrigen. Selbst von seinen alten Bundesgenossen, den Markgrafen von Meissen und Brandenburg, durfte Ottokar sich nur den negativen Vortheil der Neutralität versprechen; nur einige Herzoge des, in kleine Herrschaftsgebiete zerklüfteten Schlesiens versprachen Hilfstruppen; die in der Lombardie für Ottokar bestimmte Partei wollte nicht früher öffentlich auftreten, bevor der Böhmenkönig sich bereits kriegerischer Erfolge zu rühmen habe.

So mißlich standen mit einem Male des mächtigen Ottokar's Angelegenheiten, und jetzt zeigte sich, daß an seiner Herrschaft häufig die Furcht mitgebaut hatte, die nun, sich ermannend, das stolze Gebäude der Macht ohne festen Halt zurückließ. Doch wie Ottokar mit dem Hasse, so hatte Rudolf mit der Trägheit und Unlust seiner Lehensmänner zu kämpfen. Die alten Reichssatzungen hatten, wenn nicht den Namen, doch ihre Natur geändert; unter schwachen oder zwiespaltigen Regierungen hatte der Heerbann, jenes strenge Mittel der Reichseinheit, seinen Einfluß verloren; ihm gehorchte nur noch, wer bei dem Kampfe seine Rechnung zu finden hoffte. Die schwäbischen Grafen weigerten dem Reichsoberhaupte mit trotziger Gleichgiltigkeit ihren Beistand, und Andere verstanden sich höchstens zum Scheine der Thätigkeit, oder sie beriefen sich darauf, daß, nachdem sie das Kreuz genommen, sie jedes weiteren Waffendienstes und jeder anderen Gerichtsbarkeit, außer jener

des heiligen Vaters, enthoben wären. Nur seine, in solchem Verhältnisse geringe Hausmacht und einige Getreue und Freunde standen dem Könige Rudolf zur Verfügung, und mit so unscheinbaren Mitteln sollte er dem gewaltigen, so oft siegreichen Ottokar gegenübertreten. Alles stand auf dem Spiele; denn gelang es dem Reichsoberhaupte nicht, die ausgesprochene Acht durch schnelle und entscheidende Unterwerfung des Widerstrebenden zu bethätigen, erlitten die Reichswaffen eine Niederlage, so war vorauszusehen, daß alles heimliche Mißvergnügen, welches durch Rudolf's Kraft bisher niedergehalten worden, sich keck und hartnäckig wieder erhob, und um die Würde des Reiches, um den ehrfurchtgebietenden Zauber des deutschen Königthumes war es dann auf lange geschehen. Doch Rudolf's sicherer Blick bemächtigte sich der Gefahr um so sicherer, je weniger er sie verkannte. Schnelles, überraschendes Handeln mußte den Mangel ausgiebiger und nachhaltiger Mittel ersetzen, und dieselbe Gewandtheit, die den Grafen von Habsburg so häufig zum Sieger über das beharrliche Basel und über andere Gegner im Schweizerlande gemacht, sollte jetzt auch dem Könige von Deutschland den Sieg über den mächtigsten und furchtbarsten aller Gegner erringen.

Mit List mußte begonnen werden, was mit Ausdauer durchgeführt werden sollte. König Rudolf entwarf den Plan, die Lande des Gegners gleichzeitig von verschiedenen Seiten anzugreifen, und so dessen Macht zu theilen. Vorerst sollte der Burggraf von Nürnberg die Gränzburgen und Päße Böhmens, die seinem Gebiete zunächst lagen, in seine Gewalt zu bringen trachten. Der König selbst und der Pfalzgraf Ludwig wollten dann vom Rheine her mit der Hauptarmee über Nürnberg und Eger in Böhmen einbrechen und auf Prag losgehen. Kärnten, Krain und Steyermark sollte der Graf Mainhart von Tirol besetzen, Rudolf's ältester Sohn, der Graf Albrecht, zu der Heermacht des Erzbischofs von Salzburg stoßen, und von dort aus in Oberösterreich vordringen. Der Ungarnkönig Ladislaw hatte sich verpflichtet, Niederösterreich mit einem Heere zu überschwemmen, und leichtes Kriegsvolk durch Mähren nach Böhmen vorzurücken. Von Nürnberg aus, wo der König Rudolf sich in den letzten Tagen des Monats August (1276) aufhielt, führte derselbe seine Truppen vorwärts bis Amberg. Als aber nun auch der Herzog von Baiern zu ihm überging, schwenkte er unerwartet aus Franken und Oberpfalz nach der Donau ab, stand schon am 15. September im Lager am Isarflusse, und fiel von da aus am 24. über Passau in

Oberösterreich ein. Diese überraschenden Wendungen verrückten Ottokar's Kriegsplan gänzlich. Der Treue des baierischen Herzogs Heinrich zu unbedingt vertrauend, hatte er den Hauptpaß seines Reiches, das obere Donauthal, zu decken für überflüssig gehalten, nur in die festen Plätze Besatzungen gelegt, so daß, als jener Bundesgenosse von ihm abfiel, dieser ganze Landstrich seinen Gegnern offen stand. Er hatte mit Zuversicht vermeint, der erste und heftigste Stoß der feindlichen Macht müsse Böhmen treffen, sein Heer deshalb auf der Hochebene bei Tepl aufgestellt, von wo er die Pässe von Taus und von Eger mit schützender Hand umfaßte. Nun aber sah er Böhmen weit vom Kriegsschauplatze weggeschleudert; denn Rudolf drang mit seiner Hauptmacht ungehindert in Oesterreich vor, und die Plätze Linz, Wels und Steyer, welche Ottokar durch Heinrich von Baiern geschirmt wähnte, begann ebenderselbe jetzt für Rudolf zu erobern; während im Süden der Graf Mainhart von Tirol sich ohne Widerstand ausbreitete. Mit dem Könige Rudolf zogen viele geistliche und weltliche Reichsstände; auch der ruhelose Geist des Unfriedens, Philipp von Kärnten, hatte nicht auf sich warten lassen. Die Großen und Mächtigen in Steyermark und Kärnten, so die Grafen Ulrich von Heunburg und Heinrich von Pfannenberg, dann die Herren Wulfing von Stubenberg, Herrand von Wildon, Hartneid von Stadecke, Otto von Liechtenstein und noch Andere hatten beim Vordringen des Reichsheeres sich für den römischen König verbündet, und thaten seinen Truppen alle Pässe und Festungen auf. Nur in Graz erwehrte sich Milota von Diedicz, der Landeshauptmann der Steyermark, ausdauernd und unerschrocken der feindlichen Uebermacht. Die Reichsacht und der Kirchenbann, womit der Erzbischof von Salzburg Alle bedrohte, welche dem Böhmenkönige Beistand und Gehorsam leisten würden, schüchterte die übrigen Anhänger Ottokar's ein. Die festen Plätze Enns, Ybbs, Tuln, ergaben sich ohne Schwertstreich. Am 17. October erschien Rudolf's Vortrab in der Ebene vor Wien. Doch diese Stadt, vor Allen ihr Bürgermeister, der thatkräftige Rüdiger Paltram, war dem Könige Ottokar eifrig ergeben. Er hatte die Stadt Wien bedeutend erweitert, sie oft durch Feste und prächtige Bauten verherrlicht, in Tagen der Noth sie aufgerichtet und ihr Hilfe gebracht. Hatte er anderwärts Furcht gesäet und Haß geerntet, so sollte ihm hier aus der Saat des Wohlthuns die Frucht der Treue reifen. Vergebens ward Wien von dem Reichsheere aufgefordert; die Bürger achteten nicht des Mangels und des Dranges der



Belagerung, und Paltram schürte unermüdet die Flamme des Muthes, wie enge auch die Stadt eingeschlossen, und alle Zufuhren abgeschnitten wurden. Wie auf Wien, so bauete Ottokar hauptsächlich auch auf das befestigte Klosterneuburg, das ein starker Thurm, wegen seines engen Zugangs die Hundskehle genannt, kräftig wahrte. Diese Burg sollte Ottokar's Uebergang über den Strom decken, wenn er Wien zu Hilfe kommen würde. Aber eine gelungene List des Gegners beraubte ihn dieses Stützpunktes. Ottokar hatte seinen österreichischen Landeshauptmann, den Bischof Bruno, abgesendet, daß er die Besatzung in Neuburg zu fernerem kräftigen Widerstande ermuthige und die weiteren Plane des Feldzuges, besonders des Donauüberganges, bespreche. Vergebens ließ der Pfalzgraf Ludwig dem Abgesandten auflauern; der Bischof wurde gewarnt und entging der Gefahr. Da näherte sich der Pfalzgraf, den mißglückten Anschlag durch einen neuen verbessernd, den Mauern Neuburgs, gab vor, ein Begleiter des Bischofs Bruno zu seyn, und begehrte Einlaß. Die getäuschten Wachen ließen die Brücke herab, schnell sprangen die Krieger herbei, die der Pfalzgraf in der Nähe verborgen, bemeisterten sich des Eingangs und überrumpelten den Platz. Der Verlust dieser Feste schlug dem Könige Ottokar eine schwere Wunde. Seinen Gegnern fielen dadurch Vorräthe auf zehn Tage in die Hände, und Wien war völlig blosgestellt. Schon an vier Wochen trotzte diese Stadt der Belagerung; eine Burg innerhalb und vier Burgen außerhalb der Mauern deckten sie mit einem steinernen Harnische, doch dem Mangel und dem Hunger war damit nicht geholfen. Rudolf drohte alle umliegenden Weinberge zu zerstören, die Landhäuser in Asche zu legen, und nicht eher von der Belagerung abzustehen, bis die bittere Noth die starren Thore öffne, wo dann eine allgemeine Plünderung den bewiesenen Trotz züchtigen solle. Diese Kunde versetzte die Bürger in Schrecken und Verzweiflung; auf dem Freithofe zu St. Stephan vor des Bürgermeisters Hause rotteten sie sich zusammen; sie wollten ihn und die Seinigen umbringen, wenn er die Stadt nicht übergäbe und der Noth ein Ende machte. Aber auch das vermochte Paltram's eiserne Treue für Ottokar nicht zu beugen. Kuno, der einstige Münzmeister, und der Stadtrichter, Konrad der Kreisler, standen mit ihrem Anhange ihm bei; sie verlangten und erhielten Frist zur Berathung von dem tobenden Haufen. Boten des Bürgermeisters eilten noch in der Nacht zu Ottokar, in ihn dringend, ob und wann er der Stadt Entsatz bringen könne, mit deren Fall ihm alle Lande bis zum Meere verloren gehen würden. Immer

stärker schwoll das Heer der Belagerer. Der Graf von Tirol führte demselben noch Truppen aus Kärnten, Krain und Steyer zu. In allen diesen Ländern wurden die böhmischen Voigte und Truppen durch die für Rudolf Verbündeten aus den Burgen und Plätzen vertrieben und die Herrschaft des Reiches hergestellt. Milota von Diedicz suchte vergebens Graz noch länger für Ottokar zu halten; die Bürger fielen, auf die Nachricht von Rudolf's Vordringen in Oesterreich, von ihm ab, sie nöthigten den Landeshauptmann zur Flucht und übergaben Schloß und Stadt. Aus Ungarn gelangte an König Rudolf die frohe Botschaft, daß zahlreiche Ungarn und Kumanen gegen Haimburg, andere Abtheilungen an die March vorrückten, des Winkes gewärtig, die Gränze zu überschreiten. Dagegen kam von Ottokar entmuthigende Kunde nach Wien. Paltram sah die Unmöglichkeit ein, die Stadt länger zu halten; im Einvernehmen mit den Bürgern sendete er Abgeordnete an den römischen König: wenn die alten Freiheiten und Privilegien Wiens bestätigt würden, so wolle man die Thore öffnen. Doch schon zu sicher stand Rudolf's Sieg, als daß er nöthig gehabt hätte, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen.

Als Ottokar erfuhr, welch' unerwarteten Weg Rudolf's Waffen eingeschlagen, führte er sein Heer aus dem Lager von Tepl auf beschwerlichen Pfaden durch den Pilsener-, Prachiner- und Bechiner-Kreis, über die rauhen Höhenzüge und durch das Wälderdickicht des böhmischen Gränzlandes, gegen Oesterreich vor. Die Hoffnung, sich noch zu rechter Zeit zwischen die Heere der Deutschen und der Ungarn eindrängen und ihre Vereinigung, zu Gunsten des belagerten Wiens, hindern zu können, hatte er bereits aufgeben müssen; darum machte er bei Drosendorf an der Thaya Halt, trachtend, von hier aus mit einem Arme Mähren zu schützen, mit dem anderen die Feinde auf dem österreichischen Boden in Furcht zu erhalten. Da schlug die Schreckenskunde von dem Falle Klosterneuburgs seine letzte Hoffnung nieder, und wie ein Unglück selten allein kommt, so war gleichzeitig in seinem Stamm- und Erblande Böhmen ein gefährlicher Aufstand gegen ihn ausgebrochen. An der Spitze des Aufruhrs standen die Riesenburge und das ganze Geschlecht der Witkowecze, darunter die Linien von Rosenberg, von Krumau, Neuhaus, Wittingau, Gratzen, Lomnicz, Pribenicz, Pilgram, unter des Hauses Oberhaupte, Herrn Zawisch von Rosenberg, mit ihnen viele mächtige Herren und Edle, welche die Gefahr ihres Königs benutzten, sich gegen ihn rebellisch zu erheben. Das brach Ottokar's stolze Kraft; das Verlorene war nicht mehr zu

retten, er konnte nur noch eilen, das Gebliebene zu wahren; blos 20,000 Mann führte er mit sich, der Gegner Anzahl war ihm wohl fünffach überlegen. Heftig sträubte sich sein muthiger Sinn, nachzugeben. Da ward ihm die Kunde, König Rudolf habe eine Schiffbrücke zu schlagen begonnen, und sey entschlossen, ihm zu einer Entscheidungsschlacht entgegen zu ziehen. Das gab den Ausschlag. Ottokar sendete seinen Rathgeber, den Bischof Bruno, in das Lager des römischen Königs, einen Waffenstillstand zu erwirken und Friedensvorschläge zu machen. Von beiden Seiten traten Bevollmächtigte zusammen; den Bischof Berchthold von Bamberg und den Pfalzgrafen Ludwig stellte der König Rudolf; den Böhmenkönig vertraten der Bischof Bruno von Olmütz und Otto, Markgraf von Brandenburg. Sie brachten am 21. November 1276 im Lager vor Wien folgende Friedensbedingungen zu Stande: Reichsacht und Kirchenbann, die über Ottokar und sein Reich verhängt worden, sind aufgehoben; in die Versöhnung der beiden Könige werden auch die Anhänger und Unterthanen Beider eingeschlossen; die denselben im Kriege entrissenen Güter werden zurückgegeben; König Ottokar entsagt allen Ansprüchen auf Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau; alle Geiseln, Gefangene und Burgen werden von beiden Seiten frei gestellt; vom römischen Könige erhält Ottokar, für sich und seine Nachkommen, die Belehnung mit Böhmen, Mähren und allen Lehen, welche seine Vorfahren und er bisher vom Reiche besessen; König Rudolf's Sohn, Graf Hartmann von Habsburg, wird mit König Ottokar's Tochter, Kunigunde, vermält, als deren Heiratsgut der König von Böhmen Alles abtritt, was er in den österreichischen Ländern zu Eigen oder zu Lehen an sich gebracht, und fällt Solches dem Reiche zu 40,000 Mark Silbers anheim; König Ottokar's Sohn, Wenzel, vermält sich mit einer Tochter des Königs Rudolf, und als Heiratsgut derselben wird das Land Oesterreich im Norden der Donau, mit Ausnahme der Städte Krems und Stein, im Schätzungswerthe von 40,000 Mark Silbers, der Krone Böhmen zu Pfand überlassen; die Stadt Wien mit ihrem Bürgermeister, Rüdiger Paltram, und Rathssecretär Konrad, wird vom römischen Könige in Gnaden aufgenommen, aller über sie verhängte Bann widerrufen und ihre Stadtrechte bestätigt; alle unter König Ottokar's Patronate in den abgetretenen Ländern angestellten Kirchengeistlichen verbleiben im ungekränkten Genusse ihrer Pfründen; der König von Ungarn wird in den Frieden mit eingeschlossen, alle gegenseitigen Eroberungen von

Böhmen und Ungarn werden zurückgestellt, die früheren Gränzen beider Reiche beibehalten.

Nach diesem Friedensschlusse hielten beide Könige auf einer Donauinsel Zusammenkunft und Unterredung. Dann fügte sich Ottokar (26. November) der schweren Pflicht, in Rudolf's Lager vor Wien, mit düsterer Stirn und königlicher Pracht die Knie vor dem schlicht und einfach gekleideten Reichsoberhaupte zu beugen, den Huldigungseid zu schwören, und die Belehnung zu empfangen für sein Stammerbe Böhmen und Mähren. Im Angesichte seiner bittersten Feinde mußte Ottokar vor Dem knieen, den er anzuerkennen so lange sich geweigert. Die Sage, daß die Belehnung ohne Zeugen, in einem geschlossenen Zelte vor sich gegangen, und daß Ottokar's Feinde die Zeltwand plötzlich hätten fallen lassen, um den stolzen Knieenden den Blicken Aller preiszugeben, ist längst widerlegt. Nachdem Wien dem römischen Könige die Thore geöffnet, enteilte Ottokar dem Schauplatze seines Verlustes, seiner Demüthigung, um den Schmerz der stolzen Seele hinter den Mauern seiner heimischen Städte zu verbergen. Doch trug er sein Mißgeschick mit Würde und hochsinniger Fassung. „Es ziemt sich uns nicht" — schrieb er seiner Gemalin, da sie den Verlust mit so vielem Blute erworbener Länder zu bitter beweinte — „uns der Trauer und weibischen Klagen hinzugeben, sondern mit Gleichmuth unser Schicksal zu ertragen, damit die königliche Majestät nicht Unfällen zu erliegen scheine und schadenfrohen Feinden keine Blöße zeige."

Zu jäh war die Kluft, welche den glückverwöhnten Ottokar plötzlich von seiner reichen Vergangenheit, von seiner noch mehr versprechenden Zukunft trennte, als daß ein Geist, wie der seine, den Trost der Entsagung hätte finden können. Auch war, nachdem alle Verhältnisse auf einer Spitze gestanden, der Friedensschluß mit betäubender Eilfertigkeit vor sich gegangen. Späteres Besinnen mußte den ungeheuren Verlust erst erkennen, und die Frage entstehen lassen, ob nicht auch zu geringeren Opfern der Preis des Friedens zu erhalten gewesen wäre. So in einem Gemisch von Zorn und Reue, gehöhnt von triumphirenden Feinden, die unter ihm standen, gestachelt durch bald stummen, bald lauten Vorwurf von einer liebeleeren Gattin, deren oberflächliches Empfinden mit dem Rausche des Glückes völlig verflogen war und ihm seine Niederlage mit jedem Augenblicke grausam erneute, — lebte König Ottokar ein quälendes Daseyn. Je mehr eine Bedingung des Friedens nach der anderen in Vollzug gesetzt wurde, desto trostloser erschien ihm seine Lage; die

Verwirklichung zeigte ihm erst Alles, was er zugestanden, und worauf er verzichtet. Dazu kam noch der nagende Unmuth über getäuschtes Vertrauen; seine nächsten Vasallen, die Hüter seines Thrones, hatten ihn in seiner schlimmsten Stunde verlassen und verrathen, und er mußte, durch Umstände gebunden, vielleicht noch säumen, die ganze Wucht seines königlichen Zornes auf die Häupter der Schuldigen und Strafwürdigen niederfallen zu lassen. In der vollen Freiheit ihrer Gewalt wird die Gerechtigkeit nie das Maß der Strafe überschreiten, doch gefesselt und in ihrem Richteramte aufgehalten, holt sie den Zeitverlust oft durch Grausamkeiten ein, und wenn, was jedoch gegründeten Zweifeln unterliegt, Ottokar sich im Strafen dann wirklich hart und übereilt erwiesen hätte, so kann dieser menschliche Grund ihm wohl zur Entschuldigung dienen.

Vorauszusehen war, daß der unter so drängenden Umständen abgeschlossene Friede gar bald durch Mißverständnisse und Irrungen getrübt werden mußte. Wenige Monate später (im December) fand sich Ottokar schon bewogen, dieserhalb dem Könige Rudolf ausführlich zu schreiben, um manche wichtige Punkte nachzuholen, die bei ihrer letzten Zusammenkunft im Drange des Augenblicks unerörtert geblieben. Er deutete in seinem Briefe auf Widersacher, die ihm alle Hoffnung rauben möchten, die Gnade des Reichsoberhauptes wieder zu erlangen. Er wiederholte das Versprechen, alle zugestandenen Artikel des Friedens getreulich zu erfüllen. Zwar wolle er die Stadt Eger, die zum Brautschatze seiner seligen Mutter gehört, ausliefern; doch baue er sowohl hinsichtlich dieser Stadt auf König Rudolf's Güte, als er auch überzeugt sey, daß derselbe sein Recht auf die Festungen und Schlösser im Egergebiete, die er durch Kauf an sich gebracht, nicht kränken werde. Die Städte, in deren Besitze er gewesen, habe er ohne Aufschub übergeben; nur Eger und Haimburg seyen noch übrig. Er habe nicht gezweifelt, daß auch der römische König seinem Versprechen genau nachkommen und Alles auf den vorigen Stand zurückführen werde, was nach geschehenem Friedensabschlusse widerrechtlich verübt worden. Er erwarte von dem römischen Könige den Befehl, daß man ihm die Schlösser Berneck und Weikhardschlag zurückstellen werde, die ihm, ungeachtet des eingetretenen Friedens, feindselig entrissen worden. Auch erwarte er Ersatz für die Plünderungen, die nach dem Frieden in Mähren verübt worden, um so mehr, da er, damals noch an der Spitze seines versammelten Heeres, die Plünderer leicht hätte vertreiben

können, und dies nur unterlassen, um durchaus jeden Schein eines Friedensbruches zu vermeiden. Auch sey der, seinen Kanzler Ulrich betreffende Friedensartikel nicht beobachtet worden, indem man jenem die Pfarre Wien entrissen habe, in deren Besitze derselbe, nach dem Laute der Urkunde, geschützt werden müsse ꝛc. — Einen ähnlichen Brief schrieb Ottokar an den Herzog Heinrich von Baiern, bittend, derselbe möge bei dem römischen Könige dahin wirken, daß er über die angeführten Punkte die ihm zustehende Genugthuung erhalte.

Aus dem Briefe scheint hervorzugehen, daß durch fremde Einmischung einzelne Artikel des Friedensvertrages zum Nachtheile des Böhmenkönigs hingehalten oder umgangen werden mochten. Wie wenig auch König Rudolf's biederer und gerechter Sinn Solches billigen mochte, so war es, bei den zahllosen Sorgen und Verrichtungen, die auf ihm, dem Reichsoberhaupte, lasteten, doch unmöglich, daß er überall selbst unmittelbar hätte eingreifen können. Er mußte sich auf die Gewissenhaftigkeit seiner Verbündeten und Vasallen verlassen; doch unter ihnen sproß Mißgunst und Groll gegen Ottokar, und nahm jeder Gelegenheit wahr, diesen zu benachtheiligen und zu verletzen. Auch banden dem römischen Könige, bei all' seiner Entschiedenheit und weisen Kraft, doch mancherlei Verhältnisse und Rücksichten die Hände, und verwehrten selbst seinem reinsten Willen, den früheren Gegner des Reiches so schnell in alle zugestandenen Rechte einzusetzen, als dieser fordern zu dürfen sich berufen hielt. In dem Friedensvertrage selbst lagen Zweifel und Widersprüche, die sich kaum einigen ließen und die buchstäbliche Vollziehung der Urkunde fast unausführbar machten. Ottokar hatte allen Rechten auf und in Oesterreich entsagen müssen, und gleichwohl sollte ihm der nördliche Theil davon um eine gewisse Summe als Pfandbesitz zufallen. Dieses Pfand ihm auszufolgen, stieß sich nun an zahllose Schwierigkeiten; denn wie konnte man die Einwohner, die sich gegen Ottokar aufgelehnt und denen das Reich für den an ihnen gefundenen Beistand doch Rücksichten schuldig war, unter die Herrschaft des beleidigten Königs zurückkehren lassen? Daß ferner, laut Ottokar's Klagen, sein Kanzler Ulrich die durch den Friedensvertrag ihm zugesicherte Pfarre zu Wien nicht erhalten hatte, davon trug der harte Sinn des Bischofs von Passau die Schuld; denn diesem stand von jeher das Recht zu, den Stadtpfarrer Wiens zu erneunen, und theils aus altem Groll gegen Ottokar, theils wohl auch aus einer gewissen Vorsicht, welche ihm die Berufung eines vertrauten Anhängers Ottokar's in einen so bedeutsamen Wirkungskreis bedenklich

erscheinen ließ, verweigerte er, sich jenes Rechtes zu begeben. König Rudolf aber, welchem im Kampfe gegen seinen mächtigen Feind die Geistlichkeit so großen und erfolgreichen Eifer bewiesen, konnte es nicht über sich gewinnen, den Bischof durch entschiedene Maßregeln zum Nachgeben zu nöthigen. Andererseits mochte auch Ottokar den Kreis der ihm zugefallenen Pflichten und Lasten eines Reichsvasallen mehr zu beschränken trachten, als es im Sinne der Reichsvertreter lag.

Nachbesserungen und Ergänzungen jenes Vertrages wurden unumgänglich nöthig. Dem Könige von Böhmen schien wirklich die Erhaltung des Friedens am Herzen zu liegen; auch war ihm Ruhe erforderlich zur Wiederbefestigung seiner Herrschergewalt in den böhmischen Landen, wo, während der Fehden gegen das Reich, Parteigeist und offener Aufstand das königliche Ansehen geschwächt hatten. Er sendete drei Bevollmächtigte, den Bischof Bruno von Olmütz, den mährischen Burggrafen von Böttau, Smil von Bielkow und den Kanzler Ulrich nach Wien, woselbst am 6. Mai 1277 ein neuer Vertrag zu Stande kam, in welchem weder einer Verpfändung des nördlichen Oesterreichs an Ottokar, noch der Verlobung des Grafen Hartmann mit Kunigunde von Böhmen mehr gedacht, wohl aber der, an König Ottokar's Sohn zu vermälenden Tochter König Rudolf's das ganze Egergebiet mit 10,000 Mark Silbers als Brautschatz zu Pfand verschrieben wurde, während das früher zugestandene Heiratsgut auf 40,000 Mark Silbers geschätzt gewesen war. Die Gränzen zwischen Böhmen, Mähren und Oesterreich wurden auf jenen Bestand hergestellt, in welchem sie zu den Zeiten der Herzoge Leopold und Friedrich von Oesterreich befunden worden.

Abermalige annähernde Schritte that Ottokar, als er im Juni 1277 der römischen Königin Anna brieflich Glück zu ihrer Ankunft in Wien wünschte, und sie um ihre Fürbitte bei ihrem Gemale bat, daß dieser ihm seine Gewogenheit schenke, wie er denn selbst Alles zu thun bereit, was dem Könige angenehm sey.

Neue Forderungen gegen Ottokar wurden erhoben hinsichtlich der Verhältnisse der Krone Böhmen zum römisch-deutschen Reiche, und wiederum gab der einst so unbeugsame Böhmenkönig nach. In den böhmischen Privilegien vom Jahre 1212 war ausgesprochen, daß Böhmens Könige nur zu solchen kaiserlichen Hoftagen berufen werden könnten, die in ihrer Nähe nach Nürnberg, Bamberg oder Merseburg ausgeschrieben würden; auch konnten die

Dienstleistungen Böhmens an das Reich, überhaupt nur in 300 Bewaffneten zur Römerfahrt bestehend, mit 300 Mark Silbers abgelöset werden. Nun aber wurde zu Prag, wohin König Rudolf seinen ältesten Sohn, den Grafen Albrecht, persönlich geschickt hatte, am 12. September 1277 ein neues Abkommen getroffen, welches die böhmischen Könige ganz neben die anderen Reichsfürsten stellte, sie zum Römerzuge in Person oder doch durch ansehnliches Gefolge verpflichtete, und dem Könige Ottokar nur ausnahmsweise als Gnade zugestand, daß ihm binnen einer, von dem Bischof zu Olmütz und dem Burggrafen zu Nürnberg zu bestimmenden (später auf ein bloßes Jahr festgestellten) Frist vom römischen Könige gestattet werden solle, von den Hoftagen auszubleiben. Uebrigens versprach König Rudolf, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen; keiner der beiden Könige sollte des Anderen Diener und Unterthanen, gegen dessen Willen, aufnehmen und hegen. — Doch auch diese wichtigen und überraschenden Zugeständnisse Ottokar's führten noch nicht zu dauerndem Einvernehmen. Der römische König schien der Ansicht zu seyn, einige Böhmen, die sich gegen Ottokar vergangen, in den Frieden mit eingeschlossen zu haben. Dagegen verwahrte nun Ottokar seine ober- und landesherrlichen Rechte in einem, am 31. October 1277 von Podiebrad aus an Rudolf erlassenen Briefe. Nie sey ihm in den Sinn gekommen, Eingeborene seines Landes in jenen Vertrag einzuschließen; er habe nur jenen von ihnen, die sich so unredlich gegen ihn aufgelehnt, aus königlicher Gnade bewilligt, daß sie, bis zur Bestimmung einiger zwischen dem römischen Könige und ihm noch schwebenden Artikel, in Frieden und unbelästigt bleiben sollten. Alle Punkte der Uebereinkunft seyen von ihm mit dem ausdrücklichen Vorbehalte beschworen worden, daß seine Unterthanen, sammt den Rechten seiner Länder, ihm ganz und ungetheilt verbleiben sollten. Er flehe die königliche Güte Rudolf's an, nicht auf die bösen Einflüsterungen seiner (Ottokar's) Feinde zu hören, die ihn und seiner Erben rechtliche Stellung zu untergraben suchten, und die althergebrachten Rechte der böhmischen Länder lieber mehren, als mindern zu wollen, da auch er, Ottokar, ein Mitglied jenes Reiches sey, das durch Schwächung seiner Glieder unmöglich an Stärke gewinnen könne.

Wie gemäßigt auch der Ton dieses Briefes war, in welchem König Ottokar offenbar nur dem Streben seiner mißvergnügten Barone nach Reichsunmittelbarkeit einen Damm setzen, und sich seine Rechte als Herr und oberster

Richter über dieselben sichern wollte, so wußten doch Ottokar's Feinde diesen Worten eine Deutung zu geben, welche die Empfindlichkeit des sonst ruhigen und gerechten Königs Rudolf erregte. Er fand sich durch dieses Schreiben, welches ihm in Haimburg zukam, beleidigt, ließ sich dessen Empfang durch die Bischöfe von Bamberg, Passau, Chiemsee und Seckau bescheinigen, als sey es ein Actenstück der Feindschaft, und aller friedliche Verkehr zwischen den beiden Königen erreichte damit wieder ein unvorhergesehenes Ende.

Ottokar's durch den Ausgang der früheren Fehde enttäuschtem Auge entging nicht, wie viel er bei einem abermaligen Kampfe auf das Spiel setze, und nur widerstrebend schritt er zu dem Aeußersten. Aber eine feindliche Zwischenpartei hatte sich gleichsam des Schicksals der Zeit bemächtigt, und machte es beiden Königen fast zur Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten. Es kommen Momente im Völkerleben, wo das Weltgeschick recht augenscheinlich seine geheimnißvolle Gewalt zu entfalten, und den alten, oft angefochtenen und doch immer wieder siegreich kundgewordenen Glauben an seine Unwiderstehlichkeit auf's Neue zu befestigen trachtet; wo Menschen und Geschlechter mit ihren Wünschen, mit ihren Sympathien in unerklärlichen Zwiespalt gerathen, und Alle, einem unsichtbaren Impulse folgend, gerade das thun, was keiner von Allen thun wollte, noch zu thun vermeinte. Auch der neue, der letzte große Kampf zwischen den beiden Königen war einer jener räthselhaften Beschlüsse des Geschicks, die, verhängnißvoll und klar in ihren Folgen, desto dunkler und unerforschlicher in ihren Anlässen bleiben. Nicht Urkunden und Actenstücke reichen aus, nicht genügt es, abwägen zu wollen, welcher Theil den Bruch mehr verschuldet, welcher weniger. Wo der eherne Tritt des Schicksals so die Verhältnisse durchschreitet, erscheinen die Menschen nur als Mittel höherer Fügungen, die Willensthätigkeit der Einzelnen schwindet vor der großen Nothwendigkeit in Nichts zusammen, und die Begebenheit mit ihren Folgen und Erschütterungen tritt an die Stelle der Person.

Als Ottokar die Unvermeidlichkeit des Kampfes vor sich sah, warf er gleichzeitig sein Auge auf die, so ihm treu geblieben, und auf den Stand der Dinge. Wie feindselig für ihn dieser auch auf den ersten Blick erscheinen mochte, so hatte sich doch seit dem Frieden vor Wien Manches in den Umständen verändert, Manches sich für Ottokar günstiger gestaltet, was damals ihn bedrohlicher gemahnen mußte. Am meisten machte es ihm Hoffnung, daß

das neue Reichsregiment in Oesterreich nicht alle Theile so befriedigte, wie man vielleicht erwartet hatte.

Zwar hatte König Rudolf, seit Oesterreich dem Reiche wieder anheimgefallen, nichts unterlassen, was Ruhe, Ordnung und Wohlstand in das durch Krieg und Parteiungen schwer zerrüttete Land zurückzuführen versprach. Zu Wien rief er einen erneuten Landfrieden auf fünf Jahre aus; die Straßen und Handelswege reinigte er von Wegelagerern und Stegreifrittern, viele Raubburgen wurden gebrochen. Um den Handel von seinen Fesseln zu befreien, hob er die neuen Zölle auf, welche theils gesetzlich bestanden, theils durch Gewohnheit Platz gegriffen hatten. Von Wien aus gab er den dortigen Juden eine sehr vortheilhafte Ordnung, stellte sie als königliche Kammerknechte unmittelbar unter das Reich, und schlug ihre Abgaben zu dem königlichen Schatze. Er schützte und mehrte viele Handfesten und Privilegien, und durchzog in Person das Land Oesterreich, um mit eigenen Augen zu sehen und zu richten. Des Königs Leutseligkeit und gerechter Sinn erweckten ihm überall Liebe und Ehrfurcht, und wenn es gleichwohl Herzen gab, die nicht für ihn schlugen, so trugen die arge Zeit und der Drang der Umstände die Schuld. Um dem Reiche die Früchte seines Sieges und der neuen besseren Ordnung der Dinge zu sichern, waren Anstrengungen vonnöthen, welche großentheils die dem Könige zu karg zugemessenen Mittel überschritten. Die nothwendige Sorge für die Vermehrung seiner Hausmacht erschöpfte seine eigene Kasse; die Beihilfe des Reiches floß spärlich und unbereitwillig; an Geld fehlte es aller Orten, und gleichwohl sollte eine Art stehenden Heeres unterhalten werden, um die zurückgewonnenen Reichsprovinzen gegen alle möglichen Ansprüche und Angriffe kräftig zu schirmen. So mußte denn in den eroberten österreichischen Landen eine neue und außerordentliche Besteuerung ausgeschrieben werden, die freilich den verarmten Einwohnern schwer, ja bisweilen unerschwinglich vorkam. Dreißig Denare (zwölf Denare machten einen Schilling, und vierundzwanzig Schillinge gingen auf ein Pfund reinen Silbers) mußten von jedem Joch Weingarten, eben so viel von jedem Mühlrade, sechzig für einen Hof, ja selbst für jeden Pflug fünf Schillinge Abgabe gezahlt werden. Das Volk, immer bereit, von jedem Wechsel der Dinge die übertriebensten Erwartungen zu hegen, und die Ernte gleich mit der Saat verbinden zu wollen, fand sich bitter enttäuscht, als das neue Reichsregiment für den Anfang seine Lasten mehrte, statt minderte. Das

stimmte den großen Haufen um. Auch hatten Rudolf's gemischte Krieger-schaaren sich, gegen den Willen ihres Führers, manche Unordnung erlaubt, hatten das St. Florians-Stift und andere Plätze ausgeraubt und in Brand gelegt. Die lautesten Klagen aber ergingen über die mit Rudolf und seinen Söhnen dahergekommenen Schwaben, die sich breit machten im Lande und sich über die Eingeborenen erhoben, weil sie das Vertrauen der Habsburger durch längeren Umgang und bewährte Diensttreue genossen. So offenbarte sich in Oesterreich mannigfaches Mißvergnügen; Viele, die am lautesten gegen Ottokar gesprochen, sehnten sich nach seiner Herrschaft zurück, weil er, reich an Schätzen und Geld, die Säckel seiner Unterthanen weniger zu beschweren gebraucht. Am meisten hingen noch immer die Wiener an ihm, denen er in guten und bösen Tagen gnädig und theilnehmend sich erwiesen, ihnen reichlich erstattet, was die Flammen verzehrt, ihre Stadt begünstigt und verschönt hatte. Der Bürgermeister, Rüdiger Paltram, aber, der an Ottokar mit einer Treue hing, an welcher die Zeitwechsel Nichts zu ändern vermochten, ließ keine Gelegenheit unbenützt, den Bürgern die Vortheile und Segnungen des verlorenen böhmischen Regiments in das beste Licht zu stellen, und alle Unbequemlichkeiten, welche die neue Reichsherrschaft, wie jede schnelle Umgestaltung, erklärlicher Weise mit sich gebracht, in den schwärzesten Farben zu malen, klug verschweigend, daß die Zukunft dies Alles ausgleichen und Ersatz bringen werde. So standen denn Ottokar's Angelegenheiten in Oesterreich hoffnungsvoll genug, und Rudolf fand, um den seinem Gegner günstigen Gesinnungen einigermaßen entgegen zu arbeiten, sich veranlaßt, durch zwei Handfesten (Juni 1278) die Stadt Wien abermals zur freien Reichsstadt zu erheben, ihre alten Privilegien zu bekräftigen und zu vermehren, und zugleich Kaiser Friedrich's II. Freiheits-brief zu bestätigen und zu erweitern. Auch wurden der Stadt zwei neue Jahrmärkte bewilligt und Herzog Leopold's Straßenzwang von 1198 erneut, welcher, zu Gunsten der Wiener, den fremden Kaufleuten verbot, ihre Waaren auf anderem, als dem Landwege, und weiter, als bis zur Hauptstadt zu führen. Auch ertheilte der römische König den Wienern den seltenen Vorzug der Lehensfähigkeit, und Pfandrecht auf alles Eigenthum der Bürger von Linz, Wels und Stadt Steyer, bis zur Höhe des Schadens, den sie von Letzteren erlitten. Vortheile von der höchsten und ersprießlichsten Wichtigkeit, die allein schon hinreichend wären, dem Könige Rudolf in

Wien, wo seine Enkel thronen, das segenreichste Andenken zu sichern. Doch waren diese Gnadenbezeugungen sehr an der Zeit, denn in denselben Tagen entdeckte der königliche Befehlshaber zu Wien, Hugo von Tauffers aus Tirol, eine weitverzweigte Verschwörung, geleitet durch Rüdiger Paltram mit seinem Bruder und seinen sechs Söhnen. Die Schuldigen wurden geächtet, zum Tode verurtheilt und ihre Güter eingezogen; der Leibes- und Lebensstrafe entgingen sie durch schleunige Flucht. Herzog Heinrich von Baiern, der seine Aussichten auf den Besitz der österreichischen Lande scheitern gesehen, hatte sich von Rudolf's Partei wieder abgewendet; Eigennutz und Goldgier führten ihn zu dem reichen Ottokar zurück. Er nahm den flüchtigen Paltram mit seinen Genossen bereitwillig auf und räumte ihnen Burg Karlstein ein, von wo aus sie durch mehre Jahre dem Stifte Salzburg mit Raub und Placferei heftig zusetzten, bis der angedrohte Kirchenbann den Herzog bewog, ihnen Ruhe zu gebieten. Nach Oesterreich aber kamen sie nie mehr. Verläßlicher, als der leicht gewonnene und leicht verlorene Herzog Heinrich von Baiern, erwies sich dem römischen Könige der Hof von Ungarn, der, alter Niederlagen eingedenk, unermüdet an Ottokar's Falle arbeitete, trotz enger Verwandtschaftsbande. Dagegen ward dem Böhmenkönige Beistand und Unterstützung aus Schlesien, Polen, Brandenburg, Meissen und Sachsen. Von beiden Seiten wurde mit höchster Anstrengung gerüstet; denn wohl war vorauszusehen, daß dieser abermalige Kampf zwischen den beiden Königen ein äußerster, ein Kampf auf Tod und Leben seyn müsse.

Die Säumigkeit der Verbündeten und Heerpflichtigen bereitete auch diesmal dem Könige Rudolf Sorge und Unmuth. Herzog Heinrich's Abfall versperrte ihm die Heerstraße durch Baiern. Dringend nöthig war ihm daher die schleunige Ankunft der ungarischen Hilfsvölker, dreimal ließ er darum mahnen. Die großen Reichsfürsten, die, irrig genug, die ganze Fehde mehr als eine Privatsache des Königs, denn als eine Angelegenheit des ganzen Reiches anzusehen schienen, ließen vergeblich auf sich warten; nur der Pfalzgraf Ludwig, der Herzog Albrecht II. von Sachsen, und Landgraf Heinrich von Hessen brachten Hilfe. Außerdem zogen dem Könige einige kleinere Fürsten und Herren mit ihren Mannen zu. Aus Ober-Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Tirol, Salzburg langten Truppen an; Graf Albrecht, des Königs Erstgeborener, führte deren aus den Stammlanden und vom Rhein herbei; aus Schwaben und Franken folgten kriegs-

lustige Haufen den Bannern des Markgrafen Heinrich von Hachberg, des jüngeren Markgrafen Hermann von Baden, der Grafen Heinrich von Fürstenberg und Gottfried von Hohenlohe. Zürich sendete hundert bewaffnete Männer. Auch aus anderen Gegenden führten Ritter und Edle von bewährtem Namen und Muthe dem Könige Rudolf ihre Fähnlein zu.

Es war am 27. Juni 1278, als König Ottokar, seinen Unterthanen und Getreuen Lebewohl sagend, von Prag auszog. Die Liebe des Volkes flammte feuriger auf, als der König seinem Schicksale gerüstet entgegen ging. Doch war dem Abschiede die Bitterkeit böser Ahnung mehr, als die Hoffnung des Glückes und des Wiedersehens, beigemischt. Unter Klagen und Thränen gaben ihm die Prager das Geleite bis vor die Thore der alten Königsstadt. In Brünn verweilte er, um sein Heer zu sammeln und die Ankunft der Hilfsvölker aus Polen abzuwarten. Sie ließen lange auf sich harren, und mittlerweile stellte sich zwischen ihm und einer großen Zahl seiner Freunde eine furchtbare Scheidewand auf: der Kirchenbann, den Papst Nicolaus III. über alle Gegner König Rudolf's aussprach. Schon war der Monat August zur Hälfte abgelaufen, und noch hatte Ottokar seine Macht nicht vollständig beisammen. Kaum auf 26,000 Mann belief sich sein Heer, darunter viel waffenunkundiges Volk. Auf so geringe Streitkräfte sah der kriegerische, einst allgefürchtete Böhmenkönig sich beschränkt. Doch sein Schicksal mußte er erfüllen! An der Spitze seines Schlachthaufens ging er über Oesterreich's Gränzen, zog die March hinab bis nach Marcheck, wo einst das Ungarnheer seinem scharfen Schwerte erlegen, nahm und bewältigte der Plätze viele. Aber die Donau zu überschreiten, verbot ihm der schwache Zustand seiner Streitkräfte; er durfte nicht wagen, den ungleich stärkeren Feind auf dem rechten Donauufer aufzusuchen.

Wie Ottokar's Stern sich zusehends verdüsterte, so erhellten dagegen mehr und mehr Lichtblicke die sorgenvolle Stellung König Rudolf's. Nach langem Warten traf ihn endlich die Nachricht von dem rüstigen Anmarsche der verbündeten Ungarn. Diese Kunde erfüllte Rudolf's tapfere Seele mit neuer Zuversicht. Am 14. August vereinigte sich das ungarische Heer mit dem deutschen, und ungesäumt begann jenes bei Preßburg, letzteres bei Haimburg, den Uebergang über die Donau. Zwischen den Vorposten kam es bereits zum Handgemenge; die Kumanen brachten, nach alter barbarischer Sitte, die Helme der erschlagenen Polen und Sachsen sammt den abgeschnittenen Köpfen darin, in's Lager.

Auf die schlimme Botschaft von dem Vorrücken der Ungarn, hob Ottokar die Belagerung von Laa auf, und zog sich langsam zurück, immer längs der March hin, um diese Flanke gegen unerwarteten Angriff zu sichern. Als aber am 25. August der feindliche Vortrab zwischen Dürrenkrut und Jedenspeugen mit Ungestüm gegen ihn anlief, sah er ein, daß eine Hauptschlacht nicht länger zu vermeiden sey, und ordnete sie für den kommenden Tag. Die blutige Entscheidung nahete.

Der König Rudolf, obschon ein Sechziger, traf mit jugendlicher Kraft und Ausdauer seine Anstalten, und befeuerte Alle durch seinen eigenen Muth. Viele edle Jünglinge schlug er zu Rittern, auf daß sie die neue Würde in der Schlacht bewähren möchten; die hundert Züricher waren unter ihnen, sie strebten nach der Ehre, den Leibwachen zugesellt zu werden. Der Kuenringer, dem Könige abtrünnig, hatte aufgehört, Marschall von Oesterreich zu seyn, seine Stelle mußte Stephan von Meißau übernehmen; nur widerstrebend ergriff der bescheidene Held das Banner. Wenig durfte es den König kränken, daß eine Horde Kumanen, durch Ottokar's Gold geblendet, in der Nacht vom Heere entfloh. Den Antrag einiger böhmischen Herren, daß sie ihren König aus dem Wege räumen wollten, falls ihnen ruhige Heimkehr zugestanden würde und man jeder Einmischung in die Regierung Böhmens während der Minderjährigkeit Wenzel's entsage, wies Rudolf mit Abscheu von sich. Er soll sogar seinen Gegner vor solcher Gefahr gewarnt haben; doch Ottokar, vielleicht glaubend, man wolle ihn dadurch nur entmuthigen, nahm keine Rücksicht auf die Warnung.

Wenn der Verrath auf mancher Seite sich arglistig in König Ottokar's Nähe schlich, so rief die Gefahr doch auch manche erhebendere Züge an's Licht, die im Schimmer des Glückes und der Hoffnung vielleicht nicht zur Reife gekommen wären. Enger schaarten sich die Getreuen um ihren König, seit die Stunde der Noth gekommen war. Zawisch von Rosenberg, das Haupt der abgefallenen Witkowecze, seines glücklichen Königs Feind, zerschmolz in Reue und Schmerz, als er das Verderben über Den hereinbrechen sah, dem er Treue schuldete, und den er so erbarmungslos preisgegeben. Er flehte um Verzeihung, bot Unterwerfung und wichtige Dienste. Doch Ottokar, von königlichem Stolze erfüllt, wollte nicht Gnade spenden in einem Augenblicke, wo es hätte scheinen können, als wäre sie ertrotzt worden. Von einem treulosen Manne habe er sich nimmermehr Dank und

Treue zu erwarten, ließ er Herrn Zawisch zurücksagen, und dieser litt für ungerechte That die Strafe, jene nicht büßen und vergüten zu dürfen, als Herz und Gewissen ihn dazu drängten.

Als der Vorabend der Schlacht andämmerte, stellte sich König Ottokar wehrlos, unbewaffnet, mitten unter seine Heerführer. Man habe ihn gewarnt, daß es Verräther unter ihnen gebe. Er könne es nicht glauben. Sey aber doch Jemand da, der ihm grolle, der möge lieber gleich vortreten und an ihm Rache nehmen; denn besser sey es, er sterbe heute allein, als daß morgen durch Verrath viele Tausende mit ihm in den Tod gehen sollten. — Keiner trat gegen ihn hervor; Alle schwuren ihm von Neuem Treue bis in den Tod.

Der heiße Tag der Schlacht brach an. Es war der 26. August, ein Freitag und das Fest des heiligen Rufus. König Rudolf theilte sein Heer in vier Haufen und eine Nachhut, nach dem Rathe Hugo's von Tauffers, der Wunden und Kriegskunde sich geholt in den Fehden der Lombarden. Ungarn bildeten die ersten beiden Haufen; ihre Führer waren der Palatin Mathias Graf von Trencsin und Graf Stephan von Schildberg. Den dritten, gemischt aus Steyrern, Kärntnern, Krainern, Salzburgern, Schwaben, Aargauern und Elsassern, führte der König Rudolf persönlich an. Neben ihm gingen, seiner Befehle gewärtig, sein Erstgeborner, Graf Albrecht, eine Rennfahne in der Hand, mit rothem Kreuze auf weißem Grunde, dann Markgraf Heinrich III. von Hachberg mit dem Reichsadler, dem der Habsburger Löwe, in der Hand Peters von Mülinen, sich gesellte. Das Banner des vierten Haufens, der Oesterreicher, trug die Hand eines hundertjährigen Ritters, des Landrichters Otto von Haslau; Herr Friedrich von Liechtenstein unterstützte den greisen Kriegsmann. An der Spitze der Nachhut tummelten sich ungeduldig der lange Ulrich von Kapellen und Konrad von Sumerau. Kumanenschwärme sollten den Feind necken und gegen den Sumpf heranlocken, dessen Schilfgras zwischen beiden Heeren aufschoß.

Wie König Ottokar sein Heer, das den weit überlegenen Gegnern nur etwa 30,000 Mann stark entgegentrat, geordnet und gestellt, ist nicht genau zu erweisen. Er soll es in sechs Haufen und eine Nachhut getheilt haben. Der erste umschloß die Böhmen, der zweite Mährer und die Böhmen von Pilsen, der dritte bestand aus Meißnern und Thüringern; aus Schlesiern, Polen und Reussen der vierte und fünfte. Der sechste, aus Sachsen

und Baiern gebildet, folgte dem Befehle des Königs selbst; denn die vielfältigen Warnungen vor Verrath sollen diesen abgehalten haben, sich unmittelbar an die Spitze der Böhmen zu stellen. Die Nachhut der Böhmen führte Milota von Dietitz, einst Landeshauptmann der Steyermark, jetzt Oberstlandkämmerer in Mähren. In silberner Rüstung, eine Juwelenkrone auf dem Helme, durchritt Ottokar die Reihen seiner Krieger, mit beredtem Munde zu Tapferkeit und Treue mahnend, Gunst und Lohn verheißend für jede kühne That.

Im charakteristischen Gegensatze zu dem kostbar gerüsteten Böhmenkönige, war der König Rudolf mit schlichtem Panzer, Helm und Waffenrocke angethan; denn er wußte, daß mehre Ritter im feindlichen Heere ihm den Tod geschworen, und hatte deshalb jede auszeichnende Tracht vermieden. Als er die beiden Flügel vorrücken ließ, ritt er ebenfalls durch die Reihen der Seinigen, wies ihnen den Feind und ermuthigte sie mit Worten voll Kraft und Gottvertrauen. Ein Hochamt wurde gehalten, und das Heer bereitete sich zum Tode. „Christus!“ war ihr Losungswort, „Rom und römisch Reich“ ihr Feldgeschrei. Der Böhmen Losung war: „Prag, Budweis!“ Von den Anhöhen des Marchufers zwischen Dürrenkrut und Jedenspeugen bis westlich gegen Ober-Sulz mag es gewesen seyn, wo die beiden Könige ihren Kampf auf Leben und Tod gerungen.

Der Kumanen leichte Reiterschwärme jagten voran, den Feind aufzuschrecken. Als sie an die moorige Stelle kamen, wo das Schilfgras dicht und hoch wucherte, fanden sie den Boden trocken und der Kampfplatz war somit gefunden. Der Burggraf Friedrich schwang die Sturmfahne, und die Schlachtlinie rückte gemessenen Schrittes vorwärts. Da riß den Heinrich Schornlin aus Basel sein wildes Roß aus den Reihen heraus und mitten unter die Feinde hinein. Die Anderen meinten, man müsse es ihm gleichthun; Alle sprengten ihm nach und in wenigen Augenblicken standen Mann gegen Mann, daß die Schlacht bald allgemein wurde. Doch noch stand die böhmische Schlachtordnung ehern und unerschütterlich, trotz des wüthenden Anpralls der Deutschen und Ungarn. Schon war manche Todeswunde geschlagen, mancher rothe Springquell des Herzens geöffnet, und noch wurzelte auf beiden Seiten die Schlacht so fest und unverändert, als gelte es fortzukämpfen bis an's Ende der Tage. Stechend brannte die Sonne auf die Scheitel der eisernen Männer; ermattet ließ der hundertjährige Haslauer

das Banner Oesterreich's sinken; da nahm es Herr Heinrich von Liechtenstein aus des Greises welker Hand, ließ es hoch aufflattern im Sonnenglanze und warf sich den Feinden entgegen. Sein ganzer Haufen stürmte ihm nach zum neuen Angriffe.

Des römischen Königs Leben wurde mehrmals bedroht. Die schlichte Kleidung verbarg seine hohe Gestalt nicht so sehr, daß nicht viele der Feinde ihn erkannt hätten. Ritter Herbord von Füllenstein stieß grimmig mit der Lanze nach ihm; doch der König, jeder Fechtweise kundig, wich dem Stoße aus, gab ihn zurück und warf den Gegner aus dem Sattel. Auch ein Ritter aus Thüringen, der sich vermessen, den König zu fällen, suchte ihn im Gewühle auf und stach des Königs Roß nieder, daß es sich mit seinem Reiter in den Bach hinein wälzte. Kaum fand Rudolf noch Zeit, mit seinem Schilde sich gegen die Hufe des Rosses und gegen die Streiche des Feindes zu decken. Heinrich Walter von Ramschwag, des St. Gallen'schen Reichsuntervoigtes Sohn, warf sich zwischen ihn und den Thüringer; mittlerweile eilte Ulrich von Kapellen mit seiner Schaar heran und jagte den Thüringer in die Flucht. Ulrich bot dem Könige sein Pferd. „Sorget nicht um Einen Mann," sagte der König; „eilt dorthin, wo man Eurer bedarf!"

Doch auch die Böhmen, der Zahl nach die Geringeren, stritten mannhaft, und wuschen den Verrath Einzelner ab im eigenen Blute. Wo der Kampf am wildesten drängte, wo Gefahr oder Erfolg sichtbar wurden, da erblickte man den König Ottokar, hieher und dorthin fliegend auf seinem stolzen Schlachtrosse, des köstlich verzierten Schwertes sich bedienend, wie ein gemeiner Krieger. Sein Sohn, Nicolaus, Herzog von Troppau, den die schöne Agnes ihm geboren, focht, ebenbürtig durch seinen Muth, dem königlichen Vater zur Seite. Ulrich der Kapeller, brach mit seinem Haufen unerwartet gegen König Ottokar's Leibschaaren vor. Diese mochten, im Staub und Gewirre, die Angreifenden für zahlreicher halten, als sie waren. Sie stutzten zurück und gaben Raum. Dies wahrnehmend, schrie der Markgraf von Hachberg mit donnernder Stimme: „Die Feinde fliehen!" Die Seinen schrieen es ihm nach, sich selbst damit ermuthigend und den Feind verwirrend. Die Böhmenschaar stob, nach heißem Widerstande, aus einander.

Aber noch einmal versuchte König Ottokar's gewaltige Hand die fallenden Zügel der Schlacht aufzuheben. Den Milota ließ er aufrufen, mit der Nachhut vorzubrechen. Doch der Treulose hatte solches Augenblicks

geharrt. Kaum sah er, daß ohne sein Auftreten die Schlacht verloren seyn müsse, als er zum Rückzuge blasen ließ und mit der Nachhut das Schlachtfeld räumte. Vergeblich rückten aus Mähren frische Heeresabtheilungen heran. Als sie der fliehenden Nachhut begegneten, hieß es, der Tag sey verloren, und so kehrten sie um ohne einen Schwertstreich.

Der starke Ottokar erkannte, daß seine Stunde gekommen sey; aber sie sollte ihn finden im Heldenglanze des Kampfes und Widerstandes, nicht im Unterhandeln oder auf feiger Flucht. Darum wendete er sein Schlachtroß jenen Stellen zu, wo der ermattende Streit noch fortflackerte in einzelnen Schwertblitzen. Dorthin jagte er, dort kämpfte und würgte sein mächtiger Arm, im Voraus die Sühnopfer seines Todes entnehmend. Wo sein königliches Schwert hintraf, da thürmten sich die Leichen um ihn. Endlich waren alle seine Begleiter gefallen; die beiden letzten retteten sich durch die Flucht. Da brach sein überjagtes Roß, tödtlich getroffen, unter ihm zusammen. Zwei feindliche Krieger warfen sich auf den Gefallenen, zerrten den verzweiflungsvoll Ringenden am Boden hin und her, zerschlugen den Helm, dessen köstlicher Schmuck sie reizte, ihm auf dem Haupte, und rissen die silberne Rüstung ihm stückweise vom Leibe. Berthold Schenk von Emerberg, dessen Bruder einst durch Ottokar's strengen Spruch dem Henkertode verfallen war, kam hinzu. Der schwer verwundete König ergab sich ihm als Gefangener. Doch des Emerbergers Seele lechzte nach Rache für des Bruders Blut. Mit seinen Begleitern fiel er über den Wehrlosen her; sie stießen ihm einen Speer in den Nacken und durchbohrten ihn mit siebzehn Stichen. Dann ließen sie den Verscheidenden liegen, den sie gehöhnt und ausgeraubt. Hartnäckig rang das starke Leben gegen den Tod, ehe es ihm völlig erlag. Ottokar athmete noch, als Heinrich von Berchtoldsdorf ihn fand. Der Berchtoldsdorfer, ergriffen von dem jammervollen Anblicke, labte ihn mit Wasser, legte das wunde Haupt des Sterbenden in seinen Schooß und breitete eine Decke über den königlichen Leichnam. In seinen Armen hauchte Ottokar die große Seele aus.

Dem Könige Rudolf hatte man hinterbracht, Ottokar sei gefangen. Er gab eilig den Befehl, des königlichen Hauptes zu schonen, doch auch seine Entweichung zu hindern. Da folgte die Botschaft nach, Ottokar sey erschlagen. Dies vernehmend, setzte sich der König auf. Als er den Gefallenen sah, übermannten ihn Rührung und Mitgefühl. Er winkte

seine Ritter heran. „Sehet da die Nichtigkeit alles Glückes und aller irdischen Größe!“ sprach er, von gleich erhabenem Schmerze erfüllt, doch reineren Bewußtseyns, als einst Alexander der Große neben der Leiche des besiegten Perserkönigs.

Der königliche Todte wurde auf einen Wagen gehoben, und über Marcheck, das Denkmal seines Sieges und seines Ruhmes, nach Wien abgeführt. Dort wurde er von der Königin Anna mit einem Purpurkleide und mit den Insignien der Herrscherwürde geschmückt, zuerst zu den Schotten, dann mit feierlicher Trauer zu den, von ihm so hoch begünstigten Minoriten gebracht, einbalsamirt und durch dreißig Wochen zur Schau ausgestellt, damit Jedermann sich überzeuge, König Ottokar habe wirklich aufgehört zu leben, und Keiner nach der Hand kommen könne, sich für ihn auszugeben und neue Verwirrung zu stiften. Messen, Gesänge, Glockengeläute blieben ihm versagt, weil er im Kirchenbanne dahingeschieden.

Dies war das Ende des großen Böhmenkönigs, Przemysl Ottokar's II., im acht und vierzigsten Jahre seines Lebens, im sechsundzwanzigsten seiner Regierung. Parteiische Zeitgenossen haben sein edles Bild zu trüben gesucht, dem Zwecke der ewig wahren Geschichte entgegen; aber die Züge der Kraft, der Großmuth und Hoheit haben sie aus seinem Leben nicht hinwegtilgen können, und sein erhabener Gegner, König Rudolf, dem sie und ihre Nachbeter irrig damit zu dienen vermeint, hat, wo er Ottokar's selbst als Feind gedacht, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und jene falschen Zeugen beschämt. Ein dunkles, unbeugsames Verhängniß stellte die beiden großen Könige, die Gestirne ihrer Zeit, einander feindselig entgegen, und sie haben, ihrer Sendung gemäß, einander bekämpft, doch ohne einander zu verdunkeln. Eine unerforschliche Nothwendigkeit spricht sich in ihrer Stellung aus, und hüllt ihren Streit in das erhabene Geheimniß der Geschichte ein. Wo ein Rudolf stand, konnte kein Ottokar stehen, und so umgekehrt. Rudolf, mit dem das Recht, die Ordnung, die alte, lang vermißte Hoheit und Gewalt des Reiches wiederkehrte, und Ottokar, der, stolz und herrlich, siegberauscht und an Gebieten gewöhnt, keine Gewalt über sich wissen wollte, selbst nicht die des heiligen römischen Reiches, konnten nicht neben und mit einander gehen; das Wirken des Einen hob die Lebensbedingung des Anderen auf, und erst dessen Fall gab sie Jenem zurück. Von Ottokar's Regentenweisheit und Staatstugenden, wie auch von dem, was, ohne

gegen seinen Ruhm zu zeugen, seinen Untergang vorbereitet und veranlaßt, wird weiterhin gesprochen werden, wo die Geschichte Böhmens in den Vordergrund unseres Werkes tritt. Man hat ihm Härten und Grausamkeiten vorgeworfen, doch gestützt auf verdächtige Zeugnisse. Mag seyn, daß wiederholte Verräthereien ihn zuletzt verdüstert, ihn argwöhnisch und rasch im Verurtheilen gemacht; doch die vorzugsweise angeführten Fälle geben keinen hinreichenden Beweis gegen ihn. Otto von Meißau, dessen Hinrichtung man dem Könige zum Vorwurfe gemacht hat, war überführt, sich dem Feinde, dem Könige Bela IV., verkauft zu haben, und die Untersuchung gegen ihn und seine Mitschuldigen geschah nach aller Form der Gesetze und mit vollkommener richterlicher Ruhe. Der angebliche Justizmord an dem alten Seifried von Mehrenberg und dessen grausame Marter ist längst schon gegründetem Zweifel unterworfen worden, und entbehrt aller haltbaren Belege. (S. Palacky's quellenkundige „Geschichte von Böhmen," Bd. II., Abtheil. I., S. 311 u. f.) Nur eine verhängnißvolle Ungeduld, ein überstürzendes Vorwärtsdrängen der Umstände, das, an Gegenwuchten abprallend, bisweilen einer gewissen Erschlaffung und Gelähmtheit Platz machte, wird in Ottokar's Wesen bemerkbar; dadurch stürmte dasselbe über sein Ziel hinaus, wich, abgestoßen, über seinen Ausgangspunkt zurück, und wölbte die tiefe tragische Gruft unter dem Fußboden des Gewaltigen. Leicht mag darüber absprechen, wer nie zu der schwindelnden Höhe solcher Verhältnisse sich aufgeschwungen, und über dem scheinbaren Mißgriffe des Helden wird der verborgener liegende Anlaß übersehen, der ihn stürzte und stürzen mußte. Als über Patroklus die Wage des Geschickes gesunken war, da fiel durch unsichtbare Götterhand Helm und Panzer von ihm ab, und Betäubung umschwirrte den klaren Heldenblick. So lenkt den Sterblichen seine Bestimmung, und wenn seine Stunde gekommen, dann fallen durch ähnliche unsichtbare Macht von ihm ab die sieggewöhnten Waffen, des leiblichen Armes sowohl, wie der Seele und der Thatkraft. Darum ziemt es nicht, den Stab zu brechen über erliegende Größe, wenn sie nur, wie König Ottokar, ihrer würdig gefallen!

Blutig und leichenbedeckt lag das weite Feld, über welches der eherne Fuß der Schlacht geschritten war. Gegen zwölftausend Todte hatten die geschlagenen Böhmen theils im Kampfe, theils auf der Flucht, theils in den Wellen der March zurückgelassen. Einige Tausende wurden gefangen

und entwaffnet, unter ihnen Herzog Nicolaus, des erschlagenen Königs Sohn. Bei weitem minder, doch immer empfindlich war der Verlust, den das königliche Heer erlitten. Der Ritter und Edlen waren viele gefallen; vierzehn Trautmannsdorfe, die hundert Züricher beinahe alle, deckten den Wahlplatz.

König Rudolf ertheilte auf dem Schlachtfelde Belohnungen und ritterliche Ehre. Von der Beute erhielten den größten Antheil die Ungarn; dann zogen diese wieder in ihre Heimat. Nur ein Schwarm Kumanen blieb, mit oder gegen des Königs Willen, zurück, streifte raubend und sengend nach Mähren hinüber, bis ein Theil des zersprengten Böhmenheeres, sich ermannend, die Plünderer angriff und zurücktrieb.

Die Früchte seines Sieges verfolgend, rückte König Rudolf sogleich nach der Schlacht über Feldskirch und Nikolsburg in Mähren vor. Er wünschte das Land gegen die Gewaltthätigkeit der halb wilden Kumanen zu schützen, dennoch war es ihm unmöglich, seine eigenen Soldaten zu zügeln, da bei den gemischten Elementen seines Heeres und dem lockeren Bestande der damaligen Heeresverfassung überhaupt, geregelte Mannszucht und Ueberwachung nicht ausführbar war. Der Mangel, den die Truppen in den verarmten Gegenden erlitten, stachelte sie zur wilden Vertilgungswuth. Planlos brannten und rissen sie nieder, und fingen die Landleute zusammen, die sich nicht wehren konnten. Das Städtchen Pohrlitz, ein Leibgedinge der böhmischen Königin, viele Dörfer der Stifte Kanitz, Oslawan und Raigern, sanken in Asche. Zwischen Oslawan und Rossitz, östlich von Brünn, lagerte der König bis in die letzten Tage des Septembers. Die mährischen Städte schickten Abgeordnete und boten Unterwerfung an; auch der Bischof Bruno von Olmütz erschien mit vielen mährischen Ministerialen. Sie wurden überaus gnädig empfangen, die Städte durch Privilegien geehrt, Brünn aber, das dem Könige unter großen Feierlichkeiten seine Thore öffnete, zur freien Reichsstadt erhoben; ein Beweis, daß das Reich seinen unmittelbaren Einfluß auch in den böhmischen Landen immer tiefer einzuwurzeln trachtete. Znaim, die Gränzstadt, erhielt eine besondere Handfeste.

Mit zweifelhaften Entschlüssen sah Böhmen der Ankunft des römischen Königs entgegen. Zwischen zwei Maßregeln mußte gewählt werden. Ottokar's Witwe, die Königin Kunigunde, mit ihr die meisten Städte, trachtete vor Allem, dem Lande den Frieden zurückzugeben; zu diesem Ende wollten sie

dem Könige Rudolf die Vormundschaft über die königlichen Waisen und die oberste Verwaltung des Landes bis zu Wenzel's II. Großjährigkeit antragen, was auch schon im September geschah. Bereitwillig nahm der König diesen Vorschlag an, verlobte, kraft eines Vertrages, seine Kinder neuerdings mit jenen der böhmischen Königin, erbot sich, die Verwaltung Böhmens zeitweise zu übernehmen, und sicherte der Königin ein jährliches Leibgedinge von 3000 Mark.

Aber nicht so friedlich gesinnt, wie die betriebsamen Städte, zeigte sich der größere Theil des Adels, dessen Einfluß bei fortgesetztem Kriege besser berathen schien, als im schlaffen Zustande eines ungünstigen Friedens. Die drohende Sprache, in welcher Rudolf die böhmischen Barone zur Unterwerfung aufforderte, mehrte ihren Unmuth, und gern schlossen sie sich an Otto, den Markgrafen von Brandenburg, an, der, Vormundschaft und Regierung Böhmens für sich begehrend, jenem Vertrage der Friedenspartei eine entschiedene Abneigung bezeigte. Er führte 400 geharnischte Reiter nach Böhmen, und stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, die, bei seinem Beistande und wahrscheinlich auch durch Herzog Heinrich IV. von Breslau unterstützt, eine nicht geringe Streitmacht entwickelten.

Dem Könige Rudolf konnten diese erneuten Rüstungen in Böhmen nicht gleichgiltig seyn, denn sein eigenes Heer war seit dem Abzuge der Ungarn und vieler Verbündeten sehr zusammengeschmolzen. Dennoch drang er, zumeist durch Mangel genöthigt, in Böhmen ein, und hinter Czaslau traf ihn die frohe Botschaft, daß die Oesterreicher und Steyerer, mit ihnen die Hilfstruppen der Stifter Salzburg, Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau, in Eilmärschen ihm zuzögen. Bei Sedlecz vereinigten sie sich mit ihm, während das böhmisch-brandenburgische Heer schlagfertig bei Kolin stand und eine abermalige Schlacht den letzten Würfel über Ottokar's verwaistes Reich zu werfen bestimmt schien.

So verhängnißvolle Wahl schreckte selbst die Kriegslustigen; auch konnte man sich in Böhmen nicht verhehlen, daß es hier mehr den Vortheil des Brandenburgers, als jenen des Vaterlandes gelte. Beide Theile dachten mit Unlust an abermaliges Blutvergießen. Vier Schiedsrichter traten zusammen, den Frieden zu ermitteln; von Seite des römischen Königs der Graf Mainhart von Tyrol und Burggraf Friedrich von Nürnberg; Böhmen stellte den Bischof Bruno von Olmütz und Otto mit dem Pfeil, des

Brandenburger Markgrafen Vetter; als Obmann erschien der Erzbischof von Salzburg. So ward der Friedensvertrag besprochen und beschlossen: der Markgraf Otto von Brandenburg sollte die Vormundschaft über den minderjährigen König Wenzel II. und die Regentschaft Böhmens für die kommenden fünf Jahre übernehmen; auf dieselbe Dauer übernahm König Rudolf das Markgrafthum Mähren als Ersatz der Kriegskosten; Herzog Heinrich IV. von Breslau erhielt das Gebiet von Glatz zu lebenslänglichem Genusse; König Wenzel II. wurde mit König Rudolf's Tochter Jutta, des Letzteren Sohn, Rudolf, mit Wenzel's Schwester, Agnes, endlich Otto der Kleine, Markgraf Otto's des Langen von Brandenburg Bruder, mit König Rudolf's Tochter, Hedwig, verlobt. Eger's, welches nach dem Vertrage vom 6. Mai 1277 an Böhmen hatte kommen sollen, wurde nicht weiter gedacht. Der Versprechung folgte alsbald die Verlobung, trotz der Jugend der Paare; Wenzel und Jutta standen im achten, Rudolf und Agnes im zehnten Jahre. Vom Bischofe von Basel wurden die Kinder einander feierlich verlobt, um durch kirchliches Zuthun jeglicher Lösung des Vertrages vorzubeugen. Die Feierlichkeit geschah in Iglau; dort führten König Rudolf und die königliche Witwe von Böhmen einander ihre Kinder zu, mit großem und prachtvollem Gefolge. Rennen und Waffenspiele wurden abgehalten. König Rudolf trug alle Sorge, seine erlauchten Gäste zu ehren und zu unterhalten, und den heiteren Stunden zugleich den Preis dauernder Versöhnung abzugewinnen. Beim Spiele hatte er veranstaltet, daß je ein Ritter zwischen zwei Frauen saß, und dieser Wechsel zwischen Anmuth und Ernst brachte den Eindruck hervor, als stünden, wie Horneck meldet, weiße Zeitlosen der Haide neben dunklen Kohlrosen. Rudolf saß neben der Königin Kunigunde. Ihre Schönheit überstrahlte den ganzen Kreis; sie trug den Witwenschleier, und wenn dieser sich zufällig hob, so leuchtete ihr Blick hervor, daß er selbst „einen halbtodten Mann hätte beleben müssen.“ „Frau,“ sagte der König mit ritterlichem Scherze zu ihr: „Ihr möget wissen, daß, wenn man tödtliche Feindschaft in Sühne tilgt, man sie mit einem Kusse bestätiget und versiegelt. Wolltet Ihr also gegen mich thun, so wüßte ich dann, daß die Sühne zwischen uns echt und ganz wäre.“ Mit Huld und Anmuth gab die Königin die Antwort zurück. Man vergaß der alten Feindschaft. In Mähren vertraute der König die Regierung den Bischöfen von Olmütz und Basel, legte verläßliche Besatzungen in die festen Plätze und kehrte dann über Znaim zurück nach Oesterreich.

Dem Sieger und Friedenspender bereitete Wien feierlichen Empfang. Die Ritter turnirten unter den Augen des Königs; der mehr als hundertjährige Otto von Haslau brach eine Lanze mit dem Sohne seiner Urenkelin, und beide Kämpen, jenen der Vergangenheit und den der Gegenwart, schlug der König zu Rittern. Auch Graf Johann von Güns, der im Kriege Oesterreichs Gränzen mit Feuer, und seine Mannen mit Wassersnoth geängstigt hatte, kam jetzt voll friedlicher Gesinnung nach Wien, die glänzenden Feste anzuschauen. Besorgt für seine Sicherheit, hatte er sich freies Geleite zusagen lassen. Er eilte an des Königs Tafel, trank dessen Pokal aus, und als er sich so die Rechte des Gastfreundes erworben, sagte er laut: „Nun bin ich sicher, denn ich trank aus dem Becher des besten Mannes, der da lebt!"

Herzog Heinrich von Baiern, dessen Wankelmuth und Arglist des Königs Lage so bedenklich gemacht hatte, eilte jetzt durch seinen Sohn Otto, Rudolf's künftigen Eidam, dem gerechten Zorne des Siegers zuvorzukommen. Der König verzieh, bestätigte den Herzog in seinem Lehen, und die Vermälung der Kinder wurde zu Wien feierlich vollzogen; doch wurden als Pfand des Brautschatzes dem Herzoge und dessen Sohne jetzt nur die Städte Schärding, Ried, Freistadt und Neuburg, statt des vorher zugesagten ganzen Landes ob der Enns, eingesetzt.

Jetzt trachtete der König mit Eifer, in Oesterreich die innere Ordnung und Ruhe, die der Krieg gestört, wieder herzustellen und zu sichern. Den Rheinpfalzgrafen, dessen Bruder Heinrich, den getreuen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Grafen von Sayn, den Erzbischof von Salzburg und den königlichen Kanzler Rudolf von Hoheneck rief er zu einem Rathe zusammen; Landeshauptmann und Landrichter in Oesterreich ob der Enns ward der kraftvolle und bewährte Ulrich von Kapellen; zum Hauptmann in Steyer wählte der König den nicht minder echt befundenen Herrn Otto von Liechtenstein. Wie den Menschen, so dem Himmel treu, lösete er sein Gelübde vom Schlachttage her, durch Gründung des Nonnenklosters zum heiligen Kreuz in Tuln. Die ihm beigestanden im Kampfe gegen den gefürchteten Ottokar, belohnte er reichlich durch Gold und Land. Geistliche wie weltliche Herren, die sich ihm anhänglich erwiesen, hatten sich seiner Freigebigkeit zu rühmen. Doch wehrte er dabei nach Kräften der Steuerfreiheit, die den Reichsschatz verarmte, und ungleiche Betheilung der Lasten bewirkte, und dieses weise Haushalten ward ihm von Manchen, denen dabei gehoffte Vortheile entgingen,

schnöde ausgelegt. Selbst von Sängern und Reimern mußte er sich sagen lassen, daß er bisweilen karge. Er wußte am besten, warum; der Krieg hatte die Kräfte der Länder erschöpft, lange Unordnungen alle Steuerhältnisse verwirrt; die Kassen waren leer, der Bedürfnisse kein Ende. Da galt es zu sparen und zu rechnen, verlorene oder vergessene Ansprüche und Güter wieder hervorzurufen.

Längst war Rudolf als gesetzliches Reichsoberhaupt in Deutschland allenthalben anerkannt; doch zur herkömmlichen Kaiserkrönung in Rom war noch nicht Zeit geworden. Auch jetzt hielten ihn tausend wichtige Sorgen und Verrichtungen in Deutschland zurück, und obschon der Papst ihn 1279 zu diesem Zwecke und zur Bestätigung der Rechte des heiligen Stuhles nach Rom einladen ließ, mußte die Reise immer noch aufgeschoben bleiben. Gern hätte er dem fortdauernden Parteikampfe in Italien, von wo aus man ihn wiederholt als Vermittler anrief, kräftigere Maßregeln entgegengesetzt, hätte er nur erst in Deutschland selbst die Hände freier gehabt. Doch wahrte er in dem Vertrage mit dem Könige Karl von Sicilien, dem Mörder Konradin's von Schwaben, 1279 gewissenhaft die Rechte des Reiches; er übergab dem Könige Karl die Grafschaften Provence und Forcalquier als Reichslehen, und fügte dadurch diese Theile Burgund's wieder in den Reichsverband ein. Dem gleichnamigen Sohne des Königs Karl vermälte er seine Tochter Clementia. Die Trennung von der Tochter brach der Königin das Herz, und nach wenigen Monden trauerte Rudolf an der Gruft der treuen Lebensgefährtin, die er zu seiner eigenen Höhe emporgehoben hatte.

Der König ward nicht müde im Ordnen und Schlichten. Die Erbschaft der Allode des Babenberger Nachlasses wurde von ihm auf einem Fürstentage berichtigt, die Erben nach Recht und Billigkeit befriedigt und ihr Verzichtbrief dahingenonnen. Heinrich der Kuenringer, der noch immer gefährliches Einverständniß mit Böhmen unterhielt, und dem Könige die Unterwerfung weigerte, wurde gedemüthigt, seine Burg zu Weitra genommen, ehe ihm noch die erwartete Hilfe kam, der Trotzige in die Verbannung gestoßen.

Böhmen, unter der willkürvollen und ungedeihlichen Vormundschaftsregierung des Markgrafen Otto von Brandenburg, erschöpfte sich in innerlichen Fehden, bis der Krieg auf allen Seiten entbrannte. Darum wendete der König von dem eroberten Weitra aus sich im Herbste 1280 gegen diese Lande, Willens, Frieden und Ruhe zu erzwingen. Am 20. September lagerte

er vor Brünn, einen Monat später war er bis Deutschbrod vorgedrungen, und stand drohend in Böhmen. Sein Zug galt nicht sowohl dem Lande, als vielmehr dem Markgrafen. Doch die Noth des Landes bewegte des Königs mitleidiges Herz, und gern gab er der Friedensvermittelung des Pfalzgrafen Gehör.

Klarer, als die meisten seiner Zeitgenossen, sah Rudolf ein, wie das Unglück Deutschlands weniger von außen, als von innen komme. Jede Einheit war aufgehoben durch die rohe Satzung des Faustrechts; ein böser Zufall konnte die steten Befehdungen leicht in einen Krieg Aller gegen Alle verwandeln; das Ansehen des Kaiserthrones, die Macht des Reiches stand auf ewig wankendem Grunde. Dem eingewurzelten Uebel ließ sich nicht mit einem Male gründlich begegnen; es ließ sich nur vertagen, nicht alsogleich aufheben. Indem, wenn auch nur zeitweise, ein geregelterer Zustand herbeigeführt wurde, mußte das Faustrecht sich endlich in seinem wahren, schlimmen Lichte zeigen, und selbst die Widerspänstigen mit dem Vortheile des inneren Friedens befreunden. Kaum nach Wien zurückgekehrt, ließ der König von allen Ministerialen und Edlen vorläufig einen zehnjährigen Landfrieden angeloben. Damit war der Ordnung und Ruhe wenigstens das Thor geöffnet, und Rudolf's Nachfolger konnten die von ihm ausgestreute Friedenssaat dereinst zur völligen Reife bringen.

Endlich drängte die Zeit auch, sichere Verfügung über diejenigen Lande zu treffen, welche Rudolf von Ottokar für das Reich zurückerworben hatte. Ein Jahr nur durfte, nach dem Reichsherkommen, ein deutscher König für sich selbst mit eröffneten Reichslehen schalten, und schon waren seit dem Wiener Frieden über vier Jahre vergangen; auch sehnten sich die betreffenden Lande ungeduldig aus diesem schwankenden Zustande heraus.

Mit undenklicher Mühe und Anstrengung, ja mit Gefahr für seinen eigenen Besitz, im Falle dem streitbaren und gewaltigen Ottokar der Sieg geworden wäre, hatte König Rudolf vom Böhmenkönige die Lehen zurückerkämpft, welche dieser vom Reiche unabhängig zu machen gestrebt. Mit Recht dachte nun Rudolf darauf, die Macht und Würde seines Hauses, das dem Reiche solche Opfer gebracht, zu sichern. Das Reich hatte ihn bei Zurückeroberung jener Lehen nur schwach unterstützt, die eigene Kraft, das eigene Blut hatte er daran setzen müssen, um die Rechte des Reiches durchzufechten; wer also hatte giltigere Ansprüche an jene Lehen, als sein Haus? Dieser Lieblingsplan beschäftigte den König in seinem Innersten; doch streng hielt

er an Gesetz und Herkommen, und darum mochte er auch keine Schritte in dieser Sache thun ohne die Willebriefe der Kurfürsten. Wohl sahen die Stände ein, wie tief das Reich dem Könige verschuldet war; gern erklärten sie sich einverstanden, und Rudolf durfte der Verwirklichung seines Wunsches mit Zuversicht entgegensehen. Er hätte in dieser Hinsicht mit der Ausführung nicht zu zaudern gebraucht; aber einmal im Zuge, meinte er den Moment des Glückes nach allen Seiten hin festhalten zu müssen, und während er seinem Erstgeborenen, dem Grafen Albrecht, die Belehnung mit den erledigten Herzogthümern zudachte, wollte er seinem zweiten Sohne, dem Grafen Hartmann, die römische Königskrone, vielleicht auch jene von Arelat, auf das Haupt setzen. Zugleich riefen ihn dringende Angelegenheiten nach Schwaben und dem Rheine hin. Im Mai 1281 schied er aus Oesterreich, wo er beinahe fünf Jahre zugebracht hatte. Vorher aber übergab er seinem Sohne Albrecht als Reichsverweser und Gewaltiger die Statthalterschaft über die österreichischen Lande, und stellte ihm fünfzehn österreichische Edle als Räthe an die Seite.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, den der König nach seiner Abreise aus Oesterreich eröffnete, wurde ein allgemeiner Landfrieden auf fünf Jahre, und ein besonderer für Franken auf eine gleiche Dauer, reichsgesetzlich ausgemacht; auch wurden alle seit Friedrich's II. Absetzung von König Richard oder dessen Vorfahren ohne Zustimmung der Mehrzahl der Kurfürsten getroffenen Vergabungen oder Veräußerungen von Reichslehen und Reichsgütern als ungiltig erklärt, eine Maßregel, die um so nothwendiger war, je gewissenloser bei den zwiespältigen Kaiserwahlen von den fremden Reichsoberhäuptern mit dem Eigenthume des Reiches verfahren worden war. Dadurch wurde auch zugleich angedeutet, aus welchem Gesichtspunkte die Lehensertheilung anzusehen sey, welche Ottokar rücksichtlich der, dem Reiche anheimgefallenen, österreichischen Lande sich vom Könige Richard ohne Willebriefe der Kurfürsten hatte ertheilen lassen. In Schwaben und am Rheine stellte der König den beschworenen, aber häufig verletzten Landfrieden wieder her, schlichtete im Frieden oder mit Gewalt manchen Streit, und zwang den Grafen Philipp von Savoyen, einen trotzigen Greis, zur Unterwerfung. Ueberall that sich in seinen Handlungen das Bestreben kund, den Frieden im Reiche zu befestigen, und um so ehrwürdiger war sein desfallsiges Bemühen, da er nicht hoffen konnte, mit eigenen Augen das Gebäude zu sehen, dessen

Grundstein er legte. Erst Jahrhunderte später sollte aus jenen zeitweisen Waffenstillständen, die Rudolf gegen das Faustrecht schloß, durch einen seiner hohen Enkel ein ewiger und allgemeiner Landfriede hervorgehen. Aber einen anderen Entwurf, den, seinen mit König Eduard's I. von England Tochter Johanna bereits vermälten zweiten Sohn auf den Thron von Arelat zu setzen und ihm die römische Königskrone zuzuwenden, vereitelte der unerbittliche Tod, der den schönen und milden Jüngling Hartmann bei nächtlicher Stromfahrt in die Wellen des Rheines hinabstieß, zum bitteren Schmerze des greisen Königs; denn Hartmann war sein Liebling gewesen.

Solche Schicksalseingriffe mahnten zur Eile hinsichtlich anderer Plane. Der König ließ zum Decbr. 1282 einen Reichstag nach Augsburg ausschreiben. Hier stellte er am 27. seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, den versammelten Reichsständen vor, erwähnte mit edlem Selbstbewußtseyn die Dienste, die er mit Anstrengung und Opfern aller Art dem Reiche geleistet, und die wohl verdienten, daß sein Haus erhöht und verherrlicht werde, um noch kräftiger für das Reich wirken zu können. Die Kurfürsten hatten schon früher ihre Zustimmung ertheilt, kein Widerspruch erfolgte. Knieend empfingen Albrecht und der erst zwölfjährige Rudolf die Belehnung mit den Herzogthümern und Fürstenthümern Oesterreich, Steyer, Kärnten, Krain, windische Mark und Portenau, sammt allen Gütern, die den Babenbergern und dem Könige Ottokar dort zu eigen gewesen. Große Verdienste hatte sich der Graf Mainhart von Tirol in dem Erwerbungskampfe um diese Lande erworben; daher war, noch vor Vollziehung des Lehenbriefes, die erste Handlung der neuen Herzoge, daß sie das Herzogthum Kärnten dem Könige zurückstellten, und um Verleihung dieses Landes an den Grafen Mainhart baten. Die Bitte ward gewährt; doch erfolgte die wirkliche Verleihung an den Grafen nicht vor dem 1. Februar 1286. Dagegen wurde der Lehenbrief für die neuen Herzoge von Oesterreich und Steyer unmittelbar nach der Ceremonie der Belehnung vollzogen und von den anwesenden Ständen unterzeichnet.

So ward das Haus Habsburg herrschend und einheimisch in Oesterreich, so der Grund gelegt zu der, im Laufe der Jahre immer reicher und herrlicher sich entfaltenden Macht des hohen Stammes. Die Verleihung geschah streng' im Sinne und in der Form der Gesetze, ohne jede Willkür, mit Einwilligung der stimmberufenen Stände, nach herkömmlichem Reichsbrauche und giltigem deutschem Rechte, ohne Kränkung fremder Gerechtsame.

Durch ein Mandat entband der König Rudolf die Ministerialen und Herren in Oesterreich und Steyer des ihm, als unmittelbarem Oberhaupte, geleisteten Eides, und überwies sie an seine Söhne, als ihre nunmehrigen Herzoge und Gebieter. Alle mit dieser neuen Ordnung der Dinge nicht zu vereinigenden Privilegien mußten hintanstehen. Wien wurde, wenn nicht ausdrücklich, doch stillschweigend, seines Vorrechtes als freie Reichsstadt wieder enthoben, eine Eigenschaft, die ohnehin mit den neuen Verhältnissen kaum verträglich gewesen seyn würde, wie übel man auch diese Zurücknahme früher zugestandenen Vorzuges in Wien aufnahm, und wie harte Fehden sie veranlaßte. Auch die von Friedrich II., im Grolle gegen den streitbaren Friedrich, den Steyrern ertheilte Zusage, daß ihr Land stets unmittelbar bei dem Reiche bleiben sollte, war mit dem veränderten Stande der Sachen nicht zu vereinigen und hätte nur zu fortwährenden Verwirrungen Anlaß geben müssen. Den neuen Herzogen wurden die österreichischen und steyerischen Lande mit allen Rechten, Freiheiten und Zugehörungen übergeben, wie sie einst die Herzoge Leopold und Friedrich besessen, der vorübergehend eingetretenen Minderungen dieser Rechte aber nicht gedacht.

Immerhin aber blieb es eine schwierige Frage, wie die beiden herzoglichen Brüder ihre Herrenrechte unter einander theilen oder vereinigen würden, zumal wenn Herzog Rudolf zur Volljährigkeit und Selbstständigkeit gelangt sey. Dies wurde dem Könige Rudolf von wohlmeinenden österreichischen Ministerialen offen vorgestellt, und der König, beherzigend, wie schwer es seyn werde, zweien rechtmäßigen Herren zugleich zu gehorchen, da doch Beider Wille nicht immer derselbe seyn könne, setzte am 1. Juni 1283 zu Rheinfelden kraft vorbehaltener königlicher und väterlicher Machtvollkommenheit fest: daß die Lande Oesterreich und Steyer sammt ihren Zubehörungen den Herzog Albrecht als ihren alleinigen Herrn anzusehen hätten. Rudolfen solle nur der Titel von diesen Provinzen bleiben; dagegen wurden ihm die Habsburger und Kyburger Herrschaften und Voigteien überwiesen. Würde Letzterem binnen vier Jahren kein Königreich oder Herzogthum zufallen, so habe ihm sein Bruder Albrecht eine, nach dem Ermessen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und der Grafen Albrecht von Hohenberg, Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen zu bestimmende Geldsumme auszuzahlen. Stürbe Albrecht's männlicher Stamm aus, so gehe die Nachfolge in jenen Provinzen auf Rudolf und dessen männliche Nachkommen über. Diese Punkte

bedurften um so genauerer Bestimmung, je geringere Berücksichtigung zu jener Zeit der Vorzug der Erstgeburt zu finden pflegte.

Dankbar anerkannten die österreichischen Ministerialen jene sorgsame Feststellung der Verhältnisse, die jede künftige Zweifelfrage fast unmöglich machte. Sie versprachen in einer eigenen Urkunde, diese neue Hausordnung ihrer Landesfürsten getreulich bei Kraft zu erhalten, so wie seinerseits der König alle Rechte und Privilegien bestätigte, welche den Fürsten Oesterreichs von früheren Kaisern und Königen bis zu Friedrich II. ertheilt worden.

Nachdem der König Rudolf auf solche Art die Verhältnisse in Oesterreich und Steyer weise und zweckdienlich geordnet, tritt seine eigene Person aus der Geschichte dieser Lande heraus. Doch hat sein erhabenes Walten, seine Würde als Gründer der österreichischen Hausmacht und als Stammvater eines Geschlechts, welches immer höher und herrlicher sich auszubreiten und in männlichen und weiblichen Sprossen alle Kronen vom Riemen bis an den Tajo, von Island bis an den Aetna zu tragen bestimmt war, wohl verdient, daß wir seiner ehrwürdigen Gestalt noch bis an das Ziel ihrer Laufbahn folgen.

Gewarnt durch die tiefe tragische Bedeutung der Geschichte Hohenstaufen's, Augenzeuge, wie dieses herrliche Geschlecht im Zaubergarten Italiens seiner wahren Sendung vergessen und dort sich verblutet hatte, wendete er den italienischen Angelegenheiten keine größere Theilnahme zu, als sich mit seinem und des Reiches Nutzen vertrug. Wußte er doch, daß man in Italien den Vermittler, den man in der Angst des Augenblickes herbeigerufen, gar schnell unbequem, ja hassenswerth zu finden pflege, daß es dort weit leichter sey, alle Parteien gegen sich zu verbünden, als eine derselben an sich anzuschließen, und daß mit jedem, selbst besonnenen Einschreiten, das Vertrauen und die Gunst des römischen Hofes — Dinge, die keiner der vorhergehenden Kaiser ungestraft verscherzt hatte — herabgestimmt und geschwächt werde. Mochte auch eine Partei in Deutschland, durch Karl's des Großen und der Ottonen glänzende Bilder geblendet, unmuthig darein blicken, daß Deutschlands König den alten Einfluß des Reiches in Italien beinahe auf bloße Formalitäten und klingende Vortheile beschränke; die Vergangenheit hatte Rudolf's Politik gerechtfertigt, und auch die Zukunft sollte noch zu ihren Gunsten sprechen.

Näher lag dem Könige der Plan der factischen Wiedervereinigung Burgund's mit dem Reiche, wodurch für Deutschland und Italien eine schützende Feste gegen Frankreich zu gewinnen war, und jenen Ländern in der gemeinsamen Abwehr auch ein natürlicher Punkt der Vereinigung ihrer Interessen erstehen mußte. Dort galt es zuvörderst das königliche Ansehen wieder in scharfe Erinnerung zu bringen. Der unruhvolle Greis, Graf Philipp von Savoyen, gegen welchen der König schon früher sein Schwert zu ziehen gezwungen worden, zürnte dem Bischof Wilhelm von Lausanne, weil derselbe seinen Bischofssitz mit Mauern und Wällen gewahrt hatte. Er überfiel den Bischof, verwüstete dessen festen Wohnort und die anderen steinernen Häuser des Adels. König Rudolf, von den Geschädigten um Hilfe angerufen, verwarnte den Grafen ernstlichst. Der achtete dessen nicht. Da rückte der König abermals gegen Savoyen vor, und belagerte Murten. Der Ort widerstand heftig; die Belagerten fielen aus, zerrten den Kampf gegen den See hin, und schnitten den König von seinen Gefährten ab. Ohne Besinnen setzte der fünfundsechzigjährige König mit seinem Rosse in den See, und erwehrte sich herzhaft der andringenden Männer von Murten, bis Hartmann von Baldegg, mit Kriegern herbeieilend, den König aus dem Feindesschwarme heraushieb. Der Platz fiel; auch das ausgehungerte Peterlingen mußte sich dem Könige ergeben. Das brach des Grafen Trotz. Der Papst, die Höfe von England und Frankreich legten sich in's Mittel. Der Graf stellte Gümminen, Murten und Peterlingen dem Reiche zurück, vertrug sich mit dem Bischofe, und erhielt wieder die Gunst des Königs. So erwarb der König bei vielen Gelegenheiten dem Reiche zurück, was demselben entzogen worden, und wahrte dessen Rechte und Ansprüche, wo er nur mochte und konnte. In Lausanne setzte er einen Reichslandvoigt ein.

Hatte man in Burgund des Königs Schwert empfunden und fürchten gelernt, so gab es auch Anlaß, friedlichere Verbindungen mit diesem Reiche anzuknüpfen. Der König, zum Witwer geworden, von seinen noch lebenden Söhnen und Töchtern durch die Verhältnisse getrennt, entbehrte mit Kummer der traulichen Freuden des Hauses, deren sein Herz von jeher so bedürftig gewesen. Seine Freunde drangen in ihn, sich wieder zu vermälen. Seine Bekanntschaft mit Isabellen, der jüngsten Tochter des Herzogs Hugo IV. von Burgund, reifte seinen Entschluß; denn wohl mußte eine solche Verbindung ihm in Burgund zu verdoppeltem Ansehen und Einfluß verhelfen. In

Remiremont fand 1284 die Vermälung, zu Basel die Festlichkeit Statt. Ungeachtet des Abstandes der Jahre war die Ehe eine glückliche, und verschönte den Lebensabend des ehrwürdigen Königs. Als nunmehrige Königin nahm Isabelle den Namen Agnes an.

In Schwaben, wo, obschon unter anderen Namen und für andere Zwecke, die alte Zwietracht der Waiblinger und Welfen noch immer forttobte, bot sich dem Auge des Königs, das unabläßig auf Erhaltung innerer Ruhe in Deutschland gerichtet war, unerfreulicher und untröstlicher Anblick dar. Der König hatte von einem Königreiche oder Herzogthume gesprochen, das er für seinen zweiten Sohn Rudolf ausfindig zu machen hoffe. Dies bezogen Manche auf Schwaben, meinend, daß der König damit umgehe, das alte große Herzogthum Schwaben in seiner Einheit wieder herzustellen. Die schwäbischen Grafen, durch Verlust mancher Herrschaft gekränkt, die sie dem Reiche hatten zurückstellen müssen, fürchteten unter solchen Aussichten jeder Selbstständigkeit baar zu werden. Sie lärmten Freunde und Gegner auf; zwei Bündnisse gegen die vom Reiche eingesetzten Landvoigte wurden gebildet und die Fehde begonnen. Umsonst suchte der König sie zu besänftigen; da fiel er unerwartet mit einem Heere dem Grafen Eberhard von Würtemberg in sein Land, und zog siegreich bis vor Stuttgart. Der Graf eilte, durch schnellen Friedensvertrag die Gefahr zu beseitigen; doch kaum hatte der König den Rücken gewendet, so setzte jener Stuttgart wieder in festen Zustand, und griff abermals zum Schwerte, während sein Bundesgenosse, Markgraf Hermann der Aeltere von Baden, den Landvoigt, Grafen Albrecht, aus der Stadt und Burg Altensteig vertrieb. Der König kehrte, an der Spitze des Aufgebotes, zurück, entsetzte Eßlingen, brach viele Burgen und zwang vor Stuttgart den Grafen Eberhard zu dauerndem und zuverläßigem Frieden. Den Abt von St. Gallen, der sich an ihm vergangen und, nach vorübergehendem Frieden, Bann und Reichsacht auf sich geladen hatte, trieb der König in seinem Zorne von Land und Leuten. Vertrieben und flüchtig, mußte der Abt bis zum Tode des Königs harren, ehe er nach St. Gallen zurückzukehren sich getraute.

Jetzt nahm der König auch den, durch den Drang der Umstände so oft verschobenen Entschluß wieder auf, nach Rom zu ziehen und sich als Kaiser krönen zu lassen. Es lag ihm um so mehr am Herzen, da er als Kaiser noch bei Lebzeiten seinem Sohne Albrecht die römische Königswürde sichern konnte, während außerdem des Letzteren Nachfolge im Reiche sich schwer verbürgen

ließ. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um am päpstlichen Hofe die nöthigen Einleitungen zu treffen; doch der schnelle Tod des Papstes Honorius IV. brachte abermals diese wichtige Angelegenheit in's Stocken.

Mit den schwäbischen Grafen kam der König 1287 oder 1288 völlig in's Reine; die Besorgnisse der Erstgenannten hörten auf, da die Wiederherstellung des alten aufgelöseten Herzogthums Schwaben ausdrücklich abgelehnt, und die dortigen Reichsunmittelbaren lediglich unter den König, ohne Zuthun eines Herzogs, gestellt wurden. Dagegen erwuchs dem Könige Fehde gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund, der seine Voigtei und die Stadt Besançon vom Reiche zu trennen und der Krone Frankreich zuzuwenden trachtete. Der König zog gegen ihn, eroberte Mümpelgard und belagerte Besançon. Der Pfalzgraf und seine Anhänger bauten auf den Beistand Frankreichs, dessen Angelegenheit die Fehde auch war; doch dieses blieb bei stolzen Worten stehen. Im Feindeslande hatte der König die Mittel zu finden gehofft, um sein Heer zu unterhalten. Doch es fehlte in Hochburgund an Lebensmitteln, und bald brach Mangel ein. Der greise König ging seinen Kriegern in Entbehrungen muthig voran; er drängte zu einer entscheidenden Schlacht, weil der Sieg, wie er sich getröstete, auch Nahrung herbeischaffen werde; und würden sie gefangen, so werde man sie auch nicht verhungern lassen. Doch bevor es zum Schlagen kam, thaten der Pfalzgraf und seine Verbündeten Friedensvorschläge, gaben die Gefangenen frei, leisteten den Eid der Treue und löseten sich aus der Reichsacht.

Immer mehr lichtete der Tod den Kreis, dem der König zunächst angehörte, und erinnerte diesen, daß vielleicht auch seine eigene Stunde nicht mehr fern sey. Sein jüngerer Sohn, der kaum zwanzigjährige Herzog Rudolf, starb 1290 in Prag eines frühen Todes, seine Gemalin Agnes von Böhmen gesegneten Leibes hinterlassend. Kurz nach seinem Tode gebar sie einen Sohn, Johann, den sein böses Geschick zum gräßlichsten aller Verbrechen heranzog, und dessen weiteres Daseyn sich in einer dunklen Blutspur verliert.

Treu seinem hohen Berufe, verkündigte der König in allen Gegenden des Reiches, durch welche Weg sein ihn führte, in Franken, Schwaben und Burgund, die frohe Botschaft des Landfriedens. Als er dann über Mainz zu dem Frankfurter Reichstage zog, war es abermals sein eifrigstes Bemühen, den versammelten Kurfürsten die Erwählung seines Sohnes zu seinem Nachfolger

an's Herz zu legen; er forderte es als gerechte Belohnung seiner Verdienste um das Reich, wie zu seinem Troste; da es zweifelhaft sey, ob das von ihm mit solchem Erfolge begonnene Werk der Beruhigung Deutschlands durch einen Fremden mit gleichem Eifer und mit gleichem Berufe fortgesetzt werden könne. Auf manchen Seiten gewahrte er Bereitwilligkeit, aber auf noch mehren Unentschlossenheit, wenn nicht Mißtrauen. Am feindseligsten trat ihm der neue Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, entgegen, den der König bei der früheren Erledigung des Mainzer Stuhles übergangen hatte, und dessen nachträgliches Gemüth diese Gelegenheit der Entgeltung begierig wahrnahm. Er stachelte der Fürsten Besorgniß an, ob Herzog Albrecht's Macht und harten Sinnes; derselbe werde nicht geneigt seyn, den Wahlfürsten Zugeständnisse zu machen, noch zu halten; werde Reichsgut an sich reißen, wo es nur thunlich, und Allen ein strenger Gebieter seyn. Die Fürsten, um des eigenen Einflusses willen, mochten keinen mächtigen und strengen Kaiser. So drang der Erzbischof mit seinen Warnungen durch, und des greisen Königs Seelenwunsch blieb unerfüllt.

Es war die letzte bittere Täuschung, welche die Welt ihm bereitete; doch nagte sie an seinem Herzen. Gebeugt zog er von dannen, nach Mainz, und über Hagenau nach Straßburg. Die liebevolle Pflege seiner Gattin erfreute hier sein krankes Gemüth. Er saß eben mit ihr beim Bretspiele, als sein Arzt zu ihm trat. Des Königs matter Blick erschreckte den gelehrten Mann; er äußerte ohne Rückhalt seine Besorgnisse, und seine Worte brachten des Königs Ahnungen zum vollen Bewußtseyn. Dem ward nun klar, daß es zu sterben gelte. „So laßt mich nach Speyer hin, zur Gruft meiner Vorfahren!" sagte er entschlossen, und heiter, freudig und todesmuthig bestieg er das Schiff. Zu Germersheim verweilte er; in Speyer siechte er drei Wochen lang, dann starb er, fromm und unerschrocken, wie er im Leben dagestanden. Der 15. Juli 1291 sammelte ihn zu seinen Vätern; er ging heim, hochbejahrt, doch noch immer zu frühe für Deutschlands Wohl.

Man begrub ihn in der Kaisergruft des Domes zu Speyer, an der Seite des Hohenstaufen Philipp, den des Wittelsbacher's blutige Faust erschlagen. Ein guter Steinmetz, der den König im Leben öfter gesehen und ihm nachgereiset war, meißelte auf den Denkstein über Rudolf's Gruft dessen naturgetreues Bildniß, durch welches, in mehrfachen Abbildungen, des Königs wahre Gesichtszüge auch auf uns gekommen sind. Als aber in der Pfingstwoche

1689 durch Melac's Banden die altehrwürdige Stadt Speyer, und mit ihr der Kaiserdom, dieses Doppeldenkmal deutscher Kunst und deutscher Fürstengröße, in Schutt und Asche sank, drangen die beutegierigen Franzosen, wähnend, verborgene Kostbarkeiten zu finden, über die rauchenden Trümmer in die Kaisergrüfte hinab, sprengten die Grabesdecken, die Friedenssiegel des Todes, öffneten die Särge, und, getäuscht in ihren Erwartungen, streueten sie die Gebeine der Kaiser unter die Asche, und zertrümmerten die Denkmale der Verehrung und Liebe. Da fiel auch König Rudolf's Steinbild unter der Vertilgungswuth der Fremdlinge, und nur ein Zufall rettete die Reste, die davon auf unsere Tage gekommen. Hundert und vier Jahre später, 1793, nachdem deutscher Patriotismus und Fleiß die Stadt wieder erbaut und den hohen Dom hergestellt hatten, kehrten die Franzosen mit allem Verheerungsgrimme ihrer Väter zurück. Wiederum ward von ihnen mit Feuer und Axt zerstört, was man von den Kaisergräbern mühevoll wieder zusammengefügt hatte; den Dom selbst legten sie wüst; erst 1823 ward derselbe wieder hergestellt und dem Gottesdienste zurückgegeben. Allmälig setzte man auch die verödeten Grabesstellen der deutschen Kaiser wieder in würdigen Stand, und gegenwärtig errichtet König Ludwig von Baiern durch Schwanthaler's Künstlerhand dem Könige Rudolf von Habsburg ein schönes Marmordenkmal, ein Zeugniß des hohen deutschen Sinnes seines Gründers.

Rudolf war von ungewöhnlich hoher und ansehnlicher Gestalt, kraftvoll und rüstig; seine Gesichtsfarbe war bleich, sein Haar blond und im Nacken dicht und lang, der Scheitel frühzeitig kahl. Er hatte blaue, lebhafte Augen, eine mächtige Adlernase, über deren Größe er oft scherzte, und eine hohe Stirn. Sein Wesen war ernst und würdevoll, doch zugleich auch gemüthreich, herzgewinnend und herablassend; er war dem Scherze hold und verstand ihn aufzunehmen, wie zu erwidern. Zu der oft beabsichtigten und angesetzten Kaiserkrönung in Rom fand er nie die Zeit, und nannte sich daher selbst nur König. Aber sie war ihm zugedacht, und er hatte das volle Recht, sie anzusprechen, und gern redet die Nachwelt in Verehrung und Dankbarkeit von ihm, als dem starken, weisen und guten „Kaiser Rudolf."

Verdienst und Glück hatten ihn von einer mäßigen Macht zur höchsten Stufe des Ansehens und der Gewalt erhoben. Aber auch Keiner hat die Hoffnungen, die auf ihn gerichtet gewesen, und welche allein ihn zur Höhe des Thrones emportrugen, redlicher erfüllt, als er. Dem zerklüfteten, von

Parteien zerrissenen, von Gesetzlosigkeit und Willkür geschwächten Reiche half er, zumeist aus eigener Kraft, gegen mächtige und gefürchtete Reichsfeinde zu seinem Rechte und Eigenthume, einigte besonnen das Getrennte und Zerstückelte, sühnte und endigte den langen Streit zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, umschiffte vorsichtig und glücklich die Syrenenklippe Italiens, an welcher die stolze Kraft der fränkischen und schwäbischen Kaiser so oft Schiffbruch gelitten, und führte aus dem vorgefundenen Schutte aller Verhältnisse ein neues Gebäude der Ordnung und Einheit auf, wie es noch nie vor ihm bestanden; so daß Deutschlands neuere, würdigere Epoche jedenfalls erst mit ihm beginnt. Er war es, der durch feste Handhabung des Landfriedens dem späteren, hochherrlichen Friedenswerke seines großen Enkels Maximilian zuerst vorarbeitete. Während die Hohenstaufen, in ihrer getheilten Politik, in Italien die Macht der Städte niedergedrückt, in Deutschland dagegen sie, als Gegengewicht der Feudalmacht, erhoben hatten, wies Rudolf, ohne ein Princip dem anderen feindselig gegenüber zu stellen, einem jeden seine gebührende Stelle an, und entwickelte so die Kraft eines jeglichen gleichmäßig und natürlich neben der des anderen; daher Städte und Bürger in ihm ihren Freund und Gönner liebten, der Adel aber in ihm seines Standes ersten und zugleich dessen weisen Schützer und Pfleger ehrte. Er gründete die Hausmacht Habsburg's; aber er zeichnete zugleich seinem Hause jenes System der Milde und Gerechtigkeit, des echten christlichen Königthumes vor, das seinem erhabenen Stamme eigen geblieben ist für alle Zeiten, so daß der Stifter der Macht auch das stete hohe Vorbild ihrer Anwendung ward. So steht er edel und herrlich da vor Mit- und Nachwelt; seinem Andenken Segen und Ehre!

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Aufgerichtet, mit dem kaiserlichen Ornate angethan, saß in der Gruft zu Aachen die Leiche Karl's des Großen, noch im Reiche des Todes herrschend, wie einst im Reiche des Lebens. Wie, nach der morgenländischen Sage, die Leiche Salomon's, auf dem Löwenthrone sitzend und auf den Herrscherstab gestützt, Dämonen und Menschen noch eine Zeitlang mit dem Scheine des Lebens täuschte und sich Gehorsam erzwang, bis der Holzwurm

den stützenden Staab zernagte, und das zusammenfallende Königsgerippe unfreiwillig den alten Bann des Gehorsams lösete; so saß eine Weile noch der Schatten Karl's des Großen auf dem deutschen Throne, und forderte und fand wenigstens einen Schatten jener Geltung, die des Lebenden Weisheit und Kraft sich erkämpft hatte. Doch nicht lange währte jener täuschende Zauber; er verblich schon unter den Söhnen des Gewaltigen. War einst Karl's Wille das Gesetz der Menschen, sein Schwert die Verfassung der Länder gewesen, so drängte sich jetzt mehr und mehr fremder, bisher gefesselter Einfluß an den deutschen Thron; ein getheilter Wille spaltete seine Kraft, Streitfragen zersplitterten seine Unmittelbarkeit. Eine Schaar streitsüchtiger Vasallen rügte jede Handlung des Königs, die mit ihrem Vortheile unverträglich schien, durch Fehden, und da die königliche Gewalt, die bisher nur in dem zufälligen Maße der eben größeren oder geringeren Macht ihre Ausdehnung wie ihre Gränzen erkannt hatte, durch kein Gesetz näher bestimmt war, so ließ sich doppelt schwer entscheiden, auf wessen Seite das Recht sey. Die Erblichkeit der königlichen Würde in Deutschland wurde am frühesten schwankend. Im sächsischen Hause wurde zwar die deutsche Krone auf eine Zeitlang wieder erblich, und unter den mächtigen und siegreichen Ottonen strebte die Majestät des deutschen Königthums wieder zu ihrer einstigen Höhe auf. Dennoch waren auch sie in so fern bereits an gewisse Satzungen und eingedrungene Herkömmlichkeiten gebunden, als sie nie unterließen, die Bestätigung des künftigen Nachfolgers durch die Stände zu bewirken, deren Mitwirkung sich um so mehr über eine bloße Förmlichkeit erhob, je öfter dieselben, theils durch Ausgang der Herrscherfamilien, theils durch mehrseitige Ansprüche an die Erbfolge (der Grundsatz der Erstgeburt war nur selten entscheidend) zur natürlichen Ausübung eines wirklichen Wahlrechts gelangten. So schritt Deutschland mit gewaltsamer Eile dem Ziele eines Wahlreiches entgegen, das nicht länger zweifelhaft bleiben konnte, als zu dem Gegengewichte der Stände und Vasallen auch noch die Ansprüche des römischen Stuhles in die Schale fielen, und auftauchende Gegenkönige plötzlich das ganze System der Erblichkeit zertrümmerten. Der Investiturstreit rief die kirchliche und die weltliche Macht auf den Kampfplatz gegen einander. Heinrich IV. konnte nur mit dem Schwerte wahren, was der Spruch des Papstes und der Fürsten ihm bestritt; abwechselnd bestand und unterlag er in dem verhängnißvollen Kampfe. Ein von

ihm bestellter Gegenpapst mußte ihm die Krone auf's Haupt setzen, es war ihm beschieden, seine beiden Gegenkönige und seinen ältesten Sohn, Konrad, der, an der Natur frevelnd, seinem eigenen Vater Italien entrissen hatte, zu überleben; dennoch mußte er, ein aufgegebener Greis, zuletzt die blutig behauptete Krone seinem anderen Sohne, Heinrich V., mit ermattender Hand hingeben, und gebannt und dürftig endete Deutschland's Kaiser.

Jener Zeit, wo die Natur sich verläugnete, und die Vaterhand die Faust des Sohnes angstvoll zurückdrängen mußte, schien es auch vorbehalten, jenes kecke Wort auszusprechen, durch welches die römisch-deutsche Kaiserwürde, bisher nur der That nach in ihrer innersten Bedeutung angefochten, jetzt auch dem Namen nach sich von dem Vorrechte der Erblichkeit losreißen mußte; bei der Wahl des Gegenkönigs, Herzog Rudolf's von Schwaben, wurde Deutschland ausdrücklich für ein Wahlreich erklärt, und dem Papste ein Aufsichtsrecht über die Besetzung des kaiserlichen Thrones eingeräumt, wie es ihm vorher über kirchliche Aemter zugestanden hatte. Damals, noch bestimmter aber bei der Wahl Hermann's von Luxemburg, erklärte der Papst, daß er es sey, dem der König die Krone verdanke, oder der doch das Recht habe, der Wahl zu widersprechen. König und Volk schienen diesen Ausspruch stillschweigend zuzugeben. Die Beendigung des Investiturstreites, durch den zu Worms zwischen Heinrich V. und dem Papste Calixt II. abgeschlossenen Vergleich, stellte die geistlichen Fürsten wenigstens als Vasallen unter den Kaiser, und begabte diesen mit Einfluß auf ihre Wahl. Aber die Kreuzzüge verliehen dem Papste wiederum ein entschiedenes Uebergewicht, und stellten ihn in jeder Beziehung als das sichtbare Oberhaupt der christlichen Welt hin; während die Kaiser, obgleich an die Spitze dieser frommen Heerzüge gestellt, dabei weit weniger in der Eigenschaft eines weltlichen Oberhauptes der Christenheit, als vielmehr in der einer dem römischen Stuhle untergeordneten Macht erschienen. Auch verlor der Kaiser noch außerdem durch diese Kreuzzüge die Unterstützung derjenigen Klassen und Stände, die gerade am engsten mit seinem Interesse verbunden waren.

Der außerordentlich zahlreiche, zum großen Theil durch vielfältige Zersplitterung des Familiengutes wenig begüterte Adel und ein großer Theil der Ritterschaft hatten bisher hauptsächlich im kaiserlichen Dienste Ehre und Unterhalt gefunden; jetzt bezeichneten sie sich mit dem Kreuze und zogen

in den Orient, gläubigen Herzens und beutegierigen Trachtens. Die Güter, welche sie daheim zurückließen, kamen durch Kauf, Verpfändung oder Erbgang meist in die Hände der geistlichen und weltlichen Fürsten, die, wenn sie auch Opfer der Kreuzzüge wurden, ihren Platz doch nur verließen, um ihn Anderen, eben so Mächtigen einzuräumen. Zugleich wurde durch den Verlust der großen Menschenmasse aus den niederen Ständen, welche die Kreuzzüge hinwegrafften, die Ausbildung des dritten Standes in den Städten aufgehalten, besonders in Deutschland, wo er sich langsamer entwickelt hat, als in anderen Ländern, und doch konnte erst die Theilnahme dieses Standes an dem neuen Systeme, demselben eine feste, dem fortschreitenden Zeitgeiste angemessene Grundlage geben.

In demselben Verhältnisse, wie durch diese Umstände die Kaiser verloren, gewannen die Fürsten. Diese, von einer Menge unruhiger Vasallen und adeliger Einsassen ihres ehemaligen Amtssprengels befreit, konnten um desto ungestörter an der Befestigung ihres Systems einer untergeordneten Hoheit arbeiten, zu welcher die Verhältnisse sie von selbst hinführten. — Von jenem Systeme der neuen Verfassung muß zuerst das neue Verhältniß der weltlichen Herren zur Krone in Betracht gezogen werden, weil es der Politik der Kaiser, welche auf die fränkischen Könige folgten, nothwendig eine andere Richtung verlieh.

Herzogthümer und Grafschaften waren im Laufe des eilften Jahrhunderts nun ganz entschieden erbliches Eigenthum jedes Geschlechtes geworden, das während dieser Zeit in Besitz derselben gekommen oder geblieben war. Dadurch veränderte sich vorerst der ganze ehemalige Begriff einer Grafschaft (nach neueren Forschungen kommt der Name Graf nicht von grau (alt, senex), sondern vom angelsächsischen Gerefa (fränkisch Grafjo), wie man den Einsammler der Gefälle nannte, der zugleich mit der oberstrichterlichen Würde bekleidet war), die, wie auch die eben gemeldete Herleitung beweiset, früher ein Amt und kein Landesdistrict gewesen war, jetzt aber einen gewissen Bezirk andeutete, dessen Besitzer gewisse Rechte zustanden. Die alte ursprüngliche Gauverfassung (Gau, Gow, Göw, im Latein des Mittelalters pagus, dürfte mit dem griechischen γέα zusammenhangen und bezeichnet daher einen Landstrich; denn der älteste Anbau des Landes war durch einzelne Wohner geschehen, die, durch gemeinschaftliche Nutzung von Grund und Boden, in Markgenossenschaften vereinigt

waren, und, nach Stammverwandtschaft, größere Volksgemeinden der einzelnen, von diesen bewohnten Landstriche, sogenannte Gauen, bildeten, über welche in Friedenszeiten eine eigene Obrigkeit, meisthin Graf genannt, gesetzt war) hatte sich schon früher nach und nach aufgelöset, indem unter den Ottonen die Geistlichkeit immer größere Privilegien errang, und sogar ganze Grafschaften, d. h. die sämmtlichen gräflichen Amtsrechte in einem Gau, verliehen bekam, oder in solchen Gauen, wo sie schon bedeutende Macht besaß, diese Rechte wohl auch mit Gewalt an sich riß, während die Grafen immer häufiger mehr, als Eine Grafschaft zusammenbrachten, und die Herzoge die Verwaltung der in ihrem Sprengel gelegenen Grafschaften erlangten. Da nun diese Aemter, wenn nicht besondere Unfälle sich ereigneten, fast immer vom Vater auf den Sohn übergingen, und da auch die Grafschaft (indem sie ja Eigenthum eines Stiftes werden durfte) überhaupt Eigenthum werden konnte, so mochte sich bei Manchen auch schon die Idee eines bloßen Amtsrechtes verlieren. Weil überdies der König Beneficien häufig in Eigenthum verwandelte, so mochte auch vielleicht schon Manchem eine Grafschaft zum Eigenthum überlassen werden. Alle Verhältnisse, die auf der einstigen Gauverfassung beruhten, erhielten dadurch nothwendig eine andere Gestalt. Die Erblichkeit der Aemter verwandelte den Beamten in einen Regenten. Die Erblichkeit der Beneficien überhaupt veranlaßte zuerst, daß Allodium und Beneficium des Besitzers als ein Ganzes betrachtet wurden; wenn dieser nun zugleich gewisse Amtsrechte erblich auf Diejenigen übertrug, welche ihm als Erben in jenen Gütern folgten, so war es sehr natürlich, daß man sich allmälig diese Rechte als auf dem Gute haftend, und eben darum auch Die, über welche diese Rechte ausgeübt wurden, als zu dem Gute gehörig dachte. Aber bei weitem nicht alle Personen, welche seit dem eilften Jahrhundert unter der Benennung Grafen vorkommen, besaßen eine in ihrem Geschlechte erblich gewordene Gaugrafschaft über den ganzen ehemaligen Gau, so weit er nicht durch Exemtion des geistlichen Gutes und der Reichsvogteien aufgehört hatte, einen Amtssprengel zu bilden; vielmehr besaß die größere Anzahl der Grafen bloß Herrschaften und einzelne Stücke des ehemaligen Amtssprengels mit Grafengewalt. Dieses Verhältniß entstand theils dadurch, daß die Bischöfe in den ihnen überlassenen Gauen oder deren Ueberbleibseln, die Grafschaft nach Willkür vergeben konnten, und sich daher leicht bewegen

ließen, die Grafenrechte über einen Theil des Amtssprengels, und namentlich über die eigenen Herrschaften eines Herrn, diesem zu Lehen zu geben, wenn er dagegen sich dazu verstand, seine Herrschaft, oder auch nur einzelne Stücke derselben, dem Stifte zu Lehen aufzutragen; sie entschlossen sich wohl sogar, noch etwas Beträchtliches von Stiftsgütern als Lehen dazu zu legen, wenn es ihnen darum zu thun war, einen solchen mächtigen Dienstmann zu gewinnen. Gleiches Verhältniß trat bei den weltlichen Reichsbeamten in Ansehung des Herrenstandes ihres Amtssprengels ein. Endlich auch konnte der Kaiser einzelne Herrschaften eximiren und ihnen den Grafenbann verleihen, wobei nicht einmal immer die Herrschaft dem Reiche zu Lehen aufgetragen wurde. Viele einer wahren Gaugrafschaft untergeordnete Grafschaften sind wohl auch nichts Anderes, als verliehene Verwaltung des Grafenamtes im Namen des Gaugrafen (Vicegrafschaften), ein Verhältniß, das sehr natürlich bei den großen Gauen aus den verschiedenen Ding-(Gerichts-) Stätten hervorgehen mußte, an welchen das Gaugericht gehalten wurde. Im Gegensatze jener Grafen, welche eine solche lehenbare Grafschaft besaßen, wird von denen, welche die wirkliche Gaugrafschaft, wenn auch noch so sehr durch Exemtionen geschmälert, als wirkliches Reichsamt verwalteten, der Ausdruck Landgraf (comes provincialis) seit dem zwölften Jahrhundert gebraucht, und als sie späterhin von der Gewalt der Herzoge frei wurden, zählte man Grafschaften zu den Fahnlehen (großen Statthalterlehen, weil diese mit der Fahne, die kleineren Lehen aber nur mit dem Schwerte verliehen wurden), weil sie als Reichsbeamte, wie die Herzoge, den Heerbann hatten, und sie selbst zum Fürstenstande.

Die Grafschaften im Gegensatze jener wahren Reichsämter, waren vermöge ihrer Entstehungsweise immer ein Aggregat einzelner Herrschaften und Stücke von Herrschaften und einem ehemaligen Amtssprengel, zum Theil Allode, zum Theil Lehen verschiedener geistlicher und weltlicher Herren, und wurden nur dadurch zu einem Ganzen verbunden, daß sie von Einem Herrn erblich besessen wurden. Hieraus erklärt sich, warum es von nun an bei den Grafen üblich wurde, sich nicht mehr nach dem Gau zu nennen, in welchem ihnen die Grafschaft zustand, sondern nach dem Hauptgute (mochte es Allod, oder Lehen seyn), auf welchem, nach der jetzigen Vorstellungsweise, die Grafschaft haftete. Und eben darum nannten sich viele edle Herren, seit Jahrhunderten im Besitze von Grafschaften, nicht einmal

Grafen, sondern bezeichneten bloß ihren Stand durch den Beisatz nobiles oder liberi domini und den Namen des Gutes, auf welchem die Grafschaft haftete, wodurch sie sich schon hinlänglich als Grafen verkündigten. Daher heißen vom eilften bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, — wo sie dann, um sich von dem zahlreich auftauchenden niederen Adel zu unterscheiden, den gräflichen Titel wieder annahmen — Dynasten oder liberi domini die Ahnherren beinahe aller jener Häuser, die späterhin wieder als gräfliche erscheinen.

Das Herzogthum blieb zwar, auch nachdem es erblich geworden war, ein Amt, weil es in keiner so engen Verbindung mit gewissen Gütern stand, als die Grafschaft; aber das Recht, zum Reichsdienste aufzubieten, nahm, im Verhältniß zu den kleineren Herren und Vasallen, allmälig die Gestalt einer Lehensherrlichkeit an. Bei den größeren, den Pfalzgrafen, Markgrafen und Landgrafen, konnte es nicht wohl dahin kommen, denn sie standen in zu vielfacher unmittelbarer Beziehung mit Kaiser und Reich, als daß die Ansicht natürlich gewesen wäre, sie als Vasallen des Herzogs zu betrachten, wenn sie ihm gleich, wie jene, im Reichsdienste folgten. Desto eifriger arbeiteten aber auch die weltlichen Herren nun mit den geistlichen dahin, das Herzogthum zu sprengen, und sich in die Trümmer seiner Würden und Güter zu theilen.

Gleichzeitig mit der Exemtion der geistlichen Immunitäten — d. h. solcher Herrschaften, auf denen kein öffentlicher Beamter seine Gewalt ausüben durfte, so lange der Herr des Grundes und Bodens für die darin ansässigen Unfreien zu Recht zu stehen sich erbot — von der Gewalt der Grafen, war die Befreiung königlicher Herrschaften und einzelner Gemeinheiten von der Gewalt jener ordentlichen öffentlichen Beamten, welche hier an einen Reichsvoigt (Advocatus imperii) überging. Das Daseyn dieser Reichsvoigteien beweisen die Reichsstädte zur Zeit der Ottonen, den großen Umfang derselben Documente der späteren Zeit, in denen man nur noch die Bruchstücke des ursprünglichen Ganzen benannt findet. Der Kern einer solchen Reichsvoigtei wurde durch eine kaiserliche Burg oder Pfalz gebildet, auf welcher der Sitz des Reichvoigtes, war, und zu welcher nicht bloß königliche Herrschaften, sondern auch Gemeinden freier Leute gezogen wurden. Seit der Entstehung der Voigteien ergaben sich auch wohl freie Gemeinden freiwillig in eben dem Sinne an das Reich, in welchem sie sich sonst einen

Herrn gewählt hatten, weil es seit der Auflösung der Gemeinden einen Vortheil gewährte, in engerer Verbindung mit dem Reiche zu bleiben. Der Reichsvoigt blieb ein Beamter, während der Graf seine Amtsgewalt zum Eigenthum machte; aus den Reichsvoigteien bezog der Kaiser fortwährend die hergebrachten Einkünfte, während sie in den erblich gewordenen Amtsbezirken großentheils an die Reichsbeamten übergingen; auf dem Daseyn dieser Reichsvoigteien beruhte daher fortan ganz vorzüglich die Selbstständigkeit der Könige. Durch den Ausgang mehrer herzoglichen Familien wurden die Herzogthümer, mit wenigen Ausnahmen, immer mehr geschwächt und zerstückelt, denn sie wurden nie in dem alten Umfange wieder verliehen, vielmehr die sämmtlichen Bischöfe und ein großer Theil der weltlichen Herrn eximirt, d. h. selbst mit dem Herzogthum über ihre Besitzungen versehen. Es gelang auf diese Weise den hohenstaufen'schen Kaisern, durch Theilung und Zersplitterung der Untergewalten ihre eigene Obergewalt zu erhöhen, und der Ausgang des zwölften Jahrhunderts ward daher in der deutschen Geschichte ein wichtiger Moment. Von der Benutzung der hohenstaufen'schen Macht hing es ab, welche Verfassung Deutschland und Italien auf Jahrhunderte hinaus erhalten sollte. Sie bot auf der einen Seite die Mittel dar, die Fürsten am Mißbrauche der ihnen anvertrauten Gewalt zu hindern, und wurde wiederum auf der anderen Seite durch den Papst und die Fürsten zu eifersüchtig bewacht, um selbst in willkürlichen Regierungsdespotismus ausarten zu können. Es kam nur darauf an, eine Mittelmacht im Reiche zu finden, in deren Hände die Bürgschaft der Verfassung niedergelegt werden könnte, und diese hatte sich in der Ritterschaft und den Städten bereits dergestalt von selbst gebildet, daß sie nur richtig benutzt werden mußte, um jenem Zwecke vollständig zu dienen.

Die Vereinigung aller zur Ritterschaft gehörigen Personen in eine eigene geschlossene Genossenschaft, das Schildesamt (ordo militaris, militia), entstand so unmerklich, daß sich keine bestimmte Zeit ihres Ursprungs angeben läßt. Seit dem zehnten Jahrhunderte war, besonders vermöge der häufigen Kriege gegen die Ungarn und slavischen Völker, der ordentliche Dienst im Heerbann immer mehr Reiterdienst, die Bewaffnung immer schwerer geworden. Eine solche Kriegsweise erforderte ein geübteres Heer, und dieses ließ sich nur aus einem Theile der Freien und der Dienstmannschaft bilden. Der Adel mußte daher jetzt regelmäßig den ganzen Reichsdienst

seines Amtssprengels übernehmen, und leistete ihn mit seinen Dienstleuten und den Freien, welche von ihrem echten Eigenthume persönlich den ordentlichen Kriegsdienst zu leisten, nach dem Karolingischen Heerbanne (vergl. S. 17) verpflichtet waren. Dafür war der Dienstherr berechtigt, von dem in seinem Amtssprengel befindlichen, zur Heerfolge pflichtigen Volke, welches, vermöge der neuen Einrichtung, mit dem persönlichen Heerdienste verschont wurde, eine Entschädigung zu fordern, die jetzt, da eine neue Einrichtung jenes für immer der persönlichen Dienstpflicht überhob, in eine ordentliche Last überging. An manchen Orten mag über diese ein förmlicher Vergleich Statt gefunden haben, an den meisten aber legte der Adel dem Volke wohl willkürlich die Lasten auf, welche andere Schutzpflichtige trugen. Nur in sehr wenigen Gegenden blieb die alte Verfassung. Der deutsche Kaiser mußte zu mancherlei Ungerechtigkeiten, die bei der neuen Ordnung der Dinge nicht ausbleiben konnten, größtentheils schweigen, weil er bei seinen auswärtigen Unternehmungen durchaus einer zahlreichen Dienstmannschaft bedurfte. Für den Adel war die neue Einrichtung sehr vortheilhaft; die Anzahl seiner Dienstleute nahm ungemein zu, weil er nun mehre unterhalten konnte; der Unbegüterte drängte sich in die Dienstmannschaft, um seinen Unterhalt in ihr zu finden, und der Begüterte trat in die Reihe der Dienstleute, um seine kriegerische Ehre zu retten. Der Heerbannsherr mochte daher auch ohne Schwierigkeit das Band, das den Freien an ihn fesselte, fester anziehen, wie es sein Vortheil mit sich brachte; wer Ritterdienst zu leisten hatte, mußte ihm Hulde thun, wie sein Dienstmann, und manches freie Eigenthum wurde auch wohl in Lehen verwandelt.

Die neue Einrichtung war von den wichtigsten Folgen für das System des Adels, sie machte ihn von dem Könige und dem Volke erst unabhängig; von jenem, weil Lehenstreue schon über Unterthanenpflicht geachtet, von diesem, weil es entwaffnet wurde. Das Volk verlor am meisten, so vortheilhaft es Anfangs scheinen mochte, daß Jeder nun sein Erbe in Ruhe bauen könne, und nur bei gemeiner Landesnoth (wenn das Waffengeschrei: „o weh! o Wapen!“ ertönte, späterhin auf das Zeichen der Sturmglocke) zur Landfolge (Reise) Dienst zu leisten und die Waffen zu ergreifen genöthigt sey. Denn mit dem Verluste seiner kriegerischen Ehre wurde der gemeine Freie, Hintersasse (Schutzuntergebener) seines Schutzherrn, dem er zum Reichsdienste steuerte; nur der Heerbann-

pflichtige und der Dienstmann führte fortan den Ehrennamen **Miles**, oder von der Weise des Heerdienstes, Ritter, und als sich erst das neue System der Verfassung im Laufe von drei Jahrhunderten völlig ausgebildet hatte, waren es der schutzpflichtige Landsasse nebst den Leibeigenen und anderen unfreien Hintersassen allein, auf welche man die Lasten der bürgerlichen Gesellschaft wälzte.

Im zwölften Jahrhunderte erhielt das Institut der Ritterschaft schon eine feste Gestalt; die sämmtlichen freien Männer, welche eine bloß kriegerische Lebensart führten, und die höchste Kriegswürde erlangt hatten, bildeten unter jenem Namen eine ordensähnliche Innung. Seitdem das ganze Kriegswesen (Militia) auf den Adel und die zum Ritterdienst von ihren Gütern verpflichteten Freien, nebst den Vasallen und Ministerialen derselben, allein gegründet war, bildeten sie schon einen eigenen Stand. Aber Adel und Dienstmannschaft, während ihrer ganzen Lebenszeit nur mit Krieg beschäftigt, und auf dessen kunstgemäße Erlernung angewiesen, verbanden sich auch überdies nach dem Geiste der Zeit, welcher immer zugleich eine äußere geordnete Verbindung zwischen Personen von gleicher Lebensart und Beschäftigung schuf, bald zu einer Innung (Einigung), welche den geistlichen Brüderschaften nachgebildet wurde. So wie sich die Mitglieder der Letzteren, welche sich einem religiösen Leben widmeten, durch feierliche Gelübde zu Beobachtung einer gewissen Regel verpflichten mußten, so beschwor auch Jeder, der sich dem blos kriegerischen Leben (vita militaris) hingab, eine Regel des Ritterordens, wie sie durch die Sitte jenes Standes begründet war; und so wie der Geistliche nur durch die niederen Weihen zu den höheren aufsteigen konnte, so wurde auch nur Jenem die höchste Würde dieses Ordens, die Ritterwürde, ertheilt, der zuvor die unteren Stufen desselben als Bube (Page, Edelknabe, Junior) und Knappe (Famulus, Armiger) durchlaufen hatte, eine Laufbahn, die freilich wohl seit uralter Zeit Jeder durchlaufen mußte, der sich den Weg zur Erwerbung von Beneficien bahnen, oder sich in adeliger Sitte ausbilden wollte. Aber vordem bezeichnete die Verleihung eines Lehens oder Amtes, oder die selbstständige Verwaltung eines Gutes, auf welchem Ritterdienst haftete, das Ende jener Laufbahn; jetzt gab man die höchste Würde jener Genossenschaft als eine eigene selbstständige Würde unter religiösen und militärischen Feierlichkeiten, von welchen jene von den geistlichen Innungen entlehnt waren, diese aber

in den Gebräuchen bei der Entlassung und strengeren Dienstpflicht am Hofe eines Dienstherrn ihren Ursprung hatten. Freie eheliche Geburt und Wahl einer blos kriegerischen Lebensart wurden natürlich wesentlich erfordert, um in diese Verbindung aufgenommen zu werden. Wer also bei einer anderen Lebensart verharren wollte, konnte, ungeachtet seiner freien Geburt, die Ritterwürde (cingulum militare) nicht erlangen. Somit erhielten denn freilich nur Edle, Vasallen und Dienstleute, oder sonst reiche Grundbesitzer diese Würde, die, wenn sie mit den erblich gewordenen Beneficien viele Generationen hindurch in ihren Geschlechtern geblieben war, diesen das Prädicat eines ritterlichen Geschlechts verschaffte. Daß dieser Umstand sehr bald auf den Grundsatz führte: man müsse überhaupt ritterbürtig seyn, um die Ritterwürde erlangen zu können, war eben so natürlich, als daß dem Kaiser die Befugniß blieb, von dieser Regel Ausnahmen zu machen. Jener Grundsatz galt schon im zwölften Jahrhunderte, und so war also schon um diese Zeit zwischen die freien und adelichen Geschlechter ein dritter Stand, jener der Ritterbürtigen, mit erblichen Vorzügen eingeschoben, welche Letztere nicht auf dem Güterbesitze, sondern auf der Person hafteten.

Die angestammte alte Freiheit der übrigen, nicht kriegerischen Stände, welche durch die eben besprochenen kriegerischen Genossenschaften auf einer Seite ernstlich sich bedroht sah, erhielt in der Entstehung der Städte eine um so kräftigere Stütze. Die Privilegien der Bischöfe erhoben im zehnten Jahrhunderte nach und nach alle Bischofssitze zu Immunitäten, in welchen die Grafengewalt auf bischöfliche Vögte übergegangen war, und da die Kaiser um dieselbe Zeit große Districte, in welchen kaiserliche Herrschaften lagen, zu besonderen Reichsvoigteien machten, so bekamen auch viele andere Orte, welche bisher Civitates oder villae publicae gewesen waren, in so fern die Verfassung einer geistlichen Immunität, als auch hier die Grafengewalt auf einen besondern kaiserlichen Voigt überging. Eben daher bezeichnete man auch die Verfassung dieser letzteren Orte gleichfalls mit dem Ausdrucke Weichbildrecht, obschon derselbe seinem Ursprunge nach eigentlich nur auf bischöfliche Besitzungen paßte. (Weich ist so viel, als geweiht, heilig; die Gränzen der Immunität wurden mit dem Bilde des Stiftsheiligen besetzt, und Weichbild ist also ursprünglich nur ein durch die geistliche Immunität von der Grafengewalt erimirter District.)

Ihrer inneren Beschaffenheit nach, war zwar die Verfassung dieser Orte sehr verschieden, darin kamen aber doch alle überein, daß sie entweder schon befestigt waren, als sie Weichbildrecht erhielten, oder doch bald nachher befestigt wurden. Die Streifereien barbarischer Völker während des neunten Jahrhunderts und die beständigen inneren Unruhen hatten Kaiser und Adel die Wichtigkeit von Burgen schätzen gelehrt, und ein ganzer befestigter Ort war, mit Hilfe der Einwohner, noch leichter zu vertheidigen, als eine Burg, die nur mit Dienstmannen besetzt war. Von der Burg (**Castrum**) muß daher auch wesentlich die befestigte Stadt (**Civitas**) unterschieden werden, wenn gleich in den meisten Städten sich Beide neben einander befanden, weil entweder in den meisten Städten, noch ehe sie Weichbildrecht erhielten, die Kaiser, Bischöfe oder andere Prälaten und Herren schon Burgen hatten, oder ihre Pfalzen und Höfe in der Folge befestigten. Die Burgen waren mit Dienstleuten besetzt, welche Burgmannen (**Burgenses, Castrenses**) hießen, und für diese ihre Verpflichtung, Burglehen (**Feuda castrensia**) erhielten. Die Bewahrung der Stadt hingegen oblag den Einwohnern selbst, welche, weil ihr Ort durch Befestigung auch eine Burg war, ebenfalls **Burgenses**, Bürger, hießen, weßhalb man den lateinischen Ausdruck **Cives** durch Bürger übersetzt. Die Bürger, obwohl sie durch das Weichbildrecht aus der Gemeindeverbindung mit den heerbannspflichtigen (rittermäßigen) Freien heraustraten, blieben von den schutzpflichtigen Freien unterschieden, und zugleich zum Dienste des Herrn gewaffnet, von welchem ihr Voigt bestellt wurde. Das Weichbildrecht wirkte dahin, ihre Gemeinde selbstständig zu erhalten, oder wenn sie ursprünglich es wenigstens nicht in Ansehung aller Einwohner war, sie allmälig selbstständig zu machen. Durch die Befestigung der Städte ward es möglich, wohlerworbene Rechte gegen den Herrn der Stadt zu behaupten, und da die Einwohner aller, vor dem zwölften Jahrhunderte gegründeten Städte immer eine große Anzahl rittermäßiger Bürger enthielten, welche die eigentliche Gemeinde allein bildeten, so war die Genossenschaft dieser, mit Weichbildrecht begnadigten Gemeinden so ehrenvoll, als die der Heerbannspflichtigen in den Reichsamtssprengeln und Herschaften. So wurden im zwölften Jahrhunderte die Städte etwas ganz Anderes, als was sie ursprünglich hatten sein sollen, und aus bloßen Immunitäten erwuchsen sie zu selbstständigen, d. h. nach eigenem unbeschränkten Gemeinwillen regierten Corporationen.

Da das Weichbildrecht in bischöflichen Städten, mithin in solchen Orten entstand, die ursprünglich römische Verfassung gehabt, von welcher sich in der einen oder anderen Form Spuren erhalten hatten, so nahm es in diesen Städten sehr bald eine Eigenthümlichkeit an, welche in der Folge mit zu dem Wesen des Weichbildrechtes gerechnet wurde. Die Städte mit ursprünglich römischer Verfassung hatten in dem erhaltenen Decurionenstande eine Gemeinde (**Cives**), der von ihrer alten Würde wenigstens die Verwaltung des Gemeindegutes, die Polizeigewalt und besonders die den römischen Einrichtungen eigenthümliche Aufsicht bei der Markt- und Handwerkspolizei geblieben war, welche sie durch einen Gemeinderath, vor dem zwölften Jahrhunderte gewöhnlich **Cives** (im vorzüglicheren Sinne), seitdem nach dem Beispiele der lombardischen Städte ordentlicher Weise **Consules** genannt, ausübte. Aus diesem Rathe und den Schöffen der freien deutschen Gemeinde bildete seine Schöffen der Voigt, welcher an die Stelle des Grafen trat, und der Schultheiß (**Scultetus**), welcher die Stelle des ordentlichen öffentlichen Localbeamten einnahm, und gewöhnlich in allen Sachen richtete, die nicht ihrer Natur nach vor das Gaugericht gehört hatten. Diese Verbindung übertrug die römischen Gemeinde-Einrichtungen auch auf die deutsche Gemeinde, und ein aus Beiden zusammengesetzter Rath war mächtig genug, die unabhängige Verwaltung des Gemeindegutes und der Polizei allmälig zu einer selbstständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt in ihrem inneren und äußeren Verhältnisse auszudehnen, bei welcher die Vorsteher jenes Gemeinderathes, **Magistri civium, Magistri consulum**, Bürgermeister, dem herrschaftlichen Voigte oder Schultheißen wenig Mitwirkung ließen. Die durch die römischen Polizei-Einrichtungen in Genossenschaften vereinigten Handwerker, obwohl sie zu der Gemeinde der Bürger nicht gehörten, und an der Verwaltung des Rechtes keinen Theil hatten, schlossen sich doch an diese Obrigkeit auf das Engste an, da die Herrschaft gar zu sehr geneigt war, auf sie und auf die Bürgerschaft überhaupt das Hofrecht auszudehnen, dem etwa vor der Entstehung des Weichbildrechtes Einzelne von ihnen unterworfen waren; und mit ihrer Hilfe konnte die befestigte Stadt ihrer Herrschaft nöthigenfalls einen Widerstand entgegen setzen, dem die Burgmannschaft innerhalb der Stadt nicht gewachsen war, wenn auch die Bürger innerhalb ihrer Ringmauern eine Burg dulden mußten.

Dieselben Einrichtungen gingen auf solche Städte über, in welchen der Decurionenstand sich in eine Dienstmannschaft, Familia, verwandelt hatte. In diesen war zwar, statt eines Gemeinderathes, nur eine Reihe herrschaftlicher Beamten, welche die Rechte verwalteten, die anderwärts den Rathmannen zustanden; aber die Dienstmannschaft, aus welcher diese zufolge des Hofrechtes genommen wurden, erzwang hier die Bildung eines Gemeinderathes mit Hilfe der freien Bürger, die das Weichbildrecht zu Einer Gemeinde mit ihr verband, und die ohnehin von einer Theilnahme an ihren Geschäften nicht wohl ausgeschlossen werden konnten, seitdem sie ihre Gerichtsgenossen geworden waren. Die in solchen Städten immer der Hörigkeit unterworfenen Handwerker und anderen Schutzgenossen zogen davon den Vortheil einer viel günstigeren Lage, als ihnen bisher das Hofrecht gewährt hatte; denn die Dienstmannschaft suchte von dem Herrn der Stadt die Aufhebung der Lasten des Hofrechtes zu ihrem eigenen Vortheile zu erlangen, und was bei diesem nicht zu erreichen war, gewährte bei günstiger Gelegenheit der Kaiser als oberster Voigt. — In Städten, welche durch das einer deutschen Villa ertheite Weichbildrecht entstanden waren, nahmen die Schöffen von selbst die Gestalt eines Gemeinderathes an, sobald das Emporkommen des Gewerbes die römischen Polizei- und Markt-Einrichtungen, und mithin eine Vereinigung der freien Handwerker und anderer Gewerbetreibenden in Innungen nothwendig zu machen schien, und sie erlangten leicht, daß ihnen die Gewalt, welche in anderen Städten der Rath über jene Personen hatte, auch über die einem herrschaftlichen Schutzrechte unterworfenen hörigen Handwerker und anderen Schutzgenossen überlassen wurde. War ihre Stadt nicht gleich bei Ertheilung des Weichbildrechtes befestigt worden, so folgte dieses wichtige Ereigniß doch wenigstens bald darauf ohne Schwierigkeit, weil die Herrschaft selbst dadurch in ihren Fehden an Sicherheit gewann, und die Bürger wenigstens nicht hinderte. — Alle Städte, sobald sie ihre Kräfte fühlten, suchten zunächst auch außerhalb ihrer Ringmauern durch Erwerbung von Grundeigenthum, und besonders durch Aufnahme von Ausbürgern oder Pfahlbürgern (solchen, die außerhalb des Pfahlwerkes, d. h. der Ringmauern, aber innerhalb der mit Pfählen bezeichneten Gränzen der Stadtflur wohnten) ihre Macht zu befestigen. Freie Leute setzten häufig einen Meier (Verwalter) auf ihr Gut und zogen in die Städte, die ihnen einen sicheren Aufenthalt und — so lange die wenig

geachteten Handwerker noch nicht zur Gemeinde gehörten, und mithin Niemand den freien rittermäßigen Ursprung auch in dem Bürger verkennen konnte — eine ehrenvolle Gemeindeverbindung darboten. Bald schien es auch thunlich, gegen Uebernahme der Bürgerpflichten, besonders hinsichtlich der Vertheidigung der Stadt, das Bürgerrecht ohne Veränderung des Wohnortes zu gewinnen. Wenn es dann auch noch gelang, den persönlichen Schutz, welchen das Weichbildrecht dem Bürger gewährte, auf seinen Grundbesitz auszudehnen, wie einst das Immunitätsrecht der Geistlichkeit nach und nach ausgedehnt worden war, so konnte sich auf diese Weise eine neue Gattung freier Gemeinden bilden, die wieder in die Reihe der unabhängigen Reichsglieder einzutreten fähig waren, aus welcher der veränderte Begriff der Grafschaft die Gaugemeinden herausgerissen hatte. Denn gegen eine solche Gemeinde vermochte die Herrschaft von der Gewalt, welche die Voigtei gab, schwerlich mehr, als die bloße Gerichtsbarkeit zu retten, undselbst diese bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen, fehlte es den Gemeinderäthen nicht an Mitteln.

Die gesammten Einwohner eines Bezirkes ließen sich auf zwei Hauptklassen zurückführen: auf die Landsassen, welchen Prälaten, Herren, Ritter- und Bürgerstand angehörten, und die Hintersassen nicht nur des Landesherrn, sondern auch der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte. Wenn wir übrigens die einzelnen Stände nach ihrem Ursprunge und ihren Verhältnissen näher betrachten, so kommen wir großentheils auf dieselben Ursachen zurück, welche wir auf die Verfassung Deutschlands im Allgemeinen so wesentlich einwirken sahen. Durch die gemeldete veränderte Einrichtung des Reichsheerdienstes war kriegerische Ehre in ihrem vollen Umfange ausschließliches Erbtheil zweier Klassen der Freien geworden, nämlich jener, welche den Reichsdienst übernahmen, und derer, durch welche sie ihn ordentlicher Weise leisteten. Die übrigen Freien wurden insgesammt wenigstens Ungenossen jener beiden Klassen, wenn auch gleich ein Theil derselben von den, mit der kriegerischen Ehre zusammenhängenden Rechten mehr rettete, als ein anderer, der eben dadurch zu einer eigenen Klasse von Personen ward. Die beiden ersten Klassen wurden unter dem Namen Semperfreie und Mittelfreie von den letzteren, den freien Landsassen, unterschieden. Die Semperfreien retteten durch die Auflösung der Herzogthümer ihre Reichsfreiheit, d. h. die Unabhängigkeit von der Landes-

hoheit, und blieben, wenigstens für ihre Person, unmittelbar dem Reiche untergeben. Die übrigen Freien verloren durch die Entstehung der Landeshoheit einen großen Theil ihrer Freiheitsrechte, doch war die Abhängigkeit, in welche sie fortan geriethen, von sehr verschiedenem Umfange. Ein Theil derselben trat durch die Verhältnisse, in welche er mit dem Landesherrn kam, an die Stelle der alten Landesgemeinde, welche durch Auflösung der Gauverfassung und die Entstehung der Landeshoheit gesprengt wurde, und erhielt dadurch seine Selbstständigkeit wenigstens in vielen Beziehungen. Dahin gehörten alle Diejenigen, welche in den Landgerichten und nach Weichbildrecht schöffenbarfrei waren. (Die Schöffenbarfreiheit war die mit dem Geburtsstande verknüpfte Fähigkeit, in einem Gerichte Urtel zu finden und Zeugniß zu geben.) Ein anderer Theil derselben hingegen mußte den Landesherrn zum Schutzherrn annehmen, und ward zu dessen Hintersassen. Dieses Verhältniß, das sich nicht allenthalben ganz gleich ausbildete, sondern hin und wieder auch in eine Art von Hörigkeit ausartete, bezeichnet im Allgemeinen der Ausdruck: Pfleghafte. Die doppelte Gattung der Ministerialität oder Dienstpflichtigkeit, nämlich entweder nach freier Wahl, oder durch Zwang, welche also freie und unfreie Ministerialen oder Dienstmannen bildete, gewann immer bestimmtere Formen. Der höhere Ministerial, der allmälig diesen Namen ausschließend in Anspruch nahm, stand in einer, dem Verhältnisse eines eigenen oder hörigen Mannes entsprechenden Abhängigkeit von seinem Dienstherrn, blieb jedoch, vermöge seiner Ritterbürtigkeit und der mit derselben verknüpften Rechte der, durch die Ministerialität nur beschränkten, nicht aufgehobenen Mittelfreiheit, von der wahren Eigenschaft und jeder anderen Art von Hörigkeit bewahrt. Der geringere Ministerial ward mit dem hörigen Hintersassen zu einer Klasse von Personen, die der Ausdruck: Lasse, Landsiedel, Meier, Zinsmann, in Beziehung auf das besondere dingliche Verhältniß, in welchem sie standen, der Ausdruck: Bauer, in Beziehung auf ihre Standesrechte bezeichnete. Der Ministerialität war in einer Hinsicht die Vasallenschaft (Vassus) verwandt; nur daß der Ministerial in die Dienste eines Herrn trat, um dadurch ein Amt zu erwerben, während der Vasall um den Preis der Dienstpflichtigkeit kein Amt, sondern ein Beneficium suchte, so daß dort ein persönliches, hier ein dingliches Verhältniß waltete. Vasall, Mann (Liber miles, Homo, Vasallus) hieß, wer einem Anderen zur Treue nach Lehenrecht verbunden war. Lehenrecht (Feudalrecht, Jus

Lehnstreue (vom Lehen, fidelitas) hieß der Inbegriff von Rechten und Verbindlichkeiten, welche aus der Verleihung eines Gutes zum lebenbaren Nutzeigenthum (Lehen) entsprangen. Vermöge desselben mußte der Vasall seinem Lehnsherrn (Dominus) für seine Person eidlich geloben, demselben überhaupt treu und hold zu sein, ihm die schuldige Ehrerbietung zu beweisen, und die gesetzlichen oder durch den Lehenskontrakt bedungenen Lehendienste, bestehend in Kriegsdiensten, für welche das Lehen gegeben wurde, in Gerichts- und Ehrendiensten, zu leisten, so lange er Leben von ihm haben werde. Da das Verhältniß bloß durch freiwillige Uebereinkunft des Herrn und des Vasallen entstand, und von den Erben des Letzteren fortgesetzt wurde, obwohl mittlerweile die Lehen erblich und jener den Letztgenannten das Lehen zu ertheilen schuldig wurde; da ferner die Treue des Vasallen nur dinglich (so lange er Leben haben werde) war, derselbe jederzeit dem Lehen entsagen und dadurch das ganze Verhältniß aufheben konnte, so war durch dasselbe die Freiheit des Vasallen an sich nicht beschränkt; nur konnte er nicht gegen seine Lehenspflicht handeln, ohne sich gewissen Nachtheilen auszusetzen. Daher erniedrigte auch der Vasall, indem er seines Genossen oder Ungenossen Mann ward, nicht seinen Geburtsstand, sondern nur seinen Heerschild.

Während des zehnten und eilften Jahrhunderts verloren die in den früheren Perioden aufgezeichneten Gesetze, so weit sie nicht auf der gesetzgebenden Gewalt der Kirche beruhten, ihre Kraft als geschriebene Gesetze schon darum, weil ihre Sprache, die fränkisch-romanische, für Deutschland unverständlich ward. Das bisherige geschriebene Recht, so weit es überhaupt anwendbar blieb, verwandelte sich nunmehr in ein ungeschriebenes, und wurde meist auch nur durch neue ungeschriebene Normen ergänzt und weiter ausgebildet, die hauptsächlich von dem Richter und seinen Schöffen ausgingen. Die älteren geschriebenen Gesetze, selbst meist aus autonomischen Rechtsnormen entstanden, wurden gewiß schon in der Zeit, wo sie noch als geschriebenes Recht im Gebrauche waren, doch mehr durch das Gedächtniß der Richter und Schöffen, als durch die Schrift, dem späteren Zeitalter aufbewahrt. Die nächste Folge davon war, daß sie von diesem im Laufe der Zeit ergänzt, den veränderten Verhältnissen angepaßt und so allmälig umgeschmolzen wurden, was, nach der Meinung des Deutschen im Mittelalter, recht wesentlich zum richterlichen Amte gehörte. Es konnte aber diesem auch um so unbedenklicher überlassen werden, als der Richter nur die

Meinung anderer ehrbaren Männer aussprach, die mit den Parteien in gleichen Verhältnissen lebten, und deren Meinung gewiß die Meinung Aller war, ja der, wenn sie es nicht gewesen wäre, in den meisten Fällen die schöffenbaren Leute, welche außer den Parteien in dem Gerichte zugegen waren, widersprochen haben würden. Der Richter sprach nach den, ihm und seinen Schöffen bekannten Rechtsnormen, die sich durch ältere geschriebene Gesetze, oder durch Gewohnheiten gebildet hatten. Wo diese nicht ausreichten, und die Schöffen auch keine ihnen angemessene Bestimmung zu finden wußten, hatten sie von dem höheren Richter Belehrung zu suchen. Das Recht, welches dieser mit seinen Schöffen wies, ward dann Rechtsnorm für alle ihm unterworfenen Richter, und erst, wenn auch er keine Auskunft zu geben wußte, oder sie zu geben sich nicht getraute, mußte allerdings die freie Willkür der Betheiligten eine Rechtsnorm aufstellen, oder die gesetzgebende Gewalt durchgreifen. So hatte denn die Letztere selten besondere Veranlassung, Bestimmungen über das Civilrecht aufzustellen, das sich auf diese Weise ganz unabhängig von ihr fortbildete, und da zugleich die Richtung, welche die Verfassung erhielt, und die Trennung der kirchlichen Gesetzgebung von der Staatsgesetzgebung die Triebfedern lähmte, welche sonst die Staatsgesetzgebung zu eifrigerer Thätigkeit angespornt hatten, so fehlte es auch an einer allgemeinen Veranlassung, selbst nur so viel für das Privatrecht zu thun, als in den alten Capitularien dafür gethan worden war. Man dachte nicht einmal daran, das Gewohnheitsrecht, wie es in früheren Zeiten geschehen war, schriftlich abzufassen, sondern begnügte sich, einzelne wichtige Rechtssprüche, in denen ein zweifelhaftes oder ein neues Recht gewiesen, oder das bestehende gesammelt war (daher Weisthümer genannt), aufzuzeichnen, besonders wenn sie von einem höheren Richter, wohl gar von dem Kaiser und den Fürsten oder Reichsministerialen, als seinen Schöffen, gefunden waren. Andere autonomische Normen entstanden durch vertragsweise Uebereinkunft der Betheiligten, z. B. die vertragsweisen Bestimmungen zwischen Lehens- oder Dienstherren und ihren Vasallen oder Dienstleuten über ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten (Dienstrechte); die Verträge der Gemeinheiten freier und unfreier Leute über Gemeinheitsrechte; die Verträge des Kaisers und der Stände über ihre gegenseitigen Rechte; endlich die Verträge zwischen der Kirche und dem Staate.

Die von einer höheren Gewalt gegebenen Gesetze bestanden erstlich in den vom Kaiser vermöge der gesetzgebenden Gewalt gegebenen Reichsgesetzen, meist nur solche Privilegien, welche einzelnen Reichsständen oder ganzen Klassen von Reichsbürgern ertheilt wurden, oder den Landfrieden und die Strafen betreffend, welche über den Friedensbrecher verhängt werden sollten, und dann in den Bewilligungen und Vorschriften, welche von den Landesherren ihren Landsassen ertheilt wurden. — Nicht mit gleicher Bestimmtheit läßt sich entwickeln, wie in jener Zeit von den Landesherren die gesetzgebende Gewalt über ihre Landsassen überhaupt ausgeübt wurde. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Gewalt, welche sie als Landesherren vom Reiche hatten, auch die Befugniß in sich schloß, zum Behufe der Ausübung der darin begriffenen Rechte Anordnungen zu treffen, also, nach den Bestandtheilen der Landeshoheit in dieser Periode, Gesetze zu geben, welche die Ausübung der Gerichtsbarkeit, das gerichtliche Verfahren, die Heerfolge, Zoll- und Münzgerechtigkeit und andere, ihnen überlassene Regalien zum Gegenstande hatten. Gewiß ist auch, daß das eigentliche Privatrecht fast ganz außerhalb des Wirkungskreises dieser Gewalt lag, und daß sie über die Gegenstände, welche sie umfaßte, nicht willkürlich ausgeübt werden konnte. Aber um zu beurtheilen, in wie weit sie beschränkt wurde, sowohl durch die Rechte der Reichsregierung, als durch das Recht der Autonomie der Landsassen, die in keiner Beziehung eine willkürliche Gewalt über sich erkannten, dazu mangelt es an Rechtsdenkmälern aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte.

In Oesterreich hatten, durch wichtige Freiheitsbriefe, die Landesherren frühzeitig weit freiere Hand erhalten, als in den meisten übrigen Reichslehensländern; darum treten sie auch als Gesetzgeber mit großer Selbstständigkeit hervor, wie denn Leopold's des Glorreichen österreich'sches Landrecht (s. Seite 89) als das lehrreichste Beispiel einer Gesetzgebung dieser Art dasteht.

Nachdem das römische und kanonische Recht schon längst systematisch betrieben worden, wurde man seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts darauf hin gewiesen, auch das germanische Recht wissenschaftlich oder doch schriftlich zu bearbeiten. Auch wuchsen die Materialien dazu immer mehr an, denn seit dem zwölften Jahrhunderte wurden immer mehr Weisthümer schriftlich aufgezeichnet, und manche Willkür und manches Dienstrecht der

Nachwelt aufbewahrt. Die ersten Bearbeitungen geschahen ganz im Geiste des germanischen Rechtes. Weder einer höheren Gewalt kam es in den Sinn, eine umfassende Gesetzgebung aufzustellen, und darin die Materialien, welche geschriebene Gesetze und gute Gewohnheiten darboten, zu bearbeiten, noch einzelnen Männern, an eine Sammlung oder Verarbeitung der für ein bestimmtes Gericht der Form nach giltigen Normen Hand zu legen. Der Richter hatte jenes Recht zu finden, welches für sein Gericht paßte, nämlich den für dasselbe verbindlichen Normen nicht widersprach; es kam nur darauf an, ihm dieses Geschäft zu erleichtern, durch Zusammenstellung der Gewohnheiten und Gesetze, ohne Rücksicht, ob sie für ein bestimmtes Gericht anwendbar wären, oder nicht. Dies zu beurtheilen, mußte jenem überlassen bleiben. Im Ganzen war das Meiste anwendbar, was in anderen Gerichten galt, da ja das Recht allenthalben im Wesentlichen gleiche Grundlage hatte, nämlich die alten Volksrechte und die Capitularien. In dieser Absicht wurden seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts Rechtsbücher geschrieben, d. h. die Rechtssätze zusammen gestellt, welche dem Verfasser aus eigener Erfahrung bekannt waren, oder von ihm aus schriftlichen Materialien geschöpft wurden, zur Rechtsbelehrung Anderer, welche des Rechtes, das sie weisen sollten, unkundig wären. Die Arbeit erstreckte sich bald auf das gesammte öffentliche und Privatrecht, bald auf einzelne Theile desselben.

So verfaßte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein sächsischer Ritter, Eyke oder Eyko von Repgow, ein unter dem Namen des „Sachsenspiegels“ bekanntes Rechtsbuch über das gesammte öffentliche und Privatrecht, abgetheilt in Land- und Lehenrecht, das weder auf sächsisches, noch überhaupt ein besonderes, sondern nur auf deutsches Recht und gute Gewohnheit überhaupt gerichtet war. Der Sachsenspiegel war deshalb für das gesammte deutsche Recht von außerordentlichem Werthe, da durch denselben der gänzlichen Veränderung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt, und dem willkürlichen Verfahren der Schöffen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt gethan wurde. Durch Zusätze und Commentarien wurde derselbe im Laufe der Zeit vielfach erweitert und bereichert. Im Wesentlichen liegt derselbe auch allen jenen Handschriften zum Grunde, die unter dem Titel: „Landrechtsbuch“ und „Lehnrechtsbuch“

oder „Kaiserrecht", auch unter dem Namen des „Schwabenspiegels" verstanden, im südlichen Deutschland, und namentlich auch in Oesterreich, in Umlauf kamen, obgleich sie durchaus keine Spur abweichender süddeutscher Rechte enthielten.

Durch solche Rechtsbücher und ihren häufigen Gebrauch wurde man sehr bald darauf geführt, die für bestimmte Gerichte formell giltigen Normen schriftlich aufzusetzen, oder, wo dies wenigstens zum Theil schon geschehen war, sie zu sammeln und zu einem Ganzen zu ordnen.

Zuerst geschah dies in den Städten, wo man, unter dem Namen von „Stadtrechten" oder „Statuten" (Jura municipalia, Weichbild ꝛc.), die schon schriftlich vorhandenen einzelnen Willküren, Privilegien, Weisthümer und (in Fragen und Antworten volksthümlich abgefaßten) Bauernsprachen zusammentrug, die wichtigsten Gewohnheiten aus dem Munde der Schöffen aufzeichnete, und diese Materialien entweder durch Auszüge aus einem Rechtsbuche zusammenschrieb, um den Schöffen zugleich eine aushelfende Norm zur Ergänzung, wo das Stadtbuch oder eigene Kunde sie verließe, in die Hände zu geben. Ja man legte wohl gar ein Rechtsbuch zum Grunde, und bearbeitete dies nur durch Zusätze aus Willküren und Gewohnheiten ꝛc. ꝛc. als Stadtrecht. Da die unter dem Namen von Stadtrechten bisher bekannten Privilegien und Willküren, welche einen großen Theil des Stoffes für die Stadtrechte im neueren Sinne des Wortes hergeben mußten, von den Landesherren oder Kaisern gewöhnlich bestätigt waren, so ließ man auch diese neuen Stadtrechte, welche das ganze öffentliche und Privatrecht der Stadt umfaßten, gelegentlich auf dieselbe Weise confirmiren, ohne dabei an mehr, als bei den älteren Confirmationen, zu denken. Uebrigens erhielten die Stadtrechte eine so vollkommene Gestalt nicht auf einmal; bei den meisten kam die Verbesserung nur allmälig, und selbst nachdem sie schon ein vollständigeres und geordneteres Ganzes geworden waren, trug man hinter denselben noch immer die wichtigeren Weisthümer ein, aus welchen sie dann gelegentlich ergänzt und vervollständigt wurden.

Außer dem Grundeigenthum, welches die Stadtgemeinden außerhalb ihrer Ringmauern von den Fürsten und Privatpersonen erwarben, verdankten sie ihre Macht vornehmlich dem immer mehr aufblühenden Gewerbe, dessen Gedeihen sie durch mancherlei, von Kaisern und Landesherren erwor-

bene Privilegien zu befördern wußten. Zu jenen gehört das Stapel- und Einlagerrecht — ersteres das Recht, die eine Stadt oder deren Umkreis berührenden Waaren anzuhalten und auf städtischem Geschirr weiter zu schaffen; letzteres die Befugniß, den Verkauf solcher Waaren an Bürger, wenigstens das Feilbieten derselben, zu verlangen, — zu diesen, außer dem Markts- und Geleitsrecht (im Allgemeinen das Recht, den, welcher das Gebiet eines Landesherrn betritt, zu schützen), die Zollfreiheit und die Bestätigung der Zunfteinrichtungen, und das Privilegium der ausschließenden Betreibung aller oder gewisser Gewerbe. Die Vereinigung der Personen, welche gleiches Gewerbe trieben, in Handwerke (Gilden, Innungen, Brüderschaften), d. h., in Genossenschaften, welche ihre Mitglieder anhielten, das Gewerbe unter selbst gewählten Vorstehern, auch gewissen, freiwillig festgesetzten, vom Rathe und von den Landesherren bestätigten Regeln zu erlernen und zu treiben, Jedem aber, der nicht verfassungsmäßig darin aufgenommen wäre, dessen Betreibung untersagten, reicht weit zurück in die Vergangenheit. Die Hörigkeit der Handwerker mußte eine solche Genossenschaft zur Folge haben, weil die, welche dasselbe Gewerbe trieben, zu gemeinsamer Dienstleistung verpflichtet waren, und schon dieserhalb nach dem Hofrecht in Genossenschaften abgetheilt wurden. Aber auch freie Handwerker waren in römischen Städten häufig in solche Genossenschaften vereinigt, und da es eine römische Polizei-Einrichtung war, für allen feilen Verkauf gewisse Plätze zum Zwecke der Polizeiaufsicht anzuweisen, mit welcher die Vereinigung der Handwerker, die an diesen Plätzen ihre Waaren feilhalten durften, in eine Genossenschaft zusammenhing, so waren Handwerksinnungen ohne Zweifel in allen ursprünglich römischen Städten ein wesentlicher Bestandtheil der Polizeiverfassung. Daß diese Einrichtungen schon im zwölften Jahrhunderte auch ein wesentliches Stück des Weichbildrechts waren, sieht man aus den Urkunden dieser Zeit, aber die Verfassung der Stadtgemeinde war in diesem Zeitraume noch nicht auf diese Verbindungen gegründet; daher müssen Innungen mit politischer Bedeutung, Zünfte, von jener, blos auf das Gewerbe Bezug habenden Innungsverfassung unterschieden werden. Mit der Entstehung dieser Rechte ist dann, schon der Natur der Sache nach, das Privilegium verwandt, daß innerhalb eines gewissen Umkreises um die Stadt solche Gewerbe, die in der Stadt innungsmäßig betrieben

werden, gar nicht ausgeübt werden sollen. Indessen war die Anzahl dieser Gewerbe auch nicht sehr groß, und eines, welches späterhin unter die wichtigsten gehörte, die Bierbrauerei, war meistens noch nicht darunter.

Der Zufluß einer großen Anzahl von Menschen in die Zünfte, deren Freigeborenheit nicht immer so ausgemacht war, als die der ansässigen Altbürger der Stadt, und das allmälige Freiwerden der hörigen Leute in der Stadt durch vermehrte Leichtigkeit des Erwerbes, war der Grund einer ganz eigenen Gattung städtischer Privilegien, die man gar bald als etwas Wesentliches im Stadtrechte ansah. Die Gemeinde verschmähte bei steigendem Gewerbe nicht, sich durch dergleichen Einwohner zu verstärken, und ließ sich nur, um den Nachtheilen vorzubeugen, die durch Ansprüche ehemaliger Schutz- oder Leibherren auf Gemeindeglieder dieser Art hätten entstehen können, vom Herrn der Stadt das Privilegium ertheilen, daß alle Gemeindeglieder von allen Lasten der Hörigkeit frei sein sollten, und daß Niemand, der eine gewisse Zeit als Mitglied der Gemeinde in der Stadt gewohnt habe, wegen seiner Freiheit weiter angefochten werden solle.

Der Grundbesitz hatte in älteren Zeiten die Unterlage gebildet, aus welcher alle jene späteren, schon künstlicher gegliederten Verhältnisse sich entwickelten. Er war zu einer Zeit, wo die Industrie noch nicht ihre Schwingen regte, das einzige Ziel und Mittel des Wohlstandes. Als später Kunst, Talent und Unternehmungsgeist neue Quellen des Erwerbes ausfindig machten, sank er im Werthe. Die gesellschaftlichen Rangstufen und Standesunterschiede leiten größtentheils ebenfalls auf jenes ursprünglichste germanische Verhältniß, jenes des Grundbesitzes zurück. Seltsam, daß ebendaselbst auch zwei, seitdem durch eine weite Kluft getrennte Stände, der Adel und der Bauernstand, sich wenigstens etymologisch in ihren Anfängen begegnen.

Der Adel in Deutschland und den Ländern germanischen Ursprungs ist eine uralte Erscheinung, die man auf verschiedene Quellen, ja, wiewohl fälschlich, auf eine einstige Priesterkaste, ähnlich jenen in Indien und Aegypten, zurück zu leiten versucht hat. Tacitus spricht bereits von den Edlen, und schon Drusus, da er zwölf Jahre vor Christus den Rhein überschritt, fand Edele. Und Eginhard, Karl's des Großen Kapellan, berichtet: „Die Sachsen theilen sich in drei Stände, und nennen sie Ethelingi, Frilingi und Lazzi." Aber der Begriff des Adels war damals

ein durchaus anderer, als heut zu Tage, er war lediglich auf den Grundbesitz basirt, mit dessen Verluste er sofort erlosch, und als erblicher Stand war er noch nicht vorhanden. Die Rangordnung unserer Väter ruhte auf dem Besitzstande, nicht auf der Person; sie war objectiv, nicht, wie heute, subjectiv. Das konnte auch nicht anders geschehen, weil dazumal, den socialen Zuständen nach, alle Glieder der Gemeinde gleich waren, ungleich dagegen nach dem Landbesitze. Landbesitzer waren nur allein die Glieder der Gemeinde, und alle Uebrigen, selbst Frauen und Kinder, waren Haushörige, kurzab Hörige. Deutlich spricht sich diese Rangordnung in der Wehrgeldrolle (Verzeichniß der Währungen, Taxen) aus. Darnach hat der Edle ein Wehrgeld von sechszig Werthen, wenn der Freiling dreißig, der Leut (Lazze) fünfzehn Werthe steuert, aber auch das Recht, von der Allmande (Gemeindebesitz) sechszig Theile zu benutzen, wenn dem Freiling dreißig, dem Leut fünfzehn Theile zu Gute kommen. Von dem Object, dem Landbesitz, als dem Edel, Ethel, Aethel, ging das Wort auf das Subject, den Landbesitzer, über. Ein großer Landbesitz hieß ein Edel, und wer in dessen Besitze war, ein Etheling, Edler. In mehren alten Landrechten findet man wörtlich das Edel als Stammgut, oder, wie wir jetzt sagen, als Edelgut, Edelhof bezeichnet; es ist das Object, von welchem der Besitzer Edeling, wie der Bewohner vom Hause Häusling, genannt wird. Die ganze Geschichte der Vorzeit bekundet dies bei allen deutschen Volksstämmen, und in dem ebenfalls von germanischem Stamme bevölkerten England haben die Nachkommen unserer Väter diese Institution in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Der germanische Adel beruhte also ursprünglich auf dem Grundbesitze, und nur der Besitzer für seine Person war ursprünglich Edler, nicht seine Frau, seine Verwandte und Kinder Edle, wenn sie sonst nicht für sich selbst ein Edel besaßen.

Erst im zehnten Jahrhunderte bildete sich nach und nach der Stand des heutigen Erbadels aus, wie überhaupt um diese Zeit, durch die Sonderung der Thätigkeit und der Beschäftigung, auch eine schärfere Sonderung der Stände eintrat. Ein Theil der Freien verdingte sich den deutschen Königen zu Hof- und Kriegsdienst, ein Verhältniß, was man, wie schon erwähnt worden, im Allgemeinen mit dem Ausdruck Ministerialität bezeichnete. Diese Ministerialen der Könige erhielten, zur Belohnung ihrer Dienste, kleinere und größere Grundstücke zu Lehen. In den ersten Jahrhunderten

waren solche Verleihungen blos persönlich. Starb der Beliehene, oder wurde ihm sein Stand genommen, so fiel das Grundstück an den König zu weiterer Verfügung zurück. Als aber so viele Reichsdienste vom Vater auf den Sohn übergingen, blieb damit auch der verliehene Grundbesitz von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie, und so fand sich allmälig der Begriff von Erblichkeit in derselben ein. Der lange dauernde Besitz gab diesen Beamten Gelegenheit, sich immer weiter greifende Rechte gegen die auf den beliehenen Grundstücken wohnenden Personen anzueignen und ihre Macht zu vermehren. Auf solche Weise gelang Herzogen, Grafen, Centgrafen und anderen königlichen Beamten die Erblichmachung ihres Amts, ihrer Macht, und die Verwandlung persönlich verliehenen Besitzes in erbliches Eigenthum. Hauptsächlich begünstigt wurden diese Bestrebungen der Lehnsbesitzer und königlichen Beamten dadurch, daß mit dem Grundeigenthume nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zur Heerfolge verbunden war, und die kleineren, freien Grundbesitzer, die den damals sehr kostspieligen Kriegsdienst, mit welchem Bewaffnung und Unterhaltung auf eigene Kosten verbunden war, scheueten, den mächtigeren ihr Eigenthum abtraten, um es als Lehen von denselben zurück zu erhalten und auf diese Weise der Pflicht zur Heerfolge zu entgehen. Mit dieser Verwandlung des freien Eigenthums in Lehen war nichts Entehrendes verknüpft. Der Stand der ärmeren Freien wurde dadurch nicht unmittelbar verändert; aber indem solche Verwandlungen das Grundeigenthum, den Glanz und den Einfluß der Vornehmen erhöhten, leiteten sie eine Ungleichheit, eine Spaltung ein, die in demselben Verhältniß zunehmen mußten, als jene Güterabtretungen der kleineren Freien immer häufiger und zuletzt allgemein wurden. Aus der Macht entwickelte sich die Herrschaft; die ehemals ebenbürtigen und gleichberechtigten Freien standen sich nun als Befehlende und als Gehorchende, als Herren und als Diener gegenüber. Um ihre Macht zu befestigen, wirkten sich die Gewalthaber von den deutschen Königen mannigfache Privilegien aus, welche sie auf ihre Nachkommen vererbten. Der Besitz solcher Vorrechte mußte das Streben, sich als einen, von dem übrigen Volke gesonderten Stand zu betrachten, nothwendig begünstigen, und naturgemäße Fortentwickelung dieses Strebens war es, woraus sich in Deutschland seit dem zehnten Jahrhunderte nach und nach der Stand des heutigen Erbadels gestaltet hat.

Ehe noch der alte Grundadel ein gewisses Gegengewicht an dem, in den reich begünstigten Städten aufblühenden Bürgerstande empfand, war jenem ein anderer Nebenbuhler erstanden, der ihm um so störender werden mußte, da derselbe, nicht geneigt, in eine gegnerische Stellung zu treten, sich ihm vielmehr zu amalgamiren strebte. Dies war der Ritterstand, dessen Ursprung wir bereits oben kennen gelernt haben. Derselbe begründete, nachdem die Kaste des alten Grundadels schon geschlossen und zu einem erblichen Stande geworden war, an sich kein adeliges Verhältniß; er entstand aus denjenigen Freien und Güterbesitzern, welche in den Kämpfen gegen die leichtberittenen Avaren und Ungarn dem königlichen Heere beritten und bewaffnet zuziehen konnten. Auf die, damals von dem bereits gebildeten Erbadel freilich schon in Vergessenheit gebrachte, altgermanische Gewohnheit, wo der Adel von dem Besitze ausgegangen war, und auf ihren kriegerischen Einfluß gestützt, gelang es den begüterten Reitern oder Rittern unbemerkt, sich ebenfalls adelige Geltung zu gewinnen, und als der ältere Adel auf den jüngeren Nebenbuhler aufmerksam zu werden anfing und sich seiner zu erwehren gedachte, hatten Jahre und Zeitstürme schon einen Schleier über den niedrigeren Ursprung dieser neuen Edlen geworfen, und es gelang ihnen, den erklommenen Standpunkt zu behaupten. Zum Theile gab dieser Zuwachs mit Veranlassung zu der später im deutschen Reiche eintretenden Sonderung des Adels in einen hohen und niederen, ferner in einen reichsmittelbaren und reichsunmittelbaren. Diejenigen Adeligen nämlich, deren Gewalt sich über große Gebiete erstreckte, erweiterten ihre Rechte nach und nach zu einer wirklichen Landesherrlichkeit, erwarben die Reichsstandschaft, d. h. Sitz und Stimme auf den Reichstagen, und erkannten Niemand, als den Kaiser, über sich an. Daher der hohe und reichsunmittelbare Adel. Die weniger mächtigen Adeligen hingegen geriethen in Abhängigkeit von den hohen Landesherren, in deren Territorien ihr Grundbesitz lag; sie standen daher nur mittelbar unter dem Kaiser, auch hatten sie keine Reichsstandschaft. Aus diesen Gründen machten sie den, in sechs Klassen — Titulargrafen, Reichsfreiherren oder Barone, Edle oder Bannerherren, Ritter des heiligen römischen Reichs, Edle von, auf oder zu, und endlich Adelige mit dem Prädikate „von" — zerfallenden niederen und reichsmittelbaren Adel aus. In Oesterreich wurde jedoch durch die Bestimmungen des Fridericianischen Freiheitsbriefes (s. S. 49 u. f.),

welcher die Herzoge Oesterreich's gegen die Einmischung des Reiches in die inneren Angelegenheiten sicher stellte, und durch spätere ähnliche Begünstigungen der landesherrlichen Macht, das Streben des Adels nach Reichsunmittelbarkeit frühzeitig sehr erschwert, und die Oberherrlichkeit der Landesfürsten über die großen Grundbesitzer innerhalb der österreichischen Marken kräftig geschützt, während in anderen deutschen Ländern die Unbestimmtheit dieser Verhältnisse jenes, der landesfürstlichen Macht nachtheilige Streben der Großen nach einer reichsunmittelbaren Stellung förderte, und daher zu Irrungen, Kämpfen, Aufständen, im gelindesten Falle zu langwierigen Prozessen führte, und den Keim einer widernatürlichen Trennung in sich schloß. Für die schnelle und feste Gestaltung der inneren Staatsverhältnisse Oesterreich's waren demnach jene Bestimmungen der kaiserlichen Freiheitsbriefe von größter Wichtigkeit und von den wohlthätigsten Folgen.

Das Ministerialverhältniß, welches, ursprünglich ein Dienerverhältniß zu dem Fürsten — eine persönliche Abhängigkeit, so wie die Vasallenschaft eine sächliche — andeutend, mit der Zeit zu einem so ansehnlichen Hofrange sich aufschwang, daß selbst Principes als Ministeriales regni vel imperii vorkommen, umschlang allmälig den, früher in gegenseitiger Eifersucht befangenen, alten und neueren Adel mit engeren Banden, und trug das kameradliche Verhältniß aus Kriegszeiten auch auf den Frieden über, so daß die vorher bestandene Kluft sich noch mehr ausglich. So hob sich der niedere Adel, der nur von den Gütern, die er besaß, den Namen führte, schon seit dem zwölften Jahrhunderte, um dessen Mitte man überhaupt erst auf den Gebrauch der adeligen Familiennamen stößt, immer mehr hervor. Wenn diese größere Verschmelzung des hohen und niederen Adels beide Theile kräftigte und ihnen gemeinsame Stützpunkte verlieh, so bot dasselbe Verhältniß auch wiederum Anlaß zu Uebergängen und Vermittelungen mit dem, an Kraft und Wohlstand täglich wachsenden dritten Stande. Um den, mit dem Faustrechte verbundenen stäten Plackereien und Befehdungen zu entgehen, die dem minder Mächtigen natürlich am gefährlichsten wurden, flüchteten, namentlich seit dem dreizehnten Jahrhunderte, viele adelige Familien in die Städte, wo sie durch ihre Kriegserfahrenheit in jenen unruhigen Zeiten auch dann Ansehen und Vorzug errangen, wenn sie sich sonst mit den Bürgern vermengten. Aus diesem Zusammenflusse des Adelswesens und Bürgerthumes entstanden die sogenannten Patricier,

deren Einfluß jedoch schon im vierzehnten Jahrhunderte durch das Uebergewicht der Zünfte wieder sank.

Neben den kriegerischen Vorrechten war einer der wichtigsten Vorzüge, von welchem der Adel und die Ritterschaft Besitz nahmen, das ausschließende Sitz- und Stimmrecht auf den **Placitis** (öffentlichen Versammlungen, Land- und Reichstagen, Taidingen ꝛc.). Ursprünglich waren diese **Placita** wohl jedem Freien geöffnet; aber dadurch, daß die Bürger nicht selten auch Hörige unter sich aufnahmen, und daher nicht blos aus Freien bestanden, erleichterten sie dem Adel sein Bemühen, sie von jenen Versammlungen auszuschließen, und so blieb seitdem der Bürger von den Landtagen fortwährend entfernt. Auf diese Weise sicherte sich der Adel einen ausschließenden Einfluß auf die Landesangelegenheiten und deren Verwaltung, und gründete seine späteren ständischen Rechte. Anfänge einer solchen ständischen Verfassung im Markgrafthume Oesterreich finden sich schon zu Anfange der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, und zwar zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1076, in welcher Leopold III., der Schöne, vom Bischof Altmann von Passau die Schutz- und Voigteigerechtigkeit über alle in Oesterreich liegenden Güter des Stiftes St. Nikolaus außer Passau erhält (s. S. 34), und wo angezeigt wird, daß der Markgraf mit reiflicher Berathung seiner Landesedlen jenes Stift und Kloster von allen Mauthen und Zöllen zu Wasser und Lande durch den ganzen Bezirk seines Markgrafthums loszähle. Es erhellet aus dieser Stelle, daß Oesterreich schon damals seine eigenen Landesedlen (**nobiles Barones**) gehabt haben müsse, welche der Markgraf in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, und durch urkundliche Erwähnung solcher gepflogenen Berathung, seinen Beschlüssen doppelten Nachdruck zu geben pflegte.

In einer Zeit, wo alles Leben vom Grundbesitze ausging, wo von Künsten und Gewerbswesen noch kaum die Rede seyn konnte, war nothwendig die Landwirthschaft das einzige Geschäft, welches Ansehen und Rang verlieh, und daher der Stand der Besitzer eines größeren Landwesens der bedeutendste und ehrenvollste. Der Name Bauer hatte im früheren Mittelalter nicht die enge Bedeutung, wie jetzt, sondern man bezeichnete damit überhaupt jeden Landmann, dem der Besitz und die Nutzung eines fremden Gutes zustand. Das Wort **Baro** oder **Barus**, aus welchem sich der Name Baron gebildet hat, ist wahrscheinlich das, mit einer lateinischen

Endung versehene deutsche Wort Bauer, vormals geschrieben Bawr, in Oberdeutschland ausgesprochen Bar oder Par; so wie auch das Wort Nachbar nichts Anderes bedeutet, als Nach = Bauer. Da in frühester Zeit die deutschen Stamm= und Familienhäupter mehr Geschmack an der Jagd und am Kriege fanden, als am Feldbau, so mußten sie sich nach Leuten umsehen, die ihnen in letzterer Hinsicht aushalfen. Mit den Knechten und Leibeigenen — den dienstbar gemachten Resten unterjochter Stämme — war ihnen nicht hinlänglich gedient; daher schlossen die größeren Grundbesitzer mit kleineren und ärmeren ihres Standes gewisse Verträge, kraft deren die Letztgenannten für eigene Rechnung die Felder der Reichen bewirthschafteten, und diesen dafür einen gewissen Zins oder Pacht entrichteten. Ein ähnliches Verhältniß trat auch häufig nach gemachten Eroberungen ein, indem man nämlich die alten aufgefundenen Einwohner der eroberten Ländereien im Besitze ihrer Güter und Grundstücke ließ, sich aber von ihnen gewisse Abgaben oder Naturallieferungen vorbehielt. Man nannte diese im alten Besitze Gelassenen — Lazzen. Diese Pachtverträge thaten der persönlichen Freiheit keinen wesentlichen Abbruch; denn eigentlich abhängig, ja mehr oder minder leibeigen waren nur die, später freilich mit den Lazzen immer mehr verschmelzenden Leudes (Liti, Leute), welche gemeiniglich aus Ausländern, nämlich aus im Kriege oder Handel erlangten Sklaven, bestanden. Aber auch für dieses härtere Verhältniß brachte, obschon nur auf einigen Seiten, die Zeit manche Linderung. Der kriegerische Deutsche, welcher nur langsam an die Bedingungen des gewerblichen Lebens sich gewöhnte, wußte von seinen Sklaven keinen besseren Gebrauch zu machen, als daß er ihnen die ihm verhaßten Feldarbeiten übertrug. Kriegszüge und Jagdabenteuer, die ihn häufig vom heimischen Herde entfernten, hielten ihn von Beaufsichtigung und Nachrechnung dessen, was der Knecht für ihn säete und erbaute, ab; daher ward es ihm bequemer, seinen Leibeigenen im Besitze dessen zu lassen, was der Boden für ihn hergab, und so verwandelte sich jene gegenseitige Stellung in eine Art von Pachtverhältniß, der harte Zustand der Leibeigenschaft in den milderen der Hörigkeit. Aus allen diesen zusammenwirkenden Ursachen gingen allmälig verschiedene Klassen von Bauern hervor, so namentlich die Gutsbauern (Colonen, d. h. solche, welche Colonats= oder Bewirthschaftungsverträge geschlossen), unter welchen nicht ausschließlich solche Landleute verstanden wurden, denen der Anbau

und die nachherige Nutzung wüster Felder überlassen war, und die in Ansehung ihres bürgerlichen Zustandes in zwei Klassen zerfielen. Die erste begriff die große Anzahl der freien Familien, die, blos mit einem kleinen Eigenthum versehen, dessen Ertrag zu ihrem Unterhalte nicht hinreichte, entweder Grundstücke der reichbegüterten Stifte und Klöster, oder Parcellen von den Ländereien königlicher Villen, häufig auch Hinterfelder größerer Landeigenthümer, in Zeit- oder Erbpacht, oder vermöge Erbzinsvertrages besaßen, wofür sie den Canon in Arbeit und gewissen Naturalien leisteten. Dies waren die freien Colonen oder Freibauern. Die zweite Klasse enthielt die unfreien Leute, die, ohne Eigenthum, ihren Unterhalt blos durch die Nutzung eines fremden Grundstücks gewannen, wofür sie der Grundherrschaft streng unterwürfig waren, und unter deren Mundschaft standen. Dies waren die hörigen Bauern. Schon in den ältesten Zeiten wirkten jedoch vielerlei Ursachen zusammen, um jene freien Bauern in ihrer Unabhängigkeit mehr und mehr zu verkürzen. Namentlich gab, wie wir schon früher (S. 17) gesehen haben, seit Karl dem Großen der Druck des Heerbannes Gelegenheit, die freien Bauern zu unfreien, hörigen, hinabzudrücken. Viele große Grundbesitzer, von Mißgunst und Selbstsucht getrieben, neckten die freien Colonen, dieser ihrer Freiheit wegen, und drängten sie so lange, bis die Hilflosen sich zu dem Systeme der Grundherrlichkeit bekannten und hörige Leute wurden. Ihr Eigenthum mochten sie behalten; die Herrschaft darüber war jedoch dem Mundherrn gesichert. Jetzt waren sie völlige Mundmannen, Mundlinge oder Gemundlinge, wie die übrigen unfreien Bauern, oder wie die Leudes, mit denen nun die Lazzen in Eine Klasse fielen. Für die Gnade der Benutzung von Grundstücken, welche bisweilen ihren Vätern als Eigenthum gehört hatten, waren sie zu schweren ökonomischen und Handdiensten, zu drückenden Lieferungen aus der Wirthschaft verbunden; außer Arbeiten und Abgaben wurden sie noch durch Geldleistungen unter mancherlei Namen ausgesogen. Viele der Unglücklichen meinten durch Entweichung ihr Schicksal zu mildern. Dagegen aber wurden von benachbarten Gutsherren Verträge geschlossen, die Ueberläufer nicht anzunehmen, sondern sie wieder auszuliefern, und selbst manche Städte wurden durch Privilegien der Grundherren genöthigt, die entlaufenen Hörigen herauszugeben. Zu verwundern ist es, daß unter so drückenden Verhältnissen doch überall einige freie Bauern, freie Landsassen, übrig

blieben. Fast in allen Gegenden Deutschland's geschieht in alten Urkunden freier Bauern Erwähnung, so auch in Steyermark und Oesterreich. Doch auch diese hin und wieder übrig gebliebenen freien Bauern schmolzen im Laufe der Zeit theils in ihren Rechten, theils der Anzahl nach, mehr und mehr zusammen. Nur vorübergehende Perioden der Besserung traten ein, so namentlich durch die Kreuzzüge im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. Die Ritter, welche zur Eroberung des heiligen Grabes einem ungewissen Loose im fernen Morgenlande entgegenzogen, das sie auf längere Dauer von aller Gemeinschaft mit dem Mutterlande abschnitt, mußten den Fleiß, die Treue ihrer Bauern zu Hilfe rufen, um sich dessen zu versichern, was sie in der Heimat besaßen, mußten durch günstige Bedingungen den Vortheil der Letzteren an ihren eigenen knüpfen. Daher vermehrten sich im Laufe der Kreuzzüge die Colonatsverträge, mit ihnen die Freiheit, der Wohlstand der Bauern, bis spätere Zeitwirren ihnen neue Nachtheile brachten.

Die Rauheit der Sitten, durch fortwährende Kriege und Zustände der Gewalt genährt, ließ Gefühl für Recht und Billigkeit, für Schonung und Nächstenliebe nur selten aufkommen. Wilde Selbstsucht trat alle milderen Regungen nieder; das Schwert dictirte Gesetze und Recht, und die Gewalt setzte sie in Vollzug. Daher das klägliche Schicksal des gemeinen Volkes, das man, halb ironisch, unter dem bezeichnenden Namen der „armen Leut" begriff, die Willkür und Erbarmungslosigkeit gegen Bauern und Hörige, die nur Rechte gegen sich, keines für sich kannten. Die Kriege wurden mit Grausamkeit und Zerstörungssucht geführt, und das Wüthen gegen Wehrlose und Friedliche verläugnete und befleckte die Bedeutung des Ritterthums. Wir haben in den wechselseitigen Kriegen zwischen Oesterreich, Ungarn, Böhmen und Baiern der geschilderten Periode gesehen, daß dieselben großentheils auf Verheerungszüge ausgingen, die, häufig planlos begonnen, vorzeitig abgebrochen, oft ohne allen Erfolg auf beiden Seiten blieben und Nichts bewirkten, als gegenseitige Verluste, Verarmung, Elend und Erwürgung schuldloser Unterthanen.

Ueberstrenge Gesetze, im eigentlichen Sinne mit Blut geschrieben, dienten, eben ihrer übertriebenen Strenge willen, mehr ihr Ziel zu verfehlen, als es zu erreichen, und ihre Blitze glitten von den Häuptern mächtiger Schuldigen meist auf die Häupter kleiner, ungeschützter Frevler ab; denn

der Reiche entzog sich durch Gold und Einfluß der Strafe, die nun mit verdoppelter Wuth über den Unbemittelten hereinbrach. „Auge um Auge, Zahn um Zahn,“ war das Prinzip der Strafgesetzgebung; doch mit verhältnißmäßig geringer Geldbuße wendete man das Schwert der Themis ab. Der Bürger, — so heißt es in dem Stadtrechte, welches Leopold der Glorreiche der Stadt Enns im Jahre 1212 ertheilte, und das über sechzig Jahre später König Rudolf bestätigte — der Jemanden eine Hand, einen Fuß oder die Nase abhauet, ihn um ein Auge oder ein anderes Glied bringt, gibt dem Richter zur Strafe zehn Talente, dem Beschädigten eben so viel. Hat er nicht so viel Geld, so ergeht über ihn der Ausspruch nach dem Gesetze: „Hand für Hand, Auge für Auge.“ Für einen abgehauenen Finger und für eine Verwundung, auf welche der Verlust eines Gliedes folgt, müssen dem Richter und dem Beschädigten drei Talente erlegt werden; hat der Beschädiger kein Geld, so muß er eine gleiche Beschädigung erleiden. Wer ein Haus mit Gewalt angefallen zu haben verklagt wird, und seine Unschuld nicht darzuthun vermag, zahlt dem Richter und dem geschädigten Hausherrn fünf Talente; hat er kein Geld, so wird ihm die Hand abgehauen. — So wog die Gerechtigkeit kaltblütig menschliche Gliedmaßen mit Geld auf, und der reiche Frevler blieb seines Leibes versichert.

Die Unwissenheit der Richter, die sich in schwierigeren Fällen nirgend Rath wußte, nahm ihre Zuflucht zu allerhand abergläubischen Auswegen, durch welche sie auf übernatürlichem Wege die Wahrheit zu erforschen meinte, und wobei dem Zufalle, oder auch wohl dem Betruge ein weites Feld ward, am unrechten Orte zu verdammen und am unrechten loszusprechen. Dahin gehörten die Ordalien oder Gottesurtheile, wo man der Gottheit zu entscheiden überließ, was menschliche Nachlässigkeit zu erörtern versäumte: die Feuer- und Wasserproben, die gerichtlichen Zweikämpfe u. s. w. Der Angeklagte mußte mit bloßen Füßen über glühenden Pflugscharen einhergehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand tragen; blieb er unverletzt, so wurde er für schuldlos erkannt; verbrannte er sich, so traf ihn Verurtheilung. Er wurde in ein fließendes Wasser geworfen (kalte Wasserprobe), oder mußte seine nackten Arme in kochendes Wasser tauchen (heiße Wasserprobe oder Kesselfang); sank er unter oder verbrannte er sich, so galt er für überführt; schwamm er oben oder blieb unverbrüht, so war die Anklage widerlegt. Oder man ließ Kläger und Beklagten mit

einander kämpfen, und der Besiegte wurde als schuldiger Theil erachtet. Viele ähnliche Verfügungen kommen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auch in Oesterreich vor. In dem genannten Ennser Stadtrechte hat, wer eine ehrbare Frau oder Jungfrau raubt oder entehrt, durch die Probe mit dem glühenden Eisen seine Unschuld darzuthun und erleidet im widrigen Falle den Tod, und der Störer des Hausfriedens muß seine Unschuld mit zwei Zeugen, oder durch die Wasser- und Feuerprobe darthun. Auch von gerichtlichen Zweikämpfen ist mehrmals die Rede, und selbst die von Kaiser Friedrich II. der Stadt Wien im Jahre 1237 ertheilte goldene Bulle gedenkt derselben: wird ein Bürger um Zweikampf angesprochen und er vermag den Streit zu besiebenen, d. i. sieben ehrbare Zeugen dafür aufzubringen, so sey er los und ledig von dem Kampfe (vergl. S. 108). Bei solchem Mangel der Gesetze strebte Alles auf Selbsthilfe hin; daher jene Neigung aller Stände, Waffen zu tragen, ein Uebelstand, dem Leopold der Glorreiche in seinem Wiener Stadtrechte von 1198 einigermaßen zu begegnen suchte, indem er Ausländern verbot, mit gespanntem Bogen in der Stadt zu erscheinen (Seite 88). — Die Stadtrechte dieses edlen und weisen Fürsten hatten, nächst ihren vielfach zweckmäßigen Verfügungen, zugleich den Vortheil, daß sie Oesterreich's Gesetzgebung von den verwirrenden Einflüssen und fremdartigen Bestandtheilen des römischen und kanonischen Rechtes reinigten, ihr eine nationale Richtung verliehen, und sie mit des Landes Sitten und Gewohnheitsrechten in Einklang brachten; ein Vorzug, dessen sich damals kaum ein anderes deutsches Land in diesem Maße zu erfreuen hatte.

Geistiger Zierden baar, ergötzte sich der Sinn der Vornehmen und Reichen gern an äußerlicher Pracht und überraschendem Luxus. Den Glanz der fürstlichen Hochzeiten, wo Genüsse, Schauleistungen und kostbare Gewänder einander überboten, haben wir schon bei mehren Gelegenheiten geschildert. Diese Pracht, bei aller scheinbaren Zwecklosigkeit, wirkte doch, wenn auch nur langsam, ihr Gutes; sie verfeinerte den Geschmack von außen her, und forderte endlich auf, den inneren Kern allmälig mit der äußeren Hülle in einige Uebereinstimmung zu setzen. Die Künste standen auf der niedrigsten Stufe; nur Italien spendete einiges Licht. Statuen und Münzen trugen das stumpfe, schönheitlose Gepräge ihres Zeitalters. Auch die Wissenschaften richteten sich schwerfällig aus ihrer gebückten Stellung

auf. — Die Philosophie war in scholastische Patronen geengt, ohne Geist und selbstständiges Leben. — In einem barbarischen Zustande befand sich die Heilkunde. Quacksalber hatten sie von Mönchen übernommen, und die Schulen von Salerno und Neapel begannen nur allmälig ihren wohlthätigen Einfluß auf Deutschland zu entfalten. Von den Mönchen versprach sich der fromme Glaube, daß sie ihren mangelhaften Heilmitteln durch Anrufung der Heiligen und durch Gebete eine größere Wirksamkeit zu geben vermöchten. Daneben reiseten unwissende Arzneihändler im ganzen Reiche herum, boten unter frechen Lobpreisungen ihre, unter astrologischen Formeln gesammelten Wurzeln und Kräuter, ihre geheimnißvollen, durchaus willkürlichen Arzneimischungen überall zum Verkaufe an, und beuteten die Leichtgläubigkeit der Menge aus. Das Schicksal des tugendhaften Leopold, der sich den gebrochenen Fuß mit dem Beile abhauen ließ, so wie des Herzogs Albrecht, den die Aerzte zu Wien an den Füßen aufhingen, um ihn des eingenommenen Giftes zu entledigen — sind schauerliche Proben des damaligen Heilverfahrens in Oesterreich, und wenn Fürsten dieser barbarischen Praktik unterworfen wurden, so hatte der Mittelstand und der gemeine Mann schwerlich auf schonendere Behandlung zu rechnen. — Wenig geschickter, aber doch gewissenhafter, wurde das Feld der Geschichte angebaut. Allein Parteigeist, Befangenheit und Leichtgläubigkeit wählten auch hier die Materialien, die Unkritik stellte sie zusammen, ein unlateinisches Latein vertrieb den Geist aus Styl und Darstellung. Die Schilderungen in den Chroniken jener Zeit sind steif, trocken, ängstlich; von historischer Kunst und pragmatischem Sinne weht keine Spur darin. Sprache und Form hinderte diese Denkmale, Eigenthum des Volkes zu werden; Vieles vermoderte in unbesuchten Archiven, und beraubte die Nachwelt der Freude, durch Zuwachs geschichtlichen Wissens sich mit dem geschichtlichen Ungeschmacke jener Zeit zu versöhnen. — Früher, als die Wissenschaft, blühte die Dichtkunst empor, wenn auch die beispiellose, jeder geordneten metrischen Form widerstrebende Härte und Unfügsamkeit der damaligen deutschen Sprache keinen glatten Guß zuließ, und viele deutsche Sänger den Drang des Liedes in lateinischen oder welschen Weisen ausströmen hieß. Das beschauliche Leben in den Klöstern, das müßige in den Burgen, der Geist des Ritterthums, Alles dies strebte unwillkürlich zum Dichten und Singen hin. Freilich lief die Poesie dazumal großentheils auf leere

Reimerei hinaus, und der Reim in den Chroniken jener Zeit ist meist nur ein Nothbehelf, um die Geistesarmuth des Verfassers zu verstecken, die trostlose Nüchternheit des Vortrags zu beschönigen. Indeß leuchtete von dem Throne der liederreichen Hohenstaufen ein schöner, mild-abenteuerlicher, poetischer Morgen über Deutschland, dem dort von mehren Seiten verwandte Strahlen grüßend entgegendämmerten. Der zarte, hoch romantische Sinn der Babenberger förderte dieses Streben. Leopold den Glorreichen feierten die Lieder der Wartburgsänger; von Siebenbürgen und Ungarn aus ertönten Meister Klingsohr's geheimnißvolle Weisen, und der streitbare Friedrich, der mit dem Tanhuser im Mai den Tanzleich oder Reigen vorsang und vortanzte, ist ein kräftiges Bild alt-österreichischer Sangeslust. — Die Minnesinger, auch wohl Fiedler oder Spielleut genannt, meist Ritter und Edelleute, die in den Tagen der Jugend, oft aber auch des Alters, der Drang des Liedes und der Liebe singend von Hofgelag zu Hofgelag, von Burg zu Burg trieb, fanden allenthalben, wo sie eintraten, ein gastliches Dach und begierige Hörer, und holten sich Ruhm, Gold oder Minnepreis, wenn sie der Fürsten Glanz, des Ritterthumes Lust, der Frauen Schönheit in ihren Liedern feierten. So zog Ulrich von Liechtenstein, Herzog Heinrich's von Mödling Edelknecht, der Dichter des Ytwitz und des Frauendienstes, im glanzvoll abenteuerlichen Aufzuge, mit reicher Begleitung, zweimal durch Oesterreich und die Gränzlande, einmal von Venedig nach Wien und bis an die Thaya als Königin Venus, das andere Mal als König Artus, der dem Elysium entflieht, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Noch andere österreichische und steyermärkische Dichternamen erklingen aus jener Zeit: so Zachäus von Himmelberg, von Wildon, von Hardeck, von Stadeck, Schärfenberg, von Sonneck, Horneck, Lucidarius, u. a. — Das größte Nationalepos der Deutschen aber, das Lied der Niebelungen, in letzter Bearbeitung entstanden gegen Ende des zwölften und Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, überall noch durchrauscht von den unruhigen Fluten der Völkerwanderung, von den Wipfeln urdeutscher Eichenwälder, gehört theils dem Schauplatze, theils vielleicht selbst der Entstehung nach, Wien an, und es gebührt diesem Orte der Ruhm, die Scenerie zu dem großen deutschen Ur- und Stammliede geliehen zu haben, in ihm vorzugsweise verherrlicht zu seyn.

Erst unter Leopold dem Glorreichen, der so viel für die innere Verwaltung seiner Marken that, entwickelte sich allmälig eine Art von Finanzsystem, wovon bisher noch nicht die Rede gewesen war. Doch waren es noch immer bloße Anfänge, die Einnahmen vom Zufalle abhängig, planlos und ohne innere Bürgschaft. Bei dem Mangel stehender Armeen, und der geringen Anzahl landesfürstlicher Kanzleien und Beamten, drängte in Friedenszeiten kein fühlbares Bedürfniß zu einem eigentlichen Finanzetat, und gab es Fehde, so ließ man, auf die Mittelklassen unbedacht, den Krieg für den Krieg sorgen. Von einer gleichmäßigen Vertheilung der öffentlichen Lasten hatte man, bei dem überall ersichtlichen Vorherrschen des grundherrlichen Standes, noch keinen Begriff; die ganze Wucht derselben lastete auf dem Verkehre, und den Grundherren blieben, bei der Sorge für den Kriegsdienst, tausend Mittel übrig, sich durch ihre Pächter und Hörigen reichlich dafür bezahlt zu machen. Die Haupteinkünfte der Herzoge von Oesterreich bestanden noch im dreizehnten Jahrhunderte in den Gefällen der Münze, der Mauthen und der Gerichte, in den Steuern der Schutzbefohlenen und Juden. Nebstdem besaßen sie noch mancherlei Regalien, entweder durch Geschenke der Kaiser, oder durch langen Gebrauch, und endlich genossen sie Abgaben von denjenigen Unterthanen, über welche sie die grundherrlichen Vorrechte ausüben konnten, hauptsächlich aber von den landesfürstlichen Städten, auch wohl von solchen Stiftern, über welche sie als Voigte walteten.

Bei diesem System der Belastung des Mittelstandes, wurden dem Verkehre und dem Handel die Schwingen gelähmt, und diese Fächer haben sich beinahe auch nur in den Zeugnissen der Lasten und Steuern, mit welchen sie fortwährend kämpften, ihre Geschichte hinterlassen. Statt den Fleiß und die Kunstfertigkeit der Unterthanen zu fördern und zu begünstigen, wurden sie vielmehr durch zweckwidrige Verfügungen niedergehalten, und die Ausfuhr einheimischer Producte, statt gefördert, erschwert. Es galt nur, durch große Mauthen die landesfürstliche Kasse zu bereichern, und landesfürstlichen oder mit Vorliebe betrachteten Städten und Märkten den möglichsten Vorschub zu leisten. Man versah diese mit Privilegien und Monopolen, die Wenigen nützten, und allen Uebrigen Abbruch thaten, und vergaß über dem Einzelnen leichtsinnig des Allgemeinen. Der noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts giltige Zolltarif des Herzogs Leopold für die Stadt

Stein in Unterösterreich besagte unter Anderem: Die Regensburger bezahlen für eine Wagengwant drei Talente, für einen Saum (Saum hieß die Last, welche ein Saumroß gewöhnlich tragen mußte) Tücher sechzig Denare, und für ein Schiff vier und zwanzig Denare Weisath. (Hier so viel, als Schiffsmauth. Ursprünglich bedeutete Weisath eine Gabe, welche Güterbesitzer zu gewissen hochheiligen Zeiten, z. B. zu Weihnachten und Ostern, ihren Lehensherren bringen mußten; daher sie auch Hochzeit, Weisung, Wisung, Weisheit, Beweisung, Wisode rc. hieß.) Alle, welche über Regensburg hinaus wohnen, zahlen für eine Wagengwant vier Talente, für einen Saum achtzig Denare, und Weisath für ein Schiff vier und zwanzig Denare. Die Passauer geben eben so viel. Alle Fremdlinge, sie mögen von was immer für einer Stadt oder einem Lande kommen, welche Kleidungsstücke als Waaren mitführen, zahlen nach dem Gewichte eines Saums. Für einhundert Schafhäute werden sechs Denare, für einhundert Kalbshäute sechs, und für hundert Hasenbälge fünf Denare bezahlt; für hundert große Häute, ob roh oder bearbeitet, fünfzig Denare. Für den Zentner Zinn zwölf, für Kupfer sechs, für Blei zwei Denare. Für den Metzen Korn vier, Weizen, Bohnen oder anderes Gartengewächs vier, Mohn zehn Denare. Für einen Ochsen, ein Schwein, fünfzehn Schafe, zwei Kälber einen Denar. Für einen Saum Oel vier, Pfeffer dreißig; für Muskatnüsse und andere Spezereien sechzig Denare. Reisende Franken — wahrscheinlich Kreuzfahrer, die über Konstantinopel nach Palästina gingen — entrichteten einen halben kölnischen Denar Leibzoll. Für den Panzer entrichteten die Franken besonders sechs Denae Mauth. — Wichtige Privilegien erhielt auch die Stadt Enns im Jahre 1244 durch Friedrich den Streitbaren, für bewiesene Anhänglichkeit und Treue und als Schmerzengeld für erlittene große Feuersbrünste. Alles, was die dortigen Bürger für sich zur Stadt ein- oder ausführen würden, soll keiner Mauth unterliegen, an Sonntagen künftig kein Markt in der Stadt gehalten werden, wahrscheinlich weil an Sonntagen ohnehin mehr Leute in die Stadt kamen und man diesen Besuch auch den Wochentagen zuwenden wollte. Im Umkreise einer Meile sollte sich kein Gastgeb aufhalten, im nahen Ennsdorf nur Ein Gasthaus seyn, und nur zwei Bäcker Brot backen dürfen. Die bisher außerhalb der Stadt angesiedelten Gastwirthe erhielten die Weisung, sich in die Stadt zurück zu ziehen und da ihre Nahrung zu treiben. Es gehörte dies zum

sogenannten Meilenrechte, auch Befang oder Bifang, Bannmeile genannt, das, zum großen Nachtheile aller Umgebungen, gewissen Orten innerhalb einer Meile ein streng verbietendes Handels- oder Gewerbsrecht verlieh, bald für activen, bald für passiven Verkehr. — Nicht minder bedeutsame Privilegien erlangte durch den streitbaren Friedrich die allzeit getreue Neustadt. Sie erhielt einen dreiwöchentlichen Jahrmarkt, und die dortige Mauth gewann eine ganz neue Einrichtung, mit großen Vortheilen für die Bürger.

Neue Begünstigung erwuchs mehren, vom Landesherrn bevorzugten Städten durch das Stapelrecht, so benannt nach dem Worte Stapel, wie man in einigen Gegenden Deutschlands den Jahrmarkt einer Stadt hieß. Es bestand, in diesem Sinne, in der Befugniß einer Handelsstadt, die durchziehenden Kaufleute zu nöthigen, ihre Waaren auf gewisse Zeit hinzulagern und zum Verkaufe anzubieten. Eine solchergestalt privilegirte Stadt hieß Stapelstadt. Das älteste bekannte Stapelprivilegium im Lande ob der Enns wurde durch König Rudolf im Jahre 1277 der Stadt Freistadt verliehen, und bestand noch im siebzehnten Jahrhunderte in aller Kraft. Alle Kaufleute, woher sie immer kamen, mußten dort anhalten und durch bestimmte Zeit ihre Waaren feilbieten. Im folgenden Jahre ertheilte derselbe auch der Stadt Wien ein Stapelrecht, größten Theils eine wörtliche Wiederholung des im Jahre 1198 vom Herzoge Leopold verliehenen Privilegiums. Kein Kaufmann, aus Schwaben, Regensburg, Passau oder sonst woher kommend, darf seine Waaren nach Ungarn verführen, bevor er sie in Wien niedergelegt hat, wohin er auf der Landstraße reisen muß. Wer dies unterläßt, zahlt der Stadt zwei Talente in Gold. Kein fremder Kaufmann darf sich in Wien länger, als zwei Monate, aufhalten; auch darf er seine Waaren keinem Anderen, als einem Wiener Bürger, um billigen Preis verkaufen. Kein fremder Kaufmann darf Gold oder Silber einhandeln; will er aber dergleichen edle Metalle verkaufen, so muß er sie der landesfürstlichen Kammer feilbieten. Ungarischen Wein innerhalb des Burgfriedens der Stadt zu verkaufen, ist verboten. — Die Stadt Steyer erhielt erst im Jahre 1287 ein Stapelrecht, obendrein beschränkteren Inhalts, da der allgemeine Nachtheil schon einleuchten mochte. Ein solcher Straßenzwang lähmte den Handel, schränkte ihn in seinen Kreisen ein und verschüchterte den Unternehmungsgeist. Ja, nicht selten litten die Privilegirten fast noch

mehr darunter, als die Belasteten, was z. B. die Wiener hinsichtlich ihres Stapelrechts frühzeitig empfanden. Sie mußten nämlich die Waaren, die man ihnen auf der Achse aus entfernten Ländern zuführte, desto theurer bezahlen, und thaten daher schon 1281 durch den Landesverweser Schritte bei dem Kaiser wegen Milderung dieses ihnen selbst lästigen Straßenzwangs, worauf sie die Freiheit erhielten, ihre Waaren nicht nur auf der Landstraße, sondern auch auf dem Wasser nach Wien zu bringen. —

Außer diesem drückenden Monopolwesen und der Last der Zölle und Mauthen, hemmten noch andere Umstände den Handel in seiner freien Entwickelung. So z. B. die üble und schwankende Verfassung des Münzwesens, die wir weiterhin kennen lernen werden. Ferner waren die Wege im übelsten Zustande, und fahrbare Straßen fast nirgend, so daß man, statt der Wagen, sich größtentheils der Saumrosse zur Fortschaffung der Waaren bedienen mußte, was den Transport erschwerte und vertheuerte. Schriftliche Handelsverbindungen waren, da noch Posten fehlten, nicht ausführbar, denn jene vom Herzoge Friedrich gemachte Verfügung, daß auf jedem bedeutenderen Punkte vier Pferde für seine Eilboten bereit stehen mußten — für Oesterreich die ersten Anfänge einer Art von Postverbindung — kamen nicht dem Handel zu Gute. Zieht man noch die Unsicherheit der Landstraßen durch die Plackereien der Stegreifritter — welche Friedrich in den Kuenringern so hart demüthigte — in Erwägung, denen die geängstigten Kaufleute nur mit schwerem Zolle an die Räuber, oder durch kostspielige Geleite sich entziehen konnten, so sieht man leicht, daß dazumal der Handel Oesterreich's noch in seiner Kindheit war, daß selbst die Kreuzzüge ihn nur künstlich und vorübergehend angeregt hatten, und daß bessere Zeiten, freundlichere Verhältnisse abgewartet werden mußten, um ihn aus seinem langen Winterschlafe zu erwecken; obschon in jener Zeit Wien bereits der Mittelpunkt der Waarenzüge aus dem Oriente durch Ungarn nach Deutschland war, vermöge seiner Wasserverbindung mit Konstantinopel, der Hauptniederlage jener Waaren. Wenig erheblich zeigte sich noch der Handel, den Venedig durch Steyermark und Oesterreich mit Deutschland unterhielt, und der erst im Laufe der Zeit wuchs. Hatte Venedig's Handelsherrschaft, namentlich seit der Eroberung Konstantinopels 1202, den Donauhandel, so wie den mit Rußland, aus dem ägäischen Meere in's adriatische hinüber gedrängt, so zog sich seit der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiser-

thums 1261 der ostindische Handelsweg von Konstantinopel nach Alexandrien, und Genua verdrängte Venedig aus dem Besitze des Handels im byzantinischen Reiche.

Unter den inländischen Erzeugnissen, welche Oesterreich schon in älterer Zeit ausführte, nimmt der Wein eine der ersten Stellen ein. Nicht nur Baiern, Mähren und Böhmen, sondern selbst Ungarn wurde damit versorgt, und um diesen Zweig zu heben, wurde von mehren Herzogen die Einfuhr fremder Weine aus Italien und Ungarn nach Wien streng untersagt, wiewohl vielfältige Ausnahmen die Wirkung dieser Maßregel sehr verringerten. Auch der Ausfuhr von Bier nach Böhmen geschieht in einigen Urkunden Erwähnung; doch war dieser Artikel wahrscheinlich von wenigem Belang und wohl nur in Zeiten der Noth gangbar, da Böhmen selbst die Bierbrauerei mit großem Erfolge betrieb. Ein Gleiches galt von der Getreideausfuhr, die ebenfalls nur bei Mißwachs und Theuerung in den Nachbarländern Statt finden mochte; indem Ungarn, Böhmen, Mähren und Baiern eben so viel, ja noch mehr, als Oesterreich, erzeugten. Ein wichtiger Gegenstand der Ausfuhr war das Eisen. Die Stadt Steyer besaß schon seit lange das Vorrecht einer Eisenniederlage und einer gänzlichen Mauthfreiheit für alles, in die Stadt einzuführende Eisen. Der Waarenzug ging über Klaus, Rottenmann, Katzling oder Zweyring nach Inneröstcrreich und Venedig, desgleichen nach Regensburg und München, nach Wien, Böhmen und Mähren. Der Eisenhandel im Inlande war den Steyerern mit den Bürgern der übrigen Städte gemein. Auch in Waidhofen an der Ybbs wurde viel Eisen gearbeitet; nur war der Ort weit weniger durch Privilegien begünstigt, als Steyer. Die Einfuhr fremden Eisens war untersagt. Leinen- und Wollenwaaren gingen von Oberösterreich nach Wien, und von dort noch weiter, und von Wien trieb man Handel mit Häuten nach Venedig. Der Hopfenbau wurde frühzeitig emsig in Oesterreich betrieben; Baiern, ja sogar Böhmen wurde damit versorgt; doch mochte unter dem ausgeführten sich auch ausländischer Hopfen befinden.

Die Ausfuhr wurde durch die Einfuhr bedeutend überwogen, und der Handel Oesterreich's war seinem Hauptheile nach passiv, besonders da das Fabrikswesen erst weit später aufblühte. Lebensmittel, besonders Schlachtvieh und Fische, darunter Hausen und Häringe, gesalzenes Fleisch, Oel, Seife, Feigen und Obst, Hülsenfrüchte und verschiedene andere Lebens-

mittel, Pferde, verschiedene Metalle, mit alleiniger Ausnahme des Eisens, Tücher und Zeuge, endlich auch mancherlei Luxusartikel, welche die frühzeitig sich kundgebende Prachtliebe begehrte, wurden in Oesterreich in so großer Menge eingeführt, daß die Landesherren allmälig auf Vorkehrungen bedacht seyn mußten, um der Auswanderung alles Geldes und einer Verarmung des Staates vorzubeugen. Doch war mit Luxusverboten und Kleiderordnungen, als den zunächst ergriffenen Mitteln, dem Uebel nicht gründlich geholfen, da eben dadurch der ohnedies noch lässige Gewerbs- und Kunstfleiß noch mehr herabgestimmt wurde. Von Italien, den Niederlanden und vielen Handelsstädten aus überschwemmte man Oesterreich mit Tüchern und kostbaren Zeugen, da die Prachtliebe der höheren Stände in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bereits auf die äußerste Höhe gestiegen war, und bei Festen und Ritterspielen sich in raffinirtem Glanze erschöpfte. Das Alles brachte, da im Lande wenig erzeugt wurde, nur der Fremde Gewinn, und die Kaufleute von Köln, Aachen, Ulm und Mastricht hielten in Oesterreich ersprießlichen Markt. Die in jener Zeit gesuchten feinen Tücher und Zeuge waren: Zendel oder Sendel — eine Taffetart, damals den vorzüglichsten Seidenzeugen beigezählt; Paltikein, Patikein, Palczigin, Baldekin — ein Tuch aus Seide, mit eingewebtem Golde; Pliat oder Blyand — ein edles Seidengewand, oder überhaupt ein gewisses Kleidungsstück; Phele oder Phelle, so viel als Purpur, manchmal auch feine Leinwand. Selbst Indien, Persien, Griechenland, Afrika und Spanien mußten ihre kostbaren Gewebe und Zeuge spenden, um die unersättliche Glanzlust und Eitelkeit des Abendlandes zu befriedigen; besonders nachdem die Kreuzzüge orientalische Trachten und Erzeugnisse in Aufnahme gebracht hatten. Kaufleute aus Venedig, Genua und Pisa brachten dergleichen ferne Producte nach Italien und Deutschland. In Wien begnügte man sich, dergleichen Stoffe noch mit künstlichen Stickereien zu verschönern. Welschland that mehr; es ahmte jene Erzeugnisse des Orients mit Geschicklichkeit nach, webte feine Tücher und reiche bunte Zeuge, und machte sich dadurch Oesterreich und Deutschland abermals zinsbar. Die lombardischen Tücher wurden frühzeitig beliebt und berühmt. Pelzwerk kam aus Rußland nach Wien, und gab eine starke Rückfracht. — Gold in Oesterreich einzuhandeln, wurde im Jahre 1192 vom Herzoge Leopold den Regensburgern erlaubt, der Ankauf des Silbers dagegen untersagt. Nach acht Jahren aber wurde allen

ausländischen Handelsleuten auch der Ankauf des Goldes verboten, und dieses Verbot seitdem häufig erneuert. Jedermann durfte edle Metalle nach Oesterreich bringen; doch lediglich nur der herzoglichen Kammer, zu welcher auch die Hausgenossen oder Münzer gehörten, durften sie verkauft werden. Auch hierin zeigte sich der schädliche Monopolgeist. Bei dem ausschließenden Vorrechte der Münzer, Gold, Silber und alte Münzen einzukaufen und Geld zu wechseln, blieb es völlig in ihre Willkür gestellt, den Preis der Metalle und der alten oder fremden, in Oesterreich nicht gangbaren Münzen, zu bestimmen. Salz konnte damals noch keines ausgeführt werden, indem das Salzbergwerk zu Ischl, obschon bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts vorhanden, anfänglich nur eine geringe Ausbeute lieferte, so daß man sich vielmehr vom Auslande noch mit Salz versehen lassen mußte.

Aus Allem ergibt sich, daß der Handel Oesterreich's im dreizehnten Jahrhunderte noch seines Geistes harrte. Er erhob sich nicht über das Herkömmliche und Beengte eines Handwerkes, und daß man lange Zeit in Oesterreich sich nur des sehr allgemeinen Wortes „Arbeiten" bediente, wenn vom Handel die Rede war — die Bürger „arbeiteten" mit Salz, mit Wein u. s. w., das heißt, sie trieben Handel damit — deutete die träge und seelenleere Weise an, in welcher der Handel sich dazumal hinschleppte.

Obgleich schon das alte österreichische Landrecht darauf drang, daß Alle sich eines gleichen Metzens, Eimers und einer gleichen Elle bedienen sollten, so bestand doch zu keiner Zeit ein ganz gleiches Maß. In jedem bedeutenderen Orte hielt man sich, der Gewohnheit wegen, an das dort herkömmliche Maß, und der Magistrat wachte nur darüber, daß dieses treulich beobachtet werde, ohne jedoch eine Vereinbarung mit dem vorgeschriebenen allgemeinen Landesmaße sich angelegen seyn zu lassen. Herzog Leopold, der im Jahre 1198 alles auf den Handel Bezügliche dem Stadtmagistrate von Wien unterwarf, verurtheilte zugleich einen Jeden, bei welchem falsches Maß, damals Ham (Betrug, Hinterlist; daher hämisch) genannt, falsches Gewicht, falsche Elle gefunden würde, zu einer Geldstrafe von fünf Pfund. Man kannte große und kleine Metzen, auch sogenannte Ostermetzen, ferner Metzel, deren etwa zwei und ein halbes einen Ostermetzen ausmachten. Metreta und Modius waren die gewöhnlichen lateinischen Benennungen eines Metzens; doch bedeutete Modius auch öfter ein Muth, welches dreißig gewöhnliche Metzen enthielt. Ein Muth bestand aus sechs Mutheln.

Doch wichen, je nach den Gewohnheiten der einzelnen Orte, diese Verhältnisse sehr unter einander ab. Hin und wieder wurde ein Muthel zu fünf, an anderen Orten gar zu vier Metzen angeschlagen, und so war nirgend vollständige Uebereinstimmung. Die Unachtsamkeit der Schreiber hat für uns ebenfalls den richtigen Begriff jener alten Maße erschwert. Sechs Dienstmuth galten vierzig Burgmetzen, drei Kastenmuth einem Burgmuth gleich. Wie wenig auch die Metzenmaße mit einander übereinkamen, so wurde doch an jedem größeren Orte darüber gewacht, daß das Maß des dort gangbaren Metzens bei Käufen und Verkäufen richtig beobachtet wurde. Es gab daher einen gesetzlichen Stadt-, Markt- und Schloßmetzen, der den einzelnen Hausbesitzern zur Richtschnur diente. In Steyer bewahrte den Stadtmetzen der dortige Brückenmeister, in Wien ein eigener Beamter, der davon der Metzner hieß. — Noch geringere Aufschlüsse, als über das alte Getreidemaß, sind über die Maße flüssiger Körper auf uns gekommen. Das Wort Modius diente in manchen Gegenden sowohl für das Maß des Weines, als des Getreides, hieß also bald ein Metzen, bald ein Eimer. Auch dieses Maß war in den verschiedenen Orten bald größer, bald kleiner. Das alte Wort Urne, dessen man sich sowohl in der lateinischen, als in der deutschen Sprache bediente, bezeichnete wahrscheinlich einen Eimer. Von Gewichten kommt sehr häufig der Saum vor, der aber nicht nur die Last, welche ein Thier tragen kann, sondern im weiteren Sinne auch ein gewisses Maß von flüssigen und wohl auch anderen Dingen bedeutete, welche in Gebirgen und auf dem flachen Lande, aus Mangel fahrbarer Straßen, durch Saum- oder Lastthiere fortgeschafft wurden. Wie unbestimmt diese Gewichtsart seyn mußte, da nicht jedes Thier gleiche Lasten zu tragen vermochte, liegt am Tage. Um sie einigermaßen zu regeln, pflegte man gewöhnlich eine gewisse Anzahl ganzer Stücke Tuch einen Saum zu nennen. Unbekannt ist, wie groß die Last einer sogenannten W a g e n g w a n t gewesen sey. Auch von dem Verhältnisse des alten Ellenmaßes zu dem heutigen findet man Nichts aufgezeichnet. Der Handel mit Venedig machte die Wiener mit den venetianischen Maßen, Gewichten und Ellen bekannt; daher nannte man Letztere, durch Verdeutschung des Wortes: **Braccio**, in Oesterreich Bretschen. Genauere Nachrichten sind uns nur aus späteren Jahrhunderten übrig geblieben.

Wie über die alten Maße und Gewichte, so fließen auch über die ältere Münzverfassung Oesterreich's die Quellen sehr spärlich. Welcher Landesfürst dort zuerst Münzen geschlagen habe, ist unbekannt, und selbst Kaiser Friedrich's berühmter Freiheitsbrief von 1156 schweigt von dem Münzrechte. Das Münzregale, eines der Hauptvorrechte des Kaisers, wurde, häufig ohne besondere Auswahl, vielfach an Fürsten, Grafen, Bischöfe, Aebte und Städte verliehen, was natürlich zu mehrseitigem Mißbrauche und mancherlei Verwirrungen Anlaß gab. Daß unter solchen Umständen auch die babenbergischen Herzoge Oesterreich's nicht eines Privilegiums, welches die Kaiser so freigebig ertheilten, ermangelt haben werden, unterliegt keinem Zweifel. Auch kommt schon im Jahre 1166 in einer Urkunde der steyerischen Ottokare, wo sonst nur die Rede von der Währung der Salzburger Münze zu Friesach zu seyn pflegt, die Wiener Münze vor, und unter den Dienstmannen Ottokar's wird ein Münzgraf aufgeführt. Unter Friedrich dem Katholischen werden in einer Osterhofer Urkunde die herzogliche Münzstätte und der Münzmeister erwähnt. Wie im Gewichte und Maße, so war auch in der Münze vielfältige Abweichung, und man mußte, um eine bestimmte Währung auszusprechen, immer die Münzstätte angeben, in welcher die Geldstücke geprägt worden. Die alten Pfennige oder Denare wurden blos aus Silber geschlagen, zweihundert und vier und sechzig derselben machten ein Pfund oder ein Talent aus. Man ging nicht immer gewissenhaft zu Werke, und häufig wurden Beschwerden über schwarze Pfennige laut, welche die Regierung als gute, weiße Pfennige ausgab, und die kein Kaufmann nach dem Nennwerthe annehmen mochte. Die Münzmeister hatten hierbei ganz freie Hand, denn die Leitung des ganzen Geschäftes hing einzig von ihnen ab; ihre Beamten hießen zu den Zeiten Leopold's des Glorreichen: Flandrenser, späterhin Hausgenossen. Nicht immer lag die Verschlechterung der Münze, wozu sie sich wohl auch aus Gewinnsucht verleiten ließen, an ihnen; vielmehr boten die Regierungen, aus übel verstandenem Vortheile, häufig die Hand dazu, und die Bürger und Gewerbetreibenden litten nicht wenig durch dergleichen Fälschungen. Um die schlechten Pfennige besser zu bemänteln, versuchte man sie so dünn zu schlagen, daß sie sich schnell abgriffen, bogen oder zerbrachen, und nicht länger zum Curse taugten. Sie wurden dann verrufen, mußten weit unter dem Nennwerthe in die Münze abgeliefert werden, wo man sie

umprägte, sie abermals zu einem, ihren wirklichen Gehalt weit überwiegenden Nennwerthe ausgab, und so eine ganze Kette von Verlusten für das Gemeinwesen an einander fügte. Dieser Uebelstand des Verrufens und Umprägens der Pfennige währte in Oesterreich bis über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus. Die alten Münzstätten bestanden zu Wien, Neustadt und Enns. Einen Beweis von der Geldarmuth jener Zeiten, und wie man sich mit fremden Pfennigen, die nicht so häufigem Verrufe unterlagen, behelfen mußte, gibt Herzog Albrecht's Ueberschlag in Betreff der Münze, wobei sich zeigte, daß, wenn Oesterreich mit den benachbarten Ländern in Ruhe und Frieden lebte, die Summe des umlaufenden Geldes sich auf vierzehntausend Talente belief. Man rechnete bei den Münzen nach sogenannten Pfunden, obschon es keine Münze gab, die ein Pfund wog. Eben so war es mit den Schillingen (solidis), deren zwanzig bis vier und zwanzig, je nach der zeitweisen Geltung, auf ein Pfund gingen. Zwölf Denare oder Pfennige — die bei weitem gangbarste Münze — machten einen Schilling aus. Auch gab es frühzeitig Heller und Oboli. — In technischer Beziehung läßt sich von jenen alten Münzen wenig Rühmliches melden. Die ältesten sind von sehr schlechtem Gepräge, ohne Inschrift, ohne Jahreszahl, höchstens nur mit Einem oder zwei Buchstaben, und mit dem österreichischen Schild oder dem steyermärkischen Panther versehen. Auch sind sie meist nur einseitig geprägt und so dünn ausgearbeitet, daß sie sich leicht bogen und zusammenrollten, was wahrscheinlich mit Absicht geschah, um sie desto häufiger umprägen zu können, und so jenes fehlerhafte Finanzsystem zu unterstützen. — Alles dies wirkte nachtheilig auf Handel und Gewerbe ein. Daß in entscheidenden und angstvollen Augenblicken die Landesfürsten das Versprechen rechtlicherer Münze ihren frommen Gelübden einschlossen, wie z. B. Ottokar und die ihm verbündeten Fürsten 1260 vor der großen Marchfeldschlacht gethan (S. 144), ist ein sprechender Beleg der gemeldeten Mißgriffe.

Die älteste Geschichte ist eine Geschichte der Kriege; das Entstehen der Staaten, zumeist auf Eroberung gegründet, hängt innig damit zusammen. Der Krieg mußte Anfangs den Pfad ebenen, auf welchem Volksthum und Nationalität später sich bleibend niederlassen wollten, und über die Felder, denen seitdem Gesittung und Künste des Friedens entsprossen, ist zuerst der Sturm der Schlachten dahingebraust. Je mehr der kriegerische

Geist der germanischen Urstämme in den früheren Generationen noch fortwirkte, und jeder Freigeborene sich unmittelbar zum Kriegsdienste berufen und verpflichtet fühlte, desto weniger wußte man sich damals den Wehrstand noch als einen Stand für sich zu denken, und von einem stehenden Heere hatte man noch keinen Begriff. Der Landesherr begnügte sich im Frieden mit einer Leibwache; im Kriege umgaben ihn einige durch Treue erprobte Ritter und deckten seine Person. Drohten dem Lande Einfälle von außen, oder galt es einen Zug gegen einen fremden Feind, so bot der Fürst den Heerbann auf, durch welchen die freien Grundbesitzer zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen wurden. Unter den früheren fränkischen Königen hatte dieses Aufgebot einen mehr freiwilligen Charakter. Es wurde in den Volksversammlungen beschlossen, und konnte, als eine selbstauferlegte Pflicht, für keine Last gelten. Aber bei der steigenden Gewalt der Könige, und vor Allem unter Karl dem Großen, verwandelte es sich in einen drückenden Zwang, der am härtesten die kleineren Besitzer traf, und zuletzt, wie wir schon früher (S. 17) gesehen haben, mit dem gänzlichen Verluste ihrer Selbstständigkeit endigte. Doch die übermäßige Strenge des Heerbannes ward die Ursache seiner kurzen Dauer. Schon unter den Karolingern änderte und minderte sich seine Bedeutung, und je mehr Deutschland sich einem Wahlreiche zuneigte, und die Macht der Könige von jener der Herzoge, Lehenfürsten und großen Ministerialen abhängig wurde, desto merklicher wechselte die alte Heerverfassung. War schon unter Karl dem Dicken die Erleichterung eingetreten, vom persönlichen Zuzuge auf den Sammelplatz des Aufgebotes sich durch eine bestimmte Abgabe loskaufen zu können, so erscheint im zwölften Jahrhundert diese Einrichtung als eine bereits bestehende Ordnung, welche an die Stelle des einstigen Heerbannes gekommen ist. Vorzüglich waren es Bisthümer und Klöster, welche ihren Schutz- oder Zinspflichtigen diese Erleichterung verschafften, und dem Könige für die Lossagung ihrer Unterthanen vom Heerbanne eine Steuer bezahlten, die bald den Namen einer Hilfe, bald einer Ergänzung, oder auch der Königssteuer führte. Einigen Klöstern gelang es sogar, auch von dieser Steuer wieder befreit zu werden, und für diese hatte also nunmehr alle Verpflichtung zum Aufgebote ganz ein Ende. Mehre Bischöfe erhielten dergleichen Befreiungen ihrer Unterthanen von der Heerbannspflicht im eilften und zwölften Jahrhunderte, ja sogar das Heerbannsrecht wurde theils verschenkt,

theils fiel es in die Hände Derjenigen, welche hohe Reichsämter und Würden erblich an sich gebracht hatten. Die Grafen — zuvor Aufseher über die Heerbannspflichtigen, Verfasser der Militärrollen, Anführer der Wehrmänner ihres Amtsbezirkes, und Einsammler des Strafgeldes für Ausbleiben vom Aufgebote — waren nun zu Heerbannsherren geworden, ließen in ihrem eigenen Namen das Aufgebot ergehen, behielten für sich selbst die Heerbannsstrafe der Ungehorsamen, forderten den Heerschilling oder das Rüstgeld ein, und traten so in eines der vorzüglichsten Rechte des Kaisers. Die gemeinen Wehrmänner sahen sich dadurch von dem beschwerlichen Kriegsdienste befreit, und konnten ihm gegen gewisse Opfer entgehen. Sie durften jetzt mitten im Kriege ihrem Hauswesen vorstehen, ihr Gewerbe treiben, ihr Feld bestellen, und zahlten dafür gern ihren Stellvertretern im Lager, den Vasallen, eine bedungene Summe zur Ausrüstung und zur Bestreitung der Kosten, welche ihnen ein Feldzug verursachte. Gerieth das Vaterland in eine große Feindesgefahr, so konnte und mochte sich Niemand der Pflicht entschlagen, dasselbe zu vertheidigen, und auf das Waffengeschrei: „O Weh! O Wapen!" oder wenn später auf den Bergen Kreidenfeuer aufloderten, und die Sturmglocke heulte, griffen Alle zu den Waffen, und eilten den Sammelplätzen zu. Aber mit Ausnahme eines solchen allgemeinen Aufgebotes, das Landfolge, Reise oder Landsturm hieß, war den freien Gutsbesitzern auch während eines Krieges Ruhe gegönnt; die Vasallen zogen statt ihrer in's Feld, und der frühere Heerbann hatte sich nun in einen Vasallendienst verwandelt. Doch hatten, wie sich bald zeigte, die kleineren Grundbesitzer diese Ruhe theuer erkauft; denn die keinen Kriegsdienst leisteten, hatten die Waffenehre, und mit ihr ihre persönliche Freiheit in einem solchen Grade verloren, daß sie zu Unterthanen der Heerbannsherren herabsanken, und neuem, ärgeren Drucke, als dem des Heerbannes, anheimfielen. Die Vasallen prangten mit dem Ehrennamen: **Milites**, Krieger, oder von ihrem Reiterdienste — denn der Krieg hatte sich, den berittenen Ungarn gegenüber, größtentheils in einen reitenden verwandelt — Ritter. Vorher Ministerialen, Dienstmänner, und daher in gewissem Sinne unfreie Leute, schwangen sich dieselben, vermöge der zunehmenden Wichtigkeit des Kriegerstandes, zu einer Art niederen Adels empor, schlossen sich an die Lehenleute an, und bildeten mit diesen eine eigene Kaste. Der Heerbann hatte nun so gut wie ganz aufgehört, und das ganze Kriegswesen

beruhte jetzt auf dem Reiterdienste der Vasallen. Wie groß aber ihre Anzahl immer seyn mochte, so waren sie doch nicht hinreichend, das alte Aufgebot der Wehrmänner genügend zu ersetzen. Man nahm daher nicht nur Ritter, sondern auch geringere Leute in Sold, und es entwickelte sich neben dem Ritterwesen nunmehr auch das System der Soldtruppen oder Soldaten. An Leuten dazu war kein Mangel; denn der Verarmten aus dem Stande der Freien, der entlaufenen Leibeigenen und anderen hörigen und mißhandelten Menschen, der Straßenräuber und Abenteurer gab es in Fülle. Da dieses Volk sein Gewerbe aus dem Kriege machte, und ihn überall aufsuchte, so war es auch zu Fuße wie zu Pferde in den Waffen besser geübt, als die Hausbesitzer auf dem Lande, und den Fürsten war es bequemer und sicherer, ein Heer von Lohntrpupen zu versammeln, als von dem guten Willen ihrer übermüthigen Vasallen abzuhängen, von denen die Größeren und Mächtigeren unter mancherlei Vorwänden bald gar nicht auf dem Sammelplatze erschienen, bald einen zu großen Kostenersatz verlangten, oder, was oft vorkam, noch während des Krieges wieder nach Hause zogen. War die Löhnung der Soldtruppen gleich viel geringer, als die Kosten, welche die Vasallen verursachten, so überstieg sie doch bei weitem den Soldbetrag stehender Truppen in späteren Zeiten, zumal man, nach Beendigung des gewöhnlich kurzen Feldzuges, die Söldner abzudanken und ihrem Schicksale zu überlassen pflegte. Häufig wurden dann aus ihnen Räuber und Wegelagerer, die das Kriegshandwerk auf eigene Faust forttrieben, die Gegend unsicher machten, und für den häufig rückständigen Sold sich Ersatz bei den armen Landbewohnern holten. Auch die Städte stellten frühzeitig Krieger in's Feld, und stiegen dadurch immer höher in der Gunst der Kaiser. Doch bestand der Kern der städtischen Truppen immer in Fußgängern, die mit sogenannten Gleven oder Spießen und Lanzen verschiedener Art bewaffnet waren, und daher Glevenbürger hießen. Auch Pfeilschützen befanden sich häufig bei diesen städtischen Fußtruppen. Statt des einfachen Bogens bediente man sich lieber der sichereren und bequemeren Armbrust. Die kleinste Gattung derselben hieß Valester, vom lateinischen Worte Balista. Die größeren befestigte man an große Schäfte, die auf einem starken Gestelle ruhten; sie gehörten zum groben Geschütze, und wurden der Armee auf Wagen nachgeführt; daher sie auch Wagenarmbrüste hießen. Die schweren Pfeile hatten ebenfalls einen eigenen Namen: Muschetten.

Für die Versorgung der Truppen ward wenig gethan; desto mehr meinten sie Ursache zu haben, für sich selbst zu sorgen, und ein allgemeines System des Raubes, ein brutaler Stolz auf die physische Gewalt, und roher Mißbrauch derselben trat an die Stelle des Begriffes ritterlicher und militärischer Ehre. Die vornehmen Vasallen drückten und brandschatzten die unkriegerischen Freien; der Söldner plünderte und verheerte; die ganze Last des Krieges lag auf dem Nährstande. Verträge über den Heerschilling wurden nicht geachtet; die Heerbannsherren forderten nach Willkür unbemessene Summen, Abgaben an Naturalien, Rüstzeug, Kleidungsstücke, Frohndienste, und die Vasallen praßten auf Kosten der Landbewohner, raubten, plünderten und fragten nicht nach den strengen Reichs- und Provinzial-Ordnungen, welche den Kriegern dergleichen Unfug unter schwerer Ahndung verboten. Schon seit lange wurde das Rüstgeld nicht blos zur Zeit eines Aufgebotes, sondern auch während des Friedens von den Heerbannsherren erhoben, und für eine bestehende jährliche Abgabe erklärt, und troß dem mußte das gemeine Volk, wenn ein Krieg ausbrach, die Lasten desselben beinahe immer allein tragen; denn was späterhin die Landstände an Steuern den Landesherren bewilligten, wurde größtentheils von ihren Unterthanen eingetrieben, indem die Ritter, also der Adel überhaupt, dafür, daß sie allein den Kriegsdienst übernahmen, gewöhnlich keine Steuer von ihren eigenen Gütern leisteten, und die bewilligten Abgaben oder Hilfe lediglich auf die Hintersassen vertheilt wurden, welche keinen Reiterdienst versahen. Waren diese Lasten von dem armen Landvolke aufgetrieben, so hatten sie nach beendigtem Kriege die Plackereien und Plünderungen der entlassenen und aufgelös'ten Söldnerbanden zu erdulden, und so brachten Krieg und Frieden jenen Unglücklichen gleiches Ungemach. — Da der Krieg im eigenen Lande so grausam wirthschaftete, so läßt sich denken, daß er im Feindeslande noch ungleich schrecklicher hausete. Weil man den Kampf gewöhnlich übereilt und mit unausreichenden Mitteln begann, so mußte sich erst der Krieg die Mittel zum Kriege verschaffen. Daher bezeichneten Raub, Gewaltthat, Verheerung regelmäßig die Straßen, welche ein Heer zog, und während der Staat durch seine Truppen seinen politischen Feind bekämpfte, führten diese wiederum für sich selbst einen Krieg gegen das allgemeine Besitzthum. Unter solchen Verhältnissen und bei der quantitativen Geringfügigkeit der damaligen Heere, ersparte man meist auch die Magazine

und übrigen Verpflegungsanstalten. War eine Gegend ausgeplündert und ausgesogen, so setzten die Truppen ihren Marsch weiter fort. Die Bestimmung der aufgebotenen Heere galt nur dem augenblicklichen kriegerischen Zwecke. Nach Wegfall der äußeren Gefahr und nach Beendigung des Zuges, kehrten die aufgebotenen Truppen zu ihrem Herde und ihrer Handtierung, die Söldner zu ihrem unstäten und ordnungslosen Leben zurück. An eine feste Mannszucht war bei solchen ephemeren Heeren nicht zu denken, und ihre Wirkung war nur dadurch möglich, daß der Gegner ebenfalls keine andere Heerverfassung kannte, mithin die kriegerische Kraft der streitenden Theile sich im Wesentlichen gleich blieb. Auch die übrigen, dahin gehörigen Einrichtungen waren äußerst mangelhaft und dienten, die Noth und die Drangsale des Krieges zu erhöhen. Dem Heere fehlten nicht nur Feldlazarethe, sondern auch Wundärzte. Höchstens legten die dem Heere folgenden Mönche, in deren Händen die Wundarzneikunst sich größtentheils befand, hin und wieder hilfreiche Hand an, was aber bei den vielen Verwundeten, welche die damalige Kampfweise, Mann gegen Mann, mit sich brachte, und bei dem gänzlichen Mangel anderer Anstalten, bei weitem nicht ausreichen konnte. Die Zahl der Todten mehrte sich dadurch unendlich; denn der Schwerverwundete mußte, unverbunden, ungepflegt, verbluten.

Die Kriegskunst ist, nach Johannes von Müller's Ausspruche, die Grundfeste politischer Macht, die erste der Wissenschaften, weil unter ihrem Schutze alle anderen bestehen. Im Mittelalter war von einer eigentlichen Kriegskunst gar nicht die Rede; selbst untergeordnete Zweige derselben, wie die Taktik, blieben uncultivirt. Die in Eisen gehüllten Ritter konnten die geschlossene Kampfordnung füglich entbehren. Die geschilderte, höchst mangelhafte Heerverfassung in jenen Zeiten machte entfernte Heereszüge, mithin planmäßige Unternehmungen, fast unmöglich. Es darf daher nicht befremden, daß die ersten Kreuzzüge so unglücklich endigten, die Erfahrungen in denselben scheinen jedoch das Wiederaufleben der Kriegskunst befördert zu haben. Durch die weit überwiegende Bevorzugung der Reiterei und die Vernachlässigung des Fußvolkes hatte die deutsche Kriegführung sich in eine einseitige Richtung geworfen, die zwar leichtberittenen Horden, wie den Ungarn, gegenüber, von Wirkung sein, in den meisten anderen Fällen aber unmöglich ausreichen konnte. Die Reiterei — heißt es irgendwo sehr richtig — ist die Waffe, durch welche man Siege vervollständigt, sie in

völlige und entscheidende Niederlagen des Feindes verwandelt; aber sie ist nicht die Waffe, durch welche man Schlachten gewinnt. Wie könnte auch eine Waffe entscheidend auf den Gewinn der Schlachten wirken, deren Wirksamkeit durch den Boden bedingt und beschränkt ist? Das Fußvolk wirkt, wo es fußen kann, — auf den höchsten Bergen, in sumpfiger Niederung, auf wagerechter Ebene. Es ist und muß der Kern des Heeres seyn, und wenn man es genau beobachtet, so wird man sich überzeugen, daß nie Reiterheere eine große und dauernde Herrschaft errangen. Die Araber in den Zeiten ihres höchsten Glanzes, unter den ersten Kalifen, hatten eine zahlreiche, vortreffliche Reiterei, aber auch ein vortreffliches Fußvolk. Es waren kriegerische Nomadenhorden, mit denen Tschengiskhan und Timur Indien eroberten, aber nicht bloße Reiterschwärme. Es war größtentheils Fußvolk, das unter Tarik über die Meerenge setzte und das Reich der Westgothen in Spanien zerstörte. Die Reiterschwärme der Mongolen und Tataren wüsteten zwar bis in die Gegend von Liegnitz, und die moskowitischen Czare zahlten tatarischen Khanen Tribut; aber nun dienen tatarische Khane den zu russischen Kaisern erhöhten moskowitischen Czaren. — Auf den flüchtigen Hufen der Rosse läßt sich nichts Stätes und Bleibendes gründen. Unsere Altvordern, die der Römer Herrschaft stürzten, kämpften, in Wäldern und zwischen Bergen erzogen, fast durchgehends zu Fuße. Erst im Mittelalter, durch das Feudalsystem, verschwand das Fußvolk, mit ihm die Kriegskunst. Später, mit den Lanzknechten, den Schweizerbannern und den Feuerschlünden, kam wieder die Kriegskunst mit dem Fußvolke empor. — Die Kriegskunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beschränkte sich auf Kriegslisten, Ueberfälle und Handstreiche, griff an den verschiedensten Orten an, ohne einen eigentlichen, übereinstimmenden, größeren Plan im Auge zu haben, begann den Kampf nach Willkür und Zufälligkeit, und brach ihn meist ohne Haupterfolge wieder ab. Schnelle Streifzüge, von Raub und Verheerung begleitet, vertraten die Stelle eines geregelten Feldzuges, und durch planlose Vertilgungswuth im Feindeslande raubte das Heer sich nicht selten die Mittel, sich so lange dort zu halten, als zu einem entscheidenderen Erfolge nöthig gewesen seyn würde. Häufig auch lief Alles auf einen bloßen Burgenkrieg hinaus, wo Burgen durch hingestellte Gegenburgen geängstigt, eben so schnell gebaut, als gebrochen wurden, und fast überall gewahren wir ein buntes, rastlos schwankendes, blutig bewegtes Bild der

Vasallenkämpfe jener Zeit, wo der eigentliche Gegenstand des Krieges, in unzählige kleinere Interessen sich zersplitternd, beinahe in jedem Anführer auch zugleich eine eigene kriegführende Macht fand. Genau genommen, gab in diesen Kampfesarten, wie in den Waffengattungen, die wir sogleich kennen lernen werden, sich nichts, als eine Ausartung antiker, und der roheste Anfang einer neueren Kriegskunst kund, die jedoch einer gänzlichen Umgestaltung wartete.

Bei dem fühlbaren Mangel an plastischen Denkmalen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, ist es äußerst schwer, zuverlässige Angaben über die damalige Weise der Rüstung und Bewaffnung zu geben. Jedenfalls war sie von der des vierzehnten Jahrhunderts, über welche wir am gehörigen Orte schon ausführlicher werden berichten können, in mancher Hinsicht abweichend, da in dieser späteren Periode bereits die theilweise Anwendung des Schießpulvers manche Veränderungen zu Wege gebracht hatte. Die Rüstungen waren in jener früheren Zeit wohl leichter, als in späterer, da sie noch nicht der furchtbaren Gewalt der Kugeln Widerstand entgegenzusetzen hatten. Die Helme ließen noch größtentheils das Gesicht unbedeckt, und entbehrten der nachmals üblichen Visire zum Aufschlagen oder Herablassen, und der Kettenharnisch war gangbarer, als der später allgemeine Schienenharnisch. Im zwölften und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts waren die Ritter meist in den Ketten-, Maschen-, Schuppen- oder Ringpanzer gekleidet, den man Halsberg (im Gegensatz der Beinberge, d. h. Fußbekleidung) oder Brünne zu nennen pflegte. Von den späteren, aus ganzen Eisenstücken oder Eisenschienen zusammengesetzten Harnischen — gemeinhin als Krebs bezeichnet — war noch selten eine Spur. Das Panzerhemd schloß sich dem Körper, vom Kopfe bis zur Fußspitze, eng an (wie etwa noch jetzt bei den Tscherkessen), und war über den ledernen Wappenrock oder Brustkoller gezogen. Die Sättel waren eng und hoch, und schlossen — wahrscheinlich nach Art der in den Kreuzzügen angeeigneten morgenländischen Sättel, die wir noch jetzt bei den Beduinen finden — den Ritter sowohl vorn, als hinten, fest ein (Stuhlsattel); die Sporen waren mit langen Stacheln versehen, die Steigbügel oder Stegreife dreieckig, die Pferde stark beschlagen, und ihre Fuß- oder Hufeisen mit starken Haken versehen. Der Vorbug und das Rücksattelzeug trugen kleine Schellen oder Quasten; auf den Lanzen hingen Fähnchen; im Schlachtgetümmel gab es Streitwagen,

die jedoch erst später, in den Hussitenkriegen, wieder in allgemeine Aufnahme kamen, Hüfthörner u. dgl. Man hielt auf kräftige Pferde, die man in Rosse, d. h. starke Streithengste, und in Maiden, d. i. leichtere Pferde, Walachen, eintheilte. Auf Bilderdenkmalen aus jener Zeit erscheinen die Männer häufig mit unbedecktem Haupte, und haben dann entweder Diademe, oder verzierte Bänder und Gürtel durch die Haare geschlungen; doch sieht man dagegen wieder auch als Kopfbedeckungen einfache Pickelhauben; geschuppte, dann auch viereckige oder nach phrygischer Art geformte Mützen; ein Tuch um den Kopf gewunden, von welchem bei den Ohren zwei lange Zipfel steif hervorstehen; Hüte, die einem umgestürzten Barbierbecken gleichen, nur daß oben in der Mitte derselben noch eine spitzige, hornartige Erhöhung emporragt; eine Art Sturmhaube, mit flammenartigen Verzierungen oben und zu beiden Seiten; geflochtene Kappen; zugespitzte Strohhüte mit Besatz und oben mit einem Knopfe; Kaputzen, wie sie jetzt die Mönche tragen; dann auch Kopfbekleidungen wie ein Zuckerhut, mit Bändern umwunden, unten aufgeschlagen und im Zipfel herabhängend. — Als Waffen gebrauchte man Kolben, Streit- oder Mordärte, breite Hellebarden, Lanzen, Spieße, Armbrüste, Messer, Hacken, Bogen und die Pfeile dazu, welche Letzteren die Bogenschützen in dem Köcher, der häufig einem offenen Futteral oder einer Scheide glich, zu tragen pflegten. Die Schwerter waren lang und breit, ihr Handgriff mit einem runden Knopf versehen, in welchen man bisweilen ein Symbol, ein Kreuz u. dgl. einzuschneiden pflegte. Zur Zierde waren die Schwertgriffe mit feinem Drahte dicht umwunden, und die Schwertscheiden mit schwarzem und weißem Leder bandartig, wohl auch mit Knöpfen besetzt; nicht selten aber auch ganz schwarz. Die Schilde damaliger Zeit erscheinen bald klein und dreieckig, bald wie eine heutige Harfe ausgeschweift, bald endlich eirund, doch gegen das Ende zu etwas abgespitzt und mit einem Buckel in der Mitte, von welcher aus sich eine strahlenartige Verzierung über den ganzen Schild verbreitet. Der linke Arm wurde auf ihrer inneren Seite durch zwei befestigte Riemen gesteckt. Diese Schilde, welche Anfangs aus über einander gelegten und verbundenen Häuten, später aber häufiger aus Metall verfertigt wurden, trugen schon damals bisweilen einfache Wapenschilder; den Adlerflügel und Querbalken, den schwarzen Adler, rothen Stern, eine rothe arabeskenartige Blume, auch wohl eine Teufelslarve; bald waren sie roth gestreift, oder

schwarz und gelb gezeichnet, bald wellenförmig, oder auch grün und schwarz gemalt. Die Ritter ließen sich ihre Schilde und Tartschen (französisch Targe), d. h. eine Art langer Schilde, welche den Körper fast ganz bedeckten, wie auch ihre Gleven oder Glenen (Lanzen) nachtragen. Eben so führte man ihnen, als Zeichen ritterlicher Geltung, den gekrönten Helm auf ihren Globen nach.

Die Kriegsmaschinen waren schwerfällig, wie die Kriegführung selbst. Auch in ihnen ist der Einfluß des Alterthums nicht zu verkennen, und von einer Vervollkommnung nimmt man wenig wahr. Der Mangel des Pulvers trieb zu kolossalen und verwickelten mechanischen Vorrichtungen, die, ungeheuer in ihrer Last und mühsam zu regieren, den Kämpfen damaliger Zeit einen doppelt langsamen, schwer beweglichen Charakter verliehen. Eine Untersuchung und Eintheilung jener alten Kriegsmaschinen wird jetzt um so schwieriger, da man es damals mit der Bezeichnung derselben nicht sehr genau nahm, oft mehre Arten unter einem Namen begriff, oft auch für Eine Gattung mehrfache Namen hatte. Nach der jetzt selten gewordenen Abhandlung des Egidio Colonna über das Kriegswesen, war, wie bei den uralten Katapulten, eine aufschnellende Ruthe, in deren löffelförmiges Ende der Stein gelegt ward, bei allen Geschützen die Hauptsache, und die Balliste der Alten, welche gleichsam einen starken Bogen mit seinen Sehnen darstellte, war in Vergessenheit gerathen. Der Steinwurfzeuge bediente man sich zum Angriffe belagerter Festungen, wo steiniges Terrain, Wasser, tiefe Gräben und andere Hindernisse, z. B. die Vorsicht der Belagerten, die Untergrabung unmöglich machten, oder doch sehr erschwerten. Colonna spricht von viererlei Gattungen der Wurfwerkzeuge. Die Aufgabe bei jeder Maschine war: der Schwingruthe und dem damit verbundenen Steinlöffel eine Kraft zu geben, durch welche sie gespannt und gehoben wurde. Diese Kraft war bisweilen ein Gegengewicht; bisweilen genügte dieses nicht, wenn nämlich die Ruthe höher gehoben werden sollte. Das Gegengewicht war wieder bald fest, bald beweglich, bald auch aus Beidem zusammengesetzt. Fest, wenn in der Ruthe selbst unbeweglich ein Behältniß befestigt wurde, welches man mit Steinen, Sand, Blei oder anderen Gewichten füllte; ein solches Werkzeug hieß Trabucium. Es warf, da das Gewicht immer gleichförmig zog, am sichersten unter allen (fast eine Nadel könnte man damit treffen, sagt Colonna). Beim Zielschießen wurde die Maschine folgender-

maßen nach Probewürfen gerichtet: schoß sie zu weit, so rückte man sie vom Ziele ab, oder legte einen schweren Stein in den Löffel. Trug sie nicht weit genug, so rückte man sie näher — ein sehr einfaches, nur nicht immer anwendbares Mittel — oder nahm einen leichteren Stein, wie denn überhaupt alle Wurfkörper bei Zielschüssen gewogen werden mußten. — Eine zweite Gattung, bei den Römern Biffa genannt, hatte an der Ruthe ein bewegliches Gegengewicht, welches eben durch seine Bewegung die Kraft des Wurfes verstärkte, dagegen an dessen Richtigkeit schadete. — Eine dritte Gattung, der Tripantus, hatte ein unbewegliches, an der Ruthe befestigtes, und überdies noch ein bewegliches Gegengewicht, vereinte daher Sicherheit mit vermehrter Kraft. — Eine vierte Gattung, von welcher Colonna den Namen nicht angibt, hatte statt des Gegengewichtes Stricke, welche durch Menschenhände gezogen wurden, warf zwar nur kleinere Steine, brauchte aber keine so lange Zeit zum Richten, und konnte deshalb in gleicher Zeit öfter und schneller abgeschossen werden. — Bei einer Belagerung mußte man daher überlegen, ob man der Besatzung und den Mauern durch Zielschüsse, oder aus weiter Entfernung, oder endlich durch einen dichten Steinhagel schaden wollte, und darnach sowohl die Maschine, als die Art der Aufstellung und Würfe wählen. — Alle gebräuchlichen Werkzeuge gehörten zu den angegebenen Gattungen, oder ließen sich darauf zurückführen. Auch bei Nachtzeit konnte man die Belagerten mit Würfen ängstigen; in diesem Falle wurde, um den Wurf zu berechnen, an den Stein eine Fackel oder ein anderer brennbarer Körper befestigt, um zu sehen, wohin er fiel.

Jenen alt-italienischen Geschützen scheinen auch diejenigen Kriegsmaschinen nachgebildet zu sein, deren sich, nach den Zeugnissen gleichzeitiger Chronisten, die Oesterreicher bis in das dreizehnte Jahrhundert, und auch darüber hinaus, zu bedienen pflegten. Sie lassen sich in Wurfgeschütze und Stoßwerkzeuge eintheilen. Zu jenen gehörten die Antwerke, Mangen, Petrer, Bleiden, Tummerer oder Tummler, und Rutten. Andere, seltener vorkommende Benennungen des alten Wurfgeschützes sind wahrscheinlich nur kleine Abweichungen der hier angegebenen vorzüglicheren Arten, oder bezeichnen vielleicht blos eine derselben unter anderen Namen, den ihr die Willkür des Feldherrn, des Werkmeisters oder der Stadt, die sie für ihr Zeughaus verfertigen ließ, beilegte. Nur eine der vorzüglichsten, allgemein bekannten und angerühmten, nämlich der Bomber oder die Bombarde, wird

von einheimischen Schriftstellern nicht genannt. Doch ist nicht denkbar, daß man in Oesterreich dieses Wurfgeschütz, oder dessen Verfertigung, nicht sollte gekannt haben; denn Ottokar von Horneck selbst rühmt wiederholtermaßen die sehr verständigen und erfindungsreichen Künstler, welche für die österreichischen Heere mancherlei, allgemein bewunderte Kriegsgeräthe verfertigten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß unter dem überaus wirksamen Tummler die Bombarde zu verstehen sei; indem Hornek nach seiner Weise auch anderen Kriegsmaschinen Namen beilegt, die man bei allen übrigen Autoren vergebens sucht. Die Antwerke oder Anteriche waren Wurfwerke, aus welchen schwere Steine, wohl auch Pech und Schwefel, gegen die Erker und Wehren der Thürme und über die Mauern hinein geschleudert wurden. Bei allen verheerenden Wirkungen, welche man durch die benannten Arten des Wurfgeschützes hervorbrachte, langte man mit ihnen zur Eroberung einer starken Festung doch nicht aus; es waren vielmehr noch andere Maschinen erforderlich, um die Belagerer vor dem feindlichen Wurfgeschoß zu schützen, die Truppen über tiefe Wassergräben zu setzen, und Mauern und Thürme zu Boden zu stürzen. Hierzu bediente man sich folgender Kriegsgeräthe: Das thurmähnliche Gebäude, das in Geschichtsbüchern und Urkunden Balfred oder Berfrid genannt zu werden pflegt, kommt bei Horneck unter dem Namen Ebenhoch vor. Es war ein sehr festes, mehre Stockwerke hohes, auf Rädern ruhendes und daher bewegliches Gerüst, welches verschiedenes Wurfgeschoß und auch Stoßwerkzeuge in sich enthielt, und, an die feindlichen Mauern hingeschoben, dazu diente, die Belagerten von oben herab zu beobachten, sie an der Vertheidigung der Festungswerke zu hindern, und den Soldaten den Uebergang aus dem Gerüste auf die Festungsmauern durch Fallbrücken zu erleichtern. Um dasselbe vor feindlichen Brennstoffen zu bewahren, umgab man es von außen mit rohen Thierhäuten und verschiedenen nassen oder anderen Schutzmitteln. — Eine andere Belagerungs-Maschine, die Katze genannt, diente nicht allein zum Untergraben der Mauern, sondern auch zur Zerstörung derselben mittels darin angebrachter Stoßwerkzeuge. Für den ersteren Zweck war die Katze nur eine Schutzdecke der Minirer, für den zweiten gewährte sie sowohl den Stoßwerkzeugen, als auch den Truppen Sicherheit gegen das feindliche Geschütz, und erleichterte, nach Durchbrechung der Mauern, den Stürmenden das Eindringen in die Festung. Um die Katzen — bestehend aus hölzernen gedeckten Kisten,

deren im Innern des Werkes häufig angebrachtes Wurfzeug, unter dem Schutze eines vorn angebrachten Schirmes, auch schwere Steine fortschnellte — leichter auf den bestimmten Platz zu bringen, setzte man sie, gleich dem Ebenhoch, auf Räder, oder wälzte sie auf untergeschobenen Balken fort, und weil sie, um ihre Wirkung zu thun, ganz nahe an die Festungsmauer geschoben werden mußten, ward es nöthig, die Gräben der Stadt oft mit unglaublicher Mühe auszufüllen, oder, bei Bergschlössern, sich durch Hügel und Felsen einen Weg zu bahnen. Die Belagerten dagegen schossen nicht nur Pfeile und Steine, sondern auch Schwefel und Pech aus der Stadt auf die Feinde, vorzüglich auf deren hölzerne Katzen, und diese Letzteren vor dem Brande zu wahren, war das gefährliche Geschäft manches tapferen Helden. — Aehnliche Maschinen kommen noch unter mancherlei Namen vor, so unter jenem des Krebses, der, in der nämlichen Anwendung wie die Katze, von so furchtbarer Wirkung war, daß seinem Stoßwerkzeuge keine Mauer, kein Thurm widerstehen konnte. Aber um diese ungeheure Maschine in Bewegung zu setzen, waren fünfhundert Menschen erforderlich! — Ein anderes, minder bekanntes Kriegswerkzeug, bei Horneck der Iglswer genannt, ähnelte vielleicht dem mauerbrechenden Widder der Alten. — Mit diesen Wurf- und Stoßmaschinen wurden vor Erfindung des Feuergeschützes die stärksten Festungen belagert und erobert, indem die Vertheidigungsmittel nicht besser waren, als die Mittel des Angriffs. Durch sie wurden unsere Kanonen; durch verschiedene, künstlich vorbereitete Brennstoffe — die man wohl namentlich in den Kreuzzügen, im Kampfe mit den, des griechischen Feuers kundigen Saracenen, kennen gelernt hatte — unsere Haubitzgranaten, Congreve'schen Raketen u. s. w. ersetzt. Indem man durch jene Instrumente Schwefelfeuer in die belagerten Orte schleuderte, zündete man die Dächer fester Gebäude an, und hinderte durch einen Steinhagel aus einer anderen Maschine die Belagerten, zum Löschen herbei zu eilen. Auch Feuerpfeile wurden geschossen, um feindliche Städte anzuzünden Ja, um die Belagerten auf das Aeußerste zu treiben, schleuderte man mittels der genannten Wurfmaschinen, sogar Leichname, thierischen Unrath und faulende Körper fässerweise in die eingeschlossenen Plätze, und suchte durch ekle Ausdünstungen ansteckende Krankheiten zu bewirken.

Die den Bau jener Kriegsmaschinen, deren Aufstellung und Bedienung leiteten, wurden Gezeugmeister oder überhaupt Meister, ihre Unter-

gebenen aber Bleidner (nach den Wurfmaschinen Bleiden) genannt; Letztere machten in der Armee ein eigenes Corps aus. Sie erhielten im damaligen Latein die Ehrennamen: sinn- und erfindungsreiche Künstler — Ingeniarii, Ingeniosi, Artillatores oder Artilleristen; die Maschinen aber hießen im Allgemeinen: Kunststücke, Artillerie, Kriegsgebäude, Kriegszeug oder einfach das Gezeug — Artificia, Artes, Artilleria, Ingeniae et Ingenia, Aedificia, Tormenta. Daraus entstanden die französischen und italienischen Benennungen: Ingenieur, Ingegniere und Artillerie. — Wie unentbehrlich auch jene Maschinen einem Heere waren, so hinderlich wurden sie demselben zugleich bei allen seinen Bewegungen vor- oder rückwärts. Hunderte von Wagen wurden erforderlich, um sie mitzuführen und die Steine herbeizuschaffen, welche man auf Festungen schleudern wollte. Und hatte man sie zu Hause oder auf feindlichem Boden mit unsäglicher Mühe erbaut und aufgestellt, so gelang es dem Muthe, der List und Geschicklichkeit der Belagerten nur zu oft, das ihnen gefährliche Geschütz anzuzünden oder unbrauchbar zu machen. Nicht selten wurden die Belagerer durch Ausfälle, durch heranrückenden Entsatz, durch Mangel an Lebensmitteln oder andere Unfälle genöthigt, die Belagerung aufzuheben; in solchen Fällen zündete man gewöhnlich vor dem Rückzuge selbst das eigene Geschütz an, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen; denn an ein schnelles Abbrechen so großer Maschinen, und an ein sicheres Fortbringen derselben auf den überaus schlecht bestellten Straßen, war nicht zu denken, und so gingen in wenigen Augenblicken ungeheure Kosten, Kraftanstrengungen und Mühe gänzlich verloren. Die große Anzahl der Wagen, welche solche Maschinen erheischten, wurde noch um Vieles vermehrt, wenn die Armee auch Brücken mit sich führte, was freilich nur seltener geschah. Schiffbrücken findet man schon in den ältesten Zeiten, und es läßt sich annehmen, daß die österreichischen Fürsten, nach dem Beispiele ihrer Vorfahren, bei ihren häufigen Kriegszügen auf gleiche Weise über Flüsse gesetzt haben. Auch der König Ottokar führte, wie wir (Seite 156) gesehen haben, auf seinem Kriegszuge gegen die Ungarn eine hölzerne Brücke mit sich, wozu an hundert Wagen nöthig wurden, und der König Rudolf bediente sich im Jahre 1276 gegen Ottokar desselben Mittels, indem er Schiffe in Bereitschaft setzte, um mit seiner Armee die Donau zu überschreiten.

Die Entstehung und allmälige Heranbildung der Ritterkaste haben wir bereits kennen gelernt; daher hier nur noch Einiges über ihre kriegerische und sonstige Bedeutung. Die Ritterwürde an sich mußte durch Tapferkeit und unbescholtenen Lebenswandel verdient werden, und ist niemals erblich gewesen. In früherer Zeit konnte jeder Freigeborene die Ritterwürde erlangen; später aber, als der Ritterstand durch das Lehenssystem sich immer mehr zu einem geschlossenen Ganzen ausbildete, gehörte die Ritterwürde zu den Vorrechten des Adels, obschon, wie wir gesehen haben, ein Theil des Adels selbst aus dem Ritterstande entsprungen war. — Um Ritter zu werden, mußte man eine lange Prüfung bestehen; eine besondere Erziehung und ein längeres Noviziat ging, wie bei den geistlichen Orden, der Aufnahme voran. Zuerst begab sich der Knabe, vielleicht vom siebenten Jahre an, in das Gefolge eines angesehenen Ritters, um den Dienst zu erlernen. Hatte er durch Dienstfertigkeit, Unerschrockenheit und Muth die Wehrhaftmachung als Knappe erlangt, dann wurden ihm des Ritters Waffen und Pferd anvertraut. Der Edelknecht oder Knappe (Knabe) führte nunmehr des Ritters Schlachtroß, trug ihm Schild und Lanze nach, band und hütete die Gefangenen. Treue Pflichterfüllung und geschickte Handhabung der Waffen, erlaubten ihm, nach einigen Jahren, doch nicht vor dem ein und zwanzigsten Lebensjahre, sich um die Ritterwürde zu bewerben, die ihm mittels des Ritterschlages — einer noch von den römischen Freilassungen sich herschreibenden Ceremonie — von einem anerkannt tapferen Ritter unter vielen Feierlichkeiten ertheilt wurde. Eine solche Handlung wurde gewöhnlich in Gegenwart eines königlichen und fürstlichen Hofes vollzogen. In einfacher, dunkler und langer Kleidung, ohne alle Verzierung, stellten die Bewerber, vorher durch Beichten und Fasten dazu vorbereitet, sich am Orte der Feierlichkeit ein. Selbst ihre Pferde waren jedes Prunkes bar. Nachdem sie ein Bad genommen, das Symbol innerer Reinigung, erschienen sie in einer Art weißer Tunica, aber noch ohne Hut und Sporen, vor dem Fürsten oder Oberlehnsherrn, der die Handlung durch seine Gegenwart verherrlichen wollte, worauf es in feierlicher Prozession in die Kirche ging. Der Andacht folgte dann ein Mahl, bei welchem dem neuen Ritter an einem kleinen Tische, an dem er, als Beweis seiner Enthaltsamkeit, weder reden, lachen, noch essen durfte, sein Platz angewiesen wurde. Nach Beendigung desselben wurden die jungen Ritter feierlich in die Kirche zurück begleitet, wo sie die erste Nachtwache

thaten. Am anderen Morgen wurden sie hier abgelöset, und nachdem sie sich etwas erholt hatten, ging es wieder in Prozession nach der Kirche. Ein Paar Schildträger trugen die entblößten Schwerter für die zu schlagenden Ritter, die Gefäße nach oben gerichtet, und daran die goldenen Sporen befestigt. Von einigen alten Rittern begleitet, erschienen sie, die Degen am Halse tragend, vor dem Altare, wo das Hochamt gehalten wurde. Sobald dieses beendigt war, fielen die Candidaten auf die Kniee und baten um die Ertheilung des Ritterschlages. Derjenige, welcher die Handlung vollzog, berührte sie dreimal, im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg, mit dem bloßen Schwerte auf dem Rücken, und gab ihnen den Bruderkuß. Darauf legten sie den Rittereid ab: stets zur Vertheidigung des Königs und Vaterlandes gewaffnet zu seyn; die Frauen zu schützen, alle irdischen Güter zur Vertheidigung der Kirche zu opfern, und allen sonstigen, besonders religiösen Tugenden, zu huldigen. Jetzt ward ihnen das Schwert umgegürtet; die Ritter legten ihnen die Sporen und die übrigen Stücke der Rüstung an, überreichten ihnen die Handschuhe u. dgl., der Bischof sprach den Segen. In geordnetem Zuge verließ man die Kirche, und nun ging es zu den anderen Feierlichkeiten, Schmausereien und Turnieren, bei denen die neuen Ritter schon Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen mußten. Im Felde faßte man sich natürlich kürzer, und gewöhnlich hatten die neuen Ritter am anderen Tage die Ehre, auf dem gefährlichsten Posten zu kämpfen. Selbst Fürsten verschmähten es nicht, sich um die Ritterwürde zu bewerben und sich den Gebräuchen zu unterwerfen, welche der Ertheilung derselben vorausgingen. Auch die erlauchten Babenberger huldigten diesem Brauche. Leopold der Glorreiche ließ sich am Pfingstfeste 1200 unter großer Feierlichkeit das Schwert umgürten, und auf gleiche Weise ließ sich (S. 97) der streitbare Friedrich in Wien wehrhaft machen, und schlug, zum Ritter erhöht, sofort zweihundert adelige Jünglinge mit festlichem Gepränge zu Rittern.

Die Ritterschaft oder das Ritterthum ist eine politisch-militärische Verbrüderung ganz eigenthümlicher Art, die ihren Ursprung der alt-germanischen Sitte verdankt, unter irgend einem Vorwande auf Streifzüge auszugehen, um den Schwächeren sich zu unterwerfen und zinsbar zu machen, oder das drückende Joch eines Stärkeren abzuschütteln. Dem Rufe des Anführers folgte bald eine Schaar kampflustiger Freien, und die deutsche Biederkeit und Treue mochte es nicht über sich gewinnen, von dem, welchem einmal das

Wort gegeben war, sich so bald loszusagen. Jene Freien, die dergleichen Ritterzüge unternahmen, sahen sich aber auch, bei aller Machtverschiedenheit, unter einander als ebenbürtig an. In Deutschland wurde man erst in den Kämpfen mit den Avaren und Ungarn besser mit den Pferden bekannt, und nannte nun Diejenigen, welche ebenfalls zu Pferde kämpften, Cavaliers, Chevaliers, Ritter. Der Ritterstand wurde bald zum herrschenden. Ihm fiel demnach auch das Beste zu, was die Länder trugen, und in seinen festen Schlössern oder Burgen mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß, Gesang und Liebe zu finden seyn. Der Ritter war unumschränkter Herr auf seiner Burg; er führte, ein König im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden, und von dem Bewußtseyn seiner Unbeschränktheit zu weit geführt, artete mancher Ritter zum Raubritter, Sattelritter, Schnapphahne aus, der dem reisenden Kaufmanne am Wege auflauerte, und, seinem Rittergelübde in jeder Beziehung entgegen, manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich lösete. Am leichtesten und häufigsten geschah dies in Deutschland, wo, in Folge der ausgearteten Feudalverfassung, die Freiheit des Einzelnen noch unumschränkter war, als in anderen Ländern, wo sie unter schwachen Reichsoberhäuptern, bei zwiespältigen Kaiserwahlen und in längeren Zwischenreichen, den Charakter der Gesetzlosigkeit annehmen konnte und jeder höheren Verantwortung entzogen blieb. — Obschon die Tendenz des Ritterwesens keineswegs heilbringend für die Völker war, indem der Uebermuth der Ritter und der Mißbrauch, den sie mit ihrer physischen Ueberlegenheit trieben, nur zur Unterdrückung aller Menschenrechte führte; so ist doch nicht zu verkennen, daß durch sie auch manche Tugend kräftiger in's Leben trat. Vor den Kreuzzügen war der Geist des Ritterthums höchst einseitig gewesen; die französischen Ritter zeichneten sich durch große Gewandtheit aus, sowohl im geselligen Leben, als auf dem Kampfplatze; die spanischen Ritter durch ernste Beharrlichkeit, gepaart mit Ungestüm; die deutschen Ritter durch Roheit und Uebermuth, aber auch durch feste, unerschütterliche Treue. Die Kreuzzüge, die Blütenzeit des Ritterwesens, schmelzten diese einzelnen Bestandtheile in ein schönes Ganze, das allmälig von seinen Schlacken sich reinigte. In den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einen kleinen geweihten Raum zusammengedrängt; hier nahmen Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, durch Mißgeschick verfolgt, in jahrelanger Gefangenschaft der Ungläubigen. Hier



geschahen Thaten, würdig, durch Tasso's Leier verherrlicht zu werden; hier wurden im Kampfe und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, treue Freundschaft und edle Liebe, in ihrem höchsten Glanze geübt. Die Verschmelzung mit den feineren Saracenen war den christlichen Rittern ebenfalls von Nutzen; sie glättete manche rauhe Seite an ihnen, und gesellte zum Guten auch die gefällige Form, so daß die feine Sitte und Lebensart, das ausgebildetste Ritterthum, erst von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Hier wurde aber auch der Grund zu mancher inneren Einrichtung gelegt, und mancher Gebrauch der damals gestifteten Ritter lebt noch heute im Kriegerstande fort. — Auf Religion, Tapferkeit, Minne und Ehre war das Ritterthum gegründet; in seiner Blütenzeit hielt es diesen Cultus mit begeisterter Treue fest, und während der Kreuzzüge, wo, durch Eroberung der Wiege unseres Glaubens, das Heilige in eine neue ahnungsreiche Nähe zu dem Abendlande, das Christenthum in eine neue Verjüngung trat, feierte es seine höchste Verklärung. Je lockerer die Bande des starken alten Glaubens wurden, je mehr in die hohe geistige Anschauung des Heiligen sich irdische Begriffe mengten, und Sinnlichkeit die Stelle der hohen, reinen, poetischen Minne einnahm, desto mehr verfiel das Ritterthum. Die Pulvererfindung änderte seine kriegerischen Formen, die Reformation hob seinen Begriff auf; Marimilian, der letzte Ritter, stand an der Scheidegränze der alten Kircheneinheit; nach ihm hätte es keine Ritter mehr geben können. Nicht nur Körperkraft, auf deren Entwicklung die Erziehung des Ritters fortwährend hinstrebte, die in Turnieren und Kampfspielen auch später noch in stäter Spannung erhalten wurde, und Unerschrockenheit, auch feine Sitte, Sangesgabe und körperliche Schönheit schätzte man an dem Ritter. Die Begriffe dieser Schönheit wiesen auf ihre urgermanische Quelle hin. Röthlich-blonde Haare und Bart galten im zwölften Jahrhunderte für eine große Schönheit, eben so hellbraune, in's Grünliche spielende, heiter blickende Augen. Das Geschlecht der schönen, blonden Hohenstaufen, den Barbarossa oder Rothbart an ihrer Spitze, entsprach diesem Bilde. Anmuthig gebaut sollte des Ritters Körper seyn, die Füße gewölbt, weil dies zum Reiten dienlich, aber nicht krumm. Auch an schönen Damen rühmte man das mondfärbige, röthlich-blonde Haar, welches schon die Griechen liebten. Nach der höfischen Tafelzucht des Mittelalters war es, besonders bei festlichen Mahlen, gebräuchlich, daß immer ein Ritter und eine

Dame von Einem Teller aßen, aus Einem Becher tranken; daher die Sorge des Festgebers, Jedem einen ebenbürtigen Tischgenossen zuzugesellen.

Von der Rüstung und Bewaffnung des Ritters im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte ist schon oben die Rede gewesen. Seine Hauptwaffe war die Lanze, damals unbedingt die Königin der Waffen. Ein großes Schlachtschwert, das mit beiden Händen geführt wurde, weil es das Eisenkleid des Feindes zerschmettern sollte, hing an der linken, eine Streitart an der rechten Seite des Sattels; meist war ein großer Dolch am Gürtel befestigt. Ueber die Schultern hing eine Schärpe, von Gold oder Silber durchwirkt, gewöhnlich ein Geschenk der Geliebten; sie übte, bei den damaligen begeisterten Begriffen, für den Kämpfenden beinahe die schützende Kraft eines Talismans. Auch das Streitroß war durch künstlich zusammengefügte Blechstücke an Kopf, Brust und Weichen gegen Verwundung geschützt. Also gerüstet, konnte der Ritter sich furchtlos in das Kampfgetümmel stürzen, und nur ein Gegner gleicher Art war vermögend, ihm zu widerstehen. Aber es gehörte auch eine fast herkulische Kraft dazu, sich in dieser ehernen Hülle mit einiger Leichtigkeit zu bewegen, und über der Sorge für die Sicherheit schien man die Vortheile dauernder Schnelligkeit der Bewegungen ganz übersehen zu haben. Die eingeschränkte Absicht ging dahin — sagt Berenhorst — daß ein Mensch, wie ein Krebs mit Schale bedeckt, auf einem Pferde unverletzt seine Figur spielen, oder auf dem allerebensten Boden von der Welt mit eingelegtem Speer ein Paar Hundert Schritte vorwärts rennen konnte. Was Ritter und Knappen in solcher Verstählung ausrichten konnten, ist leicht zu ermessen. Wer zu Boden fiel, mußte warten, bis Jemand kam, der ihn aufhob. — So bildete der Ritter ein eigenes Wesen, das zum Angriffe, wie zur Vertheidigung, sich selbst genügte; doch folgten ihm einige Knappen in den Streit, um seiner Waffen und seiner Bedürfnisse zu pflegen, und, wenn er etwa im Kampfe unterliegen sollte, ihm Hilfe und Beistand zu leisten. Die Kampfordnung, welche sich die Ritter wählten, war ihrem nach persönlicher That dürstenden Geiste völlig entsprechend. Sie bildeten nur eine geöffnete Reihe, so jedoch, daß die Knappen, als ein zweites, dichter geschlossenes Glied, ihnen in einiger Entfernung folgten. Diese waren nicht gerade zum Mitkämpfen bestimmt, sondern hatten für den Nothfall frische Waffen und Pferde bereit zu halten. Doch gewährten sie ihren Herren in so fern Schutz, daß sie von denselben die feindlichen Hiebe und Stöße abzuwehren suchten.

War der Ritter von der gewaltigen Anstrengung ermüdet, so zog er sich in den Kreis seiner Knappen zurück, um Kräfte zu sammeln. — In den frühesten Zeiten waren die Gefechte der Ritter eigentlich nur Zweikämpfe, wobei es hauptsächlich nur auf geschickte Führung und Wendung des Pferdes ankam, um mit der, fest unter den Arm gedrückten Lanze den Gegner zu fassen und durch die Gewalt des Anlaufes aus dem Sattel zu werfen, oder, wenn man sich nicht ganz sattelfest fühlte, einem solchen Stoße auszuweichen. Ein fester Sitz, der durch die damals üblichen, so genannten Stuhlsättel sehr begünstigt wurde, und eine gut verstählte Lanzenspitze, die nicht so leicht am polirten Harnische des Gegners abglitt, waren daher wesentliche Bedingungen des Sieges im einzelnen Gefechte. Nächstdem fielen sich die Ritter, wenn die Lanzen zersplittert, oder die Pferde gestürzt waren, auch mit dem Schwerte oder der Streitart an, wobei Jeder darauf bedacht war, die Rüstung des Gegners locker zu machen, um später mit dem Dolche einen Stoß zwischen die Fugen des Harnisches führen zu können. Die gewaltigen Schläge mit der Streitart waren gegen den Kopf und die Schultern gerichtet, und konnten mit dem Schilde nicht aufgefangen werden. — Unter dem Könige Heinrich I., dem Sachsen, sollen die Ritter zuerst in geschlossenen Reihen gekämpft, und dadurch den Sieg über die Ungarn bei Merseburg errungen haben. Später scheinen die Ritter sich immer in gedrängten Schaaren geordnet, auch mehre Geschwader (Reitercompagnien) hinter einander gestellt zu haben, doch band man sich an keine Regel. Die Geschwader waren von verschiedener Stärke, und bestanden gewöhnlich aus dem ritterlichen Gefolge der Bannerherren. — Wurden feste Schlösser angegriffen oder vertheidigt, so zögerte der Ritter keinen Augenblick, zu Fuße zu kämpfen; im freien Felde aber würde er sich hierzu nicht leicht haben bewegen lassen. Die Abneigung, an der Seite des Fußvolkes zu kämpfen, mußte jedoch in den Kreuzzügen verschwinden, weil mancher Ritter außer Stande war, die verlornen Pferde zu ergänzen, überhaupt auch die Saracenen sich den Rittern gefährlich machten, indem sie dieselben mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten, die bisweilen durch die Oeffnungen des Visiers drangen, und dem Lanzenstoße geschickt auszuweichen wußten. Die Armbrustschützen und Fußjäger leisteten daher gute Dienste, mußten aber ihrerseits wieder von den Rittern geschützt werden, die bald zu Pferde, bald zu Fuße ihnen zur Seite standen. So führte die Noth allmälig wieder die gegenseitige Unterstützung des Fußvolks und der Reiterei

herbei, nachdem sie Jahrhunderte lang als Kampfgenossen Nichts von einander hatten wissen wollen. Auch der Sicherheitsdienst im Lager und auf Märschen wurde während der Kreuzzüge mehr ausgebildet, und zu diesem Zwecke eine Art leichter Reiterei errichtet, die weder aus Rittern, noch aus Knappen bestand, sondern größtentheils aus Menschen, die von Rittern und Knappen mit orientalischen Frauen gezeugt worden waren, und den Namen Turkopolen führten. — Mehr über das Ritterthum zu sagen, wird sich bei späteren Jahrhunderten Gelegenheit und Stoff bieten.

Alle jene bisher geschilderten Verhältnisse der deutschen Gesammtheit, die in dem Kreuze und dem Reichsapfel der Kaiserkrone ihren gemeinsamen Gipfel fand oder doch finden sollte, hatte das Christenthum frühzeitig in ihrem innersten Verbande durchdrungen, ja größtentheils aus dem vorhandenen Stoffe unmittelbar herausgebildet. Alle Epochen Deutschlands blickten fort und fort staunend und bewundernd zu jenem großen und schicksalsreichen Zeitpunkte zurück, wo das Christenthum sich seinen Völkerstämmen verkündigt hatte. Man möchte sagen, Rom habe nur darum die ganze Erde erobert, ihr seine Gesetze und Sprache gegeben, um dem zur Wiedergeburt des Menschengeschlechts bestimmten Evangelium den Weg zu bahnen, damit die Lehre des Himmels den Sterblichen in derselben Sprache verkündigt werde, in welcher sie einst die Befehle und Gesetze der Cäsaren empfingen. Rom, die ewige Stadt, von Barbaren geschleift, gab ihr weltliches Scepter nur ab, um dafür das geistliche einzutauschen. Einige arme und einfache Menschen unternahmen es, die ganze Welt einer moralischen Gewalt, einer unsichtbaren Macht zu unterwerfen; sie hatten keine anderen Waffen, als das Wort, aber sie boten ihr eigenes Blut als Zeugniß der Wahrheit dar; selbst überzeugt, überzeugten sie leicht die Völker; selbst glaubend, fanden sie Glauben. Männer, größtentheils ohne anderes Wissen, als die Erkenntniß des Herrn, ohne Hilfsmittel, ohne Kunst, ohne Schutz, ohne Vermögen, ohne Gefährten, erscheinen in den deutschen Wäldern, die Einheit Gottes, die reine und zugleich strenge Moral des Evangeliums, die Verläugnung weltlicher Freuden, die Entsagung von irdischen Gütern zu predigen; ihre Lehre ergreift und unterwirft die Stammhäupter und Heerführer, die Freien und das Volk, sie zerstört die von heidnischen Waffen geschützten Götzenbilder, und beugt sinnliche, verwilderte Rotten unter die unsichtbare Gewalt der Idee. Kamen ihnen bei solchen Fortschritten Wunder zu Hilfe? Das größte von

allen war vielleicht, daß sie deren nicht bedurften. — Sonderbar merkwürdiges Zusammentreffen! In dem Augenblicke, wo die nordischen Horden in Bewegung waren und sich zum Angriffe rüsteten, wo die Barbaren drohten, im Westen und Süden die Civilisation, welche Sitten und Gesetze des alten Roms gegründet hatten, bis auf die letzte Spur zu verlöschen, fand das neue Rom, das von dem vergangenen Rom beinahe Nichts, als das Ansehen eines großen Namens übrig behalten, in dem Eifer des geistlichen Hirten eine Hilfe, die früher oder später das Unglück der feindlichen Einfälle zu mildern, oder wieder gut zu machen bestimmt war. Die kriegerischen Horden rückten zahllos heran, verbreiteten nach allen Seiten Raub und Zerstörung, Mord und Brand; und aus der heiligen Stadt zog eine Schaar friedlicher Gesandten, stark durch ihre Tugend, ihre Ueberzeugung und ihren glühenden Bekehrungseifer. Mitten unter Gefahren, Hindernissen, Kriegen, trotzten sie der Armuth, der Verachtung, den Martern der Hinrichtung, um Frieden, Menschenliebe, Tugend zu predigen; ihre heilige Hingebung erschrak nicht vor dem Tode; es gelang. — Die Weihe des kirchlichen Roms gründete den Thron Karl's des Großen, pflanzte den mächtigen Baum einer neuen abendländischen Weltherrschaft, dessen durch den Vertrag von Verdun losgerissener Zweig als ein deutsches Reich fortgrünte. Karl der Große gab dafür der Kirche ein weltliches Scepter, verlieh ihr, die bisher nur im Reiche der Ideen geherrscht hatte, durch das Erbe Petri einen festen Stützpunkt auch in der sichtbaren Welt. So umfaßten kirchliche und weltliche Gewalt, so lange Beide noch der Kräftigung bedurften, einander mit gegenseitigem Schutze und Vertrauen, und in dieser engen Umarmung stiegen Beide zum schönsten Ziele ihrer wahren, naturgemäßen Bestimmung empor. Als aber einer und bald auch der andere Theil dieses von der Vorsehung ihnen angewiesene Ziel zu überschreiten versuchte, da lockerte sich jenes Bündniß, das, zur Unterjochung aller Uebrigen, diese Beiden unwiderstehlich gemacht haben würde; eifersüchtig und entzweit, zuletzt in offener Feindschaft, traten sie sich gegenseitig bekämpfend gegenüber, und der Zwiespalt der bisher Unbesiegbaren rettete die Freiheit der übrigen Welt. Immer sorgte der Gott der Deutschen dafür, daß jene beiden höchsten Gewalten, bald verbündet, bald entzweit, sich gegenseitig in dem angewiesenen Kreise ihres Wirkens festbannten, einander den ehernen Schild vorhielten, der Beide in die richtigen Scheidegränzen ihrer Macht zurückdrängen mußte, und im Kampfe für die entgegengesetz-

testen Zwecke dienten Beide unbewußt nur jenem höheren Willen. Was auch kirchliche und weltliche Parteien einander vorgeworfen und angethan, was auch dort mißverstandener Glaubenseifer sich angemaßt, und herber Verneinungsgeist hier bitter versagt haben mag, Alle haben zuletzt bei dem heißen Kampfe gewonnen, und die Wahrheit ihn für den einen, wie für den anderen Theil siegreich entschieden. Die Geschichte aber schwebt, ruhig, unbeirrt, unbestochen, über dem Schlachtfelde der Meinungen, sie lächelt des wechselseitigen Verdammens sterblicher Geschlechter; denn sie allein wird Alle überleben, sie allein ist bestimmt, das Ende der Tage zu erharren, und, ein unsterblicher Zeuge, die Acten in den Streitfragen der Menschheit für den Tag des Gerichts zu sammeln. —

Als die fränkischen Kaiser die ersten und wichtigsten geistlichen Stellen um schlechtes Geld feil boten, als durch Simonie und Bestechung Unwissende oder Unwürdige die Ehrenplätze und Lehrkanzeln der Christenheit erstiegen, und allgemeine Entsittung, Verachtung der Religion und Tugend damit hereinzubrechen drohte, da wehrte Papst Gregor VII. durch kühne Entschlossenheit der nahenden Barbarei. Ein finsterer, gebrechlicher Greis, aller, selbst der Waffen der Liebe entbehrend, die sein harter Sinn nicht kannte, doch allgewaltig durch die Kraft seines Wollens und Glaubens, eroberte er mit den Blitzen des Lateran's für die Kirche zurück, was die Reichsgewalt ihr entrissen, und schaarte, durch strenge geistliche Machtgebote, die zersplitterte Priesterschaft unlösbar um die Stufen des römischen Stuhles. Der gemißbrauchten weltlichen Gewalt stellte er, als Gegenburg, das Gebäude der Hierarchie hin, und als später die kühne Willkür der Hohenstaufen die Wucht des Kaiserthrones auf Deutschlands und Italiens Nacken setzte, die Freiheit der übrigen Stände, die Kraft der Städte mit befehlender Hand zerbrechend; da war jenes römische Gebäude bereits fest genug, die bedrängte Freiheit der Völker schützend in sich aufzunehmen. Vor der Berührung des Hirtenstabes zersplitterte das eiserne Scepter der schwäbischen Kaiser, und Rom, das die Geister gebunden, gab dafür die Menschen frei, die das weltliche Schwert unterjocht hatte. Und als die Arglist einzelner Gewalthaber die bürgerlichen Rechte der Anderen mit Füßen trat, als auf den Trümmern der Unabhängigkeit ärmerer Grundbesitzer die reicheren und mächtigeren eine drückende Herrschaft gründeten, und nur der Ritter oder Hochgeborene galt und den anderen Ständen das Sklavenjoch auflegte (Seite 18),

da war es wieder die Kirche, welche schützend für die Unterdrückten, strafend gegen die Unterdrücker aufstand, die an der Wiege des Gottmenschen im fernen Palästina Beiden ein gemeinsames Ziel zeigte, diesen zur Erringung des höheren Ruhmes, jenen zur Gewinnung der Freiheit im Geiste wie im Leben. Was kein Reichsoberhaupt den trotzigen Vasallen zu sagen den Muth hatte, das wagte mit edler Freimüthigkeit auf dem Concilium zu Clermont (1095) ein Papst — Urban II. Kühn sprach er den versammelten Rittern und Adeligen in's Angesicht: „Ihr seyd Unterdrücker der Waisen, Berauber der Witwen, Mörder und Gottesräuber. Fremdes Recht ist Euch nicht heilig. Um Christenblut zu vergießen, tretet Ihr in den Sold der Räuber. Wie die Geier dem Aase, so ziehet Ihr den Kriegen nach. Dieser Weg ist gewiß der verderblichste; denn er entfernt von Gott. Wollt Ihr Eure Seelen retten, so leget ohne Verzug die Waffen eines so strafbaren Soldatenstandes ab, und eilet zur Beschützung der morgenländischen Kirche. Brüder! es ist ein gräuliches Ding, daß Ihr gegen Christen Eure räuberischen Hände ausstreckt; Eure Schwerter gegen Saracenen ziehen, das bringt großes Verdienst. Die Güter unserer Feinde, die Ihr ausbeuten werdet, sind künftig Euer Eigenthum, und Ihr kehret entweder siegreich in Eure Heimat zurück, oder Ihr erlangt, in den Purpur Eures vergossenen Blutes eingehüllt, die ewige Siegeskrone. Dienet einem solchen Feldherrn, dem es nie an Brot, an Sold für seine Krieger mangeln kann, und seyd wegen der Zukunft unbekümmert; denn Diejenigen, welche Gott lieben, werden nie Mangel leiden. Kurz ist der Weg und gering die Arbeit, die Euch eine unverwelkliche Krone verschafft. Mit dem Propheten rufen wir Euch zu: ein Jeder gürte sein Schwert um und sey wacker; denn besser ist es im Kriege umkommen, als die Schmach unseres Volkes und unseres Heiligthumes sehen müssen. Keine Schmeichelei Eurer Frauen, kein Reiz der Güter, die Ihr zurücklasset, darf Euch abhalten, die Reise anzutreten. Wir werden, Moses ähnlich, unsere Hände nie ermüdend zum Himmel empor heben; Ihr werdet furchtlos Eure Schwerter zücken und auf die Amalekiter losstürmen!" — Solche Worte, strafend und ermunternd aus dem Munde des Oberhauptes der Kirche gesprochen, rissen Alles in heiliger Begeisterung mit fort. Die Brust der Ritter erhob seit langer Zeit wieder einmal ein höheres Gefühl, als die Begierde, die Schwächeren zu bedrücken und zu Sklaven zu machen. Sie zogen fort in die Ferne, dem Aufgange der Sonne und des Christenthums

entgegen, und die Abwesenheit der Zwingherren erleichterte das Schicksal ihrer Hörigen und Leibeigenen. Ja, es war diesen Letzteren auch unmittelbare Gelegenheit geboten, ihre menschlichen Rechte wieder zu gewinnen; denn Jeder, der das Kreuz nehmen wollte, durfte ungehindert in den heiligen Krieg ziehen. So übte, in der Hand der Kirche, das Kreuz nach wie vor seine wunderwirkende Kraft; es zerbrach die durch Jahrhunderte geschmiedeten und gehärteten Fesseln des niederen Volkes, es machte Den zum freien Manne, der es ergreifen mochte, und die Leibeigenschaft begann zusammenzuschmelzen vor dem heiligen Zeichen. Unüberwindlich war die Macht der Päpste, so lange sie diese nur zum Heile der Menschheit, zum großen Zwecke geistiger und leiblicher Befreiung anwenden wollten. Als sie aber im Laufe der Zeit über jene Gränzen hinaus zu greifen versuchten, da verließ sie die alte, von oben stammende Kraft, und der Himmel ihrer Siege verfinsterte sich. Schwere Prüfungen mußten dann über die Kirche kommen, daß sie sich wieder reinigte, und einen Theil ihres Gebietes mußte sie verlieren, um zu ihrer wahren Bestimmung zurückgeführt zu werden.

Die Kirche, auf Glauben und Sitte gegründet, die ihre Waffen ausmachten, wachte damals streng über würdevollen Wandel ihrer Diener; sie ermüdete nicht, hierüber immerwährende Nachforschungen anzustellen und, wo es noththat, zu mahnen, zu strafen, zu bessern. Denn die Wirren der Zeit hatten die alte Disciplin untergraben, und das priesterliche Ansehen erschütterte oft sich selbst. Da sendete der römische Stuhl seine Boten aus, um nachzusehen, was und wo es fehle. Nach Oesterreich kam, in gleichem Auftrage, der apostolische Legat, Cardinal Guido. Manches fand er hier zu rügen und umzugestalten, und nach Wien berief er im Jahre 1267 eine Versammlung der Kirchenvorsteher und anderer gelehrten und frommen Männer. Es erschienen, auf seine Ladung, der Erzbischof von Salzburg, der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Trient, Prag, Passau, Regensburg, Olmütz, Breslau, Freisingen, Brixen und noch andere Kirchenfürsten und hohe Geistliche. In der Pfarrkirche zu Wien wurde Concil gehalten. Es wurden Satzungen entworfen für alle Kirchensprengel, die das salzburgische Erzstift umfaßte; sie betrafen die Kirchendisciplin in vielen Punkten: so von Besorgung des Anstandes der Geistlichen in der Kleidung und ihrer ganzen Lebensweise; von Untersuchungen der Kirchen und der Ordenshäuser; von Entfernung der Geistlichen von aller Unlauterkeit, von

dem Wucher und von Vereinigung mehrer, mit der Seelsorge verbundenen Pfründen in einer Person; von der den Oberen schuldigen Gehorsamsleistung; von der Pflicht, den Ort der Pfründe nicht zu verlassen; von der schuldigen Entrichtung der Zehenten; ingleichen vom Umgang der Christen mit den Juden u. a. m.

Das Christenthum stand seinem Ursprunge noch näher, denn jetzt, und offenbarte sich in den frischen, obschon ungereiften Regungen einer ersten Entwickelung; es war zur Zeit mehr in das Gemüth und die Einbildungskraft, als in den Verstand und das thätige Wollen seiner Bekenner übergegangen. Aeußere Wahrzeichen wurden mit Begierde aufgegriffen; in glänzenden Ceremonien, oberflächlichem Prunke, festlichen Aufzügen berauschte sich der kindliche und bunte Sinn der mittelalterlichen Christen, während er, durch eine Gegenwirkung getrieben, auf der anderen Seite eben so leicht in unnatürlich wilde Zuckungen der Reue, finstere Träume und grausame Selbstkasteiungen versank, die der milde Geist des Christenthums nicht begehrte. Schon Jahrhunderte früher waren Wallfahrten nach entlegenen, durch heilige Denkmale oder Erinnerungen werthen Plätzen, im Brauche gewesen. Auch Kaiser Karl der Große hatte sie begünstigt, und in den folgenden Zeiten wurde ihre Sitte immer allgemeiner. Die Gläubigen, welche aus allen Gegenden Deutschlands, besonders des im Glauben wärmeren südlichen, nach Jerusalem pilgerten, brachten die erste Kunde von der bedrängten Lage der dortigen christlichen Kirche in das Abendland zurück, und den ersten Anlaß zu den nachfolgenden Kreuzzügen (Seite 35). Auch in Oesterreich ließen sich viele Adelige mit dem Kreuze bezeichnen; die Babenbergischen Herzoge verspritzten ihr Blut an den heiligen Orten; Kirchenfürsten und Ministerialen, Bürger und Volk schlossen sich freudig den frommen Schaaren an. Wem Mangel an Muth oder häusliche Verhältnisse verboten, Theil an dem heiligen Zuge zu nehmen, der pilgerte mindest nach Rom zu den Aposteln Petrus und Paulus, oder nach Spanien zum Apostel Jacobus. Selbst Frauen und Mädchen unterzogen sich den Beschwerlichkeiten solcher frommen Fahrten. Wem weitere Wallfahrten unthunlich waren, der fand auch in seiner Nähe Gnadenorte, wo sein frommer Sinn Erbauung suchen durfte, und Diejenigen endlich, welche Schwäche oder unabwendbare Hindernisse ganz an die Heimat fesselten, entschädigten sich durch Prozessionen — meist auffallender und lärmender Art, im Geiste

jener Zeit — nach ihrer Pfarrkirche, oder von da aus nach anderen Kirchen und Kapellen. Begab sich irgendwo eine seltenere religiöse Feierlichkeit, so strömte eine zahllose Menge aus allen Gegenden dort zusammen; es gehörten zu solchen selteneren Festen hauptsächlich: die Ankunft, Erhebung oder Umsetzung der Gebeine eines Heiligen, die Einweihung eines Klosters oder einer berühmten Kirche. — Je engeren und wärmeren Antheil das Volk an heiligen Gebräuchen nahm, eine desto furchtbarere Waffe, zu strafen oder zu schrecken, hatte die Kirche durch das Interdict oder den großen Bann in den Händen. Wenn dieser harte Spruch der Kirche erfolgte, dann hörte an dem Orte oder in dem Lande, dem er galt, aller Gottesdienst auf. Die Glocken, die sonst die gläubige Menge zur Andacht gerufen, verstummten, die Kirchen blieben geschlossen; alle religiösen Feierlichkeiten, alle Prozessionen, alle Leichenbegängnisse mit den üblichen kirchlichen Gebräuchen hörten auf, Alles, was sonst heilig und segenvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder verloren, so lange das Interdict währte, ihre Kraft und Weihe; der kirchliche Tod lastete auf Land und Menschen. Nur die Taufe neugeborener Kinder und die Reichung des heiligen Abendmahls für Sterbende wurden verstattet. Meist wurde hierbei der, mit der Kirche verfeindete Landesfürst in seinen Unterthanen bestraft. Dieses Entbehren jedes kirchlichen und geistlichen Trostes ängstigte und marterte die Gemüther bis zur Verzweiflung; das Volk wurde dadurch auf das Aeußerste getrieben, und in früheren Zeiten drohte oft Aufstand und Empörung, bis diese den Fürsten bewog, sich wieder mit der Kirche auszusöhnen. Zu ihrem eigenen Nachtheile bedienten sich die Päpste dieser kirchlichen Waffe zu häufig und rücksichtlos, wodurch der schreckende Einfluß des Interdicts auf die Gemüther allmälig geschwächt wurde und an seiner Kraft verlor. Ja, nicht selten sah die Geistlichkeit eines mit dem päpstlichen Interdicte belegten Landes die Gefährlichkeit oder Grundlosigkeit desselben ein, und ließ dasselbe unverkündigt, oder weigerte sich, demselben Folge zu leisten, so, daß es bisweilen kaum zur Kenntniß des Volkes gelangte. So wurde z. B. das gegen den Herzog Leopold den Tugendhaften, wegen seines Verfahrens gegen Richard Löwenherz, erfolgte Interdict in Oesterreich gar nicht verkündigt (S. 64), und auch jenes, wegen des Babenbergischen Erbes nach Friedrich's des Streitbaren Tode über Oesterreich ausgesprochene wurde, als rein politischer Natur, von der

Geistlichkeit nur in so weit beachtet, je nachdem Letztere, bei den damaligen vielen Factionen, zufällig dieser oder jener Partei angehörte.

Wie zu entschlossenen und glänzenden Thaten, so führte der feurige und unerkaltete religiöse Sinn jener Zeit auch zu Aufopferungen und Entsagungen; wem die Kraft des Handelns und Kämpfens versagt war, der lernte dafür doch dulden, entbehren. Schon die Zeit der römischen Christen-Verfolgungen erzeugte Einsiedler. Fromme, doch dem Entschlusse des Märtyrertodes nicht gewachsene Christen flohen in die Gebirge und in die ägyptische Wüste, dort in gottgeweihter Einsamkeit ihren Glauben übend. Die zunehmende Anzahl dieser frommen Flüchtlinge führte sie allmälig in eine andächtige Gemeinschaft zusammen, und brachte Ordnung und Regel in das vorherige planlos fromme Leben. Die Klausen der Einsiedler wurden näher zusammen gerückt, und die Brüder einer solchen Gesellschaft nun Mönche genannt, weil sie noch immer einsam wohnten. Noch aber waren ihnen Gelübde, strenger Gehorsam und Zwang unbekannt; einem Jeden stand es frei, seine Hütte zu verlassen und in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren. Erst im vierten und fünften Jahrhunderte begannen die Einsiedler ihre Hütten aufzugeben, und, in ein Kloster zusammentretend, unter der Aufsicht eines Vorstehers nach verschiedenen Regeln zu leben, bis der heilige Benedict durch seine Vorschriften mit dem blos beschaulichen Leben der Mönche auch ein praktisch nützliches und thätiges verband. (Seite 15.) Manchen schwärmerischen Gemüthern genügte die Benedictinische Regel nicht; sie begaben sich in ein kleines, an die Kirche stoßendes Gemach, mit dem Gelübde, dasselbe nie mehr zu verlassen, ihre Lebenstage unter Andacht, Gebet und Kasteiungen dort zuzubringen. Man nannte sie Eingeschlossene (Inclusos), da sie, mit geringer Ausnahme, sich völlig gegen die Welt absperrten. Auch weibliche Eingeschlossene kamen vor, wie z. B. in St. Florian die zu ihrer Zeit durch ihre Visionen berühmte Wilbirg, welche sich im Jahre 1248 in einer an die Stiftskirche angebauten engen Zelle einschließen ließ, und dort über vierzig Jahre verlebte. Krankhafte Schwärmerei trieb es noch weiter. Von finsterer Begeisterung erfüllt, meinend, der unsterbliche Theil müsse sich durch halbe Zerstörung des irdischen verklären, wütheten sie mit Geißeln und allerlei Martern gegen ihre eigenen Leiber. Es war dies die berüchtigte Secte der Geißler oder Flagellanten. In Italien, zumal in Sicilien, Toscana und im Lombardischen, zeigte sich ihre erste Spur.

Von dort überschwemmten sie, ihre überspannten Lehren predigend, mehre Theile Frankreich's und Deutschland's. Viele steckte der Schwindel an, und die Rotten der Geißler mehrten sich auf ihren Zügen ansehnlich. Reiche und Arme, Edelleute und Unadelige, Alte und Junge zogen nackt und ohne Schaam durch die Straßen der Städte; Jeder trug eine Geißel, womit er unter Geheul und Weinen, Bußpsalmen singend und die Barmherzigkeit Gottes anrufend, sich bis auf's Blut peitschte. Bei Tage, wie bei Nacht, liefen sie im härtesten Winter zu Hunderten und Tausenden mit brennenden Wachskerzen durch Städte und Dörfer, durch Straßen und Kirchen, daß Wälder und Fluren von ihrem kläglichen Geschrei wiederhallten. Wo sie hinkamen, erstarb die Freude ob des widerwärtigen Anblicks und Jammers; es schwiegen alle musikalischen Instrumente, und die Lieder der Liebe verstummten; man vernahm nur das Geheul der Büßenden. Die Kälteren und Besonnenen bespotteten den Unfug, und nahmen Aergerniß daran; aber gar Viele rührte das blutige Schauspiel und der traurige Ton. Man weinte und war zerknirscht; Feinde eilten sich mit einander auszusöhnen, Räuber und Wucherer das gestohlene und erpreßte Gut zu erstatten; Verbrecher bekannten ihre Unthaten und besserten ihren Wandel. Doch der augenblicklichen frommen Erregung folgte Ekel ob des widerwärtigen Bildes, und die Schaamlosigkeit der nackten Geißler empörte das sittliche Gefühl; auch bedrohte solches Zusammenlaufen überspannter Menschen, großentheils aus der niedrigsten Klasse, die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Darum wehrte die Obrigkeit dem schwärmerischen Unwesen, und auch in Kärnten, Krain, Steyer, Oesterreich, Mähren und Böhmen, wohin die Geißler sich um das Jahr 1267 wendeten, sah man sie nicht mit günstigen Augen an, und hinderte ihre Verbreitung. In Baiern brach man ihren Einfluß durch entgegengesetzte Gleichgiltigkeit oder bitteren Hohn, in Polen nahm man ihnen ihre Güter weg, und anderer Orten verfolgte man sie gar mit Feuer und Schwert, bis die Zeit, die sie ausgeboren, sie allmälig auch wieder verschlang.

Das Aufblühen der Städte und eines dritten Standes in Oesterreich zog, neben den ansässigen Bürgern und Handtierern, zugleich ein Geschlecht von Fremdlingen groß, die durch ihre rege Handelsthätigkeit dem allgemeinen Verkehre ungemein nahe standen, ihm erst aufgedrungen, nach und nach aber vollständig in ihn aufgenommen und einverleibt wurden; während ihre

abweichenden Sitten, ihr, in jenen jüngeren Tagen des Christenthums doppelt fühlbares, strenges Festhalten an uraltem Glauben und Gebrauche, sie auf der anderen Seite von der Allgemeinheit scharf abschnitten. Zurückgestoßen, verachtet, gemißhandelt, und dennoch unwillkürlich gebraucht und gesucht, standen, ehe noch fortschreitende Bildung und Humanität eine Ausgleichung bewirken konnten, die Juden auf der schmalen, seltsamen und schwankenden Mitte nothwendiger äußerlicher Berührung und schroffer innerer Entfremdung. Daß man ihrer bedurfte, empfand man mit Groll, und so diente der gegenseitige Umgang nur, die Abneigung zu mehren und in stäte Erinnerung zu bringen, statt sie zu mindern und vergessen zu machen. — Als, unter den Stößen der römischen Mauerbrecher, Jehovah's heilige Stadt mit ihrem Tempel in Schutt und Asche sank, und der jüdische Staat mitten aus einander borst, prallten, wie von einer schrecklichen Explosion getrieben, die einzelnen Trümmer des zersprengten Volkes planlos nach allen Seiten und Weltgegenden, in alle Nationen und Stämme sich eindrängend, ohne sich ihnen vermischen zu wollen. Eine neue babylonische Gefangenschaft, doch anderer Art, begann. Damals hatte die Sklavenfessel ein ganzes Volk umschlungen, den Einzelnen nur im Ganzen gebunden; nun aber die Juden aufgehört hatten, ein Ganzes zu seyn, drückte die Fessel um so schwerer auf den Einzelnen, und jedem Individuum waren die Leiden eines Volkes aufgebürdet.

Urkundliche Nachrichten über das Vorhandenseyn von Juden in Oesterreich reichen bis in die Zeiten der Karolinger zurück; so heißt es in der Zoll-, Schifffahrts- und Stapelordnung Ludwig's des Kindes von 906 für Slaven und Baiern, auf der Donau, Traun und Enns: „wer auf die Messe der Mährer gehen will, hat einen Solidus vom Schiffe zu entrichten; jüdische Kaufleute, woher sie immer seyn mögen, geben den vollen Zoll von Waaren, wie von Leibeigenen," womit sie, vorzüglich nach Byzanz, starken Handel trieben. Die schirmvoigteilichen Rechte des Kaisers über die Kirchen gaben demselben, nach der fanatischen Vorstellungsart jener Zeiten, das unbezweifelte Recht, alle Juden — denen man den von ihren Vätern an Christus begangenen Mord als eine ewige Erbsünde anrechnete! — auszurotten und ihr Gut einzuziehen. Zwar nahm man dies als eine bloße Form, doch ließ sich dieselbe trefflich zu Erpressungen benutzen, und diese Anwendung blieb auch nicht aus. Die Kaiser fanden für

gut, Gnade für Recht ergehen zu lassen, und die sämmtlichen Juden blos der kaiserlichen Kammer, als deren besondere Knechte (Kammerknechte), zu untergeben. Unter der Regierung Heinrich's IV. findet sich die erste Spur eines besonderen Schutzes, den der Kaiser allein den Juden verlieh. Für jenen Schutz aber, den sie nunmehr in ihrer Eigenschaft als Kammerknechte erlangten, mußten sie an die kaiserliche Kammer mehre Arten von Abgaben entrichten. Letztere bestanden namentlich: in dem dritten Pfennig oder der Kronsteuer, die jedem neugekrönten römischen Könige von den Juden zu einer Ehrung gegeben werden mußte, um ihr Leben damit zu lösen; ferner in dem zehnten Pfennig von allem Handelswucher; in der ordentlichen Judensteuer, einer Schätzung, die der Kaiser, wo er den Landesherren Juden zu halten erlaubte, sich öfters zur Hälfte vorbehielt; dann in dem güldenen Opferpfennig, einen rheinischen Gulden betragend, den jede, über zwölf Jahre alte Person jährlich zu Weihnachten zu entrichten hatte, und endlich in Geschenken an die Hofbeamten und der Lieferung des Pergaments in die Kanzlei. Man sieht es der gesuchten und vielnamigen Natur dieser Steuern an, wie der Fiscus von allen Seiten den Säckel der Juden umlagerte und brandschatzte, und wie man diese durch dergleichen vielfache Lasten mittelbar zum Wucher verleitete, den man auf der anderen Seite ihnen zum Verbrechen machte. Ja, selbst diese allerlei Abgaben gewährten dem Juden noch keine Sicherheit für sein Eigenthum; sie konnten vielmehr willkürlich erhöht und verändert werden, da nun einmal, nach jenen unbarmherzigen Begriffen, der Juden Leben und sämmtliches Gut immer in der Gewalt des Kaisers blieb. Dem gemäß wurden, seit den sächsischen Kaisern, Juden urkundlich verschenkt, selbst an Kirchen. Die Kaiser, als unumschränkte Herren über Leben, Leib und Habe der Juden, konnten allein das Recht vergeben, Juden zu schützen und Abgaben von ihnen zu nehmen, und dieses Recht wurde, wie andere Regalien, von den Kaisern an Landesfürsten durch Gnade oder Vertrag verliehen.

Oesterreich erhielt dieses Recht zugleich mit der Würde eines Herzogthums, durch den großen Fridericianischen Freiheitsbrief im Jahre 1156: „Der Herzog von Oesterreich darf in allen seinen Landen Juden und öffentliche Geldausleiher halten, ohne Nachtheil für das Reich.“ (Seite 50.)

Die Kaiser und Landesfürsten, die in Zeiten plötzlicher Geldnoth bei den Juden auf sichere Aushilfe im Wege der Güte oder der Gewalt rechnen

durften, fanden es ihrem Interesse gemäß, sie zu schützen und ihren Wohlstand zu begünstigen, wie sehr auch die christliche Bevölkerung häufig dagegen eiferte, die Päpste schritten in dem Princip der Duldung ehrenvoll voran; sie erklärten es für Pflicht, die Juden zu dulden und zu schützen, sie nicht durch Gewalt, sondern durch Unterricht zur christlichen Religion zu bekehren. Aber weder diese milderen Grundsätze der Kirche, noch der kaiserliche Schutz, vermochten die Juden vor den grausamen Verfolgungen zu bewahren, die sie von Zeit zu Zeit unter allerlei Vorwand erfahren mußten, weil man ihnen ihren Reichthum, ihre überwiegende Betriebsamkeit neidete, oft auch mit Grund ihren Wuchergeist verdammte. Von Geldverlegenheit oder von der Bürgerpartei gedrängt, verwandelten sich bisweilen ihre eigenen Schutzherren in ihre Quäler; ein seichter Vorwand, eine erlogene Anklage genügte, um sie auszurauben, oder es vernichtete der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit plötzlich ihre Forderungen, und so konnten die Unglücklichen nur das ihr Eigenthum nennen, was sie geschickt zu bergen vermochten. Kreuzzüge wurden gewöhnlich mit Verfolgung und Plünderung der Juden begonnen, da der Pöbel bei diesen allernächsten Ungläubigen am bequemsten und schnellsten seine Rechnung finden konnte.

Der aufblühende Handel Oesterreich's, des Landes glückliche Lage und reiche Quellen förderten frühzeitig den Wohlstand der dortigen Juden. Doch blieben nun Reibungen um so weniger aus, und Herzog Leopold der Glorreiche, dem Wiener Bürgerstande vor Allem gewogen und ihn bevorzugend, wo er nur konnte, widerstrebte der Ausbreitung der Juden auf mancherlei Weise. Gleichwohl hatten schon unter seiner Regierung, seit dem Jahre 1204, die Juden zu Wien eine Synagoge, vom heutigen Kienmarkt gegen den Salzgries hinab, Häuser und Bauplätze, den Beginn ihrer nachmaligen Judenstadt, vom heutigen Judengäßchen, vom hohen Markt gegen die Dreifaltigkeit und von der kleinen Stadtpforte zwischen dem Dempflinger- und Gamminger- (jetzt Seitenstetter-) Hofe, rückwärts des hohen Marktes, gegen den Judenplatz und das heutige Current-, vormals kleine Judengässel, bis gegen den großen Thurm des Passauer Hofes und hinter Maria-Stiegen fort in's Elend, zum Judenthurm, heute im unteren Arsenal. Wie Leopold's Liebe für die Wiener Bürger den Juden hinderlich und hemmend gewesen, so ward Friedrich's des Streitbaren Mißtrauen gegen die Wiener jenem Stamme günstig und förderlich. Er bewirkte, oder

ließ es geschehen, daß die Juden ihre beengte Stellung vielfach erweitern durften, und, einmal das Haupt erhebend, strebten sie mit vorzeitiger Ungeduld höher und weiter. Selbst in öffentliche Aemter begannen sie sich einzudrängen. Doch des Herzogs Zwietracht mit dem Kaiser, seine Aechtung und Vertreibung, hob diese schnell erworbenen Vortheile eben so schnell wieder auf. Kaiser Friedrich II., der sonst gegen Andersgläubige freisinnig und duldsam dachte, und dadurch seinen Feinden sogar den Vorwurf in die Hand gab, er wolle zum Islam oder zum Judenthum übertreten, ließ sich daher wohl großentheils von persönlicher Abneigung und vom Widerspruchsgeiste gegen die Verfügungen des geächteten Herzogs leiten, als er im Jahre 1237 der Stadt Wien das besondere Vorrecht verlieh: daß dort die Juden von allen Aemtern ausgeschlossen bleiben sollten, auf daß ihnen jeder Vorwand benommen würde, die Christen zu unterdrücken, indem sie selbst von jeher aus gerechter Strafe zur ewigen Knechtschaft verdammt seyen. Uebrigens milderte, vielleicht durch besseres Wissen, vielleicht durch jüdisches Geld umgestimmt, Friedrich II. schon im folgenden Jahre seinen strengen Spruch. Seine aus dem Feldlager zu Brescia erlassene Ordnung für die Juden zu Wien, seine kaiserlichen Kammerknechte, athmet einen ungleich milderen Geist. — „Die Juden," heißt es darin, „sollen nicht genöthigt werden, wider ihren Willen Quartiere in ihre Häuser aufzunehmen. Werden bei ihnen gestohlene Sachen gefunden, so sollen sie nach ihrem Gesetze schwören, um welchen Preis sie dieselben erkauft haben; sie sollen dann ihr Geld wieder erhalten, dem Eigenthümer aber das gestohlene Gut zurückstellen (eine Begünstigung, welcher sich nicht einmal die Christen erfreuten, und welche daher für Letztere offenbar drückend war). Keiner unterfange sich, Judenkinder mit Gewalt oder heimlich zu fangen und zu taufen (ein Fall der sich häufig wiederholte), bei Strafe von fünfzehn Pfund Goldes an die kaiserliche Schatzkammer. Begehrt ein Jude freiwillig die Taufe zu erhalten, so warte man drei Tage damit, auf daß man sich genau überzeuge, ob er wirklich um des Glaubens willen, oder wegen einer ihm widerfahrenen Unbild sein Gesetz verlassen wolle. Verläßt er aber das Gesetz seiner Väter, so wird er auch ihres Erbes verlustig. Haben Juden noch heidnische Sklaven, so darf sie, bei Strafe von drei Pfund Silber und Rückerstattung des Sklaven, Niemand ihnen abtrünnig machen. Ein Jude soll nie zur Probe mit dem glühenden Eisen, noch mit heißem oder kaltem Wasser verhalten werden, noch

darf man ihn geißeln oder einkerkern, sondern er soll, seinem Gesetze gemäß, nach vierzig Tagen schwören. Appelliren sie in irgend einer Sache an den Kaiser, so muß der Prozeß ruhen. Treten Zeugen wider sie auf, so müssen auch Juden darunter seyn. Entsteht unter den Juden selbst ein Streit, so soll er durch ihre eigenen Vorsteher geschlichtet werden."

Alles ergrimmte, daß der Kaiser gegen die Juden sich so gnädig erwies; der Papst, die Kirchenversammlung zu Lyon und alles rechtgläubige Volk sprachen mit Abscheu davon. Die Juden hatten mit dieser kaiserlichen Verordnung ein eigenes Recht in Oesterreich erhalten; doch reichte dasselbe keineswegs hin, sie zu schützen, und überdies stand es später in der Willkür der Herzoge, dieses Recht zu bestätigen, oder nicht, und diese Bestätigung mußten, wenn sie erfolgte, die Juden immer mit neuen Geldopfern aufwiegen.

Wenn Herzog Friedrich der Streitbare in der Hauptstadt Wien, deren Bürgerstolz er dadurch herabzustimmen strebte, den Juden möglichst freie Hand ließ, so brachte er doch an anderen Orten, wo jene Beweggründe wegfielen, dieses System nicht in Anwendung, und seiner getreuen und geliebten Neustadt versprach er ausdrücklich, den Juden nimmer die Verwaltung eines öffentlichen Amtes zu gestatten, wodurch die Bürger beschwert werden könnten.

In Ungarn hatten unter dem Könige Andreas die Juden die Geldgier des Hofes so wohl benutzt, daß sie sich in entschiedenen Vortheil gegen andere Unterthanen stellten. Diese Vortheile lockten so sehr an, daß selbst unwürdige Christen den Versuch machten, zum Judenthume überzutreten. Darob entstand schreckliche Gährung; der König mußte seine Maßregeln zurücknehmen. Als er aber gleichwohl nicht nachließ, die Juden zu bevorzugen, sprachen die Bischöfe, unter Zuthun des römischen Stuhles, das Interdict über das Reich aus. So bedrängt, schwur der König, die Juden und Araber von den öffentlichen Aemtern zu entfernen. Ihres Schutzes beraubt und dem Hasse des Volkes blosgestellt, flohen die Juden aus Ungarn nach Oesterreich, wo ihr Gold ihnen bei dem Herzoge Friedrich und bei Ottokar ähnliche Begünstigungen erkaufte, dergestalt, daß im Jahre 1257 die Juden als Hofpächter sich sogar zur Würde der Kammergrafen emporschwangen. Vielleicht wandelte dadurch auch hier in Oesterreich einige Christen (dem Namen nach) das Gelüsten an, zum Judaismus überzutreten. Die kirchliche und weltliche Gefahr forderte ein entschiedenes Einschreiten. Als nun gemeldeter Maßen im Jahre 1267 der Cardinal Guido ein kirchliches

Concil in Wien berief, da zögerten die versammelten Väter nicht, dem Uebel zu steuern. „Dem Uebermuthe der Juden" — sagten sie — „ist nicht länger mehr nachzusehen. Wir geben, hinsichtlich derselben, kein neues Gesetz, sondern setzen blos frühere Befehle der Päpste wieder in Kraft. Wir verordnen, daß die Juden, damit man sie, wie erforderlich, von den Christen unterscheiden könne, ihren gehörnten Hut, den sie zuvor in Oesterreich getragen, aber vermessentlich abgelegt haben, wieder aufsetzen sollen, auf daß sie bei dem ersten Anblick, nach der Anordnung des allgemeinen Concils, von den Christen zu unterscheiden sind. Läßt sich ein Jude ohne dieses Wahrzeichen betreten, so verfällt er dem Landesherrn in eine Geldstrafe. Die Juden haben dem Pfarrer ihres Wohnortes denselben Vortheil zu leisten, den er von Christen bezöge, wenn diese statt der Juden dort wohnten; daher haben Letztere auch von ihren Landgütern den Zehenten zu geben. Die Juden dürfen weder christliche Badstuben und christliche Weinhäuser besuchen, noch christliche Dienstboten oder Säugammen in ihren Häusern halten; auch dürfen sie weder zur Einnahme einer Mauthabgabe, noch zu irgend einem öffentlichen Amte zugelassen werden. Hat ein Jude mit einer Christin unkeuschen Umgang, so kann er sich nur mit mindest zehn Mark Silber von schwerem Kerker lösen; die Christin aber, welche sich mit ihm vergangen, wird mit Stöcken durch die Stadt geprügelt, und hinaus geschafft, ohne alle Hoffnung zur Rückkehr. Den Oesterreichern oder Pragern wird verboten, Juden oder Jüdinnen zu einem Mahle einzuladen, mit ihnen zu essen, zu trinken oder zu tanzen. Kein Christ soll von den Juden Fleisch oder andere Lebensmittel kaufen, damit er von seinen Feinden nicht vergiftet werde. Es vermesse sich kein Jude, durch ungerechten, übertriebenen Wucher die Christen zu benachtheiligen; er müßte sonst den Schaden ersetzen. Die Christen sollen nöthigen Falls auch durch Kirchenstrafen abgehalten werden, mit den Juden Handel zu treiben. Die Landesfürsten werden verpflichtet, den Christen um solches Anlasses willen nicht ungnädig zu seyn, sondern die Juden an einer so großen Beeinträchtigung zu hindern. Wird das heilige Sakrament des Altars an jüdischen Häusern vorübergetragen, so müssen daselbst Thüren und Fenster geschlossen werden; die Juden müssen nach Hause eilen und sich verbergen. Gleiches muß geschehen an jedem Charfreitage. Untersagt ist den Juden, mit unwissenden Christen über Glaubenssachen zu streiten, sie zum Uebertritte zu verleiten, oder an ihnen die Beschneidung vorzu-

nehmen, sie in Krankheiten zu besuchen und ihnen ärztlichen Beistand zu leisten. Sie dürfen keine neuen Synagogen errichten, sondern nur die schon bestehenden alten beibehalten, dieselben auch nicht erweitern, noch verschönern. Während der Fastenzeit, wo die Christen sich der Fleischspeisen enthalten müssen, dürfen auch die Juden nicht öffentlich Fleisch nach Hause tragen. Die Bischöfe werden beauftragt, die Juden zur Beobachtung aller dieser Beschlüsse anzuhalten, und sie, durch Entziehung aller Gemeinschaft und alles Umganges mit den Christen, dazu zu nöthigen. Die Landesfürsten und ihre Obrigkeiten werden, bei Androhung kirchlicher Strafe, ernstlich ermahnt, die Juden in etwaiger Umgehung jener Vorschriften ja nicht zu schützen oder zu vertheidigen, sondern genau jenen Beschlüssen der Vorsteher der Kirche nachzukommen."

So wurden, je nachdem die Laune der damals noch auf keine festen Principien gegründeten Gesetzgebung es eben verfügte, die Juden bald auffallend begünstigt und bevorzugt, bald grausam gedrückt und jedes Schutzes entkleidet, bald Schritte zu einer unzeitigen und übertriebenen Annäherung gethan, bald mit zelotischer Strenge noch mehre der Schranken gezogen, als Glauben und Sitte ohnehin schon errichtet hatten. Der Juden Elend fand kein Mitleid; ihr Glück, ihr Reichthum gebar Neid, ihr Wucher Haß. Allerhand Anlässe wurden ersonnen, sie zu verfolgen und auszuplündern; häufig mußte die Religion den Vorwand dazu leihen. Bald sollten — Anklagen, die ja auch in unserer Zeit, obwohl nicht in unserem Welttheile, sich wiederholten — die Juden ein Christenkind gestohlen und unter gräulichen Ceremonien geschlachtet, bald Gegenstände christlicher Verehrung bespottet und entweiht, oder eine Hostie mit Dornen und Messern durchstochen, und in ihr den Leib des Herrn wieder verletzt haben, wie einst ihre Väter auf Golgatha gethan. In Klosterneuburg wurde lange eine solche Hostie gezeigt, bis ein aufgeklärter Priester, der Bischof Bernhard von Passau, dem Betruge auf die Spur kam. Zu furchtbaren Verfolgungen und Metzeleien gegen die Juden ließ der, solches Anlasses immer frohe Pöbel sich durch ähnliche Fabeln hinreißen; leider wird es gar bald Gelegenheit geben, solcher Scenen zu gedenken.

Die hier eben geschilderten Verhältnisse in ihrer Gesammtheit überblickend, erkennt man leicht, in welcher chaotischen Gährung das deutsche Volks- und Staatsleben während des zwölften Jahrhunderts noch begriffen war. Gewaltige Kräfte, wie sie jede Periode der Entwickelung zu erzeugen

pflegt, ringen allenthalben gegen einander, weniger berufen, einander zu vervollständigen, als einander zu binden und zu zügeln. Es fehlte jener Zeit die tiefere sittliche Seele; mindest vermag dieselbe noch nicht den großen Körper nach allen Seiten hin zu durchdringen, dessen Bewegungen von innen aus zu regeln. Statt ihrer, muß ein gleichsam mechanischer Trieb ihn lenken helfen, und auch dieser nicht sowohl durch Zusammen-, als durch Entgegenwirken der angespannten Federn, nach eigenthümlichen Gesetzen wechselseitiger Abstoßung, die erst später, bei vorschreitender Veredlung, sich zu Gesetzen der Anziehung und Harmonie erheben sollten. Alle Verhältnisse kolossal und übertrieben, stachelig und regellos, wie Formationen einer urweltlichen Schöpfungsepoche. Schroff gesonderte Stände, die einander mißtrauisch und eifersüchtig überwachen, weil ihre ganze gegenseitige Stellung von oben auf Unterdrückung, von unten auf Uebervortheilung gegründet ist; grausame und deshalb um so leichter zu umgehende Gesetze; Willkür der stärkeren Partei; machtloses Fürstenwort; gebrochener richterlicher Einfluß; selbst das Recht nur da herrschend, wo das Recht zugleich die Gewalt; mangelhafte Betriebsamkeit; beschränkte Kunst; einseitiges Wissen; lebhafter, aber schwankender Glaube, voll dunkler Begriffe, ohne klare Ueberzeugung, und darum für den Irrthum eben so leicht gewonnen, wie für die Wahrheit; Trug und Wortbruch, wie in den späteren Zeiten, doch mehr Gewaltthätigkeit dabei, um die Untreue zu bewaffnen; überall selbstsüchtige und widerspänstige Vereinzelung in Kasten, durch welche jede centralisirende Regierungsgewalt, jedes Staatsbürgerthum, Gemeinwesen und Nationalgefühl zur Unmöglichkeit wird, — dies sind die Wahrzeichen und Merkmale jener früheren Jahrhunderte. Kurzsichtige Liebhaberei für das Vergangene, bestochen von dem zufälligen Farbeneffecte der großen, aber auch rauhen und harten Bilder der Vorzeit, hat das Mittelalter bisweilen der Jetztzeit vorziehen wollen. Das heißt so viel, als dem rohen Pflanzenknollen den Preis zugestehen vor der Blüte und der Frucht. Nein, jene ganze Periode des Mittelalters ist Nichts, als ein Uebergang mit gewaltigen Schauern und Zuckungen, ein halber Zustand, eine Phase unerläßlicher Weiterentwickelung und deren bloßes Mittel. Hellere Zeiten sollten aus ihrem gährenden Schooße aufsprossen; sie sind gekommen, und die Bürgschaft ist vorhanden, daß noch hellere und bessere ihnen folgen werden.



Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Vorgeschichte.

Oesterreich im römischen und barbarischen Zeitraume bis zur Ankunft der Babenberger; von 10 bis 983 n. Chr.

Erste Periode.

Oesterreich unter den Markgrafen und Herzogen aus Babenbergischem Stamme, mit Einschluß des Interregnums, bis zum Haus Habsburg, von 983 bis 1282.

Erstes Buch.

Oesterreich unter den babenbergischen Markgrafen und Herzogen; von 983 bis 1246.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg, von 1246 bis 1282.

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

und den Legendisten.

mer
re Romanus"
ciat von Burgund, unter dem
Kön. Chlotar II.
stifterin des Klosters Hamay,
. 649.

Gesberta,
ustrien u. Burgund unter den
u. Sigibert III.,
er Seine 640.

erzog;
on den Basconiern 645.
der Basconischen (d. i.
te seit ihres Gemals Tode
ziennes.

Sigfrid,
Graf von Ponthieu.
Gem. St. Berta,
von Blangy.

S. Chlothsendis,
Aebtissin von Mar-
chiennes, † 700.

Eusebia,
Aebtissin zu
Ham.

Ursinus
und
Adalsendis.

S. Sigr

S. Leode
Bischof von A
Staatsmann,
den Hausmeie
678.

Zweites Buch.

Das österreichische Zwischenreich bis zum Hause Habsburg, von 1246 bis 1282.

Innere Verhältnisse während der ersten Periode, vom Ende des zehnten bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

...und den Legendisten.

...mer
...re Romanus"
...ciat von Burgund, unter dem
Kön. Chlotar II.
...stifterin des Klosters Hamay,
... 649.

Gesberta,
...ustrien u. Burgund unter den
...u. Sigibert III.,
...er Seine 640.

...erzog;
...n den Vasconiern 645.
... der Vasconischen (d. i.
...te seit ihres Gemals Tode
...iennes.

Sigfrid,
Graf von Ponthieu.
Gem. St. Berta,
von Blangy.

S. Chlothsendis,
...ebtissin von Marchiennes, † 700.

Eusebia,
Aebtissin zu Ham.

Ursinus
und
Adalsendis.

S. Sigr...

S. Leode...
Bischof von A...
Staatsmann, ...
den Hausmei...
678.

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

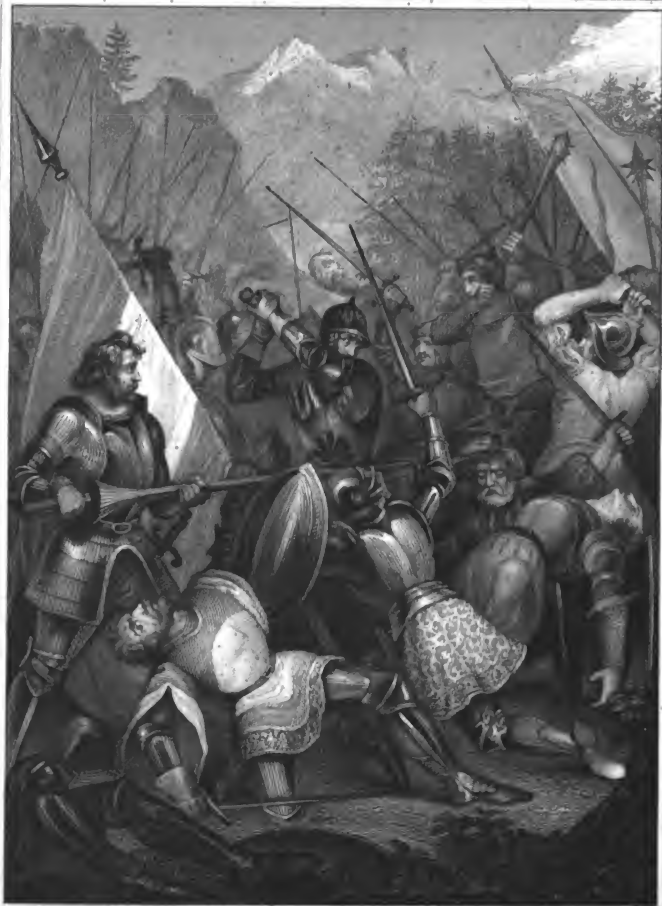
von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Zweiter Band.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und

[illegible] ...wickelung seines

von

[illegible] ...ängen bis auf [illegible]

Dr. Hermann Meynert

Zweiter Band.

[illegible]

PESTH.
Verlag von Conrad Adolph
1844.



Geschichte
Oesterreich's,
seiner
Völker und Länder,
und der
Entwickelung seines Staatenvereines,
von den
ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von
Dr. Hermann Meynert.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstiche.

PESTH.
Verlag von Conrad Adolph Hartleben.
1844.

Inhaltsverzeichniß.

Zweite Periode.

Oesterreich unter der Dynastie Habsburg, von Albrecht I. bis zu Ferdinand's I. Theilung mit seinem Bruder Karl; von 1282 bis 1522.

Erstes Buch.

Oesterreich unter Albrecht I.; von 1283 bis 1308.

Zweites Buch.

Oesterreich unter den Söhnen König Albrecht's I. bis zum Tode Friedrich's des Schönen; von 1308 bis 1330.

Drittes Buch.

Die Regierungszeit Herzog Albrecht's II. des Weisen; von 1330 bis 1358.

Viertes Buch.

Die Regierungszeit Herzog Rudolf's IV.; von 1358 bis 1365.

Fünftes Buch.

Oesterreich unter Rudolf's Brüdern, den Herzogen Albrecht III. und Leopold III., bis zu Albrecht's Tode; von 1365 bis 1395.

Sechstes Buch.

Oesterreich unter den Söhnen Albrecht's III. und Leopold's III. bis zu Herzog Wilhelm's Tode; von 1395 bis 1406.

Innere Verhältnisse und Culturzustände Oesterreich's im vierzehnten Jahrhunderte.

Siebentes Buch.

Oesterreich nach Herzog Wilhelm's Tode, unter dem Herzoge (Könige) Albrecht V. (II.) und unter den Söhnen Herzog Leopold's, bis zu König Albrecht's Tode; von 1406 bis 1439.

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Zweite Periode.

Oesterreich unter der Dynastie Habsburg, von Albrecht I. bis zu Ferdinand's I. Theilung mit seinem Bruder Karl; von 1282 bis 1522.

Erstes Buch.

Oesterreich unter Albrecht I.; von 1283 bis 1308.

Auf welche Weise, nach den Wirren des Interregnum's, nach der Besiegung des hohen Ottokar, nach der bedenklichen Doppelherrschaft zweier Gebieter, Oesterreich zuletzt durch König Rudolf's Entscheidung den 1. Juni 1283 in die Hände seines Sohnes Albrecht, als nunmehrigen Alleinherrschers, ungetheilt und erblich gegeben ward, haben wir gesehen.

Nicht so schnell war, mit der neuen Ordnung der Dinge, der Parteigeist und der innere Hader beschwichtigt, welche während so lange schwankender Herrschaft und in der Verworrenheit der Verhältnisse Platz gegriffen; nicht so schnell die fremde Habsucht beruhigt, die nach dem herrlichen Babenberg'schen Erbe getrachtet, und es sich jetzt so unerwartet entgangen sah. Herzog Albrecht's Charakter war stark genug, mit Erfolg gegen solche Gefahren anzukämpfen, doch nicht schmiegsam, nicht gemäßigt genug, sie einzuschläfern oder zu begütigen. Ihm fehlte das herzgewinnende Wesen seines Vaters, dessen weise Geduld und Nachgiebigkeit in Nebendingen, wodurch er in Hauptsachen Sieger blieb. Albrecht's Art war streng' und schroff, durchgreifend ohne Rücksicht, unbeugsam in Schwierigkeiten, und oft verletzend im Gelingen. Voll Mißtrauen auf die Treue der Länder blickend, drängte er ihnen seine mitgebrachten Fremdlinge auf, begabte diese mit Würden und Einfluß, und setzte die Eingeborenen zurück. Das warf Eifersucht und Zwietracht unter die Bevölkerung, förderte das Mißvergnügen der Einheimischen und den Uebermuth der Fremden. Rudolf's mildes und zweckmäßiges Walten wurde schmerzlich vermißt; die Nachbarn

aber unterließen nicht, zu schüren und anzureizen, denn Jeden grollte die getäuschte Hoffnung auf Oesterreich's Besitz. Böhmen hatte seine Niederlage und den Verlust der österreichischen Lande noch nicht verschmerzt. Ungarn, durch Ottokar um Steyermark gebracht, und darum thätig bei dessen Sturze, hatte bisher nur Rache, aber keinen Ersatz gefunden, und blickte noch immer begierig auf die entrungene Provinz. Baiern aber verharrte theils heimlich, theils offen, bei seiner feindlichen Politik gegen Oesterreich; mit ihm begann der erste Streit.

Herzog Albrecht verlangte 1283 die Städte zurück, welche seine mit Otto, dem Sohne des Herzogs Heinrich von Baiern, vermält gewesene und seit einem Jahre verstorbene Schwester, Katharina, ihrem Gemale als Pfand der Mitgabe zugebracht hatte. Der Baiernherzog verweigerte die Rückgabe. Vielleicht waren auch Gränzverletzungen von Seite der Baiern dabei im Spiele, oder man verstand solche unter jener Weigerung. Anlaß genug für den reizbaren und streitfertigen Albrecht. Er sammelte seine Truppen, und schlug sein Lager bei Wels. Herzog Heinrich rückte ihm von Braunau bis Zell entgegen. Auf Albrecht's Seite stand der Erzbischof Friedrich von Salzburg; doch ehe noch der Kampf begann, vermittelte Letzterer, unterstützt von den Bischöfen von Passau und Regensburg und dem Grafen Mainhart von Tirol, den Frieden. Die näheren Bedingungen desselben sind unbekannt. Albrecht entließ seine steyermärkischen Truppen; aber mit den zurückgebliebenen Mannen aus Oesterreich überfiel und nahm er die zu Räubereien benutzten Schlösser Tannenberg und Falkenstein, und zwang dem Konrad von Sommerau die Geschenke König Rudolf's, Freinstein und Warnstein, ab, angeblich als dem Landesherrn eigenthümlich und zugehörig.

Ernsthafter und länger war die Fehde, in welche der Herzog Albrecht sich mit Salzburg verwickelte. Der Abt Heinrich von Admont stand bei dem Könige Rudolf, wie bei dem Herzoge Albrecht, in großer Gunst. Jener hatte ihn zum Landschreiber, dieser gar zum Landeshauptmann in Steyermark erhoben, und er benutzte seinen Einfluß sowohl für seine Willkür, wie für seine Kasse. Der Erzbischof Friedrich von Salzburg, ein getreuer Anhänger Habsburg's, war im Jahre 1284 gestorben; sein Nachfolger ward Rudolf von Hoheneck. Zwar war dieser ehemals des Königs Rudolf Kanzler gewesen, und man hegte deshalb Hoffnung, daß er die befreundeten

Verhältnisse mit dem Hause Habsburg fortsetzen werde; aber des neuen Kirchenfürsten Habsucht und Strenge vereitelte diese Erwartung. Seine Unterthanen wurden hart bedrückt, und selbst benachbarte Fürsten verletzte sein hochfahrender Sinn. Auch die Abtei Admont hatte Ursache, über seine Bedrückungen zu klagen; der Abt Heinrich, auf des Herzogs Gunst pochend, erhob Widerrede, und reizte dadurch den Erzbischof, noch weiter zu gehen. Es waren zwei harte Gemüther, die sich hier an einander rieben, und auf Nachgeben war von keiner Seite zu rechnen. Der Abt, immer mehr bedrängt, ging zuletzt an den König, der sofort seinem Sohne, dem Herzoge Albrecht, auftrug, Admont als Voigt in pflichtschuldigen Schutz zu nehmen. Der Herzog, durch den Abt Heinrich dem Erzbischofe bereits abgeneigt gemacht, fand erwünschte Gelegenheit, denselben zu drängen. Anfangs verabredete man gütliche Auseinandersetzung. Der Herzog führte Beschwerde, daß der Erzbischof auf voigteilichem Admonter Boden die Stadt Radstadt angelegt; daß die österreichische Forderung an Weissenek, welches Ottokar als steyermärkisches Lehen stets inne gehabt, ohne Berücksichtigung geblieben; daß Salzburg sich die Voigtei über Berchtoldsgaden und Nunberg angemaßt, die nur den Herzogen zustehe, und daß der salzburgische Dienstmann, von Goldeck, auf herzoglichem Boden Stetteneck gebaut habe. Der Erzbischof wollte seine bestrittenen Gerechtsame vertheidigen, und schickte dieserhalb Beauftragte nach Wien. Man konnte sich nicht vereinigen, und eine nochmalige Unterredung wurde in Neustadt angesetzt, doch fruchtlos, wie die erste. Worüber Zwei nicht einig wurden, das sollte ein Dritter schlichten. Der Bischof Leopold von Seckau wurde zum gemeinsamen Schiedsmanne ernannt; doch sein Ausspruch gefiel, wie beinahe vorauszusehen, Keinem von Beiden, und Jeder unternahm Etwas, so den Andern verletzte. Von Steyermark aus suchte der Erzbischof noch einmal eine Aussöhnung zu bewirken; aber der Herzog bestand durchaus auf Abtretung der Festung Weissenek. Die Gesandten hatten bittere Worte über den Abt Heinrich fallen lassen, der dafür den Herzog noch unnachgiebiger stimmte. Dieser erklärte den Krieg. Im ersten Zorne darüber, vermaß sich der Erzbischof: „er wolle lieber im eigenen Blute schwimmen, als dem Herzoge nachgeben.“ Als aber wieder ruhigere Besinnung eintrat, sah er mit einigem Erschrecken das große Wagniß an, in das er sich durch Krieg mit dem mächtigen Herzoge stürze. Er that neuerdings friedliche Schritte, indem er das streitige

Stetteneck dem früheren Schiedsmanne, Leopold von Seckau, auf so lange zur Bewahrung übergab, bis der Lehenträger, von Goldeck, erwiesen haben würde, daß er nicht vom Erzbisthum, sondern vom Herzogthume Steyermark belehnt worden sei. Der Bischof von Seckau aber überlieferte das anvertraute Schloß Stetteneck vertragswidrig dem Herzoge. Ueberdies ließ Albrecht, um Radstatt im Schach zu halten, Ennsburg erbauen, und setzte daselbst den Dietrich von Strettwich als Burggrafen ein, der, auf Abt Heinrich's Geheiß, oftmals raubend in das salzburgische Gebiet einfiel. Auch machte der Abt seinem Gegner, dem Erzbischofe, mehre Lehensleute abwendig, die sich fortan unter österreichischen Schutz begaben. Der Erzbischof wandte sich nach Rom, und erwirkte eine Bulle, die den Abt, für seine Widersetzlichkeit gegen seinen geistlichen Vorgesetzten, mit dem päpstlichen Banne bedrohte. Darauf sich stützend, schrieb der Erzbischof auf den 5. November 1288 einen großen Kirchenrath nach Salzburg aus, und listete den versammelten Vätern die Unterschrift der von ihm entworfenen Statuten ab, bevor sie dieselben noch gelesen. Es hieß darin: daß, bei Vermeidung des Kirchenbannes, kein Geistlicher ein weltliches Amt bekleiden dürfe, und der Abt Heinrich wäre also dadurch genöthigt gewesen, seine Stelle als Landeshauptmann von Steyermark niederzulegen. Mit vermehrter Erbitterung eilte dieser von dem Concilium hinweg nach Wien zu seinem Gönner, dem Herzoge Albrecht, schilderte diesem in grellen Farben jene gehässige Maßregel des Erzbischofs, und riß den Herzog zu feindseligen Schritten hin. Seine Truppen mußten gegen Salzburg rücken. Doch auch der Erzbischof Rudolf war nicht müßig. Er ließ durch seine Soldaten die Besitzungen des Abtes von Admont furchtbar heimsuchen, ließ die Ennsburg nehmen und verbrennen, Stetteneck sammt dem festen Thurme von Steinach zerstören, und das ganze Ennsthal mit Feuer und Schwert verwüsten. Der Herzog übte schnelle Vergeltung. Alle Güter des Erzbischofs nahm er in Beschlag, besetzte dessen Schlösser, und warf sich, nach beschwerlichen Märschen, mit seinem Heere dem Feinde entgegen, der im vollen Anzuge gegen Rottenmann war. Er forderte von dem Erzbischofe eine Schlacht oder den Rückzug. Der Kirchenfürst verlor bei dem Anblicke der gerüsteten Feindesschaar den Muth und entfloh. Herzog Albrecht, ergrimmt über des Gegners Verwüstungen, vergalt mit gleicher Münze. Friesach erstieg er mit stürmender Hand, zerbrach die Mauern und verbrannte die Stadt auf allen Seiten.

Viele wehrlose Menschen fanden ihren Tod in den Flammen. Nur des Schlosses schonte er und besetzte es mit seinen Oesterreichern. Einen andern Haufen seiner Truppen entsendete er gegen Vanstorf. Die Bürger, den Lichtmeßtag 1289 gottesdienstlich begehend, stürzten bei der Annäherung der Feinde auf die Wälle und Mauern, und leisteten mannhaften Widerstand. Doch endlich mußten sie der Gewalt weichen. Den Bewohnern gab man Pardon; doch die Mauern und fünf Thürme des Ortes wurden niedergerissen, und eine österreichische Besatzung zog ein. Herzog Albrecht's Zorn war noch nicht gestillt; er hätte gern die Rache noch weiter getrieben, aber die Noth drängte ihn, seine Waffen gegen den unruhigen Grafen Johann von Güns zu kehren. Beide Theile hatten einander Uebles genug gethan; der gemeinsame Verlust stimmte versöhnlich. Die Bischöfe von Passau, Freisingen und Seckau, auch Herzog Albrecht's fromme Gemalin, Elisabeth, vereinigten ihre Bemühungen, um dem grausamen Vertilgungskampfe ein Ende zu machen. In Wels kamen der Herzog Albrecht und der Erzbischof Rudolf persönlich zusammen. Die Herzoge von Baiern und die genannten Bischöfe, nebst denen von Regensburg und Chiemsee, traten als Schiedsrichter auf. Von Wels ward der Friedens-Congreß nach Linz verlegt; der Herzog wie der Erzbischof verpflichteten sich eidlich, den Ausspruch der Schiedsrichter auf das Genaueste zu erfüllen. Als aber der Herzog in diesem Ausspruche auch die Bedingung begriffen fand, daß er Weissenec dem Erzbischofe zurückstellen, auch denselben nicht hindern solle, den Beschlüssen des Salzburger Conciliums gemäß, mit seiner untergeordneten Geistlichkeit zu verfahren — ein Punkt, der natürlich den Abt Heinrich verloren gegeben hätte — und dieser Abt nun mit Vorstellungen, ja, mit Drohungen ihm zusetzte, da verlor der Herzog allen Gleichmuth, riß im Zorne die Siegel der Schiedsrichter von der Urkunde, und eilte ohne Abschied fort nach Wien. Die Kriegsgräuel, die man beendigt geglaubt, brachen von Neuem herein. Der Abt Heinrich, unversöhnlich in seinem Grolle gegen den Erzbischof, machte demselben noch mehre salzburgische Vasallen abspänstig, daß sie ihm ihre Treue versagten und sich unter österreichischen Schutz stellten. Um so leichter drang nun des Herzogs Feldhauptmann, Ulrich von Kapelen, auf erzbischöflichem Gebiete vor; er sengte und raubte das ganze Lavantthal entlang, verbrannte Reißberg, St. Andreä und Stein sammt dem Thurme zu Voitsperg; der Schaden der Verwüstung belief sich auf

zehntausend Mark Silbers. Der Erzbischof griff in seiner Noth zu geistlichen Waffen, und belegte den Herzog mit dem Banne, dessen Folgen aber Letzterer durch eine Appellation nach Rom vorbeugte. Das allgemeine Elend betrübte die Seele der gottesfürchtigen Elisabeth, der Gemalin Herzog Albrecht's; sie bewog den Herzog, in neue Unterhandlungen zu willigen. Eine Zusammenkunft in Wien ward (1290) beschlossen, der Erzbischof Rudolf freundlich dazu eingeladen und ehrenvoll empfangen. Als aber derselbe, wie wohl billig, Erfüllung jener Bedingungen forderte, die man früher in Linz ihm feierlich zugesichert, der Herzog dagegen nicht von jenen Forderungen abstehen wollte, die er bei der Neustädter Zusammenkunft von dem Erzbischofe angesprochen, da war es wieder um Frieden und Freundschaft geschehen, welche zu hintertreiben der Abt Heinrich ohnedies Alles aufbot. Dieser setzte, den Abmahnungen Elisabeth's und mehrer herzoglichen Räthe zum Trotz, seine gehässigen Anschläge durch, und verblendete den Herzog dergestalt, daß dieser, der Pflichten des Gastrechts uneingedenk, den Erzbischof, der freiwillig zu ihm gekommen, mit Gewalt in Wien festhielt. Vergebens waren die Einwendungen des Kirchenfürsten. Er mußte endlich, um sich aus der Gefangenschaft zu lösen, alle Bedingungen zugestehen, die man ihm aufdrang, mußte sowohl die Beschlüsse des Conciliums von Salzburg, als auch den in Linz geschlossenen Friedensvertrag für ungiltig erklären und die Urkunden davon vernichten, ferner die Schlußentscheidung seines Streites dem Könige überlassen, und bis zu dessen Spruche dem Herzoge das Schloß Weissenneck überantworten. Als dieser erzwungene Vertrag unterzeichnet war, begleiteten der Bischof von Chiemsee und der Kapeler den gebeugten Erzbischof nach Salzburg, um über genaue Erfüllung jener Punkte zu wachen. Dort mußte in der Domkirche, im Beiseyn mehrer Domherren und Ministerialen, der Erzbischof die Original-Documente des Salzburger Concils und des Linzer Friedensvertrages ausantworten; die Siegel davon nahm der Bischof von Chiemsee an sich, die Documente selbst zerriß der Kapeler. Als der demüthigende Act vorüber war, eilte der zerknirschte Erzbischof nach Erfurt zum Könige Rudolf, um diesem sein gekränktes Recht zu klagen. Doch der listige und geschäftige Abt Heinrich, den der Herzog nebst Ulrich von Kapelen und Ulrich dem Brueschänk nach Erfurt sendete, um daselbst Oesterreich's Gerechtsame gegen Salzburg zu wahren, verdarb dem Erzbischofe auch hier das Spiel, und nahm den König wider

ihn ein. Ein dem Erzbischofe ungünstiges königliches Privilegium, welches, mit Beseitigung des Erzbisthums Salzburg, dem Herzog von Oesterreich und Steyermark die Voigtei über das Kloster Admont zusprach, ließ den Erzbischof keinen vortheilhaften Ausgang hoffen. Gram und vielleicht noch andere Umstände zogen ihm den Tod zu; während er am 1. August 1290 in Erfurt das Hochamt hielt, wurde er vom Schlage gerührt und starb nach zwei Tagen. Allgemein ging die Rede, der Abt Heinrich habe den Erzbischof durch einen seiner Diener, den er bestochen, mittels eines vergifteten Schuhes aus dem Wege räumen lassen.

Während jenes Salzburger Streites, der so gewaltsamen Verlauf und so tragischen Ausgang hatte, wurde ein für Oesterreich wichtiger Act vollführt. Als im Jahre 1282 der König Rudolf mit den von Ottokar entnommenen Provinzen seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, belehnt hatte, war diesen, ungeachtet der Einwilligung aller Wahlfürsten, das Herzogthum Kärnten nicht mit übergeben worden; denn der König hatte dieses Land seinem treuen Anhänger, dem Grafen Mainhart von Tirol, als Lohn aufopfernder Dienste zugedacht. Doch war ihm zu solcher Verleihung die Einwilligung der Kurfürsten nöthig. Sie erfolgte, und der König konnte nunmehr sich seines Dankes entledigen. Doch stellte er, um seinen Sohn Albrecht zu sichern, demselben eine Urkunde aus, des Inhalts: „daß des Grafen Mainhart Belehnung mit Kärnten demselben keine Rechte auf Krain und die windische Mark geben solle." Sodann ertheilte der König auf dem Reichstage zu Augsburg am 1. Februar 1286 das Herzogthum Kärnten, nachdem seine Söhne darauf Verzicht geleistet, dem Grafen Mainhart als Reichslehen. Zwar besagte die Urkunde nicht ausdrücklich, daß, bei einem dereinstigen Ausgange der männlichen Nachkommenschaft des Grafen Mainhart, Kärnten wieder an das Haus Oesterreich zurückfallen solle, doch ward dies allgemein so verstanden; möglich auch, daß dieser Zusatz in einem besondern Instrumente festgestellt wurde. So waren auch diese Verhältnisse bestens geordnet, jeder Anspruch im Umfange seines Rechtes befriedigt, und Anlaß zu künftigen Mißverständnissen und Streitigkeiten vermieden.

In eigenthümliche Verwickelungen gerieth der Herzog Albrecht hinsichtlich seiner Stellung zu Ungarn, das unter der Regierung des schwachen und ausschweifenden Ladislaus argen Verwirrungen und inneren Unruhen anheimfiel. Der widerspänstige Graf Johann von Güns, zu doppeltem

Uebermuthe gereizt, seit sein eigener König 1284 ihn vergeblich mit Waffengewalt zu bezwingen versucht hatte, streifte ungestraft im Lande umher, und fiel oftmals raubend und verheerend in Oesterreich ein. Der Abt Heinrich von Admont, von unzeitiger Begierde verblendet, auch als Feldherr zu glänzen, stellte sich im Ennsthale dem Räuber entgegen, ließ sich durch des Grafen Kriegslist in einen Hinterhalt locken, und entkam mit Mühe dem Gemetzel, in welchem seine Leute erlagen. Die Schmach zu rächen, ließ der Herzog Albrecht seinen Feldhauptmann, Hermann von Landenberg, mit einem Heerhaufen, größtentheils aus Schwaben bestehend, gegen Pernstein aufbrechen. Doch die schwere deutsche Bewaffnung und Fechtweise erlag der leichten und beweglichen Art der Ungarn. Umzingelt und von den Pfeilschüssen des Feindes hart mitgenommen, sah Landenberg keinen andern Ausweg vor sich, als sich mit dem Reste seiner Truppen zu ergeben. Der Herzog Albrecht mußte, durch den Augenblick gedrängt, und besonders auch durch die Händel mit Salzburg in Schach gehalten, seinen Zorn verbeißen, und, weil es nicht anders seyn konnte, schloß er durch den Grafen Haug von Taufers zu Haimburg sogar einen Frieden mit dem verwegenen Johann, in welchem sich beide Theile gegenseitige Hilfe wider Alle, außer das deutsche Reich, zusicherten. Keinem war es Ernst mit diesem Vertrage. Der raubgierige Johann wiederholte gar bald seine Streifzüge nach Oesterreich und Steyermark, und der Herzog gewann dadurch Anlaß zur erwünschten Fehde. Mit fünfzehntausend Mann stürmte er im Jahre 1289 gegen den Grafen von Güns heran, belagerte Martinsdorf, das durch zwei Vettern des Grafen vertheidigt wurde, schlug den zum Entsatze heranrückenden Johann hinweg, und eroberte die Festung, nahm im schnellen Siegeslaufe St. Margarethen, Eckendorf, Chobotsdorf, Rehents und Slawunich, legte überall Besatzungen ein unter anhänglichen Befehlshabern, brach Prukaveld, und erstieg Altenburg mit stürmender Hand. Zur Erntezeit kehrten zwar seine Vasallen, besorgter für ihre Felder, als für ihren Kriegsruhm, nach Hause zurück, doch nur, um im Frühjahre wieder zu den, mittlerweile durch Kärntner und Baiern verstärkten Schaaren des Herzogs zu stoßen. Noch war das stark befestigte Güns zu bezwingen übrig geblieben. Um den wichtigen Platz entbrannte auf beiden Seiten ein wüthender Kampf, durch fürchterliche Grausamkeiten noch fortwährend angeschürt. Der erbarmungslose Graf Johann ließ fünfhundert gefangenen Soldaten Hände und Füße

abhauen, meinend, dadurch die Belagerer abzuschrecken. Doch die unmenschliche That brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor, und stachelte den Kriegsmuth der herzoglichen Schaar zum grimmigsten Rachgefühle. Mit erneuter Anstrengung setzte sie dem Platze zu; doch die Belagerten wehrten sich mit der Kraft der Verzweiflung, und selbst Weiber wagten sich auf die Mauern, mit Feuerbränden, kochendem Wasser und Steinhagel die Feinde überschüttend. Endlich siegte die zornige Ausdauer der Deutschen und die Wucht ihrer Kriegsmaschinen, vor deren unablässigen Stößen die Mauern von Güns zerborsten. Die Stadt wurde erobert, und ein Friede geschlossen, dessen Aufrechthaltung Albrecht um so leichter erzwingen konnte, da die Burgen und die Ländereien seiner Gegner großentheils in seiner Hand waren.

Der König Ladislaus hatte Nichts gethan, um seine Vasallen vor den rächenden Waffen Oesterreich's zu schützen; vielmehr freute er sich, Jene, über die er mit eigener Kraft Nichts vermocht, durch fremde Gewalt gedemüthigt zu sehen. Da erschlugen drei Kumanen im Juli 1290 den kraftlosen König. Mit ihm starb die gerade Linie des Arpad'schen Herrscherstammes aus.

Immer hatte Albrecht's Eroberungslust mit Verlangen auf Ungarn hingeblickt; da nun der König Ladislaus kinderlos in sein Blut dahinsank, mehrten sich seine Hoffnungen. Er eilte nach Erfurt zu seinem königlichen Vater, und bestürmte diesen mit Bitten, Ungarn als ein heimgefallenes Reichslehen zu erklären und ihn damit zu belehnen. Väterliche Zärtlichkeit und Rücksicht auf Vermehrung der Habsburg'schen Hausmacht bewogen den König, darauf einzugehen. Man nahm zum Vorwande, daß König Bela IV., gedrängt von der großen mongolischen Gefahr, dem Kaiser Friedrich II. angetragen habe, das ungarische Reich von ihm als Lehen zu nehmen, wenn er ihm gegen die Mongolen beistehen wolle. Der Beistand blieb aber damals aus, weil der Kaiser sich zu sehr von den italienischen Angelegenheiten beschäftigen ließ, und ob auch ohne Erfüllung dieser Bedingung Ungarn sich als deutsches Lehen betrachtet hatte, ließ sich nicht mehr genau entscheiden. Doch setzte der König dies als ausgemacht voraus, und belehnte am 31. August 1290 seinen Sohn, den Herzog Albrecht, mit Ungarn. Die Belehnung führte jedoch zu keinem Zwecke; denn noch bestand eine Arpad'sche Seitenlinie, und der aus derselben entsprossene Andreas, genannt der

Venetianer, trat nach dem Tode des Ladislaus als rechtmäßiger König von Ungarn auf, und behauptete, wie wir nachmals sehen werden, standhaft den Thron.

Wien hatte noch im Jahre 1278 vom Könige Rudolf ein Privilegium als freie Reichsstadt erhalten; die dortigen Bürger sollten ihrem unmittelbaren Herrn, dem deutschen Könige, keine andere Abgabe, als blos ein freiwilliges Geschenk, zu entrichten haben, auch zu keinem Kriegsdienste genöthigt seyn, der länger währte, als von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die damaligen Verhältnisse zu Ottokar hatten räthlich gemacht, sich durch ähnliche Begünstigungen der Treue der Wiener zu versichern. Als später der Herzog Albrecht mit Oesterreich belehnt wurde, hätte dieses Privilegium, seiner Natur nach, der landesherrlichen Bestätigung bedurft, wenn Wien nicht wieder in sein früheres Verhältniß der österreichischen Städte zurücktreten sollte. Doch die Wiener waren nicht gemeint, jenes Privilegium so gutwillig zu opfern, und ihre freie Reichsstadt wieder in eine gewöhnliche Landstadt verwandeln zu lassen, und der, ob der Schwaben Bevorzugung mißvergnügte, österreichische Adel schürte nach Kräften die Unzufriedenheit der Bürger. Der Pöbel, bei jedem Zwiespalte seine Rechnung findend, schloß sich, ohne eigentlichen Zweck, doch der Bewegung schleunigst an. Es fielen Drohworte und Spottreden; einzelne Haufen rotteten sich in den Straßen zusammen, das Hofgesinde schmähend, und die Schuster vermaßen sich in toller Ruhmredigkeit, den Burggraben mit ihren Leisten ausfüllen zu wollen, und so bis zur Residenz des Herzogs zu dringen. Doch wollte man es zuerst im friedlichen Wege versuchen; die Bürger schickten Abgeordnete an den Herzog, Aufrechthaltung der durch seine Vorfahren der Stadt verliehenen Privilegien zu fordern, im Nichtgewährungsfalle aber ihm den Gehorsam aufzukündigen, drohend, ihre Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Der Herzog, kaltblütig und unerschrocken, wie immer, ließ ihnen zurücksagen, daß er ihre Drohungen verachte, und daß in Gewalt Nichts von ihm zu erlangen sey. Die Einreden einiger kleinmüthigen Räthe änderten Nichts an seinem Entschlusse; denn wenn er sich jetzt Zugeständnisse abnöthigen lasse, so würden die Bürger bald mit noch keckeren Forderungen hervortreten. Ehe man sich's versah, verließ er seine Residenz zu Wien, und bestieg mit seinen Dienern den Kahlenberg, die einstige Burg der Babenberg'schen Markgrafen. Von dort entbot er seine

Mannen, und bald hatte er ein Heer beisammen, um mit dem Schwerte auf der Wiener Ansinnen zu antworten. Er schloß die Hauptstadt ein, schnitt ihr alle Zufuhr ab, und bewachte streng' die Donau, damit auch zu Wasser keine Lebensmittel dahin gelangen könnten. Theurung und Mangel traten sofort in der abgesperrten Stadt ein. Der Pöbel, Anfangs so schnell in seiner Kampfeshitze, war, als der Hunger sich fühlbar machte, eben so schnell mit dem Friedensschlusse bei der Hand. Die Aermeren schrien die Reichen und Mächtigen, denen sie vorher so dienstwillig bei'm Bruche mit dem Herzoge gewesen waren, mit bitteren Vorwürfen an: Lebensmittel sollten herbeigeschafft werden, oder man möge sich mit dem Herzoge vertragen, damit die Noth ein Ende habe. Sie drohten sogar, die Leiter des Aufstandes bei'm Kopfe zu nehmen und dem Herzoge auszuliefern. Konrad der Breitenfelder brachte durch allerhand Vorspiegelungen den Pöbel auf kurze Zeit zur Ruhe. Doch, als der Hunger immer unerträglicher ward, und nirgend die verheißene Hilfe kam, da brach das Volk mit verdoppelter Wuth hervor, und nur dem Bemühen der Priester gelang es, Blutvergießen zu hindern. Aber die Häupter des Aufstandes mußten geloben, zum Gehorsame zurückzukehren und innerhalb sechs Tagen die Verzeihung des Herzogs zu erhalten. Widrigen Falls wurden sie von dem Volke bedroht, gebunden der Rache des Herzogs überliefert zu werden. Man kannte des Herzogs strengen Sinn, und hatte darum nicht den Muth, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Seine sanftere Gemalin ersah man zur Vermittlerin. An sie wurde der Abt zu den Schotten gesendet, und gern unterzog sie sich dem Geschäfte der Versöhnung. Sie erwirkte den Abgeordneten der Stadt sicheres Geleit durch drei Tage und drei Nächte, um zu kommen und des Herzogs weitere Befehle zu vernehmen. Man erbot sich ihm zu weit größeren Abgaben, als den bisherigen, doch versah man sich der Bestätigung der älteren Privilegien der Stadt. Aber der Herzog bestand vielmehr auf Auslieferung der Urkunden jener Privilegien; auch forderte er, daß an zweien Stellen, gegenüber den Burgthoren, die Ringmauern der Stadt niedergerissen werden müßten; binnen drei Tagen sollten diese seine Befehle in Vollzug gesetzt seyn. Diese strengen Bedingungen erweckten Bestürzung in der Stadt; mehre der Vornehmsten bezeigten Lust, den Widerstand gegen den Herzog fortzusetzen, und schlugen vor, Diejenigen, denen es an Lebensmitteln fehle, sollten die Stadt verlassen, und sich Nahrung suchen, wie und wo sie möchten. Der herzlose

Plan setzte die Aermeren in neuen Zorn, und es wäre den Reicheren übel ergangen, hätten sie, von der Noth gedrängt, nicht eidlich eingewilligt, den Befehlen des Herzogs sich zu fügen. Abgeordnete gingen auf den Kahlenberg, um den Herzog zur Gnade zu stimmen und ihn mit der Hauptstadt auszusöhnen. Die Privilegien Wiens wurden verlesen, und welche derselben dem Herzoge mißfällig, oder dem landesherrlichen Einkommen nur im Mindesten nachtheilig waren, die wurden insgesammt zerrissen; nur die unbedeutenderen Urkunden erhielten die Wiener zurück. Diejenigen vom Adel, welche die Hauptstadt bei ihrem Widerstande unterstützt hatten, mußten jetzt Zeugen der Demüthigung derselben seyn. Die Stadtrichter, die übrigen Magistratspersonen und die Bürger durch ihren Ausschuß, schworen dem Herzoge den Eid der Treue, bekannten in einer Urkunde vom 12. Februar 1288, daß nicht das Reichsoberhaupt, sondern der Herzog ihr wahrer Herr sey, wiederholten den ihm und seinen Erben geschworenen Unterthanseid, und gelobten ihm, unverletzte Treue zu beobachten, weder heimliche noch öffentliche Bündnisse, Verschwörungen oder Zusammenkünfte zu veranstalten, oder denselben beizustimmen. Fiele neuerdings dergleichen vor, und es gelangte zu ihrer Kenntniß, so würden sie es dem Herzoge anzeigen. Neun Tage später mußten die Wiener in einer nochmaligen Urkunde feierlich auf alle Privilegien verzichten, so ihnen vom Könige Rudolf verliehen worden. Im Einvernehmen damit, erklärte auch der König Rudolf alle seine, der Stadt Wien vor zehn Jahren verliehenen Vorrechte als aufgehoben und außer Kraft gesetzt, und erließ am 26. April an sämmtliche Bewohner Oesterreich's, hohen und niederen Standes, einen Befehl, daß sie seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, nach dem Inhalte der feierlichen Belehnungsurkunde, für ihre eigentlichen Herren und Herzoge ansehen, und ihnen vollständigen Gehorsam leisten sollten; die dem Könige und dem Reiche geleisteten Schwüre sollten als erloschen gelten. Von einigen Häuptern des Aufstandes in Wien, so auch von Konrad von Breitenfeld, ließ sich der Herzog noch besondere, mit der Unterwerfungs-Urkunde Wiens gleichlautende Reverse ausstellen.

Albrecht's vollständiger Sieg über Wien und die harte Demüthigung der Stadt stellten im Lande wenigstens den Schein der Ruhe her. Die hohen Ministerialen und Vasallen, welche die Bürger zum Widerstande verlockt, doch erst die Erfolge davon hatten abwarten wollen, ehe sie selbst etwas Entscheidendes unternähmen, traten eingeschüchtert zurück. Doch

gaben sie darum ihre Plane für die Zukunft nicht auf; denn die Bevorzugung der vom Herzoge Albrecht eingeführten Fremden nährte fortwährend ihren Groll. Auch war ihnen die strenge Gerechtigkeit des Herzogs und seines Vaters unbequem, welcher Letztere schonungslos das Raubritterwesen bekämpfte, viele Edle, die sich damit abgaben, hart bestrafte, so z. B. das Schloß Marsbach im oberen Mühlviertel, von wo aus, dem Landfrieden zum Trotz, allerlei Plackereien ergingen, dem Reiche verfallen erklärte und es seinem Sohne Albrecht verlieh. Auch die Freigebigkeit, womit der König und sein Sohn Diejenigen belohnten, welche sich ihnen in entscheidenden Augenblicken besonders treu erwiesen hatten, erregte bei den Anderen Neid und Mißvergnügen. So ließ z. B. der König Rudolf seinem muthigen Anhänger, dem Ulrich von Kapelen, als ähnliche Belohnung und zugleich als Ersatz für eine ältere Anleihe, das Gut Pottendorf im unteren Mühlviertel einräumen, und der Herzog Albrecht räumte dem Heinrich von Walsee, zur Entschädigung für eine größere Schuld, gar die Stadt Freistadt, die Riedmarch sammt dem Landgericht, und alles Dasjenige ein, was zur Grafschaft Machland gehörte. Solche Gnaden und Auszeichnungen sahen die Uebrigen im Lande mit scheelen Augen an, und die Unzufriedenheit wucherte fort, ihrer Gelegenheit harrend.

Am 15. Juli 1291 sank König Rudolf in die Gruft. Er hatte mit weiser Umsicht geeinigt, was durch Ungunst getrennt gewesen, auf der anderen Seite aber mit Kraft und Entschiedenheit aus einander gehalten, was sich nur aufsuchte, sich zu bekämpfen. Zu kurz war seine Regierung gewesen, um diese heilsame Stellung schon zum dauernden Zustande machen zu können, und als, vom Tode gelähmt, seine kraftvolle Hand los ließ, rollte fast Alles wieder in die alte Verworrenheit zurück. Es war ihm nicht gelungen, seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Throne bestimmt zu sehen; denn die Stände fürchteten Albrechts herrischen Sinn, dem sein Wille als Gesetz galt. Ja man schien vielmehr nur auf den Tod des alten Königs gewartet zu haben, um von allen Seiten dem Grolle gegen Albrecht Luft zu machen und offen gegen ihn aufzutreten.

Auch gegen Ungarn gestalteten sich die Verhältnisse wieder ernster, dort hatte, nach mancherlei Hindernissen, Andreas den Thron der Arpaden bestiegen. Er gedachte dankbar des Herzogs Albrecht, der, nachdem fremde Verrätherei den Andreas in seine Hand geliefert, denselben, ungeachtet seiner eigenen Plane auf den ungarischen Thron, würdig behandelt und gegen die Nachstellungen des

Ladislaus geschützt hatte. Aber treu seinem, bei der Thronbesteigung geleisteten Schwure, die Gränzen des Reichs nach Kräften zu wahren und, was während der kraftlosen Regierung des Ladislaus davon abgerissen worden, wieder zurück zu bringen, begehrte Andreas jezt in gemäßigtem Tone von Albrecht die Räumung jener Ortschaften, welche, seit der Besiegung des Grafen Johann von Güns, von der Muhr bis zu den weißen Bergen oberhalb Preßburg und jenseits Tyrnau, noch immer in der Oesterreicher Händen waren, im anderen Falle mit Waffengewalt drohend. Albrecht verlangte vorher vollständigen Ersatz für allen, durch die Günser Grafen ihm zugefügten Schaden. Die ungarischen Gesandten meinten dagegen, jener Schaden sey durch die lange Benutzung dieser Ortschaften und deren Einkünfte hinlänglich ersetzt, und da Albrecht sich nicht fugte, kündigten sie ihm die Freundschaft ihres Königs auf. Albrecht sah die Gefahr voraus, und säumte nicht, ihr zu begegnen. Seine allzeit fertigen schwäbischen Söldlinge raffte er eilends zusammen; aus Steyermark führten ihm der Abt Heinrich von Admont, Hartneid von Wildon, die Stubenberge, die Pettauer, die Stadecker, Otto von Liechtenstein und Emmerberg Mannen zu; auch vom österreichischen Adel stellten sich Viele ein. An der Leitha wurde gelagert. Indessen sendete Andreas ein Heer von achtzigtausend Ungarn, Kumanen und Walachen über die Gränze; sie nahmen die befestigten Plätze Haslau und Rohrau, rückten auf Klein-Neusiedel und schlugen in dortiger Nähe, auf dem Königsberg, ihr Lager auf. Der Herzog fühlte sich so zahlreichen Feinden nicht gewachsen; am wenigsten durfte er es im freien Felde mit ihnen wagen. Er beschränkte sich auf die Vertheidigung Wiens. Das offene Land war den gräulichen Verwüstungen der Ungarn preisgegeben, die fünf Tage lang furchtbar sengten und plünderten, dann bis Schwechat vorrückten, durch volle sechs Wochen die Hauptstadt berannten, und bis nach Neustadt in die Gebirge hinein wüsteten. Dennoch wäre es ihnen schwer geworden, sich lange in dem ausgeraubten Lande zu halten, und der König Andreas, unnützer Verheerung Feind, entschloß sich, noch einmal den Frieden anzubieten. Es begannen Unterhandlungen. Des Herzogs Starrsinn war durch den erlittenen Schaden erweicht, sein Stolz durch des Feindes gütliches Entgegenkommen befriedigt. So zeigten sich jezt beide Theile willfähriger, denn zuvor. Man kam überein, das ungarische Heer solle abziehen, zu Haimburg durch Bevollmächtigte eine Friedensurkunde abgefaßt und von beiden Fürsten, bei einer Zusammenkunft auf freiem Felde in dortiger

Nähe, zur Vollziehung vorgelegt werden. Albrecht hatte, laut des Vertrags, alle Schlösser und Ortschaften zurückzustellen, welche er seit dem Kriege mit den Grafen von Güns noch in Ungarn besetzt gehalten; doch sollten, um künftige Streifzüge nach Oesterreich zu hindern, die Schlösser des Grafen Johann von Güns geschleift werden. Alle, seit fünfzehn Jahren von beiden Theilen gemachten Gefangenen sind freizugeben, und keine Zölle zu errichten, die den Handel der beiden Länder benachtheiligen könnten. — Den Oesterreichern sowohl, wie den Steyerern, erschien dieser Vertrag unvortheilhaft; doch dem Herzoge leuchtete die Nothwendigkeit ein, und er beschwor ihn, zumal seine Absichten auf die römische Königskrone ihm noch besonders den Frieden mit Ungarn wünschenswerth machten. Eine feierliche und aufrichtig gemeinte Aussöhnung und Verbindung der beiden Fürsten folgte dem Friedensschlusse, und brüderlich schieden sie von dannen.

Der Krieg hatte die Kasse des Herzogs empfindlich geschmälert, und doch war ihm bei der bevorstehenden Königswahl Geld jetzt nöthiger, denn je. In Oesterreich durfte er kaum auf Etwas rechnen; denn der Adel war ihm wenig geneigt, und das Land durch den Einfall der Ungarn ausgesaugt und verarmt. In Steyermark hoffte er mehr; daher zog er nach Gratz und ging die versammelten Ministerialen um eine außerordentliche Geldhilfe an. Doch auch hier stand nicht Alles, wie es stehen sollte. Das Ueberheben der Schwaben ward den Steyerern bedenklich, der letzte Friede mit Ungarn hatte nicht ihren Beifall; auch für ihre Landesfreiheiten besorgten sie von Albrecht's herrischer Denkart Gefahr, und vor Allem war ihnen ihr Landeshauptmann, der arglistige und ränkesüchtige Abt Heinrich von Admont, ein Dorn im Auge. In der Gefahr hatten sie dem Herzoge treulich beigestanden und keine Bedingungen gestellt; nun aber die Gefahr vorüber war, baten sie den Herzog geziemend: er wolle ihnen die Handfesten und Privilegien Herzog Ottokar's Kaiser Friedrich's und König Rudolf's bestätigen, was er, obschon seit acht Jahren ihr Herzog, bisher noch immer unterlassen. Der Herzog antwortete ausweichend, und der Abt von Admont, wie auch der Marschall von Landenberg, stimmten ihn gegen der Steyerer Begehr. Da kündigten ihm Letztere durch ihren Sprecher, den Bischof von Seckau, den Gehorsam auf, auf den Grund ihrer Handfesten, auch der neuesten, 1277 vom König Rudolf ertheilten, die dem steyerischen Adel die Freiheit zusprachen, keinem Herzoge gehorchen zu dürfen, der des Landes Privilegien nicht bestätige. Unter bitteren Worten

trennte man sich. So glomm Zwietracht und Mißvergnügen rings um den Herzog, und von üblen Rathgebern geleitet, folgte er nur dem Rufe der Herrschsucht und Willkür, die Liebe der Seinigen opfernd, die allein ihn stark machen konnte in so verhängnißvoller Zeit und unter so bedenklichen Umständen, welche überall sich aufthürmten.

Auch die salzburgischen Verhältnisse, die so viel Streit und Hader erregt, waren noch nicht geordnet, obschon der Erzbischof Rudolf, dem es hauptsächlich gegolten, durch Gram oder Gift aus dem Wege geräumt war, und der Herzog sich im Besitze jener Vortheile wußte, die man durch List und Gewalt dem Verstorbenen abgerungen hatte. In Salzburg schritt man zur Wahl eines neuen Erzbischofs. Das Kapitel stimmte für den jungen Herzog Stephan von Baiern, Herzog Heinrich's Sohn, weil es durch einen Kirchenfürsten aus so mächtigem Hause sich gegen ähnliche Bedrückungen zu sichern glaubte, wie der vorige Erzbischof hatte erleiden müssen. Sowohl das baierische Haus, wie auch die Bischöfe von Passau und von Regensburg verwendeten sich bei dem römischen Stuhle eifrig für diese Ernennung. Aber der Papst, theils aus Rücksicht für den damals noch lebenden König Rudolf, der ihm einen seiner Hofkapläne zum Erzbischof empfohlen hatte, theils in Folge eingezogener Erkundigungen über den Prinzen, die nicht ganz zu dessen Gunsten ausgefallen waren, versagte die Bestätigung. Die Gesandten des Domkapitels bezeichneten nun den Bischof Konrad von Lavant. Ihn bestätigte am 20. Januar 1291 der Papst als Erzbischof, und nach einigen Schwierigkeiten wurde derselbe auch von dem Kapitel und von den salzburgischen Ministerialen in seiner Würde anerkannt. Niemand erzürnte sich mehr ob dieser Wahl, als der Abt Heinrich von Admont, der für sich selbst eifrig um die erzbischöfliche Würde geworben hatte. Im ersten Unmuthe ließ er das salzburgische Schloß Neuhaus im Ennsthale durch zwei Ritter, Siboto von Lampoltingen und Gottfried von Unterfing, überfallen und zerstören, die That später läugnend, doch heimlich sich derselben freuend.

Der neue Erzbischof wollte sogleich Schritte thun, um Salzburg's Gerechtsame wahrzunehmen und ähnlichen Unbilden für die Zukunft zu begegnen. Er machte sich auf den Weg nach Wien, um persönlich mit dem Herzoge darüber zu verhandeln. Aber die steyerischen Mißvergnügten, in dem Erzbischofe sich eines natürlichen Verbündeten versehend, schickten ihm unterwegs Abgeordnete entgegen. Es waren Friedrich von Stubenberg, Ulrich von

Pfannenberg und Hartneid von Wildon. In Mauterndorf trafen sie den Erzbischof, warnten ihn vor der Reise nach Wien, ihn an das unglückliche Loos seines Vorgängers erinnernd, den man wider Völkerrecht und Gastfreundschaft dort gefangen gehalten, forderten ihn auf zu gemeinschaftlichen Maßregeln gegen den Herzog und ihren Feind, den Abt von Admont, erzählten ihm, wie weit der Aufstand gegen den Herzog schon vorbereitet sey, und luden ihn ein, statt nach Wien, nach Friesach sich zu begeben und dort das Weitere abzuwarten. Einsehend, daß, bei des Herzogs unbeugsamem Sinne und den schnöden Zuflüsterungen des Heinrich von Admont, gütliche Verhandlungen schwerlich zu einem Ziele führen würden, gab der Erzbischof den Aufforderungen der steyerischen Abgeordneten nach, und begab sich nach Friesach. Dorthin sollte ihm der Bischof von Seckau neue Botschaft der Steyerer überbringen. Doch dieser starb unterwegs zu Judenburg am Schlagflusse, und von seinem Begräbnisse hinweg eilte der Erzbischof nach Leibnitz, wo das Bündniß förmlich bekräftigt werden sollte. Die Versammelten schwuren dem Erzbischofe feierlich zu, unverbrüchlich zu ihm zu halten und nicht eher mit dem Herzoge sich wieder zu vertragen, bis das Erzbisthum vollständig für allen erlittenen Schaden Ersatz habe. Dagegen verbürgte ihnen der Erzbischof Konrad seinen Beistand zum vorauszusehenden Kampfe, und versprach, den Herzog Otto von Baiern in ihren Bund zu ziehen. Bei solchen Hilfsmitteln hielten die Steyerer ihre Sache für schon gewonnen; der Herzog Albrecht galt ihnen bereits für entsetzt, und einen Sohn des steyerischen Ministerialen, Grafen Ulrich von Heunburg, der dadurch in ihr Bündniß trat, bestimmten sie zum künftigen Herrn der Steyermark.

Der Herzog Otto wurde von dem Erzbischofe Konrad leicht für den Bund gewonnen, denn er zürnte dem Herzoge Albrecht, mit dessen Schwester er vermält gewesen, noch immer wegen der bestrittenen Heimsteuer; auch versprach ihm der Erzbischof Ersatz der Geldkosten, die seines Bruders Stephan vergebliche Wahl zur erzbischöflichen Würde veranlaßt hatte, und machte ihm Hoffnung auf eigenthümlichen Besitz eines Theiles der zu erwerbenden Lande. Ja, man trug, des dem Heunburger gemachten Versprechens uneingedenk, dem Herzoge Otto sogar die Herrschaft über Steyermark an. Jetzt glaubten die Verbündeten sich stark genug; sie hatten daher ihre Absichten nicht länger hehl, und sendeten sogar einen Herold nach Wien, von dem Herzoge sofortige vollständige Entschädigung für das Erzbisthum Salzburg fordernd, oder ihm

die Aussicht auf Krieg mit sämmtlichen Verbündeten stellend. Der Herzog Albrecht, jeder Furcht unzugänglich, hörte die Kriegserklärung mit vielem Gleichmuthe an. „Vom Könige von Ungarn, erwiederte er, sey er mit Krieg überzogen worden, und er sey dabei nicht zu Grunde gegangen; so werde er es wohl auch noch mit diesen Feinden aufnehmen können. Auch sey er überzeugt, daß, wenn der Herzog Otto Herr der Steyermark würde, man weder ihn, noch den Erzbischof ein Jahr lang behielte."

Nach solcher Antwort schlugen die Verbündeten los. Der raubgierige Wildoner gab die Losung, indem seine Schaar sich plündernd über des Herzogs Besitzthum ergoß. Ihm folgte der Heunburger mit seinem Kriegsvolke; die herzogliche Feste auf dem Tobel sank durch sie in Asche. Dann rückte das verbündete salzburgisch-baierische Heer in Obersteyermark ein. Rottenmann fiel in ihre Hand, desgleichen die befestigte Klause vor Admont. Der Abt Heinrich, das Ziel des gemeinsamen Hasses, entfloh, und barg sich mit seinen besten Schätzen auf der festen Burg Gallenstein. Das Gebiet seiner Abtei aber verwüsteten die ergrimmten Feinde. Derweil saß der Herzog Albrecht starr und scheinbar unthätig zu Wien; sey es, daß er sich noch nicht hinlänglich gerüstet meinte, oder daß er um so besser seine Gegner täuschen und sicher machen wollte. Den Verbündeten wuchs dadurch der Muth; von dem verheerten und ausgeplünderten Admont hinweg, zogen sie nach Leoben, das Friedrich von Stubenberg zur Uebergabe brachte. Von da ging der Zug gegen Bruck. Doch hier ward es ihnen nicht so leicht, denn des Herzogs Hauptmann, der Marschall Hermann von Landenberg, vertheidigte den Platz mit ausdauerndem Muthe.

Indeß war der Herzog Albrecht nur scheinbar müßig gewesen, und die Boten des Landenbergers, die ihm die angstvolle Lage des umzingelten Bruck meldeten, beschleunigten seine Thätigkeit. Der Winter hatte ungeheuere Schneemassen aufgethürmt; unmöglich schien es, bei solchen Umständen ein Heer über die Gebirge zu führen und Bruck zu entsetzen. Doch eben die Unglaublichkeit eines solchen Zuges schien dem Herzoge das Gelingen desselben zu verbürgen; sein kühner Sinn kannte nichts Unmögliches. Sechshundert Bauern mußten unablässig arbeiten, um die verschneite Straße über den Semmering frei zu machen; schaufelweise wurde der beschwerliche Weg gewonnen, doch des Herzogs Ausdauer ermüdete nicht. Der Erfolg dieses hannibalischen Zuges war des muthigen Unternehmens würdig. Schon vorher waren die Bande unter den Verbündeten lockerer geworden. Die Baiern waren des Winter-

feldzugs müde, und benahmen auch ihrem Herzoge die kriegerische Lust. Selbst die Steyerer, obgleich die Seele des ganzen Kampfes, wurden wankend, und der Umstand, daß der durch seine kluge Umsicht bekannte edle Liechtensteiner die Erklärung, welche der Herzog Otto von den steyerischen Ministerialen gefordert, nicht mit unterzeichnet hatte, schwächte ihr Vertrauen zu der ganzen Sache. Die Nachricht von dem unerwarteten Anmarsche des Herzogs Albrecht vollendete die böse Stimmung. Am 28. Februar 1291 zogen der Herzog Otto und der Erzbischof von Salzburg mit ihren Kriegern ab, nach Kärnten, über Leoben, Weißenkirchen, Judenburg, Frauenburg, Priewald, über die Tauern nach Rastatt, und dann durch den Lueger Paß. Der tapfere Hermann von Landenberg stürmte ihnen nach, warf sich bei Knittelfeld auf ihren Nachtrab und erschlug viele der Baiern. Dann eilte er dem von dem Erzbischofe getrennten Friedrich von Stubenberg nach, und schlug dessen Kriegshaufen. Der Stubenberg wehrte sich wie ein Verzweifelnder. Sein Pferd war ihm getödtet worden, und, zu Fuß fortkämpfend, verlangte er das Pferd seines Schildknappen. Doch der entfloh feig', und so fiel der tapfere Stubenberg in die Hände der Herzoglichen. Die Steyermärker verloren in diesem Manne Viel; der Geist, die Einheit des Bundes war mit ihm gewichen. — Als nun der Herzog Albrecht die Schneewogen des Semmering glücklich getheilt hatte und in das Mürzthal herab stieg, da begrüßte ihn bereits die frohe Kunde von dem Erfolge des Landenbergers, und der Sieg kam dem Siegenden entgegen. Die schwäbischen Begleiter drangen in den Herzog, den gefangenen Stubenberger hinrichten zu lassen; doch Albrecht, diesmal von weiser Mäßigung geleitet, erklärte: daß er, nachdem ihm die Oberhand geworden, Keinem die Besserung versagen wolle, und daß Der, dem er die Schuld erlasse, hinfort um so eifriger trachten werde, die erfahrene Gunst zu behaupten; auch wolle er nicht, daß in seinen Landen die Erbherren abstürben, und wenn er auch aller Erbherren Habe mit Recht sein nennen könnte, so möchte er doch nicht Fürst seyn ohne Herren. — Er ließ den Stubenberg und die anderen Anführer des Aufstandes, welche Landenberg's Sieg ihm überliefert, am Leben; doch hielt er sie einstweilen noch verwahrt, und nahm ihre festen Schlösser als Pfänder für ihre künftige Treue.

In dem, von den Baiern übel mitgenommenen, nun befreiten Bruck wurde der Herzog mit großem Jubel empfangen. Hier traf ihn auch die wiederholte Kunde von einigen Kurfürsten, daß seine Gegenwart am Rheine

dringend nöthig sey, und entscheidend auf die Königswahl einwirken werde. Um so schneller suchte er jetzt die steyerischen Angelegenheiten zu ordnen. Gegen die Stadt Leoben grollte er, weil sie auf die Aufforderung des Stubenbergers sich so schnell ergeben. Friesach nahm er mit Sturm und verbrannte die seit der letzten Zerstörung nur von Holz aufgebaute Stadt. Dann sammelte er die Ministerialen Steyermark's um sich, kündigte ihnen seine Gnade an, ließ sie einen Landfrieden beschwören, und bestätigte als Sieger ihnen, den Bezwungenen, durch eine neue Handfeste ihre Freiheiten, die sie mit den Waffen in der Hand vergeblich von ihm hatten ertrotzen wollen. Vielleicht war es eine Anwandlung der Billigkeit und Großmuth, vielleicht auch die mittlerweile erlangte Ueberzeugung, daß Strenge und Verweigern das Uebel immer auf's Neue wecken würden. Er that noch mehr; den Allen verhaßten Abt Heinrich entfernte er von der Stelle eines Landeshauptmanns der Steyermark, und verlieh sie dem Hartneid von Stadeck, dem er den Truchseß Berthold von Emerberg beigab. Handlungen der Gerechtigkeit und Milde — doch noch größeren Ruhm hätten sie verdient, wären sie geschehen, bevor noch Blut geflossen, Städte niedergebrannt und blühende Gefilde zertreten und verwüstet worden.

Sieg und Versöhnung hatten dem Herzoge Albrecht den Rücken frei gemacht, und mit größerer Zuverlässigkeit durfte er nun seinen Hoffnungen auf die deutsche Königskrone sich hingeben. Alles schien dazu vorbereitet; der Erzbischof Gerhard von Mainz und der Pfalzgraf Ludwig von Baiern hatten ihm ihre Stimmen und kräftigste Unterstützung zugesichert. So von dem Gelingen seiner Wahl im voraus überzeugt, zog der Herzog mit großer Pracht nach Hagenau, um dem Wahlorte Frankfurt näher zu seyn. Hier aber erwartete ihn die bitterste Täuschung seines Lebens. Sein eigener Schwager, König Wenzel von Böhmen, der sich auch noch der Stimme des Herzogs Albrecht von Sachsen bemächtigt hatte, hinderte Albrecht's Wahl. Mit Bitterkeit sprach auf dem Frankfurter Tage der Erzbischof Konrad von Salzburg gegen Albrecht, den er als einen Verfolger seines Erzbisthums schilderte, auf welchem noch der Fluch der Kirche laste. Auch der Erzbischof Gerhard änderte plötzlich seine Meinung, und sprach gegen Albrecht's Erwählung, weil es nicht angemessen, daß in dem deutschen Wahlreiche der Sohn dem Vater folge, und so der Grundsatz der Erblichkeit sich einmengen könne; selbst den Pfalzgrafen Ludwig zogen sie von Albrecht ab. Der Erzbischof von Köln brachte

den Grafen Adolf von Nassau in Vorschlag, und der von Mainz, im voraus damit einverstanden, empfahl denselben emsig bei den andern Kurfürsten. Listig drohte er insbesondere einem Jeden, der dem Adolf seine Stimme versagen würde, sich für einen solchen Throncandidaten zu verwenden, von welchem er wußte, daß er dem Aufgeforderten am mißfälligsten seyn würde. So ging die Wahl des Nassauers durch, und Herzog Albrecht sah sich in seinen Hoffnungen betrogen.

Graf Adolf war ein kräftiger und ritterlicher Mann, doch machtlos und arm, denn er besaß Nichts, als die halbe Grafschaft Nassau (Idstein, Wiesbaden und Weilburg); doch eben darum stand er Manchen zu Sinne, die Albrecht's Reichthum, Macht und Einfluß schreckte. Nicht einmal die Krönungsunkosten war Adolf zu bezahlen vermögend, und als er dieserhalb die Juden zu Frankfurt mit einer Steuer belegen wollte, widersetzte sich der dortige Reichsschultheiß. Der Erzbischof Gerhard mußte, um seinen Schützling nicht gleich Anfangs zu Schanden werden zu lassen, von seinen Stiftsgütern für zwanzigtausend Mark Silbers verpfänden, damit nur die Frankfurter das neue Reichsoberhaupt zu seiner Krönung nach Aachen (24. Juni 1292) abziehen ließen. Welche Bewilligungen dafür der goldarme König der Deutschen eingehen mußte, und in welche drückende Abhängigkeit von seinen Ständen er dadurch gerieth, ließ sich ermessen, und ähnliche Ursachen waren es, welche allen Mißgriffen der Regierung Adolf's zum Grunde lagen. Herzog Albrecht ertrug die bittere Täuschung mit Würde, und ließ seinen tiefen Unmuth so wenig als möglich blicken. Die Kurfürsten, die Rache des schwer beleidigten Herzogs fürchtend, warfen alle Schuld auf den Erzbischof Gerhard, dieser dagegen auf den Erzbischof Konrad, der ihm den Herzog so unvortheilhaft geschildert habe, daß er hätte erschrecken müssen, ihn zum Könige vorzuschlagen. Der Ruf von Albrecht's Härte und Herrschgier, von mancher Gewaltthätigkeit und Willkür, die man ihm nicht ohne Grund vorwarf, hatte ihm allerdings bei jener Wahl geschadet. Er zügelte seine natürliche Ungeduld, und beschloß, in Ruhe den Zeitpunkt abzuwarten, der seinen Entwürfen günstiger seyn könnte. Ohne Weigerung stellte er das königliche Eigenthum, das noch von seinem Vater her unter Habsburg'scher Obhut geblieben war, zurück, und lieferte die, seither unter seiner Verantwortung, zu Trifels oder Hagenau verwahrten Reichsinsignien und Kleinodien, wie auch das Reichsschloß Trifels dem neuen Könige aus. So erfüllte

er seine Pflicht als Reichsstand und Lehensfürst. Im Uebrigen aber hielt er sich von diesem Könige, dessen glückliche Nebenbuhlerschaft ihn mit geheimem Hasse erfüllte, in stolzer Zurückgezogenheit, weigerte auch die Vermälung seines ältesten Sohnes mit des Königs Adolf Tochter, Mechtild.

Während in Oesterreich, und zumal in Steyermark, die erwünschte Ruhe und Sicherheit noch lange nicht in ihrem vollen Umfange zurückgekehrt war, brach in den schwäbischen Erblanden des Herzogs ein drohender Sturm aus. Oberschwaben, in eine Menge kleiner Gebiete zerstückt, mußte von jeder Erschütterung heftig ergriffen werden. Es gab fast so viele Parteien, als Herrschaften, und nachbarliche Eifersucht hetzte eine gegen die andere. Die steigende Macht Habsburg's hatte dort Neid und Besorgniß erweckt. König Rudolf's Weisheit und Mäßigung hatte dem Ausbruche vorgebeugt; nach seinem Tode war derselbe kaum mehr zurückzuhalten. Bern schloß ein Bündniß mit Savoyen, doch nur zur Vertheidigung. Zürich, obgleich vom Könige Rudolf immer werth gehalten, erklärte sich offen gegen Habsburg, und machte gemeinschaftliche Sache mit dem Bischof von Konstanz, der, aus der zweiten Linie von Habsburg entsprossen, gegen den Herzog rüstete, angeblich, weil Letzterer die von dem Bischof geführte Vormundschaft über den Grafen Hartmann von Habsburg zu Kyburg an sich zu ziehen trachtete. Der Bischof verband sich mit den Grafen von Savoyen und von Nellenburg, mit der Witwe des Grafen von Rapperswyl, den Grafen Rudolf von Montfort und Hugo von der Scheer, und dem, gegen Habsburg höchlich eingenommenen, abgesetzten Abte Wilhelm von St. Gallen. Hauptsächlich hatte der Erzbischof von Salzburg an diesem Bündnisse gearbeitet. Die Fehde begann. Der Abt Wilhelm bezwang die Stadt Wyl, dann die Habsburg'sche Stadt Buchorn, die er kläglich ausraubte. Gegen die Habsburgisch gesinnte Stadt Winterthur zogen die Züricher, wurden aber am 13. April 1292 hier durch eine geschickte Kriegliſt des herzoglichen Hauptmanns und Landvoigts, Grafen Hugo von Werdenberg zu Rheineck, mit schwerem Verluste in die Flucht geschlagen. Den Schrecken dieses entscheidenden Schlages benutzte Graf Hugo zu einem glänzenden Siege über die bischöfliche Schaar. So günstig stand die Sache des Herzogs, als er am letzten Mai selbst mit seinen Streitkräften in jenen Gegenden eintraf. Seine Ankunft gab dem Angriffskriege neuen Schwung. Gegen das gleichnamige Stammschloß des Grafen Mangold von Nellenburg, bei Stockach, arbeiteten die Belagerungswerkzeuge des Herzogs

mit furchtbarer Gewalt. Vierzehn Tage lang untergrub man den großen Thurm, stützte ihn auf hölzerne Steifen, und brannte diese zuletzt an. Da stürzte der Thurm um; doch war er so fest gebaut und verbunden, daß er selbst im Sturze nicht zerbrach, sondern ganz, wie er gestanden, hinfiel und den Berg hinab rollte. Die sechs Mann, die er als Besatzung enthielt, wurden nur leicht beschädigt. Dem Falle des Thurmes folgte die Uebergabe des Schlosses. Die Feinde vermochten dem siegreichen Herzoge nicht länger Widerstand zu leisten, und als er am 20. August mit allen seinen Schaaren vor Zürich rückte, wurde, vier Tage später, in der Kirche zu Siernach, zwischen ihm und dem Bischof Rudolf von Konstanz, nebst dessen Neffen, dem Grafen Hartmann von Habsburg, zwei Tage darauf auch der Friede mit Zürich geschlossen, und am 29. August zu Winterthur durch eine besondere Urkunde befestigt. Der Herzog schloß diese Uebereinkunft in seinem und im Namen seines Neffen Johann, Sohnes seines vor zwei Jahren verstorbenen Bruders Rudolf, und es ward darin festgesetzt, daß, wenn ein Theil gegen den römischen König kriegen sollte, der andere demselben zu Hilfe eilen dürfe. Aus diesem Punkte erhellt, wie gut man schon damals voraus sah, daß zwischen dem Herzoge und dem Könige Adolf die Fehde nicht ausbleiben könne. Außerdem kam Alles wieder auf den Stand, wie vor dem Kriege, und die Gefangenen gab man gegenseitig frei.

In Steyermark hielt, seit dem letzten Versöhnungs- und Gnadenacte, der Adel größtentheils Ruhe; nur einige Häupter des früheren Aufstandes, namentlich Hartneid von Wildon und der Graf von Heunburg, trieben den Unfrieden offen fort. Letzterer verlegte den Schauplatz seiner Unruhen nach Kärnten. Der Wildoner aber streifte und plünderte in Steyermark selbst umher, und erhielt auf diese Weise seine Rotte. Die Kriegsmacht des Herzogs aber war zu getheilt, und die Gesinnungen der Uebrigen zu zweifelhaft, als daß man schnell und entschieden gegen den Räuber aufzutreten vermocht hätte. Endlich sperrte ihn Berthold von Emerberg durch eine hingestellte hölzerne Trutzfeste von der Umgegend ab. Der Herzog aber, den Weg der Güte diesmal jenem der Gewalt vorziehend, machte durch Zusicherung völligen Vergebens und Vergessens dem Wildoner nach und nach seine Helfer und Genossen abspänstig und nöthigte dadurch endlich ihn selbst, durch Vermittelung des Abtes von Admont die Gnade des Herzogs zu suchen. Sie ward ihm zugesichert, er unterwarf sich und verpfändete, für den von ihm angestifteten, auf 4000 Mark

Silbers angeschlagenen Schaden, dem Herzoge Wildon, Eibenswald und Waldstein.

Nach der Unterwerfung des Wildoners blieb noch der Graf Ulrich zu Heunburg übrig. Er war einer der mächtigsten Landherren, und seinen Einfluß unterstützte seine Vermälung mit Agnes, der Tochter des Markgrafen Hermann von Baden und der Babenberg'schen Gertrud. Aus dieser Verbindung leitete er seine Ansprüche auf Steyermark, die er um so begründeter wähnte, seit die dortige aufrühriſche Partei seinem Sohne die Anwartschaft auf dieses Land gegeben, eine Aussicht, die freilich auch fast gleichzeitig dem Herzoge Otto von Baiern eröffnet worden war. Als nun der Herzog Albrecht wider den Bischof von Konstanz und die Schweizer fehdete, meinte der Graf Ulrich die günstige Gelegenheit gekommen, sich mit seinen Gegnern zu messen. Von den Steyerern, die Albrecht's Macht geschreckt, seine nachfolgende Milde versöhnt hatte, versah er sich geringer Hilfe. Darum wendete er sich lieber gegen Kärnten, dessen Herzog, Mainhart, als Albrecht's Schwiegervater und treuen Anhänger, er haßte. Das Alter desselben, wie seine häufige Abwesenheit in Tirol, mehrte Ulrich's Verwegenheit. Er überraschte und nahm das feste Schloß Griven, und im Besitze dieses wichtigen Waffenplatzes, durchstreifte und unterwarf er ohne große Mühe das umliegende Land, das unter den Räubereien seiner Soldaten schrecklich litt. Als dem greisen Mainhart die Kunde dieser Vorfälle ward, sendete er eilends seinen jüngsten Sohn, den Herzog Ludwig, von Tirol aus mit einem kleinen Heere nach Kärnten. In St. Veit machte dieser Halt, um noch Verstärkung an sich zu ziehen, bevor er gegen den Heunburger losschlage. Aber durch Verrätherei unterstützt, erstiegen der Graf Ulrich und seine Krieger mitten in der Nacht St. Veit mit Leitern, sprengten die Thore und machten sich zu Meistern der Stadt. Der junge Herzog Ludwig fiel dabei in Gefangenschaft, und der bei dem Ueberfalle besonders thätig gewesene erzbischöfliche Vicedom, Rudolf Fahndorfer, ließ ihn sogleich nach Takenbrunn abführen, obschon der Graf Ulrich den vornehmen Gefangenen, als Bürgen günstiger Bedingungen, weit lieber für sich behalten hätte. Ein solches Pfand in den Händen, setzten der Heunburger und seine Verbündeten den Krieg mit verdoppelter Kühnheit fort; St. Veit raubten sie dergestalt aus, daß selbst die Stadtthore nicht verschont blieben.

Der Erzbischof von Salzburg, der anfänglich nur lässig und mit Vorsicht an dem Kampfe Theil genommen hatte, trat, nach diesen ersten glücklichen Erfolgen, ebenfalls mit größerer Zuversicht auf. Mit Kriegsvolk aus Baiern, das bei jedem Kriege gegen Oesterreich bereitwillig seine Menschentruhe öffnete, eilte er nach Friesach, und legte sich durch sechs Wochen vor die herzoglich kärntnerische Feste Freiburg. Aber seinen fremden Kriegern fehlte die Ausdauer; sie murrten ob der langen Belagerung, und zogen endlich ab. Er selbst wurde dadurch zur Rückkehr gezwungen, und gab dem Grafen Ulrich nur das Versprechen, ohne ihn sich in keine Einigung mit den Herzogen Albrecht und Mainhart einzulassen. Seinen Gefangenen, den Herzog Ludwig, hinsichtlich dessen er sich mit dem Grafen Ulrich mit einer Geldsumme abfand, führte er auf die Bergfeste Werfen an der Salza. Vor seinem Abzuge wurden noch die Mauern von St. Veit gänzlich abgebrochen.

Die leicht errungenen Vortheile hatten die Heunburger Verbündeten sorglos gemacht. Als daher, nach dem Unglücke Ludwig's, der Herzog Mainhart unverweilt seinen zweiten Sohn, Otto, mit einem beträchtlichen Heere und mit strengen Aufträgen gegen Kärnten aufbrechen ließ, fühlten sie sich dem neuen Gegner nicht gewachsen, und flohen erschreckt aus einander. Mehre der Rädelsführer wurden auf der Flucht ergriffen, martervoll hingerichtet und ihre Güter eingezogen. Friesach vermochte der Herzog Otto nicht zu nehmen; er bauete dem Platze eine Gegenfeste hin, die er Rabenstein nannte. Doch der beherzte Vicedom brannte sie ihm durch einen Handstreich nieder, und that ein Gleiches mit Silbereck und Pullen. Vortheil und Nachtheil mochten dadurch auf beiden Seiten einander ungefähr aufwiegen.

Die fromme Elisabeth, Herzog Albrecht's Gemalin, nahm sich die Gefangenschaft ihres Bruders, des jungen Herzogs Ludwig, tief zu Herzen; sie fürchtete, daß die Rache der Feinde ihres Gemals nunmehr an dem schuldlosen Gefangenen ausgehen würde. Einsehend, daß nur der Friede mit Salzburg und dessen Erzbischofe Ludwig's Kerker öffnen könne, trachtete sie eifrig, den schnöden Kriegszustand zu beendigen. Ihre Bitten, von den Vorstellungen des Bischofs von Freisingen unterstützt, bewogen endlich ihren strengen Gemal, Friedensunterhandlungen zu bewilligen. Sie begannen zu Efferding. Hier versammelten sich im März 1293 die Herzoge von Baiern, der Erzbischof Konrad von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Freisingen, mit vielen Ministerialen und glänzendem Gefolge,

Anfangs schienen die Unterhandlungen einen günstigen Erfolg zu haben. Als aber der Erzbischof Konrad auch die Häupter der Verschworenen, die Grafen von Heunburg, Pfannberg und Stubenberg, mit in den Friedensschluß begriffen und ihre Güter ihnen erhalten wissen wollte, empörte sich Albrecht's Stolz gegen diese Bedingung, die ihm Schonung strafwürdiger Vasallen zumuthete. Die Unterhandlungen brachen ab, und der Krieg wüthete fort. — Aber Elisabeth ließ nicht nach mit Bitten; der Graf Friedrich von Ortenburg, ein Liebling des Herzogs, that dasselbe, und so wurde der harte Sinn des Herzogs abermals erweicht. Neue Unterhandlungen wurden zu Wels angeknüpft; aber wieder sträubte sich der Herzog gegen jenen neuerdings zur Sprache gebrachten Punkt des Friedens, und der Herzog von Kärnten zeigte dieselbe strenge Beharrlichkeit rücksichtlich seines aufrührischen Dienstmannen, des Heunburgers. Fruchtlos, wie die erste, blieb diese zweite Versammlung. Doch hatte durch derlei Zusammenkünfte und Besprechungen der Groll Aller an seiner Kraft verloren, und die unermüdliche Friedenstifterin Elisabeth ließ ihre Hoffnungen nicht fahren, ihr Bitten nicht aufhören. Zu Linz kam endlich, unter Obmannschaft des Pfalzgrafen Ludwig von Baiern und des Bischofs Heinrich von Regensburg, denen beide Theile Befolgung ihres Schiedsspruches zugeschworen hatten, eine dritte Versammlung zu Stande. Der Heunburger und der Stubenberger hatten, durch Nachgeben und Unterwerfung, der Würde ihrer Lehensherren genug gethan, und der Schwierigkeiten waren daher jetzt weniger. Am 24. Mai 1293 wurde beschlossen und getaidingt, daß Herzog Albrecht sich seiner Ansprüche auf Rastatt auf drei Jahre, und des Salzsiedens in der Gosach auf ein Jahr, unbeschadet seiner Rechte, begeben solle, ferner, laut eines anderen gleichzeitigen Uebereinkommens, daß alle Straßen, zu Lande wie zu Wasser, offen seyn und ihre alte Richtung behalten sollten, und der Erzbischof wieder in den Genuß der Mauth zu Rottenmann einzusetzen sey. Am folgenden Tage wurde der Friede förmlich unterzeichnet. Alle Gefangenen wurden freigegeben und erhielten ihre Güter zurück; aller Bann wurde aufgehoben, und feierlich in die Sühne aufgenommen Alle, die bei dem Aufstande und bei der Gefangennehmung des Herzogs Ludwig thätig gewesen. —

So war endlich Ruhe und Frieden in der Steyermark, und man hätte hoffen können, daß, nach der Beseitigung dieser hartnäckigen Fehde, nach

den glücklich beigelegten Zerwürfnissen in den Habsburg'schen Stammlanden, bei der festeren Freundschaft mit Ungarn, die Stürme auf lange beschwichtigt seyn dürften. Doch durch Albrecht's Leben ging ein düsterer Geist des Unfriedens und Kampfes, theils erzeugt durch die Heftigkeit und Unbeugsamkeit seiner eigenen Sinnesart, theils durch das unbändige Wesen der Zeit, welcher er angehörte. Auch die Umtriebe und Einflüsterungen des Abtes Heinrich von Admont, dieses rastlosen Aufstachlers und Zwietrachtspinners, ziehen sich als schwarzer Faden durch Albrecht's Daseyn. — Kaum war, durch die ruhmwürdigen Bemühungen der Gutgesinnten, durch die Thränen der edlen Herzogin, die Heunburger Fehde geschlichtet, so trübten sich schon wieder die Verhältnisse mit Salzburg.

Zur Vermehrung der herzoglichen Einkünfte, vielleicht auch, um seiner Bitterkeit gegen Salzburg einen neuen Spielraum zu öffnen, lag der Abt von Admont dem Herzoge Albrecht eifrig an, ein neues Salzbergwerk zu gründen. Längst schon gab es in der Gegend, wo Salzburg und Oesterreich zusammengränzen, Salinen. Sie hatten jenem Lande, der Hauptstadt, wie dem Hauptflusse, und manchem anderen Orte den Namen geliehen, und warfen dem Erzbisthume und einigen Klöstern beträchtliche Jahreseinkünfte ab. Darauf deutete der Abt verlockend hin, und der Herzog, ein Freund des Goldes, war für den Antrag leicht gewonnen. Auch war das Bedürfniß vorhanden, denn der Mangel an eigener Salzproduction — Ischl gab damals nur geringe Ausbeute — machte Oesterreich hinsichtlich dieses unentbehrlichen Minerals von Salzburg abhängig, führte große Geldsummen dorthin, und erzeugte noch den Nachtheil, daß, bei feindseliger Stellung beider Länder, die Salzzufuhren oft abgesperrt wurden. Der Abt säumte nicht, rüstig an's Werk zu gehen. Es heißt, daß bei Gosach, auf der Ostseite desselben Gebirges, dessen westliche Senkung für Salzburg so ergiebig war, eine Soole entdeckt wurde. Schnell wurde auf dem Salzberge im Kuchenthale ein Stollen eingetrieben und Salzpfannen errichtet. Der Stollen lief durchaus auf österreichischem Grund und Boden zu Tage; doch mögen die unterirdischen Gänge leicht die salzburgische Erde berührt haben.

Dem Erzbischofe war dies nicht gleichgiltig; er sah sein Monopol plötzlich getheilt, und gar bald zeigte sich in seinen Einkünften ein Ausfall von 50,000 Wiener Pfund, ein Schade, der sich immer mehr zu vergrößern drohte. Anfangs versuchte er friedliche Schritte. Er ließ durch eine eigene

Gesandtschaft den Herzog ersuchen, das Erzstift nicht in seinem alten Rechte zu schädigen und dem eigenen Salzbau in der Gosach zu entsagen. Als Grund dafür führten die Abgeordneten an: die hier benutzte Soole sey ein Abfluß der Salzburger des Kuchenthales, und werde also der dortigen Ausbeute entzogen. Der Herzog erwiederte, im Sinne des Admonter Abtes, ganz kurz: er werde sich nicht wehren lassen, auf eigenem Grunde Bergbau zu treiben.

So abgewiesen, wendete sich der Erzbischof an den König Adolf, bittend, dem Herzoge den ferneren Betrieb der Gosacher Werke zu untersagen. — Zwar gehörte der Bergbau ursprünglich zu den kaiserlichen Regalien, und der Reichsfürst, der in seinen Landen ihn betreiben wollte, bedurfte der Verwilligung des Reichsoberhauptes; doch die kaiserliche Gewalt war längst nicht mehr in der Verfassung, über solchen Gegenständen, die obendrein mehr auf bloße Förmlichkeiten hinausliefen, streng zu wachen, und so war diese Bedingung in den größeren Herzogthümern so ziemlich in's Vergessen gerathen. Herzog Albrecht aber wäre, bei seinen gespannten Verhältnissen zu dem Könige Adolf, dessen Ohnmacht er in dem Gefühle seiner eigenen Kraft um so geringer achtete, am wenigsten geneigt gewesen, sein vortheilhaftes Unternehmen von der königlichen Erlaubniß abhängig zu machen.

Es waltete zwischen dem Könige und dem Herzoge eine feindselige Sympathie, die sich in ihrem gegenseitigen Hasse verstand, ohne einer äußeren Erklärung zu bedürfen. Begierig griff daher der König Adolf die Gelegenheit auf, seinen Gegner das königliche Machtgebot fühlen zu lassen. Er erließ, und zwar — um das Verbot für den Herzog noch empfindlicher zu machen — durch den Erzbischof selbst, an Albrecht den Befehl, den Salzbau in der Gosach sofort wieder einzustellen.

Albrecht achtete des Befehles nicht, und nützte seine Salinen nach wie vor. Doch sah er sich nach Beistand um, im Falle der König seine Weisung mit dem Schwerte geltend machen wollte. Im Reiche durfte der Herzog nicht auf Hilfe rechnen; denn die meisten Fürsten neideten ihm seine Macht, und außer seinem greisen Schwiegervater, Mainhart von Kärnten, war ihm Keiner ergeben. Von dem Könige von Ungarn, mit welchem er zwar in gutem Einvernehmen lebte, konnte er darum doch nicht hoffen, daß dieser seine freundliche Gesinnung bis zu einem Kriege gegen den deutschen König

ausdehnen werde, und mit seinem Schwager, dem Könige Wenzel von Böhmen, stand er seit lange in gespanntem Verhältnisse. Da zeigte ihm sein Gegner wider Willen selbst den Weg, den er zu gehen hatte. Der König Adolf hatte, in seiner stäten Geldbedrängniß, von England Summen angenommen, und mit dieser Macht sich verbündet. Der Feind dieses königlichen Bundesgenossen mußte nothwendig Albrecht's Freund werden. Und so geschah es. Mit dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich schloß Albrecht ein Bündniß für kommende Gefahren. Er sendete ihm eine Botschaft nach Paris, und dieser erwiederte sie durch seinen Gesandten, den Bischof von Bethlehem, der zu rechter Zeit ankam, um Zeuge der glänzenden Feierlichkeiten zu seyn, mit welchen zu Grätz die Vermälung Anna's, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht, mit dem Markgrafen Hermann von Brandenburg, dem Langen, begangen wurde. Auch das Bündniß mit Kärnten ward noch enger befestigt.

In Wien, wohin der Herzog von Graz zurückkehrte, schwebte der schwarze Engel des Todes nahe über seinem Haupte dahin, und eine Begebenheit, grausig und geheimnißvoll, brachte ihn an den Rand des Grabes. Am Martinstage 1295 saß er in seiner Burg wohlgemuth zu Tische, Schüsseln mit Wildpret und Fischen vor sich. Plötzlich schwanden ihm alle Kräfte, als durchwühle ein schnelles Gift sein Blut und seine Nerven. „Schließet die Thüren!“ schrie er in der Angst des schrecklichen Zustandes, „daß Niemand hinausgehe; auf dem Tische ist Gift!“ Als zwei kleine Edelknaben, Pilgrim und Albero von Puchheim, dies hörten, fielen sie über die Speisen her und verschlangen davon, was sie nur mit den Händen erraffen konnten, um den gräßlichen Verdacht der Giftmischerei von sich abzuwehren. Die Unschuld der Knaben rührte den strengen Herzog dergestalt, daß er der eigenen Todesangst vergaß. „Soll denn Alles, was mir treu und zugethan, mit mir umkommen?“ rief er schmerzlich, und befahl, daß man die Knaben am Essen hindere. Man schrie nach Aerzten. Theriak, Latwergen und Gewürze wollten nicht anschlagen. Da griff man zu einem Mittel, würdig der barbarischen Praktik einer Wissenschaft, die, nur um hundert Jahre früher, den gebrochenen Fuß Leopold's des Tugendhaften durch Abhauen mit dem Beile geheilt, und dem Wettiner Grafen, Dedo dem Feisten, das überflüssige Fett mitsammt dem Leben ausgeschnitten hatte! Man hing, nach ärztlicher Vorschrift, den Herzog an den Füßen auf, damit das vermeintliche Gift aus

dem Magen sich gegen den Kopf senken, und durch Mund, Nase, Augen und Ohren seinen Ausfluß nehmen könne. — Den so gemißhandelten Fürsten verließ die Besinnung; alles Leben schien von ihm gewichen, und durch die Hauptstadt, von da durch das ganze Land, flog blitzschnell das Gerücht seines Todes. In Graz drang die Schreckenskunde seiner Gemalin Elisabeth in's Ohr, welche dort eben erst von einer Tochter genesen war. Ohne Rücksicht auf ihren Zustand, eilte die treue Gattin nach Wien. Sie fand den Herzog lebend, aber in tiefer Erschöpfung, wohl weniger durch das vermeintliche Gift, als durch das unbarmherzige Heilverfahren, dem seine Aerzte ihn unterworfen. Durch ihre emsige und liebevolle Pflege genas er endlich; doch blieb sein Aussehen seitdem fahl und bleich, und das eine Auge hatte er während der Krankheit verloren, was seine an sich strengen und düsteren Züge noch finsterer und furchterregender machte. Nur seine kraftvolle Natur hatte dem Gifte und den Aerzten widerstanden.

Ein Gerücht war leichter ausgesprengt, als widerrufen, und die Lüge ging, da noch Posten und Pressen mangelten, schnelleren Schritt, als die Wahrheit. Auch in Salzburg hieß es, der Herzog sey todt, und der Erzbischof Konrad athmete freudig auf, als er sich des mächtigen Gegners entledigt glaubte. Des Herzogs minderjährige Waisen hatte er wenig zu fürchten; darum eilte er jetzt, nach freiem Gelüsten zu schalten, wie er gern schon längst gethan hätte. Er regte das gemeine Volk in Salzburg und Hallein, das durch die Verminderung des Salzbedarfs viel an Beschäftigung und Tagelohn eingebüßt hatte, auf, und alsbald rottete sich der Pöbel zusammen, stürzte sich, zweitausend Köpfe stark und durch hundert Gewaffnete des Erzbischofs geschützt, auf das neue österreichische Salzwerk in der Gosach, zerstörte den Stollen und die Salzpfannen, verheerte auch den Flecken Traunau, und mißhandelte die wehrlosen Einwohner.

Als der mittlerweile genesene Herzog von diesem Unfuge hörte, gerieth er in einen Zorn, der gerechter war, als die Art, wie er denselben befriedigte. Er legte sogleich Beschlag auf die salzburgischen Güter in Oesterreich und Steyermark, und zog Truppen zusammen, durch welche er das Gebiet des Erzbischofs verheeren und im Sommer 1296 Rastatt belagern ließ, bis die muthige Gegenwehr der Bürger, Mangel an Lebensmitteln und baierischer Entsatz zur Aufhebung der Belagerung zwangen. Der Erzbischof sprach in seiner Noth den Bann über den Herzog und dessen Unterthanen; doch

wurde in der allgemeinen Wuth nicht darauf geachtet, und des Krieges Verderben ging seinen Gang. Aufgegeben, und seinen Untergang vor Augen, entfloh der Erzbischof nach Meissen zum Könige Adolf, diesem seine Noth zu klagen und um Schutz zu flehen. Der König, wie wenig auch seine früheren Befehle bei dem Herzoge ausgerichtet hatten, ließ dennoch auch diese Gelegenheit, im befehlenden Tone zu dem stolzen Lehensmanne sprechen zu können, nicht unbenutzt. Ohne erst eine Einrede des Herzogs zu hören, gebot er ihm durch den Grafen von Oettingen, dem Erzbischofe vollen Ersatz zu leisten, oder gewärtig zu seyn, daß der König selbst nach Oesterreich komme und Ruhe schaffe. Der Herzog fand es nicht an der Zeit, mit dem Reichsoberhaupte zu brechen; er ließ dem Könige seinen Gehorsam vermelden, doch verlangte er, daß man auch seine Ansprüche an den Erzbischof berücksichtige. Als nun der König gleichwohl auf seiner vorigen Forderung unbedingt bestand, sah der Herzog die Nothwendigkeit ein, sich wenigstens scheinbar dem Erzbischofe zu nähern. In Rottenmann sprachen sich die beiden Gegner; aber der Herzog stellte seine Forderungen so hoch, daß der Erzbischof ohne ausdrückliche Genehmigung des Domkapitels nicht darauf einzugehen wagte. Es blieb daher bei einem kurzen Waffenstillstande, während dessen man auf einen Friedensschluß hinzuarbeiten die Miene annahm. Doch war dem Herzoge selbst um Frieden nicht zu thun, und er ließ sogar an Heinrich von Walsee in Judenburg den Befehl ergehen, sogleich nach abgelaufenem Stillstande die Fehde gegen Salzburg kräftigst zu erneuen. Zugleich verband er sich mit dem Bischofe Enicho von Freisingen und mit dem Probste Hugo von Isny wider das Erzstift, das abermaligen Verheerungen entgegensehen mußte.

Die Ruhe in Steyermark, und selbst in Oesterreich, war nicht viel mehr, als eine künstliche, durch Furcht erzeugt, oder durch Vorsicht, und daher nur auf so lange zu verbürgen, als jene Beweggründe walteten. Das Schicksal Wien's, dem der Herzog seine Privilegien mit Waffengewalt abgerungen hatte, stand noch immer vor Augen, und die Partei der Mächtigen in Oesterreich sah ein, daß ihr dasselbe Loos zugedacht sey, wie der Hauptstadt bereits widerfahren. Seine Schwaben, auf deren Treue der Herzog sich besser verlassen zu können überzeugt war, als auf jene der Eingeborenen, zog er diesen bei jeder Gelegenheit vor. Arm waren sie gekommen, und nun machten sie sich breit in dem Lande, das sie als Fremdlinge betreten,

und gelangten, unter dem Schutze des Landesherrn, durch reiche Heiraten und allerlei Beförderungen, zu Reichthum und Ehren vor allen Uebrigen. Das gab fortwährenden Zunder zur Unzufriedenheit und Reibung. Der Adel in Oesterreich konnte sich übrigens nicht verhehlen, daß seine Gerechtsame dem Herzoge, der sichtlich nach unbeschränkter Gewalt strebte, ein Dorn im Auge waren, und er keine Gelegenheit vorüberließ, sie zu schmälern. Den auf ihre Vorrechte eifersüchtigen Ministerialen flößte dies nicht geringe Besorgniß ein, und der Widerstand wurde zwar verschoben, doch nicht aufgegeben. Aber nicht nur durch ähnliche Beschwerungen, auch durch löbliche Handlungen machte der Herzog den Adel sich abgeneigt. Die Kraft und Entschiedenheit, womit er den Landfrieden aufrecht erhielt, die Gewalt, womit er räuberische Edle demüthigte, die unerbittliche Strenge, womit er Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit bestrafte, ergrimmte manches unbändige Gemüth, und so erwarb sich der Herzog durch seine Fehler, wie durch seine Tugenden, gleich sehr Feindschaft und Widerwillen.

Kaum hatte daher das erwähnte Gerücht seines Todes Platz gegriffen, so schritt der Unwille zur That. Die Mißvergnügten, unter ihnen Albrecht's nächste Räthe, rotteten sich zusammen, griffen zu den Waffen, fielen über die verhaßten Ausländer her, und hielten eine Versammlung in Stockerau. Zugleich sendeten sie Abgeordnete nach Prag, um durch Einvernehmen mit dem böhmischen Könige Wenzel, der fort und fort gegen Albrecht grollte, ihr Unternehmen zu befestigen. Wenzel versprach ihnen Schutz vom römischen Könige, und sagte ihnen bis dahin seinen eigenen Beistand zu, insbesondere nach seiner Rückkehr aus Polen. Zwar hatten sie diesen eifrig gesucht, doch nun er verheißen wurde, fürchteten sie plötzlich, der Böhmenkönig könne diese Gelegenheit wahrnehmen, um sie zu unterjochen. Das Andenken an König Ottokar's drückendes Regiment in Oesterreich war noch in lebhaftem Andenken; man besorgte, König Wenzel werde den Tod Ottokar's, seines Vaters, jetzt an Oesterreich rächen, und die Meisten schrien: „es sey noch besser, den Schwaben, als den Böhmen zu gehorchen.“ Bei solcher Verworrenheit der Begehren nahm der Aufstand einen friedlicheren Charakter an. Die Stockerauer Versammlung, doppelt eingeschüchtert durch die mittlerweile ihr zugekommene Gewißheit, daß der gefürchtete Herzog noch lebe, schickte an ihn den alten Chuenringer, den Albrecht von Puchaim, Hadmar von Stubenberg und Konrad von Sumerau als Abgeordnete, um ihn wegen

Bestätigung der durch die alten Markgrafen und Herzoge und zuletzt durch Kaiser Friedrich II. dem Lande Oesterreich verliehenen Freiheiten zu ersuchen, und, falls er dies weigere, ihm den Gehorsam aufzukündigen.

Der Herzog empfing die Gesandtschaft, als er eben aus der Messe kam, friedlicheren Sinnes durch die eben geübte Andacht und wohl auch durch die Vorstellung, daß er in diesem Augenblicke nicht hinlänglich gerüstet sey, doch auch entschlossen, sich Nichts abtrotzen zu lassen. Er gab gelassen e, doch unbestimmte Antwort, verlangte schriftliche Vorlage der begehrten Punkte, um mit seinen Räthen Alles in Erwägung ziehen zu können, und entschied: er wolle sich die Sache überlegen. Mit dieser halben Antwort verfügten sich die Abgeordneten nach Trübensee, wohin die Mißvergnügten ihre Versammlung verlegt hatten. Dorthin kamen auch Heinrich von Liechtenstein und der Edle von Hackenbergen, welche aus Prag gute Botschaft vom Könige Wenzel brachten. Derselbe wiederholte ihnen die Zusicherung seines Beistandes, und berief sich dabei auf den Willen des römischen Königs, der ganz hiermit einverstanden sey. Dadurch wuchs den Mißvergnügten der Muth, und, auf das Aeußerste gefaßt, beschlossen sie nun, ihre Beschwerden offen und ungescheut dem Herzoge zu überschicken, dessen unvermuthete Mäßigung gegen die Stockerauer Abgesandten ihnen denselben gleichsam im Gefühle der Schwäche oder des Unrechts zeigte. Hauptpunkte der Beschwerdeschrift waren: der Herzog sollte versprechen, künftig kein Geld mehr in das Ausland zu senden, alle Schwaben sollten das Land räumen; denjenigen von ihnen, welche im Lande sich verheiratet, sollte, bevor man sie wegschicke, Alles abgekauft werden; noch andere Beschwerden betrafen wahrscheinlich die Münze und die Vererbung. Würden diese ihre Bitten nicht gewährt, so achteten sie sich ihrer Unterthanenpflicht entbunden.

Das böhmische Bündniß, und das Einvernehmen mit dem Könige Adolf, gab dem Unternehmen der Mißvergnügten allerdings Nachdruck und Bedeutung, und der sonst der Nachgiebigkeit wenig gewöhnte Herzog, zeigte sich daher diesmal unerwartet fügsam. Als er die Beschwerden vernommen, besprach er sich mit seinen schwäbischen Räthen. Mit edler Selbstverläugnung riethen sie ihrem Herrn, er möge sie lieber entlassen, als um ihretwillen an Gut und Ehre Gefahr laufen; er werde ja auch anderwärts ein Amt für sie haben. Da rief der Herzog die Abgeordneten zu sich, und verwilligte alle Punkte der Beschwerde. Nur vier schwäbische Herren, möge man ihm vergönnen, bei

sich zu behalten: den Marschall Hermann von Landenberg, und die drei Brüder Eberhard, Heinrich und Ulrich von Walsee, die im Lande vermält und begütert.

Als nun die Abgeordneten diesen günstigen Bescheid nach Trübensee brachten, da wich alle Mäßigung, und voller Uebermuth folgte dem scheinbaren Erfolge. „Lieber hundert andere Schwaben, nur diese Vier nicht!“ schrie die Versammlung, und mit dieser Antwort schickten sie dem Herzoge abermals Boten nach Wien. Doch dieser hatte mittlerweile sich wieder ganz ermannt; vielleicht war überhaupt sein Nachgeben nur Schein gewesen, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln zu treffen. „Das Land ist mein, ich bin Herr darin, und werde, um solcher Drohungen willen, nicht den geringsten Küchenknecht von meinem Hofe fortschicken.“ So lautete die, von der früheren sehr verschiedene Antwort, welche der Herzog diesmal den Abgeordneten der Mißvergnügten gab. Schnell verschaffte er sich Soldtruppen aus Franken, Schwaben und dem Elsaß, und stand, ehe man es sich träumen ließ, furchtbar gerüstet da.

Der Schrecken lähmte die Mißvergnügten; sie ließen unthätig Alles geschehen, und verlegten den heranziehenden Hilfsvölkern des Herzogs nicht einmal die Straßen. Sie eilten nur, den König Wenzel an sein Versprechen zu erinnern und um schleunige Hilfe zu bitten. Doch Wenzel war wankelmüthig; seine Gemalin, vor einem offenen Kampfe zwischen Gatten und Bruder bebend, hatte ihn auf andere Gedanken gebracht, und Albrecht soll später durch förmliche Abbitte, des Königs Groll beschwichtigt haben. So kam es, daß Letzterer nicht mehr als fünfhundert Mann sendete. In steigender Angst wendeten sich die Aufrührer an Albrecht's alten Feind, den Grafen Johann von Güns; doch der hatte schon zu bitter des Herzogs starken Arm empfunden, und war theils zu ohnmächtig, theils zu furchtsam, um in neue Fehde sich einzulassen. Den letzten Versuch machten die Verschworenen bei den Bürgern Wien's, sie auffordernd, sich an sie anzuschließen, weil jetzt die Gelegenheit gekommen, das Unrecht zu vergelten, welches der Herzog gegen die Hauptstadt verübt habe. Aber der Herzog besaß die Liebe des größeren Volkes, dem er sich gnädig und wohlwollend zu erzeigen pflegte. Darum schickten die Wiener, die sich gar wohl erinnerten, wie damals, bei dem Aufstande der Stadt, der Adel sie aufgestachelt, ihnen Hoffnung auf Beistand gemacht, und sie dann ihrem Schicksale überlassen hatte, die Antwort zurück: es sey

gar unnöthig, daß der Herzog Hilfstruppen aus dem Reiche hole; denn sie, die Wiener selbst, wären bereit, dem Herzoge mit Gut und Leben beizustehen, und mit ihm in den Tod zu reiten und zu gehen. Diese Treue einer Stadt, die er so hart gedemüthigt, rührte des Herzogs düsteren, doch auch großherzigen Sinn; er beschloß, zu lohnen, zu vergüten. Er verlieh am 12. Februar 1296 der Hauptstadt eine neue Handfeste, belobte darin die Treue seiner lieben Wiener, und gab ihnen alle Privilegien zurück, welche sein Vater, König Rudolf, ihnen verliehen, mit Ausnahme jener, welche Wien zur freien Reichsstadt erklärt hatten.

Bei solchen Gesinnungen Wien's, welche die letzte Hoffnung der Aufrührer niederschlagen mußten, hatte der Herzog nunmehr doppelt freie Hand. Er brannte vor Ungeduld, dem Aufstande die Stirn zu zeigen, und obschon er für den Anfang nur gegen zweihundert streitbare Männer zur Hand hatte, zog er doch an ihrer Spitze kühn und fröhlich hinaus in's freie Feld, dort ein Lager zu schlagen. Das Gerücht ging, er werde auf das linke Donauufer übersetzen, und dort die Aufrührer zum Gehorsam zwingen. Gleichzeitig würde das anrückende schwäbische und fränkische Kriegsvolk über die Rebellen auf der Südseite der Donau herfallen und dort auf Kosten derselben sich gütlich seyn lassen. Dergleichen schlimme Aussichten benahmen den Verschworenen den letzten Muth. Alle verwünschten ihre Theilnahme an dem Aufstande. Einer schob die Schuld auf den Anderen, und Viele eilten die Fürsprache der Herzogin anzuflehen. Gern und mit gutem Erfolge übernahm diese das Mittlergeschäft. Der Herzog, jeder Widersetzlichkeit ein strenger Feind, doch aus Grundsatz und Politik versöhnlich und großmüthig gegen den reuig sich Unterwerfenden, verkündigte Allen seine Gnade, die im Süden der Donau sich dem Aufstande angeschlossen. Nur mußten sie geloben, ihm auf das linke Ufer zu folgen und ihm zur Unterwerfung der anderen Verschworenen zu helfen. Damit war der Bund der Mißvergnügten aus einander gesprengt, und die Trümmer desselben eilten sich zu unterwerfen, oder beschränkten sich auf matte Vertheidigung. Der alte Leutold von Chuenring harrte noch immer der Erfüllung des Königswortes Wenzel's. Er eilte selbst nach Prag, wartete durch zehn Tage vergeblich, vorgelassen zu werden, und sah mit Unmuth, wie der König, seine Zeit zwischen Beten und Schlafen theilend, seiner Zusage nicht mehr gedenken wollte. Hier ereilte ihn auch die böse Mähr aus Oesterreich, daß eines seiner Schlösser vom Herzoge

erstiegen und geschleift, ein zweites zur Uebergabe gebracht worden sey. Da ward er inne, daß längeres Zuharren ihn gänzlich verderben würde. Er eilte zurück, gelobte Unterwerfung, gab Pfänder für seine Treue, und söhnte sich mit dem Herzoge aus. Wer von den Mißvergnügten ja noch Widerstand zu leisten versuchte, den bändigten die schwäbischen Kriegsknechte, die im Lande übel hauseten, doch zugleich manches arge Raubnest brachen, so auch den weit und breit gefürchteten Raubritter, Lichtensteiner von Falkenstein, aus allen seinen Besitzungen und endlich gar aus dem Lande selbst trieben. Nur Konrad von Sumerau, das Haupt des Aufstandes, und des Herzogs, der ihm einst die Schlösser Freinstein und Wernstein entrissen, bitterer Feind, weigerte bis zuletzt die Unterwerfung, und als endlich die Noth ihn dazu zwang, ließ ihn der Herzog zwar unversehrt an Leben und Freiheit, sprach aber über den unruhigen und gefährlichen Ritter die Strafe ewiger Verbannung aus. Seine Ahndung war die härteste; denn alle Mitschuldigen hatte der Herzog mit Milde und Schonung behandelt. Voll vermehrten Hasses wendete der Verbannte der Heimat den Rücken, und ging zum König Adolf, im Glanze desselben sich eine Weile sonnend und dann auch mit ihm verlöschend. Mit Kraft und Umsicht war die Gefahr des Aufstandes beschworen worden, und es ehrte den muthigen Herzog um so mehr, daß er den vollständigen Sieg, den er errungen, durch keine Unversöhnlichkeit, keine Härte befleckte.

Um diese Zeit ereilte das Verhängniß einen Mann, den Glück und Verdienst gehoben, Arglist und Haß in seiner Stellung befestigt hatten, der, nach allen Seiten Zwietracht säend, seinen Freunden oft noch gefährlicher geworden war, als seinen Feinden. Am 24. Mai 1296 wurde der Abt Heinrich von Admont, ermordet und schauerlich verstümmelt, in seinem Bette gefunden. Die Leiche war von zahllosen Dolchstichen durchbohrt, und die Mörderhand hatte, um ihres Zweckes sicher zu seyn, auch noch den Kopf des Opfers vom Rumpfe geschnitten. Dunkel schwebt über der That und dem Thäter. Ein naher Verwandter des Abtes soll das blutige Bubenstück begangen haben.

Kaum war der kurze Waffenstillstand mit Salzburg abgelaufen, so brach, dem Auftrage des Herzogs gehorsam, Heinrich von Walsee von Judenburg aus gegen die erzbischöflichen Besitzungen im Lavantthale los, und trieb die Verwüstung so weit, daß es auf gänzliche Vertilgung des Gegners und alles ihm Angehörigen abgesehen schien. Umsonst flehten das Domkapitel



und der Abt zu St. Peter in Salzburg bei dem Herzoge um Schonung, damit nicht viele Unschuldigen um weniger Schuldigen zu Grunde gingen; der Herzog haßte und strafte den Erzbischof in Allen, die Pflicht oder Zufall mit demselben verband, und vergab es nicht, daß der Erzbischof dem Könige Adolf Gelegenheit gegeben hatte, befehlend gegen ihn aufzutreten. Der Walseer drang unter fortgesetzten Verheerungen im erzbischöflichen Gebiete vor; sein Bruder Ulrich stieß mit neuen Mannen zu ihm. Noch immer harrte der Erzbischof Konrad auf die verheißene Hilfe vom deutschen Könige; sie blieb fortwährend aus. Dennoch sträubte sich des Erzbischofs harter Sinn, durch Nachgiebigkeit dem Elende seiner Unterthanen und der Verwüstung seines Landes zu steuern; da wurde er endlich durch das Domkapitel und seine Ministerialen gedrängt, eine Aussöhnung mit dem mächtigen Herzoge zu suchen und den machtlosen König Adolf seinem Schicksale zu überlassen. Wiederum richtete man die Blicke hoffnungsvoll auf die Friedenstifterin Elisabeth; ein Domherr ging als Abgeordneter zu ihr nach Wien, ihre Vermittelung zu erbitten und ihr das Schicksal des bedrängten Erzstiftes an's Herz zu legen. Gern that sie, was ihr Herz ihr eingab. Sie ermahnte den Gatten, der Kirchen und ihrer Diener zu schonen, und deutete auf den, vielleicht nahen Kampf mit einem größeren Gegner, dem Könige Adolf, wodurch Friede mit anderen Fürsten doppelt nöthig werde. Dieselben Vorstellungen machten die Bischöfe und die herzoglichen Räthe; Alle waren darüber einig, der Erzbischof habe für sein, dem Herzoge angethanes Unrecht hart genug gebüßt, und verdiene nun Schonung; beiden Theilen thue der Friede Noth. Der Herzog, noch immer aufgereizt, ließ sich nur schwer besänftigen; endlich gab er dahin nach, daß das Domkapitel und die Ministerialen von Salzburg den Erzbischof veranlassen sollten, selbst nach Wien zu kommen und wegen des Friedens zu sprechen; auf so lange sollte Waffenstillstand seyn. Diese Botschaft wurde nach Salzburg gebracht, und belebte von Neuem die Hoffnung des Friedens. Nur der Erzbischof stand eine Weile an, theils aus Stolz, theils weil er für seine Person zagte. Endlich fügte er sich darein, und begab sich auf die Reise nach Wien; ihn geleiteten vier Domherren und eine gleiche Anzahl von Ministerialen und Bürgern. Er wurde vom Herzoge freundlich und mit gebührender Ehre empfangen, und vertheilte mit freigebiger Hand Geschenke unter die herzogliche Umgebung, um sich Freunde und Stützen zu gewinnen auf dem unsicheren Boden. Bei den Unterhandlungen aber zeigte er wenig Schmiegsamkeit;

schon geriethen dieselben in's Stocken, und der Erzbischof zitterte vor neuen Kriegesgräueln. Hermann von Landenberg brachte die abgebrochenen Unterhandlungen wieder in Gang. Jeder Theil, so wurde festgesetzt, solle zwei Schiedsmänner erwählen und ihren Ausspruch getreulich befolgen. Dieser erfolgte am 24. September 1297, und lautete: der Herzog Albrecht leistet Verzicht auf Radstadt und auf die Voigtei über die Güter des Klosters Admont jenseits der Mannling; dagegen tritt ihm der Erzbischof zweihundert vier und sechzig Huben zu Lutenwerd, die jährlich hundert zwei und dreißig Mark Pfennige abwerfen, so wie den sogenannten Marchdienst, eine alte Steuer, auf dem Gute auf der March, zu zwanzig Mark Pfennige, und überdies die halbe Mauth zu Rottenmann mit allen ihren Rechten ab. Der Herzog entsagt, für sich und seine Nachkommen, der Salzerzeugung auf der Gosach, wogegen ihm der Erzbischof als Ersatz dreitausend Mark Silbers nach dem Wiener Gewicht zu bezahlen hat; alle Ansprüche Salzburg's auf Sitzenberg und Weißeneck sind aufgehoben, und die Burg im Ennsthale darf nicht wieder aufgebaut werden. In einer besonderen Urkunde wurde festgesetzt, daß inskünftig jede Mißhelligkeit oder Alles, worüber beide Theile sich noch nicht geeinigt, durch zwei Schiedsrichter von jeder Seite bis zum St. Georgentage 1298 ausgeglichen werden solle.

So endigte, spät genug, die lange, verderbliche Fehde mit Salzburg, deren Zeugen verheerte Ländereien, vergossenes Blut und elend gemachte Unterthanen waren. Jeder Theil hatte in dem unseligen Kampfe verloren, doch weit mehr noch Jene, die gar nicht an dem Kampfe Theil genommen, und auch durch den Frieden Nichts wieder gewinnen konnten.

Hartnäckige Gemüther, einmal versöhnt, pflegen dem Hasse ernsthafter zu entsagen, als schlaffe Mißgunst. Albrecht und Konrad, einst so bittere Gegner, blieben seitdem unzertrennliche Freunde. Gleichzeitig mit der Friedensurkunde, wurde auch zwischen dem Herzoge Albrecht, seinen drei Schwägern, den drei Herzogen von Kärnten, und dem Salzburger Erzbischofe und Domkapitel ein Bündniß geschlossen, in welchem die Letzteren sich anheischig machten, weder dem römischen Könige, noch irgend einem Andern den Durchzug durch das Salzburger Land gegen die Herzoge zu gestatten, wodurch nunmehr eine große Strecke Landes entlang die Gränzen der Verbündeten jedem Angriffe von Baiern aus unzugänglich blieben. Kurz darauf bestätigte, zur Bekräftigung der Freundschaft, der Herzog Albrecht dem Erzstifte ein

Privilegium Friedrich's des Streitbaren, in Bezug auf die Handelsfreiheit durch Oesterreich. Auf seine freundliche Einladung ward der Erzbischof Taufpathe der jüngstgeborenen Tochter des Herzogs, und weihete bei dieser Gelegenheit acht Edelknechte, die der Herzog ihm zu Ehren zu Rittern schlug, feierlich zu der neuen Würde ein, indem er ihnen Schwert und Schild segnete. Durch die dauernde Aussöhnung mit dem einflußreichen Erzbischofe hatte der Herzog sich das Feld frei gemacht zu dem großen, gewagten Kampfe, den er gegen das erwählte Reichsoberhaupt und um die erste Krone der Christenheit vorbereitete. Alle seine Maßregeln aus damaliger Zeit streben zu diesem gewaltigen Ziele hin, und dadurch, daß er seine neuen und alten Bundesgenossen durch Verträge hinderte, dem Könige Adolf Beistand und Vorschub zu leisten, ordnete er gleichsam schon die Schlachthaufen, die zu dem Unternehmen mitwirken sollten.

Die lange Spannung zwischen dem Herzoge Albrecht und seinem Schwager, dem König Wenzel II. von Böhmen, war endlich den unermüdlichen Sühnungsversuchen der Königin Jutta gewichen. In Mähren hatten sich die beiden Fürsten getroffen und den alten Groll vergessen. Beide waren nunmehr bemüht, ihre Aussöhnung auch der Welt zu zeigen. Daher fuhr der Herzog Albrecht mit den Seinigen nach Prag, Schwester und Schwager heimzusuchen. Der Böhmen König überhäufte seine Gäste mit Ehren und Vergnügungen, und entließ die wieder Scheidenden mit kostbaren Geschenken und Angedenken. Später erwiederte er, begleitet von Gemalin, Kindern und ansehnlichem Gefolge, den Besuch in Wien, verbrachte dort bei seinem Schwager zwölf Tage unter Festen und Zerstreuungen, und kehrte, vom Herzoge nicht minder reich beschenkt, nach Prag zurück. Das Volk jubelte ob der segensreichen Eintracht der Fürsten.

Aber ein noch größeres und bedeutsameres Fest vereinigte sie nach einiger Zeit noch enger. Schon seit längerer Zeit hatte König Wenzel seine Krönung zu Prag vorbereitet, die an Glanz und Herrlichkeit alles Aehnliche hinter sich zurücklassen sollte. Der Herzog Albrecht befand sich unter den geladenen Gästen, und sparte nichts, um bei seinem Auftreten eine Pracht und einen Reichthum zu zeigen, würdig des Mannes, der sich berufen fühlte, um die erste Krone der Welt zu ringen. Mit zehntausend Pferden, die alle auf seine Kosten verpflegt wurden, kam er in Prag eingezogen; Jeder seines Gefolges erhielt täglich von ihm Zehrung; zwei und fünfzig Edelleuten

ertheilte er in Prag den Ritterschlag. Nach dem großen Buhurd — einem Scherzkampfe unter Mehren zugleich — schenkte er allen daran Theilnehmenden die Waffen, und ließ sie bei der Tafel in neuen Prachtanzügen erscheinen, die ebenfalls sein Geschenk waren; die Kleider aber, mit welchen sie vorher angethan gewesen, wie auch das, auf zweihundert Mark angeschlagene Tafelgeräthe nebst den übrig gebliebenen Speisen, gab er den Zuschauern preis. Er konnte aber auch seinen Reichthum vor keiner zahlreicheren und glänzenderen Versammlung zur Schau tragen als hier. So zahllos waren die herbeigeströmten Gäste, daß aus den königlichen Vorräthen allein für 191,000 Pferde Futter verabreicht wurde. Acht und zwanzig fürstliche Personen, geistlichen und weltlichen Standes, trafen hier zusammen; darunter die Erzbischöfe Gerhard von Mainz und Hermann von Magdeburg, die Bischöfe von Prag, Olmütz, Krakau, Lebus, Meissen, Freising, Basel und Konstanz; die Herzoge Albrecht von Sachsen, Bolek von Schweidnitz, Heinrich von Glogau und die Gebrüder von Oppeln; die Markgrafen Hermann und Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, Friedrich der Gebissene von Meissen u. A. Das königliche Prag vermochte diese Menge nicht zu fassen; sie wurde großentheils unter großen Zelten außerhalb der Stadt beherbergt und bewirthet. Am 2. Juni 1297, als am Pfingstsonntage, wurde im Dome zu St. Veit die Krönung des Königs durch den Erzbischof von Mainz vollzogen. Der Glanz, mit welchem der jugendliche König sich umgeben, blendete die Augen und war kaum noch gesehen worden. Seine Krone ward auf zweitausend, Schwert und Schild, so man ihm vortrug, auf dreitausend Mark geschätzt; der Löwe auf besagtem Schilde war zusammengesetzt aus Perlen auf goldenem Grunde; vier große Rubinen bildeten die Krallen an jeder Tatze. Das Krönungskleid, über viertausend Mark werth, war aus goldenen Schuppen zusammengefügt, deren jede fünf Edelsteine umschloß. Ringe, Leibgeschmeide, Gürtel und Hut des Königs überstiegen fast jede Schätzung. Das Höchste und Ungeheuerste, was mittelalterlicher Luxus ersinnen und aufbieten mochte, floß hier in einem sinnbetäubenden Glanze zusammen.

Vier Wahlfürsten des römischen Reiches führte die Festlichkeit zusammen. Es war hier also ganz der Ort und die Gelegenheit, über die Lage der Dinge im deutschen Reiche zu sprechen und die Mittel zu berathen, wie der König Adolf, mit dessen Regimente man übel zufrieden war, vom deutschen Throne zu entfernen, und der Herzog Albrecht auf denselben zu führen sey. Der

Böhmen-König Wenzel war theils durch seine Aussöhnung mit seinem Schwager Albrecht in einen natürlichen Gegner Adolf's verwandelt worden, theils grollte er Letzterem noch insbesondere, weil derselbe Acte der Souverainetät über die an Böhmen verpfändeten Gebiete, z. B. über Eger, auszuüben sich angemaßt hatte. Auch die Uebrigen hatten Gründe der Unzufriedenheit mit Adolf, oder glaubten doch deren zu haben. Den bittersten Gegner besaß derselbe in seinem früheren eifrigsten Gönner, dem Erzbischofe Gerhard von Mainz, dem er vor allen Anderen seine Erhebung zu danken hatte. Nicht nur hatte er dem Kirchenfürsten den verhofften Einfluß auf das Reichsregiment keineswegs eingeräumt, sondern ihm auch andere wichtige Vortheile entzogen, die er ihm vor seiner Erwählung zugesagt. So hatte er ihm damals versprochen, die Schulden, welche Gerhard am römischen Hofe bei der Abholung des Palliums gemacht, zu bezahlen, aber trotz der seitdem erhobenen, beträchtlichen englischen Subsidiengelder, dies später unterlassen. Ferner hatte Gerhard, der dem, von ihm so abhängigen Könige Alles abverlangen zu dürfen meinte, sich den beträchtlichen kaiserlichen Rheinzoll zu Boppard ausbedungen, der, größerer Bequemlichkeit wegen, zum Besten des Erzstiftes Mainz nach Lahnstein verlegt werden sollte. Doch auch hierin hielt der König, nachdem er einmal erlangt, was er gewollt, nicht Wort, und verwandelte dadurch den Erzbischof Gerhard in seinen unversöhnlichsten Feind. So wurde dieser denn leicht für die Sache der Feinde Adolf's gewonnen, und das böhmische Gold — hundert Mark des feinsten Goldes betrug das übliche Krönungsgeschenk der böhmischen Könige an ihre Metropolitane, die Erzbischöfe von Mainz — nahm seinen habgierigen Sinn völlig gefangen. Er versprach, auch noch den Erzbischof von Köln für Albrecht zu stimmen, und somit waren also dann fünf Wahlfürsten für Letzteren gesinnt; dem Könige blieben nur Pfalz und Trier übrig.

Der Angriffsplan ward vorläufig schon geordnet. Habsburg's treuer Anhänger, der Graf Albrecht von Hohenberg und Haigerloch, übernahm es, Verbündete am Rhein und in Schwaben zu sammeln. Jeder der anwesenden Fürsten sagte Theilnahme und Hilfe nach seinen Kräften zu. Den übrigen Reichsfürsten wurde ein Tag nach Eger angesetzt, wo, wegen der Entthronung König Adolf's, Weiteres berathen werden sollte. Man warf ihm vor: er habe Kirchen verwüstet, Jungfrauen geschändet, von einem Geringeren, als er, nämlich vom Könige England's, Sold genommen, das

Reich nicht gemehrt, sondern vermindert, gegebene briefliche Urkunden gebrochen, die Gerechtigkeit um Geschenk und Gaben verwaltet, den Landfrieden nicht gehandhabt, und für die Sicherheit der Straßen nicht gesorgt; Gründe, die theils sehr gesucht klangen, theils in jener Zeit Allen zur Last fielen, theils offenbar aus der Luft gegriffen waren. Adolf, der von den in Prag wider ihn gepflogenen Verhandlungen vollständige Kunde erhielt, meinte den ganzen Bund zu zersprengen, wenn er demselben den Erzbischof Gerhard entzöge. Ehe dieser es sich versah, wurde das Schloß, wo er sich eben befand, von Adolf's Leuten umzingelt, und der Erzbischof dort eingeschlossen. Dies hatte zur Folge, daß die Tagsatzung zu Eger unterblieb, und nach Kaden verlegt wurde, wo es indeß zu keinem Erfolge kam. Doch dauerte der Bund gegen Adolf fort, und drängte immer mehr zu nahen Ereignissen hin.

Der Tod Jutta's, welche kurz nach der Prager Krönung, am 18. Juni 1297 in der Blüte der Jahre in's Grab sank, änderte an dem Freundschaftsverhältnisse zwischen dem Könige Wenzel und dem Herzoge Albrecht Nichts. Den Hauptausschlag gab im Februar des folgenden Jahres eine glänzende Zusammenkunft der Fürsten in Wien, wo der König Wenzel von Böhmen seine Verlobung mit Elisabeth, der Tochter des Königs Andreas, festlich beging. Der König Andreas von Ungarn mit seiner Gemalin Agnes, des Herzogs Albrecht Tochter, sammt einer Menge ungarischer Prälaten und Magnaten; König Wenzel von Böhmen, mit ihm sein junger Sohn und sein Halbbruder, Herzog Niklas von Troppau, wie auch die Bischöfe seiner Länder, dann Herzog Albrecht von Sachsen, der Herzog von Kärnten, Markgraf Hermann von Brandenburg, die Herzoge von Oppeln und viele andere vornehme Herren, bildeten die glänzende Versammlung. Wien hatte kaum noch eine ähnliche gesehen, und frohlockte über den Glanz, wie über das trauliche Verhältniß seines Landesfürsten mit so vielen mächtigen Herrschern. Doch benahm sich das Gefolge theilweise unfein. Von der ungarischen und kumanischen Dienerschaft führten Manche ihre Pferde gar in die Wohnstuben der Wiener, und trieben es so bunt, daß die Hauswirthe endlich mit Waffen d'rein schlugen. Außerhalb des Stubenthors wurden auf solche Weise in einem einzigen Zimmer zehn Ungarn und Kumanen für ihr unhöfliches Benehmen von den ergrimmten Einwohnern niedergehauen. Auch hier galt der verdeckte Zweck des Festes der Beschließung von Maßregeln wider den römischen König und der Erhebung Albrecht's auf den deutschen Thron. Der Graf

Albrecht von Hohenberg traf, aus Rom zurückkehrend — wohin ihn Albrecht gesendet, um sich für die beabsichtigten Schritte, wo möglich, mit dem römischen Stuhle in's Einvernehmen zu setzen — in Wien ein. Welche Antwort er vom römischen Hofe mitgebracht, ist nicht zu erweisen. Ausgegeben wurde sie für eine günstige, ja, es soll der Herzog Albrecht seinen Verbündeten sogar dahin bezügliche päpstliche Briefe vorgezeigt haben, deren Aechtheit später bestritten worden. Wiederum sagten Alle dem Herzoge ihren thätigen Beistand zu, und besonders verband sich der König Wenzel zu Leistung beträchtlicher Subsidien und zur Sendung von Hilfstruppen, wogegen Albrecht sich verpflichtete, daß er, falls er den deutschen Thron bestiege, dem Könige von Böhmen das Pleißner Land sammt Eger, Floß, Parkstein und Weida vom Reiche zu 50,000 Mark verpfänden, und nicht nur alle Privilegien Böhmen's bestätigen, sondern noch außerdem den König aller Verbindlichkeiten wegen der Reichslehen und der Beschickung der kaiserlichen Hoftage entheben werde.

So war nach und nach Alles zu dem Schlage vorbereitet. Die in Wien versammelten Fürsten und Herren hatten ihre Vereinigung mit dem Herzoge Albrecht gegen den römischen König Adolf offen beschworen, und der Beitritt der geistlichen Kurfürsten schien auch Rom's Beistimmung im Voraus zu verbürgen. Albrecht wurde, da somit einmal das Aeußerste geschehen war, von seinen Verbündeten bestürmt, eilig nach Schwaben zu ziehen, damit Adolf ihm nicht zuvorkomme, und er gab daher um Fastnacht 1298 seinen in Oesterreich versammelten Schaaren das Zeichen zum Aufbruch. Sie wuchsen auf ihrem Zuge auf sechstausend Mann an. Es waren sechshundert leichtberittene ungarische Schützen dabei, welche der König Andreas gesendet, unter dem Befehle des Grafen Zolyom aus dem Geschlechte Rusd und des Grafen Paul Modács. Die Steyerer führte Ulrich von Walsee. Aus Oesterreich zogen mit dem Herzoge: Hadmar von Falkenberg, Dietrich von Pillichsdorf, der Chruspeck, Ulrich der Prueschenk, der junge Hannfelder und der Pergauer. Für die nöthigen Kriegsausgaben war der Herzog wohl gerüstet; denn er führte 22,000 Mark Silber baar bei sich. Als Landeshauptmann ließ er in Oesterreich den Burggrafen von Maidburg, Grafen von Hardek aus dem Geschlechte der Grafen von Wye und Rabenswald, zurück, und stellte ihm Räthe an die Seite.

Als der Herzog mit seinem Heere an die baierische Gränze kam, weigerte ihm der Herzog Otto den Durchzug. Doch tausend Mark löthigen

Silbers und des Herzogs Zusage, des Heeres Bedürfnisse baar zu zahlen, beseitigten dieses Hinderniß. Der Pfalzgraf Rudolf, des Herzogs Neffe, der vor kurzem erst mit König Adolf's Tochter sich vermält, hielt treu an seinem Schwiegervater und ging nicht zu Albrecht's Partei über. Er entschuldigte sich hierüber freimüthig bei Albrecht, der, hinlänglicher Bundesgenossen versichert, ihm keinen Zwang anthat, obschon der hitzige Albrecht von Hohenberg darüber mit dem Pfalzgrafen in schnellen Zwiespalt gerieth. Der Bischof von Freising machte dem Herzoge Vorstellungen wegen des Zuges; aber Albrecht entgegnete: „Es ist gerathener, mit Adolf oben um das Seinige zu fechten, denn daß er mit mir um das Meinige ficht, wenn er herunter kommt." Bei Weihenstephan und Pasing, wohin er nun rückte, vereinigten sich mit ihm seine Schwäger, die Herzoge von Kärnten, mit dreitausend Reitern. Nachdem er acht Tage am Lech verweilt hatte, zog er an der oberen Donau herum, um noch mehr Bundesgenossen aufzunehmen und sein Heer zu verstärken. Außer den schon Erwähnten, hielten zu seiner Partei noch die Bischöfe von Straßburg und Konstanz, die Grafen von Freiburg, von Würtemberg, von Feldkirch, von Leiningen, von Lichtenberg, von Veldenz, von Verdenberg, von Zweibrück, von Hohenlohe, die Wild- und die Gaugrafen und die von Ochsenstein. Die von Montfort standen theils auf des Königs, theils auf des Herzogs Seite.

Beide Gegner schienen hinsichtlich ihrer Stärke einander bald zu hoch, bald zu niedrig anzuschlagen; daher suchten sie einander bald mit feindseliger Entschlossenheit auf, bald mieden sie sich unschlüssig und zögernd. Der König Adolf war mit ansehnlicher Heeresmacht in Unterschwaben aufgetreten, wahrscheinlich in der Absicht, mit baierischer Hilfe in Oesterreich einzubrechen. Doch Albrecht's Zuvorkommen vereitelte diesen Plan, und versetzte den Kampf über Oesterreich's Gränze hinaus, dem Lande die Gräuel und Verwüstung des Krieges ersparend. Bei Ulm bot der König dem Herzoge eine Schlacht; doch der Letztere schlug sie aus, weil er sein Heer noch nicht stark genug hielt. Behutsam vordringend, erreichte Albrecht seine schwäbischen Stammgüter, wo er durch die Besatzungen der dortigen Burgen und festen Plätze sein Heer noch ansehnlich vermehrte, und auch sein Kriegsgeräthe vervollständigte. In Waldshut brachte er auch dreißig Schiffe zusammen, um Lebensmittel den Rhein hinab zu führen. Als er am 22. April bei Kenzingen Lager schlug, kamen Gesandte des römischen Königs zu ihm, die ihm Erklärung ob seines

kriegerischen Zuges abverlangten. Er zögerte nicht, entschiedene Antwort zu geben, und erinnerte daran, wie der König, damals bei dem Salzburger Streite, ihn bedroht habe, in Oesterreich über ihn herzufallen; nun wolle er lieber ihn in Nassau aufsuchen, als ihn in Oesterreich erwarten. Offen kündigte man sich jetzt eine Fehde auf Leben und Tod an, und die blutigen Würfel mußten früher oder später fallen.

Der König Adolf führte mittlerweile sein Heer in das Kenzingthal, und stand hier am 24. April dem Herzoge gegenüber; der Fluß Elz trennte die beiden feindlichen Lager. Hier suchten sie, ohne jedoch handgemein zu werden, durch allerhand Scheinbewegungen einander zu täuschen und Vortheile abzuringen; abwechselnd boten und verweigerten sie die Schlacht. So standen sie durch vierzehn Tage einander im Angesichte, immer die Hand am Schwerte, doch ohne loszuschlagen. Nur kleine Gefechte vereinzelter Haufen unterbrachen die tödtliche Spannung, obwohl Nichts damit entschieden wurde. Dem Herzoge Otto von Baiern, der mit einem bewaffneten Haufen dem Könige Adolf zum Beistande zuzog, strebte der Graf Albrecht von Hohenberg und Haigerloch die Straße zu verlegen. Die Baiern waren jedoch durch Kundschafter darauf vorbereitet worden. Es entbrannte ein hitziges Gefecht, und der Graf Albrecht wurde im Kampfe erschlagen. Alle betrauerten den Verlust des wackeren Mannes, am meisten der Herzog. Einige Ritter suchten sich auch Mann gegen Mann auf, und bei solcher Gelegenheit erlegte Heinrich von Hakenberg seinen Feind, den Marschall Hildebrand von Pappenheim.

Des nutzlosen Harrens müde, besonders nachdem das Städtchen Kenzingen von den Königlichen besetzt, und dadurch die Stellung des Herzogs erschwert worden war, schloß dieser mit dem Könige einen vier und zwanzigstündigen Waffenstillstand, zog in der Nacht vorher auf das Gebiet es ihm befreundeten Straßburg's, und ließ das Lager hinter sich abbrennen. Weiter rückend, bezog er endlich ein Lager vor Mainz.

Dem Könige, der mit ritterlicher Treue den Waffenstillstand beobachtet und seinen Gegner nicht verfolgt hatte, waren falsche Nachrichten von der Richtung zugekommen, in welche der Letztere zog. Darum zögerte er zu lange, dem Herzoge die Straße nach Mainz zu verlegen, und verlor vor den straßburgischen Plätzen, Rufach und Egisheim, in welchem ersteren Johann von Lichtenberg befehligte, Zeit und Mannschaft. Noch immer war

nicht der Ausgang eines Kampfes abzusehen, in welchem beide Theile nutzlos das kostbarste der Güter, die Zeit, vergeudeten.

Während nun beide Gegner sich in blinden Märschen erschöpften, thaten die Verschworenen die nöthigen Schritte, um ihren Maßregeln den Schein Rechtens zu verleihen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, und die Gesandten von Böhmen und Köln, versammelten sich in Mainz bei dem Erzbischofe Gerhard, und forderten, obschon die Stimmen von Trier und Pfalz ihnen abgingen, den König Adolf dreimal vor, sich zu rechtfertigen. Als er nicht erschien, bildeten sie, mit Umgehung des römischen Stuhles, sich zu einem Gerichte. Der Erzbischof von Mainz hatte den Vorsitz, der Herzog von Sachsen erschien als Ankläger, und war sonach Kläger und Richter in einer Person. Sieben Punkte waren da, die man dem Könige zur Last legte; sie sind schon weiter oben gemeldet worden. Nachdem man sie näher erörtert und nach Möglichkeit erwiesen hatte, verlas der Erzbischof von Mainz ein Entsetzungsurtheil, und untersagte dem solchergestalt entsetzten Könige Adolf, bei Strafe kirchlichen Bannes, sich hinfort der königlichen Gewalt zu bedienen; den Fürsten und Ministerialen des Reiches wurde auf gleiche Weise verboten, ihm künftig noch Gehorsam zu leisten. Am folgenden Tage, den 23. Juni 1298, traten die genannten Wahlfürsten und Abgeordneten abermals zusammen, und gaben die einstimmige Erklärung: Niemand im deutschen Reiche verdiene mehr, die erledigte römische Krone zu tragen, als der Herzog Albrecht von Oesterreich; er sey vor Allen zum obersten Schutzherrn berufen durch Ehre, Kraft, Herzhaftigkeit, Tugend, Einsicht und Reichthum. Dann zogen, unter Glockengeläute und großem Menschenzulaufe, die Kurfürsten in den St. Martinsdom, und erklärten unter feierlichen Eiden: sie und die anderen Wahlfürsten hätten vor sechs Jahren den Grafen Adolf von Nassau auf den deutschen Thron gesetzt, weil er ihnen der Würdigste geschienen; nach der Zeit aber habe derselbe angefangen, weisen Rath zu verachten und die Regierung zu vernachlässigen, darum hätten sie beschlossen, ihn zu entsetzen, und den heiligen Vater von diesem Schritte benachrichtigt. Solches thäten sie nunmehr, und erwählten den Herzog Albrecht zum Könige Deutschland's. Nach dieser feierlichen Erklärung gingen sie heraus vor das Kirchenthor, und der Mainzer Erzbischof meldete mit lauter Stimme dem Volke: der Herzog Albrecht sey zu einem Könige des römischen Reiches ernannt worden. Als

dieser Ausruf geschehen war, jubelte das anwesende Volk, und das „Herr Gott, dich loben wir!“ wurde angestimmt.

Die Form- und Rechtswidrigkeit jener Absetzung, wie der neuen Erwählung, leuchtet hinlänglich ein; auch nahm Adolf die Nachricht davon, welche ein Bote des Herzogs von Sachsen, als Erzmarschalls, ihm überbrachte, in diesem Sinne auf. An Albrecht aber, den neuen König, ging der Erbmarschall von Pappenheim ab, mit der Reichsfahne und der Botschaft seiner Erwählung. Albrecht, nur des glänzenden Zieles eingedenk, nicht der ungesetzlichen Art, wie er es errungen, nahm die Wahl und die Reichsfahne freudig an. Im Lager erscholl großer Jubel; die Städte Mainz und Straßburg sicherten ihm thätigste Unterstützung zu. Aber im übrigen Deutschland sah man die Sache mit anderen Augen an, und verhehlte sich nicht das Ungehörige des Verfahrens. Keine andere Stadt, kein Reichsstand sendete Bevollmächtigte oder Beistand; selbst die Zufuhr von Lebensmitteln verweigerten sie. Zwar erlag die pfälzische Stadt Alzey Albrecht's Belagerungsheere und dem Stoße seiner Kriegsmaschinen, welche die Mainzer ihm zugeführt hatten; aber kaum war die Stadt übergegangen und ihre Mauern geschleift, so zogen die Mainzer ab. Auch seinen übrigen Bundesgenossen ward die Zeit zu lang; sie verließen das Lager, und nur der Erzbischof Gerhard blieb mit seinen Schaaren bei ihm.

Die Entscheidung war nun nicht länger aufzuhalten, und näherte sich mit starken Schritten. Adolf hatte seine Zeit und seine besten Kräfte bei der Belagerung von Rufach und Egisheim verloren, und an diesem Fehler scheiterte sein ganzes Schicksal. Er hatte seinen Gegner noch immer in Straßburg geglaubt. Als er nun vernahm, derselbe habe seine dortige Stellung aufgegeben, und sey auf dem Marsche den Rhein herab, verließ er sein festes Lager, zog bei Breisach über die Rheinbrücke nach Offenburg, und eilte, da er Albrecht's Noth um Lebensmittel kannte und ihn außer Verfassung zum Schlagen wähnte, über Speier heran, ihn zum Kampfe zu drängen. So groß war seine Ungeduld zur Schlacht und seine Zuversicht, daß er den wohlmeinenden Rath seiner Anhänger zurückwies, den Kampf noch so lange zu verschieben, bis er die bedeutenden Mannschaften aus den Städten an sich gezogen haben werde. Ungestüm in seinem kriegerischen Drange, rückte er vor bis zum Berg Dreise zwischen Gelheim und Rosenthal. Hier wartete seiner bittere Enttäuschung, denn, anstatt flüchtig und von Mangel beschwert, traf

er seinen Gegner, in der Entfernung einer Meile, auf dem Hasenbühel in vollkommenster Schlachtordnung, an der Spitze von mehr als 24,000 Mann, und des Kampfes gewärtig.

Von dem gedemüthigten Alzey hinweg, war Albrecht, wohl unterrichtet von des Feindes Bewegungen, über Flörsdorf und Pfaddersheim an den Fuß des Donnerberges gezogen, und hatte sich hinter der Primm gelagert. Des Erzbischofs Gerhard Reiterei war bei ihm.

In dem langen, von Bergen und Hügeln eingereihten Thale, das am südöstlichen Abhange des Donnerberges mit dem Zellerthale zusammenmündet, sich in der Ebene bis zum Rhein hin erweitert, und von der reißenden Primm durchströmt wird, stießen am 1. Juli die beiden feindlichen Heere, Deutsche gegen Deutsche, auf einander. Das linke Ufer der Primm, um der Verbindung mit den Reichsstädten sich zu sichern, behauptete Adolf; das rechte Albrecht, der zu Rosenthal lagerte, während sein Verbündeter, Gerhard, zu Dreisen stand. Adolf theilte sein Heer in drei Haufen, es betrug in Allem nicht über 14,000 Mann. Dieselbe Eintheilung in drei Sturmhaufen traf Albrecht. Dem Herzoge Heinrich von Kärnten gab er den Befehl über die Kärntner, Steyerer und die Mannen Ulrich's von Walsee. Das Mitteltreffen bildeten die ungarischen Schützen, die böhmischen Speerreiter und die Oesterreicher, den dritten Haufen die Truppen aus Franken und Schwaben, vom Elsaß und vom Rhein. Die rothe Sturmfahne mit weißem Kreuze schwang Albrecht's Vetter, Herr Otto von Ochsenstein; Oesterreich's Banner flatterte in der Hand Ulrich's des Prueschenken, Burgvoigts von Hainburg. Auf beiden Seiten rief man die Gottheit an gegen den Meineid des Anderen, und schauerlich ertönte das geistliche Noth- und Schlachtlied: „Sanct Marey, Mutter und Maid, all' uns're Noth sey dir geklagt!" aus dem Munde der Priester und der eisernen Männer. Und als nun am 2. Juli 1298 die ersten Strahlen der Morgensonne die beiden Lager rötheten, da schmetterten die Trompeten, und die verhängnißvolle Losung ward gegeben. Albrecht, in kluger Kriegslist erfahren, ließ aussprengen, er habe sich mit seinem Mainzer Bundesgenossen veruneinigt, und dieser habe — was, um die Täuschung zu vollenden, auch wirklich geschah — sein Lager anzünden lassen und ziehe sich gegen Kaiserslautern zurück. Voreilig traute Adolf dem Gerüchte; er führte sein erstes Treffen aus seiner vortheilhaften Stellung, und hieß es den Feind auf dessen vermeintlichem Rückzuge verfolgen. Bald wurden

sie ihre Täuschung inne; denn als sie zum Fuße des Hasenbühels vordrangen, ließ Albrecht sein Heer Halt machen und dem Feinde wieder die Stirne zeigen. Er hatte mit seiner List eine neue, vortreffliche Stellung gewonnen, auf der Höhe, wohin der Feind ihm schwer folgen, er sich leicht auf denselben stürzen konnte; auch stach den Gegnern die volle Sonne in's Gesicht. Da sank Adolf's Hoffnung; er ahnete seinen Tod und wollte seinen Sohn bereden, der Schlacht und der Gefahr zu entfliehen; er selbst aber wollte als ein König und Ritter seinem Schicksale begegnen. Doch der Sohn mochte den Vater nicht in so heißer Stunde verlassen, sondern ihm folgen im Leben wie im Tode. „Wohl denn," sagte der König Adolf: „besser ist es zu sterben, als mit Schmach zu leben!"

Wiederum schmetterten die Trompeten, und die Schlacht war schnell entfesselt. Der Pfalzgraf Rudolf, der mit dem Herzoge Otto von Baiern Adolf's ersten Schlachthaufen führte, stürmte mit seinen Leuten die Höhe hinan. Von oben herab warfen die Kärntner und Steyerer sich ihm entgegen, und rissen die Andrängenden den Abhang wieder hinab. Der Herzog Heinrich drängte sich hastig nach, und die Pfälzer wurden mit Gewalt aus einander gesprengt. Als aber der Herzog Heinrich sich zu weit vorwärts wagte, nahmen ihn die Baiern unter dem Herzoge Otto in Empfang, warfen ihn zurück und verfolgten ihn, bis die Oesterreicher, herbeieilend, den Strom der bedrohlichen Flucht dämmten. Den Augenblick ersah auch Albrecht, um mit seiner Schaar hervorzubrechen, trotz des Abmahnens Einiger. Wie einst Karl von Anjou in der Entscheidungsschlacht von Benevent gethan, so gebot auch Albrecht den Seinen, mit den Speeren und Schwertern nach den feindlichen Rossen zu stoßen, wohl wissend, daß der schwer gerüstete Reiter, nach Verlust seines Rosses, in dem dichten Handgemenge ein halb verlorener Mann sey. Als nun die Schlacht in vollen Flammen stand, sprengte Adolf, unbändig in seinem Muthe, mitten in das Getümmel, gierig, seinen Feind Mann gegen Mann zu treffen und um die Krone zu kämpfen. Sein Roß strauchelte oder stürzte; der harte Fall raubte ihm die Besinnung, doch sein glühender Kampfeseifer gab sie ihm zurück. Gequetscht und verletzt, unfähig, das wunde Haupt mit dem schützenden Helme zu beschweren, warf er sich auf ein anderes Roß, und suchte auf's Neue seinen Feind im wildesten Gedränge, in der angstvollen Hitze des Gefechts, über welches die Julisonne ihre sengenden Pfeile ausschüttete. Wie König Rudolf in der Marchfeldschlacht, so hatte auch Albrecht,

jede königliche Auszeichnung abgelegt, die seine Person in doppelte Gefahr gebracht haben würde, und durchritt in schlichter, gewöhnlicher Rüstung, vom Feinde unerkannt, die Reihen. Einige seiner Ritter hatten, um die Aufmerksamkeit noch mehr von ihrem Gebieter abzulenken, sich in den gelben königlichen Wappenrock mit Adlern gekleidet. Adolf, immer nur den Einen suchend, rannte mehre solcher vermeintlichen Gegenkönige an, und erschlug sie mit seiner gewaltigen Hand. Halb betäubt von dem schweren Falle, und blind in seiner kriegerischen Wuth, gerieth er in einen Hinterhalt. Als er jetzt, zu spät, den Gegenstand seines tödtlichen Hasses, den Herzog Albrecht, im Gewühle ansichtig ward, schrie er ihm zu: „Jetzt sollst du mir wohl die Krone lassen!“ Im Begriffe gegen ihn vorzudringen, erhielt er — ob von Albrecht's, ob von des Raugrafen oder anderer Hand, einen Hieb in's Haupt. Zugleich wurde ihm sein Pferd getödtet. Er stürzte, und die Schwertstreiche der Umstehenden machten seinem kühnen Leben ein Ende. Niemand weiß, von wessen Hand der ritterliche Adolf eigentlich gefallen.

Nachdem Albrecht seinen Feind getödtet wußte, befahl er, des Blutes zu schonen und nur Gefangene zu machen. Das geschah reichlich, weil man nach wie vor die Streitrosse niederstach. Unter den Gefangenen, im Ganzen siebenhundert Edle und sechzig Grafen und Freie, befanden sich Rupprecht, des erschlagenen Königs Sohn, dann der Abt Wilhelm von St. Gallen, der Graf von Katzenellenbogen und sein Sohn, Eberhard von Weinsberg, Graf Rudolf von Habsburg und Andere. Der Todten waren verhältnißmäßig wenige, aber gegen dreitausend Rosse waren, in Folge der von Albrecht anbefohlenen Maßregel, niedergestochen worden. Als, nach dem Falle des Königs Adolf, dessen Mannen die Zwecklosigkeit weiteren Kampfes einsahen, räumten sie allmälig das Schlachtfeld und gönnten dem Gegenkönige den Sieg. Auf Albrecht's Seite war der Verlust von Leuten gering, am meisten betrübte ihn der Tod seines treuen Anhängers und Vetters, des Ochsensteiners, der vor Hitze in der schweren Rüstung verschmachtet war. Albrecht verbrachte, als damals üblicher Beweis des Sieges, die Nacht auf dem Schlachtfelde; die Seinigen trugen unterdessen die Beute zusammen.

Adolf's Tod entmuthigte und zersprengte seine Partei. Seine Freunde beklagten ihn bitter. Seine Fehler als König, seine Unzulänglichkeit als Reichsoberhaupt konnte Niemand läugnen; die Schuld entsprang aus seinen dürftigen Mitteln und seiner stäten Geldbedrängniß; aber seine Tugenden

als Ritter lassen sich nicht bestreiten. Sein Todfeind, der sein Verderben heraufbeschworen, der Erzbischof Gerhard, rief erschüttert bei dem Anblicke von Adolf's Leiche: „Heute ist der tapferste deutsche Mann gefallen!" Seiner Beisetzung in der Kaisergruft zu Speier widersetzte sich Albrecht, weil er ihn als abgesetzt betrachtete. Als aber der Streit der Parteien später ausgetobt hatte, als auch Albrecht blutig dahingesunken war, fand Adolf (durch Hinrich VII.) seine bestrittene Ruhestätte zu Speier dennoch, an der Seite seines Gegners und Töders. Auch sein Grabmal entging nicht der Zerstörung durch die Franzosen, und erst als 1823 der verheerte und wüst gelegte Dom wieder hergestellt und geweiht wurde, wurde die Grabesstelle des unglücklichen Königs Adolf, auf Veranlassung des Herzogs von Nassau, mit einem neuen Denkmale versehen, und so die alte geschichtliche Schuld würdig getilgt.

Kein anderes Ereigniß hätte Albrecht seines Sieges und seiner Vortheile so dauernd versichern können, als der Tod Adolf's. Die Anhänger des Erschlagenen achteten nunmehr sich ihres Lehenseides entbunden, und fanden es unnütz, der Erhebung Albrecht's länger zu widerstreben, seit Demjenigen, für welchen sie gekämpft, der unbesiegbare Tod die Krone entrissen hatte. Die Städte am Rhein unterwarfen sich jetzt freiwillig; durch Zusprache und Gold gelang es Albrecht sogar, sich mit Adolf's Eidam, dem Pfalzgrafen Rudolf am Rhein, zu versöhnen. Dennoch mußte er, schon um bösen Leumund zu vermeiden, anstehen, eine Krone, an welcher das Blut eines Königs klebte, unmittelbar aus der Hand des Sieges zu empfangen, der dem Kampfe gegen das gesetzliche Reichsoberhaupt entsprossen war; er mußte sie für den Augenblick niederlegen, um sie, gereinigt vom Blute des Vorgängers, auch mit reinerer Hand wieder empfangen zu können. Auf einer Versammlung zu Frankfurt, welche auch die dem Könige Adolf anhänglich gewesenen und daher früher ausgebliebenen Kurfürsten und Stände besuchten, erklärte er, daß er seine damalige Erwählung als ungeschehen betrachte, und stellte den Kurfürsten die Krone zurück, aller königlichen Handlungen sich enthaltend. Am dritten Tage, den 27. Juli, wurde er einstimmig auf's Neue erwählt, und nun, da er keinem rechtlich erwählten Könige mehr als Nebenbuhler gegenüber stand, durfte er mit besserem Muthe die Krone annehmen; er hatte sie jetzt nicht mehr erobert, sie ward ihm freiwillig, durch einhelligen Spruch der Wahlberechtigten, angetragen. Den

übrigen Ständen, Fürsten und Freien des Reichs ward durch die Kurfürsten diese Wahl feierlich bekannt gegeben, mit der Aufforderung, dem neuen Reichsoberhaupte, zum Nutzen und Frommen des Allgemeinen, Gehorsam zu leisten. Auch an den Papst wurde ein Benachrichtigungsschreiben erlassen, und um seine Bestätigung gebeten.

Aber Bonifaz VIII., der dazumal auf dem päpstlichen Stuhle saß, war heftig eingenommen gegen Albrecht, dem er wahrscheinlich nicht die einstigen Fehden gegen das Stift Salzburg, noch weniger aber die Erhebung gegen den erwählten und päpstlich anerkannten König Adolf verzeihen konnte. Er soll geschworen haben, den Tod Adolf's zu rächen. Und als nun Albrecht's Gesandtschaft, obwohl mit reichen Geschenken, ankam, da wies sie der Papst heftig zurück, und schmähte auf Albrecht, der des Reiches nicht würdig und dessen Gattin eine Jesabel sey aus dem Schlangengezüchte des Hohenstaufen Friedrich; er selbst, der Papst, sey Kaiser. — Die unglimpfliche Rede weckte den Zorn des auffahrenden Albrecht; er that Nichts, um den Papst zu besänftigen, sondern griff nach Krone und Schwert und meinte: ob auch der Papst ihn nicht anerkennen wolle, so sey er doch König und Kaiser durch die Wahl der Reichsfürsten, und werde sich auch als einen solchen betrachten. Am 24. August 1298 fand zu Aachen die feierliche Krönung Statt, unter ungeheurem Zudrange und mit großem Pompe. Der Kurfürst Wichbold von Köln setzte dem Könige die Krone auf das Haupt. Die Kurfürsten verband sich Albrecht durch reichliche Erfüllung aller Zugeständnisse, die Adolf, zu seinem Verderben, nicht gehalten hatte, und mehrte sie durch neue.

Von der Krönungsstadt zog der König über Köln und Mainz nach Schwaben, wo er, wie in Franken, die vom Könige Adolf ernannten Landvoigte entfernte, weil ihre Treue ihm unsicher schien, und neue einsetzte. Ueberall wirkte und kämpfte er für den Landfrieden, und wehrte den Plackereien und dem Unwesen des Faustrechts. Auch in den Städten hielt er auf Zucht und Ordnung, und schützte die Juden, als kaiserliche Kammerknechte, gegen Grausamkeiten und Verfolgungen, zu welchen es dem Pöbel nie an Vorwand fehlte. Denn in der Gegend von Würzburg und Nürnberg wüthete damals ein toller Eiferer, Rindfleisch genannt, schrecklich gegen die Juden. Er gab sich für einen Gesandten Gottes aus, berufen zur Kreuzigung und Vertilgung aller Juden, bethörte damit die Leichtgläubigen und



die Raubgierigen, und zog mit einem mächtigen Pöbelhaufen von Ort zu Ort, mordete die Juden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, plünderte oder verbrannte ihr Eigenthum und ihre Häuser. Mehr als hunderttausend dieses Volkes sollen durch seine Rotte gemartert und umgebracht worden seyn. Der König that diesem mörderischen Unfuge strengen und schnellen Einhalt; er strafte die Städte Würzburg und Nürnberg, weil sie den Frevel unterstützt oder doch geduldet, mit schwerer Geldbuße, und bereicherte für die seinen Kammerknechten widerfahrene Qual und Schädigung mindest seinen königlichen Schatz.

Seinen ersten Reichstag schrieb er nach Nürnberg aus, wohin er mit großem und glänzendem Gefolge sich verfügte, und wohin, nebst 52 Fürsten, an 5500 Grafen, Freie und Edle gekommen seyn sollen. Die sieben Wahlfürsten trafen in Person ein. Hier war es, wo der König am 11. November seiner Gemalin Elisabeth durch den Erzbischof von Mainz die Krone aufsetzen ließ; hier ertheilte er auch, mit Zustimmung der Kurfürsten, seinen Söhnen, Rudolf, Friedrich und Leopold, die Belehnung mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyermark, mit Krain, der windischen Mark und Portenau; doch mag er wohl die Oberaufsicht über die Regierung jener Lande sich vorbehalten und fortgeführt haben. Als regierenden Herrn bestimmte er seinen Erstgeborenen, den Herzog Rudolf. Bei der Tafel verrichtete, nachdem er vorher sich diesem Amte hatte entziehen und es durch seinen Sohn verrichten lassen wollen, der König Wenzel von Böhmen das Reichserzschenkenamt mit der Krone auf dem Haupte, erhielt jedoch eine Urkunde ausgestellt, daß die Könige Böhmens zwar befugt seyen, auch vor dem Kaiser die Krone zu tragen, aber nicht verpflichtet, jenes Amt gekrönt zu verrichten. In der Mitte dieser Herrlichkeiten gewahrte man ein Bild der Trauer und der Unbeständigkeit des Glückes. Die Witwe des erschlagenen Königs Adolf erschien, bleich und in schwarzer Tracht, im Saale, beugte ihr Knie vor Elisabeth, der neuen Königin, und bat mit Thränen um die Freigebung ihres Sohnes Rupprecht, der in der Schlacht der Könige zum Gefangenen gemacht worden war. Der König Albrecht konnte dies für sich nicht gewähren, denn der Gefangene war in den Händen des Erzbischofes von Mainz; doch versprach er seine Verwendung, und weinend schritt die königliche Frau zu dem Saale hinaus.

Der König Wenzel von Böhmen hatte sich der Sache seines Schwagers thätig angenommen, auch von Nürnberg aus sich bei dem heiligen Vater schriftlich verwendet, daß er dem neuen römischen Könige, als einem Freunde der Kirche und kräftigen Schützer des Rechts, seine Bestätigung nicht versagen möge. Dessen ungeachtet konnte er vom Könige noch nicht die zugesagte Belehnung mit Meissen erhalten; derselbe verwies ihn auf einen später abzuhaltenden Fürstenrath. Wenzel, obgleich bereits als Reichsverweser für Meissen, die Lausitz und das Pleißnerland eingesetzt, war mit dieser Verzögerung so wenig zufrieden, daß er schleunig aufbrach und mit seinem Sohne in die Heimat zurückkehrte. Der Herzog Otto von Baiern, durch seine Anhänglichkeit an Adolf mit dem Könige entzweit, sprach die Vermittlung seines Vetters, des Pfalzgrafen, und anderer Fürsten an, und ward von Albrecht in Gnaden wieder aufgenommen.

Während der König zu Lichtmesse 1299 von Nürnberg weg zu einem Fürstentage nach Frankfurt ging, zog der junge Herzog Rudolf, den sein Vater den in Nürnberg versammelten österreichischen und steyerischen Ministerialen als neuen Regenten vorgestellt, und ihnen Anhänglichkeit und Treue für ihn anempfohlen hatte, nach Oesterreich und verbrachte die Fastnacht in Wien. Auch empfing er am zehnten Tage der Fastenzeit in Neustadt die Huldigung der steyerischen Edeln, und erwarb durch seine Leutseligkeit und seine Geistesfähigkeiten schnell ihre Achtung und ihr Zutrauen. Sie nahmen, auf Empfehlung des Marschalls Hermann von Landenberg, den Ulrich von Walsee als ihren Landeshauptmann an, und dieser entsprach getreulich den Erwartungen des Fürsten und des Volkes.

Da die offen erklärte Abneigung des Papstes und dessen unbeugsamer Sinn, früher oder später, Albrecht's Stellung gefährden konnte, so war es für Letzteren gerathen, sich nach einem macht- und einflußvollen Bundesgenossen umzusehen. Schon früher hatte er, um Adolf's Verbindung mit England ein Gegengewicht hinzustellen, sich Frankreich genähert; jetzt sollte dieses Verhältniß sich noch weit enger und inniger gestalten. Der Papst, mit dem Könige von Frankreich in ernsthaftem Zerwürfnisse, that alles Mögliche, eine Verbindung zwischen zweien seiner Gegner zu hintertreiben, und zeigte sogar gegen Albrecht eine friedlichere Miene. Als er aber gleichwohl die Bestätigung Albrecht's noch immer aussetzte, achtete sich dieser an keine weiteren Rücksichten gebunden. Es ward ein Ehevertrag zwischen Albrecht's Erstgeborenem,

Rudolf, und Blanca von Valois, der Schwester des Königs Philipp IV. von Frankreich, abgeschlossen, und der Blutsverbindung folgte nach wenigen Tagen, am 5. September, eine politische durch einen Friedens- und Vereinigungsvertrag „gegen Jedermann." Im Widerspruche mit der zu Nürnberg geschehenen Belehnung, welche sich auch auf Friedrich und Leopold erstreckte, wurden mit Zustimmung der jüngeren und der minderjährigen Söhne Albrecht's, und mit Bewilligung der Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und von der Pfalz, alle Rechte dieser Minderjährigen dem Erstgeborenen, Rudolf, förmlich abgetreten; eine Maßregel, die durchaus der Zustimmung der gesammten Reichsvertreter bedurft hätte, und nur in Albrecht's eigenmächtigem Sinne ihre Erklärung fand. Die Widerlage des Heiratsgutes sollte in der Grafschaft Elsaß und dem Lande Freiburg, dann in den Einkünften der Grafschaften Habsburg und Kyburg bestehen. Zu nöthiger Rücksprache und noch größerer Befestigung der freundschaftlichen Verhältnisse, wurde für den Winter eine persönliche Zusammenkunft Albrecht's und Philipp's IV. an der französischen Gränze verabredet.

Herzog Rudolf hatte noch nicht lange die Regierung in Oesterreich und Steyermark angetreten, als er durch den wilden Geist der Zeit zu einer Fehde in seinen eigenen Landen gezwungen wurde. Hadmar von Falkenberg, aus altedlem Geschlechte entsprossen, den einflußreichen Kuenringern und Kappellern verwandt, trieb es, von seiner starken Feste Falkenberg an Mährens Gränze herab, arg mit Stegreif und Plackerei, ungestraft, weil auf seinem Raubnest ihm nicht beizukommen war. Der König Albrecht hatte ihm Züchtigung geschworen, denn er hegte noch besonderen Groll gegen den Falkenberger, weil er der Meinung war, derselbe habe, während des Kampfes mit dem Könige Adolf, ihm nach dem Leben getrachtet. Solchen doppelten Grund zu Haß und Strafe konnte König Albrecht's harter Sinn nicht verwinden. Seinem Sohne Rudolf, als nunmehrigen Landesherrn in Oesterreich, gab er den Auftrag, dem Räuber das Handwerk zu legen. Gehorsam dem väterlichen und königlichen Willen, zog der junge Herzog zu Ende Septembers 1299 mit zahlreichen Kriegern vor Falkenberg, umzingelte die Burg, und setzte durch seine Kriegsmaschinen, welche Steine von ungeheuerer Größe schleuderten, ihren Thürmen und Mauern heftig zu. Bei Tag und Nacht wurden auf zweiundsiebzig Wagen von Eggenburg die Wurfsteine zugeführt. Hadmar war noch vor Einschließung seiner Burg nach Böhmen entflohen. Statt seiner, vertheidigte

sein Bruder Radvot den Platz, und leistete mit der Besatzung den ganzen Herbst und Winter hindurch den hartnäckigsten Widerstand. Erst als Radvot mit beinahe all' den Seinigen verwundet und kampfunfähig, Thürme und Ringmauern durch den unablässigen Hagel gewaltiger Steinblöcke halb zerschmettert waren, unterhandelte er für sich und seine Leute um freien Abzug mit ihrer Habe, und erhielt ihn im März 1300, da der Hauptfrevler ja doch nicht mehr zu fangen war. Das nun geräumte Raubnest durften die Bewohner der Umgegend frei betreten, um nachzusehen, ob unter dem dort noch angehäuften Raube sich nicht Etwas von ihrem Eigenthume befände. Wer solches entdeckte und sich auszuweisen vermochte, erhielt es zurück. Dann wurde, zur Freude aller Umwohnenden, die Feste gebrochen und der Erde gleich gemacht. Gegen achttausend große Steine waren hinein geschleudert worden, und doch hatte die Burg durch fünf Monate dem Heere und dem Geschütze trotzen können. Beweis genug für die Mangelhaftigkeit der damaligen Belagerungskunst.

Ungeachtet Albrecht's strenger Sorge für den Landfrieden, hatte er, bei seinen häufigen Kriegszügen und Entfernungen, doch für die öffentliche Sicherheit verhältnißmäßig nur wenig thun können. Kaum lag Falkenberg in Trümmern, so baten die Wiener den Herzog dringend um die Bewilligung, die Feste Rauheneck zerstören zu dürfen. Sie gehörte einem jungen Edeln von Pilichdorf; doch war nicht er es, der die Umgegend plünderte und brandschatzte, sondern sein Burgvoigt, ohne Wissen und Einwilligung des Besitzers. Der Herzog gab die Erlaubniß, und die Wiener zerstörten das Nest, und kühlten ihre Wuth. Dem Pilichdorfer ward, weil er an den Räubereien schuldlos, die Erlaubniß ertheilt, sein zertrümmertes Eigenthum wieder aufzubauen; ein klägliches Beispiel damaliger Gerechtigkeitspflege, die erst strafte und dann freisprach, ohne Ersatz zu leisten.

Die verabredete Zeit der Zusammenkunft König Albrecht's und König Philipp's IV. war herangerückt, und am 29. November 1299 trafen sich die beiden Herrscher vor der Stadt Toul, Beide mit stattlichem Gefolge und großem Gepränge. Dem Könige Albrecht waren, nebst anderen Fürsten und Herren, die drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf Rudolf bei Rhein gefolgt. Wie schon früher, so drangen sie auch jetzt in Albrecht, von dem Könige von Frankreich die dem Reiche entzogenen Ortschaften und Parcellen zurückzufordern, wodurch, wenn es geschehen wäre, das gute Einvernehmen

der beiden Könige gleich im Beginne gescheitert seyn würde. Weil dies nun unterblieb, so hatten die, über manche unerfüllt gebliebene Zusage des Königs schon früher mißvergnügten Kurfürsten den besten Grund, ihren persönlichen Groll mit Rücksichten auf Deutschland's Wohl und des Reiches Gerechtsame zu beschönigen. Ohne sich von dem Könige zu beurlauben, verließen sie das Hoflager, und kehrten murrend in ihre deutsche Heimat zurück.

Solche bedrohliche Zeichen in Deutschland selbst machten dem Könige Albrecht ein festes Bündniß mit Frankreich zur doppelten Nothwendigkeit. Besonders aber mochte er hoffen, auf diesem Wege am sichersten den Papst zu endlichem Nachgeben zu bringen. Große Festlichkeiten, Turniere und Buhurde feierten die Zusammenkunft der beiden mächtigen Könige. Beide verabredeten noch das Nöthige wegen der sofort zu vollziehenden Verheiratung, dann trennten sie sich, und Albrecht zog wieder heim nach Deutschland.

Bald darauf führte der jugendliche und edle Herzog Rudolf, in Paris vom Könige mit höchster Auszeichnung aufgenommen, seine dort ihm vermälte Braut, die anmuthige Blanca von Valois, in Begleitung seiner Mutter, der Königin Elisabeth, nach Wien, wo sie feierlich empfangen und durch reiche Geschenke geehrt wurde. Dann verweilte sie bis zum Eintritt des Winters in Graz.

Gern hätte der Herzog im traulichen Familienkreise und in der Mitte eines Volkes, das ihn liebte, die Segnungen des Friedens geflegt und genossen; doch die unruhvolle Zeit drängte ihm wider seinen Willen das Schwert in die Hand; auch verwickelten ihn die Angelegenheiten seines immer streitfertigen Vaters in mancherlei Fehden, bei denen für ihn Nichts zu gewinnen war, und die ihm anvertrauten Lande Unruhe und Verlust erfuhren. Mancherlei gab es zu schlichten, und, trotz des Friedens, nicht immer im friedlichen Wege. Von der Burg Mötnitz in Kärnten aus geschahen arge Räubereien; sogar ein Kaufmann der Königin Elisabeth wurde niedergeworfen und ausgeraubt. Laute Klagen ergingen dieserhalb an die Herzoge von Kärnten, aber diese konnten oder wollten nicht Einhalt thun. Da beschloß der Herzog Rudolf, sich selbst zu helfen. Durch den Bischof Heinrich von Gurk, Otto den Jüngeren von Liechtenstein und Albrecht, den Landschreiber von Steyermark, ließ er das Raubnest durch zwei Wochen mit Belagerungsmaschinen bearbeiten. Als es dann zum Sturme kommen sollte, ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade. Man setzte den Räubern einen Termin, bis zu welchem sie

den Geschädigten Ersatz leisten sollten. Da sie die Frist verstreichen ließen, so wurde die Feste geschleift, und vom Bischofe von Gurk eine andere daselbst errichtet, um die Umgegend zu sichern.

In Steyermark gerieth der Herzog Rudolf in Streitigkeiten mit Heinrich von Wildhaus wegen Mautenberg's, das Letzterer inne hatte, während der Herzog es, als zum steyer'schen Principat gehörig, in Anspruch nahm. Von dem zu Entscheidung der Sache angesetzten Tage blieb Heinrich aus und befestigte Mautenberg. Mehre Dienstmannen des Herzogs zogen vor das Schloß; doch sahen sie ein, daß dasselbe bei seiner steilen Lage sich ein Jahr lang halten könne. Da ließ der Marschall Hermann von Landenberg, der den Zug später führte, zwei hölzerne Gegenburgen hinbauen, und lud den Herzog zur persönlichen Mitwirkung ein. Kaum erschien der Herzog im Lager, als der größere Theil des Adels ihm zuzog. Die Belagerung wurde nun mit solcher Ausdauer betrieben, daß der Herzog ein großes Haus einrichten ließ, um auch den Winter hindurch dem Platze zuzusetzen. Das brach dem Wildhauser den Muth. Als dieser nun auch seine und seiner Mutter Güter, eines nach dem anderen, sich entrissen sah, machte er durch den Grafen von Heunburg gütliche Vorschläge, übergab Mautenberg, und nahm dafür zweihundert Mark Silbers. Der Herzog aber nahm ihn wieder in Gnaden auf.

Während so für Oesterreich die Zeit, zwischen Frieden und Unruhen getheilt, verstrich, zogen sich an König Albrecht's schwülem Horizonte neue Ungewitter zusammen. Die vier Kurfürsten, welche dem Könige auf seiner Reise zum Könige von Frankreich gefolgt waren, hatten, wie wir gesehen, Toul im Zorne verlassen. Er hatte, bevor er den Thron bestiegen, ihrer Habgier durch Versprechungen und Zugeständnisse geschmeichelt. Nun er sein Ziel erreicht, mochte und konnte er auch Manches nicht halten, ohne an seiner Macht und seinen Mitteln sich auf das Empfindlichste zu schwächen. Da meinten sie denn, sie könnten mit ihm eben so verfahren, wie mit seinem Vorgänger, wozu Albrecht ihnen damals selbst die Hand geliehen und die Wege angegeben hatte. Der Erzbischof Gerhard soll, in dieser Zuversicht, sogar sein Jagdhorn vorgezeigt und geprahlt haben: aus diesem Horne getraue er sich noch manchen König herauszublasen. So war ihnen mindest ihre Untreue an König Adolf kärglich genug vergolten worden, und da der Lohn für eine Uebelthat am schwersten aufgegeben wird, so warfen sie jetzt doppelten

Haß auf König Albrecht, der ihnen solchen gekürzt hatte. Sie sannen nichts Geringeres, als seine Absetzung. Am allerersten suchten sie sich des Beitritts und der Stimme des Böhmenkönigs zu versichern, weil dann für Albrecht nur noch die Kurstimmen von Sachsen und Brandenburg übrig blieben. So willkürlich schaltete man mit der Majestät des deutschen Thrones, daß er nur noch dem Meistbietenden zugedacht wurde, und die Wahlfürsten, ihre Stimme feilbietend, bei streitig gewordenem Kaufpreise sich nicht scheuten, Könige leichtsinnig zu schaffen und zu entsetzen. In welches Verhältniß der Böhmenkönig Wenzel sich zu den Verschworenen gestellt, ob er ihr Ansinnen genehmigt oder zurückgewiesen, ist nicht zu bestimmen; jedenfalls ließ er sie ohne thätliche Unterstützung. Auf Sachsen und Brandenburg durften sie nicht rechnen, da die dortigen Landesherren unverbrüchlich zu dem Könige hielten. Mit größerer Zuversicht konnten sie auf die Stimme des Papstes zählen, der Adolf's Absetzung stets für ungesetzlich erklärt hatte, und dessen Tod dem Könige Albrecht nicht verzeihen konnte. Unter solchen Umständen setzten die drei geistlichen Kurfürsten ihren Mitverschworenen, den Pfalzgrafen Rudolf, als Richter über Albrecht, als ob es seines Amtes ausdrücklich sey, des Königs Schritte zu beaufsichtigen und zu untersuchen. Der Pfalzgraf that den Ausspruch, Albrecht sey unfähig, den Thron einzunehmen, weil er an seinem rechtmäßigen Herrn, dem Könige Adolf, zum Mörder geworden; man solle trachten, ihn zu entsetzen. Die Anderen, obgleich sie selbst ihre Hände in König Adolf's Blut getaucht, entblödeten sich nicht, diesen Grund anzunehmen und ihn zu ihrer eigenen Meinung zu stämpeln.

Hätte Albrecht diesen Umtrieben lange zugesehen, so wäre die Verschwörung ihm vielleicht über das Haupt hinausgewachsen; denn die Anstifter waren im Besitze ansehnlicher Mittel, und warben rastlos um Beistand. Doch König Albrecht war selbst der Mann der That, und sein concentrisches Zusammenfassen der augenblicklichen Gelegenheit machte ihn gewöhnlich selbst dort zum Sieger, wo er im Wesentlichen der Schwächere und Bedrohte war. Auf die Kunde der Gefahr ging er schleunig an den Rhein, berief sofort zu sich die Abgeordneten aller Städte des Reiches, in Schwaben, am Rhein, in Franken und im Elsaß, und ließ durch seine Räthe den Rittern und den Städten kundthun: er sey entschlossen, ihren gerechten Beschwerden abzuhelfen und sie von den übermäßigen Zöllen zu befreien, welche die hab-

geizigen Kurfürsten, nachdem sie diese Concessionen den Königen abgedrungen, zum allgemeinen Nachtheile seit vielen Jahren nicht nur ungebührlich erhöht, sondern auch widerrechtlich vermehrt und vervielfältigt hätten. Der König hege nun bei dem bevorstehenden Kriege die Erwartung, daß Ritter und Städte unter seiner Anführung ihre eigene Sache kräftigst vertheidigen, und die Ungerechtigkeit der Kurfürsten in die nöthigen Schranken zurückweisen würden. Wer bisher durch solche Unbilligkeit Schaden erlitten, der müsse und werde dann den vollständigsten Ersatz erhalten.

Der Augenblick war, bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit den wirklich unerschwinglichen Zöllen, deren sich die Kurfürsten angemaßt, trefflich gewählt, und man traute dem Könige um so mehr zu, daß es ihm mit seinen Eröffnungen Ernst sey, da derselbe schon mancherlei, wiewohl vergebliche Versuche gemacht, die Kurfürsten zur Herausgabe der alten Rheinzölle und zur Abschaffung der vielen neu errichteten zu bewegen, aber damit nur ihren Unwillen erregt und sie feindlich sich gegenüber gestellt hatte. Die Ritter und Bürger waren hoch erfreut über diese Eröffnungen, und klagten bitter gegen die rheinischen Kurfürsten. Man forderte sie auf zu schriftlicher Abfassung ihrer Beschwerden; sie veranstalteten dies auf der Stelle, und der König ließ Abschriften dieser Beschwerden an die vier Kurfürsten ergehen, indem er sie zugleich vor seinen königlichen Hof beschied, um Recht zu sprechen, und sie verwarnte, daß im Falle des Nichterscheinens sie als überführt und der Anklage geständig betrachtet werden würden. — So gab des Königs Klugheit der ganzen Streitigkeit ein ihm günstiges und ehrenvolles Ansehen, indem er sie zu einer Sache der Städte und des Volkes, zu einer Frage des Gemeinwohls machte, und dadurch seine königliche Gerechtigkeit, seine Volksthümlichkeit in ein vortheilhaftes Licht stellte, während auf seine Gegner der Schatten schnöder Willkür, Habsucht und böslicher Bedrückungen fiel. — Auf dem angesetzten Gerichtstage erschienen die Abgeordneten der Städte und wiederholten verabredeter Maßen ihre Beschwerden. Die vorgeladenen Kurfürsten aber blieben aus, trotz jener Verwarnung, die der König nunmehr wahr machte, indem er den Rechtsspruch ertheilte: daß alle Zölle und Mauthen, welche seit Kaiser Friedrich's II. Tode von den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier und von dem Pfalzgrafen bei Rhein errichtet worden, dem Reiche verfallen und jetzt durch ihn förmlich aufgehoben wären. Den Grafen Eberhard von Mark gewann er dadurch kräftigst

für seine Partei, daß er 1301 zu Wetzlar ihm Dortmund und die dem Erzbischofe von Köln verschriebenen Reichshöfe Westphalens als Pfandrecht zusprach. Dadurch war den verschworenen Kurfürsten ein neuer Gegner und Nebenbuhler, ihm selbst, dem Könige, ein neuer und tüchtiger Anhänger und Verbündeter erweckt.

Wie leidenschaftlich auch Albrecht im ersten Augenblicke die unfreundlichen Worte und Handlungen des Papstes aufgenommen hatte, so konnte ihm dennoch in so kritischer Lage die günstige oder feindselige Stimmung des römischen Stuhles nicht gleichgiltig seyn, zumal da denselben damals in Bonifaz VIII. ein Mann einnahm, dessen kraftvoller Sinn seinen Gesinnungen thätigen Nachdruck zu geben verstand. Darum wagte er nicht, bei den bevorstehenden entscheidenden Maßregeln den Papst zu umgehen, sondern sendete zu demselben den Bischof Peter von Basel, und ließ ihm vorstellen, wie er sich genöthigt gesehen habe, die geistlichen Kurfürsten wegen ihrer angemaßten widerrechtlichen Zölle am Rheine vorzuladen und sie andurch bei ihrem kirchlichen Oberhaupte zu verklagen. Auch die Städte sendeten in gleichem Sinne Bitten und Vorstellungen an den Papst und das Collegium der Cardinäle, und unterstützten des Königs Schritte.

Doch des Papstes Abneigung war dadurch nicht gehoben. Er hielt die Gesandten lange in Rom auf, ohne auf die Anklage gegen die geistlichen Kurfürsten eine Erklärung zu geben. Wohl aber erließ er an Letztere ein Schreiben, das durchaus gegen Albrecht gerichtet war. Vergossenes Blut — sagte er darin — fordere Rache. König Adolf sey gehörig erwählt und gekrönt worden, und Albrecht von Oesterreich habe ihm den Lehenseid geschworen, wie alle übrigen Fürsten. Gleichwohl habe Albrecht später sich unterwunden, gegen seinen Oberherrn aufzustehen, sich noch bei dessen Lebzeiten erwählen zu lassen, ihn mit Krieg zu überziehen und zu erschlagen, dann auch sich zum zweiten Male wählen zu lassen, ohne daß der heilige Stuhl die Wahl genehmigt, oder ihm den Königstitel verliehen habe. Die Kurfürsten sollten also männiglich, und auch dem edlen Manne Albrecht, der sich einen römischen König nenne, bekannt machen: er habe binnen sechs Monaten wegen der ihm vorgeworfenen Majestätsverbrechen, ingleichen wegen des öffentlichen Bannes, durch Abgesandte sich in Rom gehörig zu verantworten. Unterlasse er solches, so werde der römische Stuhl alle Fürsten und Unterthanen des, Albrecht geleisteten Eides der

Treue entbinden, und gegen ihn und seine Anhänger mit geistlichen und weltlichen Waffen verfahren; denn dem Papste komme das Recht zu, einen neu erwählten römischen König zu prüfen, zu salben, zu krönen, für tauglich oder untauglich zu erklären, und wenn der Papst bisher zu dem vorgefallenen Unwesen aus Rücksichten geschwiegen, so dürfe dies nicht länger geschehen, damit das Uebel nicht tiefer einwurzle.

Der sonst so erregbare Albrecht bewährte diesmal eine lobenswerthe Mäßigung. Er suchte durch eine nochmalige Botschaft sich bei dem Papste wegen jener Beschuldigungen zu rechtfertigen, indem er anführte, daß der König Adolf ihn in seinen eigenen Landen anzufallen gedroht und beabsichtigt, und daß er, Albrecht, vergeblich denselben durch Abgeordnete fünfmal um Gerechtigkeit gebeten habe. Den königlichen Titel habe er, bei Adolf's Lebzeiten, sich nicht angemaßt; man habe ihm denselben beigelegt, und er dies hingehen lassen, um das Heer zu ermuthigen. Der Entscheidungsschlacht sey er ausgewichen, doch Adolf habe ihn mit seinem Heere überfallen und ihn so zu dem Kampfe gedrängt, welcher Adolf den Tod, und ihm den Sieg gebracht. Mit Recht und Billigkeit habe kein Bann gegen ihn verhängt werden können; höchstens dürften vielleicht durch Maßregeln, die ihm seine Regentenpflicht auferlegt, einzelne Geistliche sich beschwert gefunden haben, obschon ohne Grund. Schließlich bat er um herkömmliche Bestätigung seiner Wahl.

Wie klug auch alle tadelnswerthen und gewaltsamen Schritte, die König Albrecht sich gegen seinen Vorgänger gestattet, in diesem Schreiben beschönigt oder umgangen waren, so that es doch zur Zeit die gewünschte Wirkung nicht, und der Papst änderte seine Meinung in keiner Weise. Nachdem die Verschworenen somit über die Gesinnungen des Kirchenoberhauptes beruhigt waren, glaubten sie, nicht länger an Rücksichten gebunden zu seyn, sondern eine offene kriegerische Stellung dem Könige gegenüber annehmen zu dürfen.

Doch Albrecht übertraf seine Feinde weit an Thätigkeit und schneller Umsicht. Viele streitbare Männer entzog er ihnen durch eine ebenfalls klug und zeitgemäß ergriffene Maßregel. Er berief nämlich alle Freien unter das Reich, die, in den Landen der ihm verfeindeten Kurfürsten wohnhaft, von diesen mit Gewalt oder List zu Dienstmannen und Hintersassen gemacht worden waren; sie sollten hinfort Keinem dienstbar seyn, als dem Könige und dem Reiche, und er werde sie gegen jede aufgedrungene Herrlichkeit schützen.

Alle Ministerialen des Reiches rief der König auf, sich zu rüsten gegen die Feinde der Ordnung. Dem Herzoge Rudolf trug er auf, ihm unter Anführung des tapferen Ulrich von Walsee Mannschaft aus Oesterreich eiligst zu senden. Auch den längst versöhnten und anhänglichen Erzbischof von Salzburg ging er um Hilfstruppen an. Nirgend blieb das Wort des Königs ungehört. Der Walseer zog herbei mit mehr als hundert Helmen aus Steyermark und zweihundert Schützen aus Oesterreich. Hundert tüchtige Reisige sendete der Salzburger Erzbischof durch den Bischof von Seckau. Auch der Herzog Otto von Baiern stellte sich ein; denn der Pfalzgraf hatte in Erbstreitigkeiten ihn aus dem Lande verjagt, und so trieben Noth und Rachsucht ihn unter die Fahnen des Königs. Selbst aus Frankreich erschien eine Hilfsschaar.

Mit solchen Hilfsmitteln durfte Albrecht dem Ausgange des Kampfes mit ziemlicher Ruhe entgegensehen. Auch entwickelten seine Gegner keine große Thätigkeit; sie hatten sich mehr angelegen seyn lassen, Plätze zu befestigen und zu besetzen, als für ein schlagfertiges Heer im freien Felde zu sorgen. Wer eigentlich den Kampf zuerst begonnen, ist zweifelhaft; doch den entscheidenderen Schlag führte zuerst Albrecht's Hand. Mit Eroberung der festen Plätze wurde der Anfang gemacht. Schnell nach einander waren Weissenloch, Alzey, Weinheim, Hopfenheim, Adolfsheim und das mainzische Bensheim in den Händen des Königs. Der ebenfalls dem Erzstifte Mainz zugehörige Frauenstein wurde überfallen und geschleift. Der Erzbischof Gerhard von Mainz, der mit dem herbsten Unmuth die Verheerung seines Landes sah, drang in seine Bundesgenossen, mit ihm über den Rhein und geradewegs auf den König loszugehen. Der König erfuhr davon und eilte, den Anschlag zu vereiteln. Zu diesem Ende mußte Ulrich von Walsee mit fünfzig der zuverlässigsten Männer einen Streifzug unternehmen. Mit ihnen überfiel derselbe fünfhundert Feinde, die auf Fourage ausgezogen waren, tödtete ihnen hundert Mann und nahm eine gleiche Anzahl gefangen. Aber auf der Heimkehr wurden die Sieger selbst von einem feindlichen Haufen überrascht, und mußten eilen, sich mit vierzig Gefangenen, die ihnen noch geblieben waren, in die dem Grafen von Katzenellenbogen zuständige, hölzerne, doch sichere Burg Stadeck zu werfen. Die Rettung gelang nicht ohne Verlust. Doch hatte das kühne Unternehmen den Feinden einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie nicht mehr daran dachten, den Rhein zu überschreiten. Zu

unentschlossen, um ihre gesammte Macht zu vereinigen und die blutige Entscheidung auf eine Feldschlacht ankommen zu lassen, hielten sie sich von einander gesondert, und trachteten, ein Jeder, ängstlich, die befestigten Stammsitze und die nächste Umgegend zu sichern, wodurch sie dem kampfgeübten Könige Gelegenheit gaben, sich auf Jeden von ihnen einzeln zu stürzen, sie nach der Reihe zu besiegen und mehr oder minder unschädlich zu machen.

Der König brannte vor Begierde, den Erzbischof von Mainz ob seiner Untreue zu bestrafen. Kaum hatte er Schloß Ulm mit bewaffneter Hand genommen, so legte er sich vor des Erzbischofs Stadt und Schloß Bingen, berühmt wegen der Festigkeit und geschickten Anlage der Vertheidigungswerke, und durch fünf Grafen mit einer starken und tapferen Besatzung geschützt. Aber Albrecht umlagerte den Platz mit einem zahlreichen und auserlesenen Heere, und ließ alle Kriegsmaschinen gegen die Mauern und Thürme spielen. Auch den unterirdischen Krieg führte er mit großer Beharrlichkeit; er ließ tiefe Minen graben und Feuer hineinlegen. Die Belagerten trieben Gegenminen und suchten durch Glut und Dampf die Feinde herauf zu treiben; da fing die Burg selbst Feuer und verbrannte, bis auf einen Thurm. Endlich mußte, nach vierwöchentlichem Widerstande, die Besatzung sich ergeben, und erhielt, nach einigem Besinnen, freien Abzug mit ihrer Habe. Der Kampf hatte, da sich des Königs persönlicher Zorn in denselben mischte, nach damals üblicher Weise ganz den Charakter eines Verheerungs- und Vertilgungskampfes angenommen; in der Pfalz und den Erzstiften wurde das Land weit und breit verwüstet und abgesengt. Am wildesten verfuhren die französischen Hilfsvölker und die Elsasser, und der blühende Rheingau begann einer Einöde gleichzusehen. Ueberall, wo es hintraf, war das Schwert des Königs siegreich, und nirgend hielten die Gegner ihm Stand. Nicht besser, als im Pfälzischen und Mainzischen, erging es in den Gebieten der Erzbischöfe von Trier und Köln. Da die Städte allenthalben auf die Seite des Königs traten, so fehlte es ihm nirgend an Mannschaft und Zufuhr. Thätige Hilfe leisteten ihm auch die Grafen von Mark, von Jülich und Geldern. Der Letztere war von so bedeutender Macht, daß der König eine Familienverbindung mit ihm wünschte, und seinen zweiten Sohn Friedrich mit dessen Tochter zu verheiraten verabredete. Vermuthlich hing damit sein Plan zusammen, diesem seinen Sohne die benachbarten Grafschaften Holland und

Seeland, nebst der Herrschaft über Friesland zuzuwenden, wozu der Graf von Geldern behilflich seyn sollte.

In Köln wurde der König mit großen Ehren aufgenommen, und überall erwiesen ihm die Bürger Liebe und hohe Ehre. Der Erzbischof verlangte Beistand von seinen Mitverschworenen, dem Pfalzgrafen und dem Erzbischofe von Mainz. Aber Beide schützten vor, sie seyen selbst auf das Härteste mitgenommen, und wolle er sich dem Könige unterwerfen, so wären sie zu Gleichem bereit. So ließen die Verbündeten, nachdem sie unverhofft auch Unglücksgenossen geworden waren, einander gegenseitig im Stich, und wälzten die Schuld des Anschlages, wie des erwachsenen Nachtheils, Einer auf den Andern. — Der Erzbischof von Trier stand noch am festesten da. Um seinen Trotz zu brechen, zog der König vor Trier, und setzte dem Orte und dem Lande so heftig zu, daß man sich zur Unterwerfung bequemen mußte, indem von keiner Seite Hilfe zu erwarten war.

Der Verwüstungskampf hatte bis in den Spätherbst 1302 gewährt, und den vier Kurfürsten sank aller Muth. Sie kamen endlich unter einander überein, den König zu versöhnen, und baten ihn, sie wieder zu Gnaden aufzunehmen. Nur auf die Verwendung seiner Anhänger erfüllte der König ihr Flehen. Er gewährte ihnen Frieden, doch unter strengen Bedingungen. Aller Reichszölle am Rhein, deren sie sich widerrechtlich angemaßt, mußten sie sich begeben; ihre fernere Treue durch Eide und durch Uebergabe vieler Burgen versichern, mehre Städte abtreten, mancherlei wichtige Verschreibungen und Reichslehen für immer zurückstellen.

Mit so bewältigender Kraft hatte der König Albrecht dem Aufstande die Hände gebunden, daß mit einem Male Furcht und Achtung vor dem königlichen Ansehen zurückkehrten, und die Widersetzlichkeit sich scheu verkroch. Kaum vor den Hohenstaufen hatten die Ungehorsamen auf gleiche Weise gezittert. Freilich war diese Macht erkauft um den Preis schrecklich verheerter Provinzen, elend gemachter, wehrloser und schuldloser Unterthanen, die doch vielmehr auf den Schutz des Königs, des gemeinsamen Schirmherrn, Anspruch gehabt hätten, und am Reiche selbst der Schaden ausgegangen, der des Reiches verletzte Majestät strafen sollte. Doch ähnliche Fragen der Billigkeit und Menschlichkeit stellte jene rauhe Zeit nicht; sie strebte nur dem äußeren Siege nach, auf wessen Kosten es immer geschehen

mochte, und das Gewimmer der zertretenen Unschuldigen erstarb in dem Triumphgeschrei der obsiegenden Partei.

Während des Königs strafendes Schwert am Rheine gegen unruhige Stände stritt und sie blutig zur Ordnung verwies, erfreute sich Oesterreich unter dem milden Regimente Herzog Rudolf's der Ruhe und Sicherheit. Aber bald thürmten neue Wetter sich auf, diesmal von dem benachbarten Ungarn aus. Dort erlosch am 14. Juni 1301 in Andreas III. der Mannsstamm der Arpaden. Da Andreas einer Seitenlinie dieses Stammes angehört hatte, so hatten schon seit dem Tode König Ladislaw's des Kumanen (1290) mehre auswärtige Fürsten Ansprüche auf sein Erbe erhoben. Selbst König Rudolf hatte versucht, das ungarische Reich als dem römischen Reiche anheimgefallen zu erklären, und seinen Sohn Albrecht damit belehnt, doch erfolglos, da Andreas damals seine Ansprüche mit gewaffneter Hand durchsetzte. Beharrlicher noch, als König Rudolf, verfolgten, unter dem Beistande des römischen Stuhles, Ladislaw's Schwester Maria und deren Erben ihre vermeintlichen Rechte auf den Thron von Ungarn. Zwar starb Mariens und König Karl's II. ältester Sohn, Karl Martell, schon im Jahre 1295, aber ihn überlebte sein mit Clementia von Habsburg erzeugter Sohn Karl Robert, und diesem trat jetzt seine Großmutter Maria ihre Ansprüche auf Ungarn ab. Doch vermochte derselbe sich nicht gegen Andreas zu behaupten, und sein Anhang blieb auf eine Partei in Kroatien und Dalmatien beschränkt. Als nun aber König Andreas, mitten unter Zurüstungen wider seinen jugendlichen Nebenbuhler, plötzlich verblich, da wurden seine Witwe, die Königin Agnes, und seine Tochter erster Ehe, Elisabeth, von einem Theile des Adels auf der Burg zu Ofen in einer Art von Gefangenschaft gehalten, und sogar unwürdigem Mangel preisgegeben. Sobald der König Albrecht davon hörte, sendete er eilends den Marschall Hermann von Landenberg mit einer kriegerischen Schaar nach Ungarn. Der Königin Agnes, Albrecht's Tochter, war die Grafschaft Preßburg als Witthum verschrieben; dieses wurde gesichert durch Zuthun des Grafen Ivan von Güns; dann wurde die Abtei St. Martinsberg erobert und vor Ofen gezogen. Durch Vermittelung des Grafen von Stuhlweißenburg wurden die Königin und die Prinzessin dem Marschall übergeben, und von diesem nach Wien geführt, wo der Herzog Rudolf die geretteten Verwandten mit großer Freude empfing. Doch

war damit die Gefahr von Ungarn aus nicht beseitigt, wo der Parteienkampf noch immer nach allen Seiten hin fortwüthete.

Um diese Zeit entging der König Albrecht einer großen Gefahr, die leicht die ganze Lage der Dinge hätte ändern können. Gestützt auf sein Freundschaftsbündniß mit Frankreich, und doppelt ermuthigt durch den Ausgang der dazumal wahrscheinlich schon beendigten Fehde gegen die verschworenen Kurfürsten, wollte er eilen, die Provinzen Holland, Seeland und Friesland in Besitz zu nehmen, die er nach dem Tode des Grafen Johann als eröffnete Reichslehen erklärte, und wobei er auf den Beistand des Grafen von Geldern zählte, mit welchem er durch Vermälung der Kinder in Verwandtschaft zu treten, im Begriffe stand. Aber der Graf Johann von Hennegau, ein Verwandter des Verstorbenen, erhob Ansprüche auf dessen Ländererbe, ging den König um die Belehung damit an, und widersetzte sich, von den Landständen der drei Provinzen unterstützt, dem Könige zuletzt mit Waffengewalt, indem er dessen Truppen, die von einigen Orten schon Besitz genommen hatten, angriff und verjagte. Da kündigte Albrecht dem Grafen den Krieg an, im Namen des Reiches. Eingeschüchtert durch diese Drohung, heuchelte der Graf von Hennegau friedfertige Gesinnungen, und lud den König ein, die Fahrt den Rhein hinab ohne Heer zu unternehmen, damit man sich gütlich vergleichen könne. Aehnliche freundliche Ladung erging auch von dem Grafen von Geldern an den König, der von demselben gebeten wurde, mit seinem Sohne Friedrich bei ihm einzusprechen, damit die verabredete Vermälung ihrer Kinder in Vollzug gesetzt werden könne. Arglos folgte der König diesen Einladungen. In Nimwegen wollte man zusammenkommen. Unweit davon befand sich eine Burg des Grafen von Geldern; dort sprach, auf des Besitzers Bitte, der König mit geringem Gefolge ein. Schon war die Tafel gedeckt, als des Grafen eigene Tochter dem Könige zuraunte, daß im Schlosse über hundert bewaffnete Männer verborgen wären, und daß man nur der Ankunft des Grafen von Hennegau warte, um über Albrecht und dessen Begleiter herzufallen. Diese Warnung und des Königs Geistesgegenwart rettete ihn. Er fand Gelegenheit, durch eine Pforte des Schlosses hinaus in's Freie zu schlüpfen, warf sich auf ein bereit stehendes Roß, und entfloh der blutigen Gefahr noch im letzten Augenblicke. Gern hätte er den Verrath an Treue und Gastfreundschaft bitter gerächt; aber einem, wie Holland, durch Gewässer, Kanäle und Waldungen

geschützten Lande war nicht beizukommen; auch blieb ihm der zugesagte Beistand des Seeländer Adels aus; darum verschmerzte er die Beleidigung und ließ seine Entwürfe auf Hollands Besitz fallen. Er sah sich um so mehr dazu genöthigt, da wahrscheinlich selbst Frankreich insgeheim seine Absichten auf jene Provinzen hintertrieb.

Ersatz ward dem Könige auf einer anderen Seite zu Theile. Er hatte kein Mittel unversucht gelassen, den Groll des Papstes Bonifaz VIII. zu besänftigen, und es an Zeichen demüthiger Verehrung nicht fehlen lassen. Anfangs starr und widerstrebend, später mehr nur ausweichend, hatte der Papst sich doch allmälig ihm genähert. Manches wirkte zu dieser Sinnesänderung des heiligen Vaters bei. Theils hatten die verschworenen Kurfürsten dadurch, daß sie, ohne Befragung des römischen Stuhles, den Pfalzgrafen zum Richter über den König stellten, die Unzufriedenheit des stolzen Bonifaz erregt, theils machte Letzterem seine steigende Feindschaft mit dem Könige Philipp IV. von Frankreich die Nothwendigkeit einleuchtend, sich durch eine Vereinigung mit dem mächtigen Albrecht auf der anderen Seite zu kräftigen, und dessen drohendes Bündniß mit dem, der Curie so feindlich gesinnten Frankreich zu lockern. Im Jahre 1303 erließ, auf Albrecht's fortwährendes Ansuchen, Bonifaz VIII. endlich die übliche Anerkennungsbulle, und ermahnte alle Angehörigen des Reiches, Albrecht als ihrem rechtmäßigen Könige zu gehorchen. Dagegen unterwarf sich Albrecht in einem förmlichen Gehorsambriefe feierlich der Kirche und allen vom Papste ihm auferlegten Bedingungen, und machte dem römischen Stuhle größere Zugeständnisse, als irgend ein König von Deutschland, vor oder nach ihm, gethan hat. Doch waren sie mehr bloße Phrasen, als thatsächliche Leistungen, und der Tadel, den der König bei Manchen dafür erntete, konnte eigentlich nur gegen den demüthigenden Wortlaut gerichtet seyn.

Der Papst hatte durch seine Einigung mit Albrecht wieder freiere Hand zu nachdrücklicherer Einmischung in die ungarischen Successionshändel gewonnen, und machte diesen Einfluß sofort geltend. Unter seiner Mitwirkung war der dreizehnjährige Karl Robert nach Dalmatien, und von da nach Ungarn geführt worden, um den erledigten Thron der Arpaden einzunehmen. Doch die Ungarn waren nicht gewillt, sich von Rom aus einen König aufdringen zu lassen. Sie wollten vielmehr unter den Abkömmlingen der Töchter der Arpaden sich einen König wählen, der bereits Macht und Einfluß genug besitze, fremde

Eingriffe kraftvoll zurückzuweisen. In Anbetracht der nahen Verwandtschaft, welche die Arpaden und die Premysliden seit lange schon vielfach umschlang, wendeten sich die ungarischen Stände an den Böhmenkönig Wenzel II. Dieser, zufrieden mit der Krone, die er bereits besaß, und nicht geneigt, noch neue Regierungssorgen auf sich zu laden, verwies sie an seinen, erst zwölfjährigen Sohn, Wenzel, der ohnehin mit der wahren Erbin des ungarischen Reiches, der Prinzessin Elisabeth, schon verlobt sey. Der Vorschlag ward angenommen. Der junge Wenzel wurde an der Spitze eines Heeres, das die Anhänger Karl Robert's in die Flucht jagte, nach Ungarn gesendet und zu Stuhlweißenburg (26. August 1301) gekrönt.

So in seinen Planen völlig durchkreuzt, nahm der Papst ohne Weiteres die zugesagte Treue König Albrecht's in Anspruch, den er ermahnte, dem Sohne des Böhmenkönigs Wenzel, der sich die Krone Ungarn's anmaße, keinerlei Vorschub zu leisten. Der König Albrecht konnte in diesem Falle um so leichter dem Papste seine Ergebenheit bezeigen, da Karl Robert, zu dessen Gunsten der römische Stuhl gegen Wenzel auftrat, sein leiblicher Neffe, und er mit dem Könige Wenzel seit länger wieder auf gespanntem Fuße war. An Letzteren sendete er, den von Papste verlangten Punkten noch eigene, fast unannehmbare zufügend, zugleich mit der pästlichen Bulle, auch die Forderungen: daß Wenzel die Königreiche Ungarn und Polen, die Gebiete von Krakau, Meissen und Eger herausgebe, und die Silberbergwerke von Kuttenberg ihm entweder auf sechs Jahre überlasse, oder 80,000 Mark Silbers für den bisher an das Reich nicht entrichteten Metallzehent erlege. Wie vorauszusehen, antwortete der sonst friedfertige Wenzel auf so ungemessene Zumuthungen ablehnend, und der König Albrecht, gegen alle Vorstellungen taub und wieder einmal ganz seinem leidenschaftlichen Sinne folgend, erklärte unumwunden den Krieg an Böhmen, nachdem Wenzel noch einige fruchtlose Versuche gemacht hatte, den Frieden zu erhalten. Unwillig und betrübt über König Albrecht's starren Sinn, trennte sich selbst sein Schwiegersohn und bisheriger Anhänger, der Markgraf Hermann von Brandenburg, von ihm.

Der König säumte nicht, sich zu dem bevorstehenden ernsthaften Kampfe kräftig zu rüsten, und so viele Helfer aufzusuchen, als er nur vermochte. In Ungarn selbst gewann er durch den Ruf seiner Macht, durch die Verweisung auf den Willen des heiligen Vaters, eine starke Partei für

Karl Robert, oder machte doch dem jungen König Wenzel Viele abwendig. Der Erzbischof Konrad von Salzburg, beharrlich in der Freundschaft, wie früher im Hasse, die Bischöfe von Freisingen, Bamberg, Passau und Seckau, und die Ritterschaft von Schwaben, Franken und Elsaß nebst vielen Reichsstädten, sicherten ihm Beistand zu. Die Herzoge von Kärnten verweigerten solchen. Dagegen betrieb in den österreichischen Landen der Herzog Rudolf, auf Befehl seines Vaters, die Zurüstungen mit größtem Eifer; auch schloß er, nebst seinem Bruder Friedrich, zu Passau ein Bündniß mit den Pfalzgrafen, Otto und Stephan, wider Jedermann, hauptsächlich aber wider den König von Böhmen. So wurde denn nach Kräften auf den blutigen Ernst hingearbeitet.

Ungern bereitete sich auch der König Wenzel zum Kriege. Mehre Fürsten standen ihm bei, und auch durch seinen Sohn, den jungen König von Ungarn, hoffte er auf Verstärkung. Aber dort hatten sich die Umstände dergestalt für Karl Robert entschieden, daß der junge Wenzel, oder Ladislaw, wie er sich jetzt nannte, in äußerster Bedrängniß, ja kaum seines Lebens sicher war. Die Gefahr des Sohnes stimmte den Böhmenkönig zum schnellen Entschlusse der Entsagung; er entschlug sich für den Augenblick eines Thrones, der auf so wankenden Pfeilern stand, und erst mit Zwietracht und Haß, ja vielleicht mit dem Blute seines Sohnes erkämpft werden sollte, zog mit einem Heere vor Ofen, und führte seinen Sohn sammt den ungarischen Kroninsignien, die er nicht dem Feinde lassen wollte, nach Böhmen zurück.

Die Ansprüche auf den ungarischen Thron waren hiermit keinesweges aufgegeben, und somit auch der Grund des Krieges nicht beseitigt. Der König Albrecht, nachdem er sich seiner Bundesgenossen versichert hatte, begab sich nach Oesterreich, wo indessen Herzog Rudolf, der sich zu Preßburg mit dem neuen nngarischen Könige Karl Robert eng' verbunden, nicht müßig gewesen war, sondern ein stattliches Heer gesammelt hatte. Es soll sich auf fünfzigtausrnd Mann belaufen haben, darunter über ein Drittheil Ungarn und Kumanen, deren unbändige Raubsucht und Grausamkeit aber in Oesterreich selbst sich so arg austobte, als stünden sie im feindlichen Lande. Man mußte eilen, sie aus Oesterreich herauszuführen. Am 8. September befand sich der König Albrecht in Linz, rückte von dort über Freistadt in Böhmen ein, und schlug zuerst bei Budweis Lager. Rudolf und Karl

Robert sollten über Gmunden und Weitra kommen, um sich mit ihm zu vereinigen. Nikolsburg wurde zuerst genommen, von da plündernd bis Brünn gestreift, Joslowitz und Eibenschütz verbrannt, der Krieg wiederum mit Verheerungen üblich eröffnet.

In Ungarn erließ Karl Robert ein Aufgebot an seine Anhänger, die Entführung der ungarischen Reichskleinodien zu rächen, durch welche allerdings dort Alles gegen Wenzel aufgelärmt war. Herzog Rudolf suchte den neuen Ungarnkönig in Preßburg auf, um wegen der Fortsetzung des Krieges Berathung zu halten. Mehre Artikel mußten den Ungarn zugestanden werden, bevor sie die Gränze überschritten: die ungarischen Reichskleinodien, wenn sie in Güte oder Gewalt vom Könige Wenzel herausgebracht würden, sollten sofort dem Könige Karl Robert übergeben werden; länger, als bis zum St. Michaelstage, brauchten sie nicht im Feld zu dienen, weil es dann im Freien an Futter für die Pferde mangle; die ungarischen Truppen sollten nicht von einander getrennt, und nicht unter die Deutschen eingereiht werden; die Beute, sie bestehe aus Sachen oder Menschen, sollten sie ungehindert heimbringen, auch unterweges davon verkaufen dürfen; Beute, in Gemeinschaft mit den Deutschen genommen, müsse gehörig vertheilt werden; was die Ungarn in Städten kaufen würden, sollte ihnen billig überlassen, den Heiden gestattet werden, ungestört ihre Gebräuche zu beobachten. —

Der Herzog sagte ihnen die Punkte zu unter der Gegenbedingung, auf österreichischem Boden nicht zu rauben, sondern nur im Feindeslande. Sie wurden nach Laa gewiesen, hatten aber kaum den Gränzfluß überschritten, als sie sofort nach alter Gewohnheit sengten, plünderten und todtschlugen. Die Ungarn entschuldigten dies mit der Sitte der Kumanen und mit ihrer Unkenntniß der Gränzen. Sie hatten sich so lange verweilt, daß sie erst am St. Michaelstage, der Endfrist ihrer Dienstleistung, in Gmunden eintrafen, wo der König Albrecht sich mit ihnen zusammenfand. Die Ungarn blieben auch über die bedungene Frist hinaus bei dem Heere; aber der Woiwode von Siebenbürgen zog, ohne sich halten zu lassen, mit den Kumanen ab, die bisher nichts gethan, als im Freundeslande geraubt und gebrannt hatten. Nicht einmal die in Oesterreich zusammengefangenen Menschen wollten sie vor ihrem Abzuge herausgeben. Da entflammte der Zorn des Königs; er schickte viertausend seiner leichten Truppen den Ausreißern nach. Bei Horn wurden diese eingeholt. Als sie den verfolgenden Haufen

sahen, vermeinten sie, das ganze Heer sey gegen sie im Anzuge, und jagten davon, ihre Wagen mit den daran gebundenen Gefangenen zurücklassend. Man eilte ihnen nach und erschlug ihrer Viele auf der Flucht; auch der Woiwode von Siebenbürgen war unter den Getödteten. Die ihnen abgenommenen Gefangenen erhielten sofort ihre Freiheit; die abgejagten zusammengeraubten Schätze theilten die Sieger zu Kloster-Altenburg.

Das königliche Heer war bis jetzt noch auf keinen ernsthaften Widerstand gestoßen. Da die Jahreszeit immer tiefer vorschritt, so mochte Albrecht mit Belagerung der festen Plätze keine Zeit verlieren, sondern rückte, voll Unmuth darüber, daß die Böhmen ihm keine offene Schlacht bieten wollten, unter stäten Verwüstungen geradewegs auf Kuttenberg los, jene durch den Reichthum ihrer Bergwerke berühmte Schatzgrube und das heißersehnte Ziel des beutelustigen Heeres. Am 18. October erreichte er den Platz, und schloß ihn von allen Seiten ein. Aber die Besatzung der Stadt, von den Bürgern und den zahlreichen Bergleuten auf das Kräftigste unterstützt und von zwei tapferen Edlen, Heinrich von Lipa und Johann von Straz, befehligt, leistete den heldenmüthigsten Widerstand, und schlug alle Angriffe ab. Die Kälte, der einreißende Mangel, und die drohende Stellung der böhmischen Hauptmacht, welche dem königlichen Heere den Rückzug abzuschneiden drohte, machten die Lage des Letzteren immer schwieriger; auch brachen im Lager gefährliche Krankheiten aus, angeblich durch die, von den Bergleuten angestellte Vergiftung oder mindest Verunreinigung der Wässer des Kuttenberger Baches. Einmal war der König entschlossen, die Entscheidung durch einen Hauptsturm herbeizuführen; aber man rieth ihm allgemein von dem gewagten und blutigen Unternehmen ab. Im Heere murrte man allmälig. Als nun die ganze böhmische Armee sich gegen den König in Bewegung setzte, hob derselbe die Belagerung auf und zog ab, den ersten Tag nur zwei Meilen weit, damit sein Rückzug nicht einer Flucht ähnelte. Dann trennten sich die Ungarn von ihm, und zogen heim in die Winterquartiere. Albrecht traf am 1. November 1304 wieder in Oesterreich ein, wo er sein Heer entließ, das durch die frühzeitig eintretende Kälte bereits viel auszustehen gehabt hatte. Der für beide Theile zwecklose und Nichts entscheidende Feldzug hatte dreißigtausend Menschen das Leben, Hunderttausenden Eigenthum, Obdach und Glück gekostet. —

Der König konnte sich nicht verhehlen, wie viele Nachtheile und Kosten ihm der bisherige Krieg gegen Böhmen verursacht hatte, und wie wenig mit demselben ausgerichtet worden war. Zudem wurde die Treue der vornehmsten Anhänger und Bundesgenossen immer lockerer oder verdächtiger. Der Herzog Otto von Baiern schlug ihm den ferneren Durchzug durch seine Lande rund und fast drohend ab, und wendete sich, von Wenzel beredet und bestochen, endlich auch von eigenen Planen auf Ungarn's Krone erfüllt, immer mehr von dem Könige ab und zu Böhmen hin. Selbst der Erzbischof von Salzburg lehnte den freien Durchzug ab, und der Herzog Heinrich von Kärnten schloß sich bald offen an Böhmen an. In Ungarn selbst hatte der Eifer für Karl Robert nachgelassen, nachdem man von dem ersten Zorne über die Entführung der Reichskleinodien zurückgekommen war, und so war auch hier keine allgemeine Schilderhebung in Albrecht's Sinne zu hoffen.

Da erkrankte, mitten unter Zurüstungen zur Fortsetzung des Krieges, der König Wenzel II. von Böhmen lebensgefährlich, nachdem er, an Mitteln zum Kampfe jetzt reicher, als sein Gegner, der versuchten Annäherung des Königs ausgewichen war, und verblich am 21. Juni 1305. Dieser Todesfall veränderte die ganze Lage der Dinge, und war, wie beklagenswerth auch im Uebrigen, doch der Anlaß des Friedens, der — indem man über das, an den gemeinschaftlichen Vetter, den jungen Herzog Johann (Parricida) abzutretende Meissen sich auf Kosten der polnischen Krone einigte, und Albrecht von allen, vor zwei Jahren gestellten Forderungen abstand — schon am 5. August zu Prag abgeschlossen, und zwei Wochen darauf vom Könige Albrecht zu Nürnberg bestätigt wurde. Es verpflichtete sich nämlich der junge König Wenzel III. von Böhmen, den Markgrafen von Brandenburg, statt der ihnen von seinem Vater verpfändeten meißnischen Städte, das Land Pomerellen zu Pfand abzutreten, damit sein Vetter, der junge Herzog Johann, in den Besitz von Meissen gelangen könne. Die übrigen Artikel jenes Friedens waren: die Aufhebung der über den König Wenzel II. und dessen Nachfolger verhängten Reichsacht; König Albrecht's unbedingte Verzichtleistung, in seinem und des römischen Reiches Namen, auf alle Reiche, Länder und Besitzungen in Böhmen, Polen und sonst anderswo, welche König Wenzel III. durch Erbrecht oder wie immer erlangte (womit auch auf Ungarn hingedeutet wurde, dessen Krone König Albrecht weder seinem Verbündeten Karl Robert bestreiten, noch auch Wenzel's Ansprüche darauf absprechen wollte); daher

Anerkennung seiner vollen oberherrlichen Gewalt und seines ausschließenden Rechtes auf alle Titel, Ehren und Würden in denselben, so wie auf Nutzung dessen, was sich daselbst auf oder unter der Erde befinde (ein Punkt, der also auch die Streitigkeiten um den Kuttenberger Bergwerkszehnten zu Böhmens Gunsten schlichtete); ferner wurden die Herzoge Otto und Stephan von Baiern, die Markgrafen Otto, Hermann, Johann und Waldemar von Brandenburg, und alle Anderen, die während des letzten Krieges auf der Seite des böhmischen Königs gestanden, in diesen Vertrag eingeschlossen, und alle gegen sie erlassenen Sprüche aufgehoben; den schwebenden Streit über das Land Breslau sollten Berthold Graf von Henneberg und Burkhard Burggraf von Magdeburg, als beiderseits erwählte Obmänner, schlichten; endlich sollte über diejenigen Schlösser im Egerlande, welche die Könige von Böhmen mit baarem Gelde erkauft hatten, beiden Parteien der Rechtsweg offen stehen, König Wenzel III. aber alles Dasjenige an König Albrecht zurückgeben, was sein Vater früher vom König Adolf darin erhalten hatte.

Drei Tage früher war die Einigung zwischen dem Könige Albrecht und den, von ihm abgefallenen Herzogen von Baiern, durch deren Land sich der König den verweigerten Durchmarsch damals mit Waffengewalt erzwungen hatte, zu Stande gekommen. Der König bekannte in der hierüber ausgestellten Urkunde: er habe sich mit den Herzogen Otto und Stephan vollkommen ausgesöhnt und ihnen Alles vergeben, dessen sie sich gegen ihn oder das römische Reich, für sich oder für den König von Böhmen, schuldig gemacht; alle ihre Anhänger und Diener wären in diese Verzeihung eingeschlossen. Was den Herzogen und deren Anhängern, während des Krieges, an Festungen, Gütern oder Lehen genommen worden, sollten sie zurück erhalten, und weder die Herzoge, noch deren Helfer, darüber von dem römischen Könige oder dem Reiche künftig angesprochen werden. Der von den königlichen Truppen bei ihrem Durchzuge den Herzogen verursachte Schaden sollte ihnen ersetzt werden. Hinsichtlich der Summe des Schadenersatzes und der Güter des Grafen von Hirschberg, auf welche die Herzoge Ansprüche machen, sollten der Herzog Heinrich von Kärnten und der Graf Berthold von Henneberg schiedsrichterlichen Ausspruch thun, und der König solchem getreulich nachkommen. Hätte der König Albrecht an die Herzoge Ansprüche über eine Sache, so verspreche er ihnen, sie damit bis zum künftigen Michaelistage und dann noch volle fünf Jahre zu verschonen. Sollte späterhin Etwas vorfallen, was durch

Vergleich oder Rechtsspruch abgethan werden müßte, so mache der König Albrecht sich anheischig, sein Recht vor den Fürsten und Städten zu suchen, wie es im Herzogthume Baiern alte Sitte vorschreibe.

Fast noch nie war der beharrliche König von so vielen Ansprüchen auf einmal abgestanden, nicht nur Beweis, um wie viel er ursprünglich seine Forderungen zu hoch gestellt, sondern auch, daß er in die Zulänglichkeit seiner Mittel einiges Mißtrauen setzte, und die seiner Gegner nicht gering anschlagen konnte. Hinsichtlich Ungarn's waren die Bestimmungen sehr schwankend, und hier war also der Ausgang der Dinge noch nicht abzusehen. Sie geriethen in eine neue Verwirrung, als der junge König Wenzel, der endlosen Fehden um jene Krone müde, und ganz beherrscht von dem Einflusse des Herzogs Otto von Baiern, Letzterem in Brünn die ungarische Krone und die Reichsinsignien in einer freiwilligen Schenkung übergab, auch, um seine völlige Verzichtleistung auf den Thron von Ungarn zu zeigen, sein mit der ungarischen Prinzessin Elisabeth bestehendes Eheverlöbniß lösete. So war Böhmen nunmehr des gefährlichen Kleinodes ledig, während Herzog Otto's Ehrgeiz dasselbe gierig erfaßte.

Da der König Albrecht, nach Wenzel's Entsetzung, wieder freier zu Gunsten des Königs Karl Robert in Ungarn auftreten konnte, so that er alles Mögliche, um den Herzog Otto von der Besitznahme des ungarischen Thrones abzuhalten. Zu diesem Ende verlegte der Herzog Rudolf alle wegsamen Strecken zwischen Oesterreich und Mähren, damit dem Herzoge Otto entweder die Fahrt nach Ungarn versperrt werde, oder derselbe in Gefangenschaft gerathen müßte. Aber Perchtold, der Richter in Wien, seines Herkommens ein Schneider, war mit dem Herzoge Otto im Einverständniß, und gab ihm Nachricht von allen, gegen ihn getroffenen Anstalten. Verkleidet stahl sich der Herzog mit der ungarischen Krone durch alle österreichischen Posten, gelangte unentdeckt über die Donau, und ließ sich am 6. December 1305 zu Stuhlweißenburg krönen. Doch nur kurze Zeit freute er sich des königlichen Glanzes; da warf der Verrath ihn in Fesseln, und Karl Robert vereinigte die Herrschaft über Ungarn wieder in seiner Hand.

Diese dem Könige erwünschte und ganz in seinem Sinne geschehene Wendung der ungarischen Angelegenheiten, die Ruhe von Böhmen aus, schien für Oesterreich einen längeren Frieden zu verbürgen. Doch König Albrecht war erfinderisch darin, sich Sorgen und Unruhen aufzusuchen. Die

dauernde Erwerbung Thüringens und Meissens war es, woran er zunächst arbeitete. Da öffnete eine finstere That, ohne sein Zuthun, ihm plötzlich eine noch stolzere Aussicht. Der junge kinderlose Böhmenkönig Wenzel III. fiel am 4. August 1306 durch den Dolch eines Meuchelmörders, und mit ihm erlosch das altehrwürdige, einheimische Königsgeschlecht der Premysliden auf immer. Um fremder Einmischung zuvorzukommen, schrieben die böhmischen Stände — auf deren Beschlüsse der von dem ermordeten Könige vor seinem letzten Zuge zum Statthalter Böhmens eingesetzte Herzog Heinrich von Kärnten zunächst einwirkte — schon auf den 22. August einen Landtag nach Prag aus, um zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Es ließ sich voraus sehen, daß der Kärntner-Herzog Alles aufbieten werde, diese Wahl auf sich zu lenken, da durch ihn, als Gemal Anna's, der ältesten Schwester des Königs Wenzel III., der weiblichen Linie der Premysliden der böhmische Thron gesichert blieb. Den König Albrecht aber, der eben am Rheine gegen die meißnischen Markgrafen rüstete, als ihm die Botschaft von Wenzel's blutigem Ausgange zukam, durchblitzte augenblicklich der Gedanke, dieses herrliche Erbe für sein Haus zu gewinnen. Er erklärte sofort Böhmen für ein dem römischen Reiche anheimgefallenes Lehen, und sprach sich das Recht zu, dort einen König einzusetzen, als den er bereits seinen ältesten Sohn Rudolf bezeichnete. Umsonst verschwendete der Herzog Heinrich von Kärnten allerlei Mittel, die Wahl nach seinem Wunsche zu lenken; umsonst flehten seine beiden Schwägerinnen knieend und unter Thränen die böhmischen Stände an, die Krone nicht von dem weiblichen Stamme Premysl's zu reißen; die Furcht vor einem verheerenden Kriege, das Mißtrauen zu Heinrich's beschränkten Mitteln, und die große Macht und Kraft Habsburg's gab den Ausschlag, obschon König Albrecht, in Anerkennung der Grundgesetze Böhmen's, bald darauf selbst den Königstitel seines Sohnes in diesem Reiche nicht von seiner eigenen Ernennung, sondern von der Wahl der Stände abhängig machte. Auf jenem Landtage vermochte weder der eine, noch der andere Theil entschieden durchzudringen; ein neuer Landtag, zu Beendigung des Wahlgeschäftes, ward auf den September angesetzt, und so dem Könige Zeit zu weiteren Schritten in dieser Angelegenheit gegeben. Albrecht eilte, auf die böhmischen Stände durch Versprechungen und Drohungen, vornehmlich aber durch Geschenke, einzuwirken, und nahm zugleich Maßregeln, um den friedlichen Verhandlungen erforderlichen Falls auch den

Nachdruck der Waffen nachfolgen zu lassen. Herzog Rudolf drang, an der Spitze eines Heeres, über Iglau in Böhmen ein, ohne auf Widerstand zu stoßen und ohne Feindseligkeiten zu begehen. Als man in Böhmen sich über die Größe seines Heeres beunruhigte, lösete er dasselbe zum größten Theile auf, um nicht gleich einem Feinde in dem Lande zu erscheinen, dem er sich zum Herrn antrug. Mit mäßigem Gefolge langte er gegen Ende Septembers vor Prag an, und lagerte außerhalb der Stadt. Auf eben so friedliche Weise rückte von der anderen Seite der König Albrecht über Eger bis vor Laun. Die Unterhandlungen gediehen bald zu ihrem Ziele. Der Herzog Rudolf, dem ein oder zwei Jahre früher der Tod seine Gemalin, Blanca von Valois, entrissen hatte, willigte in das Begehren der bömischen Stände, sich mit einer der Prinzessinnen ihres Hofes, deren Wahl man ihm frei ließ, zu vermälen, und wurde um die Mitte Octobers feierlich zum Könige von Böhmen gewählt. Herzog Heinrich, beinahe von seinem ganzen Anhange verlassen, gab seine Sache auf und flüchtete aus Böhmen hinweg.

König Rudolf und sein Vater, der römische König, hielten jetzt ihren Einzug in Prag. Feste auf Feste verherrlichten die Anwesenheit der Könige. Seinem Versprechen gemäß, reichte Rudolf der jugendlichen und schönen Witwe des Königs Wenzel II., Elisabeth von Polen, seine Hand. Ihre Trauung vollzog am 16. October 1306 der Erzbischof Konrad von Salzburg in der Prager Domkirche, und Beide blieben einander zugethan mit inniger ehelicher Zärtlichkeit.

So war das herrliche Böhmen ohne Blutvergießen und Zwietracht für einen Sprößling des schnell und wunderbar gedeihenden Stammes Habsburg gewonnen. Doch dem Könige Albrecht war nicht an vorübergehendem Glanze, sondern an dauernder Macht seines Hauses gelegen; diesem in seiner Gesammtheit, und nicht nur einem einzelnen Gliede desselben, sollte Böhmen gesichert seyn. Daher veranlaßte er, noch während seines Prager Aufenthaltes, die böhmischen Stände, daß sie, für den Fall kinderlosen Hintritts des Königs Rudolf, dessen Bruder und deren Nachkommen die Erbfolge in ihrem Reiche zusicherten, und dieses Zugeständniß feierlich verbrieften und besiegelten. Sie thaten es willig; denn immer war die Vereinigung der österreichischen mit den böhmischen Landen, wie einst unter dem starken Ottokar geschehen, ihr Wunsch gewesen, der sie auch bei der Wahl Rudolf's vornehmlich geleitet hatte. Auch Letzterem war diese Aussicht am lockendsten, und er wußte, wie

sehr man in Böhmen daran hing; darum zögerte er auch längere Zeit, auf die österreichischen Provinzen zu Gunsten seiner Brüder Verzicht zu leisten. Doch dem Dringen seines Vaters und seines Bruders Friedrich, dem die Vorzüge seiner Gestalt den Beinamen des Schönen erworben, mußte er endlich nachgeben. Als dies geschehen, schloß der König ihn mit in das Schutz- und Trutzbündniß ein, welches er, in Rudolf's Abwesenheit, am 23. December in Wien zwischen seinen Söhnen, dann dem alten getreuen Erzbischofe Konrad von Salzburg und den Herzogen Rudolf und Ludwig von Baiern errichtete, und am 18. Januar 1307 belehnte er, als römischer König, seinen Sohn Rudolf und dessen Brüder in Znaim mit dem Königreiche Böhmen, dergestalt, daß, nach Rudolf's Hintritt ohne männliche Erben, der älteste seiner Brüder und dessen Mannserben ihm im Lehen folgen sollten.

So waren die Angelegenheiten in Böhmen geordnet. König Rudolf regierte dort mit Umsicht und Milde, wie sein verständiger und sanfter Sinn es ihm eingab. Er hätte die Liebe seiner Unterthanen verdient und würde sie auch erworben haben, hätte er nicht durch Abstammung, Sprache und Sitten ihnen einiger Maßen fern gestanden. Er sprach und verstand nicht böhmisch, führte an seinem Hofe eine Einfachheit und Sparsamkeit ein, welche die, durch den Glanz der Premysliden verwöhnten Böhmen unangenehm berührte, und wie er mit schwerem Herzen aus Oesterreich gegangen war und wohl immer sich dahin zurücksehnen mochte, so umgab er sich auch vorzugsweise mit Oesterreichern, und bezog seine ohnehin geringen Bedürfnisse zumeist aus Oesterreich. Das verletzte die Einheimischen; die Partei des Kärntnerherzogs aber und die Habgierigen, die bei Rudolf's Sparsamkeit nicht ihre Rechnung fanden, hetzten die Anderen gegen ihn an, und brachten ihm die Spottnamen eines „Breikönigs“ und eines „Waarenrevisors“ auf. Ungehorsam und Widersetzlichkeit wurden von mehren Seiten verspürt. Der König Rudolf sah sich genöthigt, wider einige solche Widersacher im Sommer 1307 zu Felde zu ziehen. Als er die, dem Bawor von Strakoniz zugehörige Stadt Horazdiowiz belagerte, wurde er in seinem Zelte von der Ruhr befallen. Sanft, wie im Leben, so auch im Sterben, ließ er durch Dietrich von Pilichdorf seinem Vater sagen, etwaigen Gerüchten von seiner Vergiftung keinen Glauben beizumessen, da er eines natürlichen Todes sterbe, und Niemand dieserhalb zu verfolgen. Auch sendete er demselben ein Verzeichniß derjenigen Handlungen, durch welche er sein Gewissen beschwert

glaubte, und bat um Schadloshaltung aller Personen, die darunter etwa gelitten. So noch in seinen letzten Augenblicken bemüht, Nachtheil und Verfolgung zu verhüten, zu versöhnen und zu vergüten, starb er, wenig über sechs und zwanzig Jahre alt, am 4. Juli 1307, und wurde im Prager Dome zu St. Veit feierlich bestattet.

Den König Albrecht traf diese Trauerpost zu einer Zeit, wo noch andere Unfälle ihn gebeugt oder erzürnt hatten. In Thüringen und Meissen hatten die Wettin'schen Brüder, Friedrich der Gebissene und Diezmann, sich mit Macht erhoben, ihr väterliches Erbe zurück zu erobern. Viele Plätze hatten sie wieder in ihre Gewalt gebracht, und dem Könige blieb endlich nur Eisenach übrig. Die königlichen Truppen aus den umliegenden Städten, meist aus Schwaben bestehend, hatten sich unter dem Grafen Philipp von Nassau vereinigt, und trafen am 31. Mai bei dem Städtchen Lucka an der Schnauder, zwischen Leipzig und Altenburg, auf die Feinde. Die Brüder Friedrich und Diezmann führten in Person die Meißner, und ranuten mit eingelegten Lanzen so ungestüm gegen die Schwaben an, daß, nach fünfstündigem heißen Gefechte, die Letzteren völlig aus einander gesprengt wurden. Ihrer viertausend blieben auf dem Platze, und noch lange erklang in dortiger Gegend das Sprichwort: „Es wird dir glucke wie den Schwaben bei Lucke."

Im Begriffe, diese Scharte auszuwetzen, stand der König Albrecht bereits mit einem starken Heere bei Salzach, als die Unglücksnachricht von König Rudolf's unerwartetem Tode ihn antraf. Durch diesen harten Schlag und die daraus unmittelbar hervorgehenden Folgen, wurden alle Plane verrückt und umgestaltet. Der böhmische Thron war nun binnen Jahresfrist zum zweiten Male erledigt, ohne unmittelbare Erben. Zwar konnte diesmal, wenn es nach Recht und Vertrag ging, kein Zweifel über die Nachfolge walten, und die von den böhmischen Ständen verbriefte und beschworene Uebereinkunft mußte die Krone unbestritten in die Hände Herzog Friedrich's von Oesterreich geben. Auch säumten die Stände Mährens nicht, Letzteren in solcher Eigenschaft anzuerkennen. Aber in Böhmen, wo die Gegensätze des deutschen und des slavischen Elements während Rudolf's kurzer Regierung nur Anlaß gehabt hatten, sich schroff einander gegenüber zu stellen, nicht aber Zeit genug, um sich allmälig zu vermitteln und auszugleichen, war die Stimmung der Mehrzahl der Stände gegen das Haus Oesterreich, und man wollte die Gelegenheit wahrnehmen, sich dessen Herrschaft wieder zu

entziehen. Die unvollzogen gebliebene Vereinigung der österreichischen und böhmischen Lande, auf welche man hier mit Zuversicht gerechnet hatte, diente wahrscheinlich als Vorwand dieser Wortbrüchigkeit. Der Herzog Heinrich von Kärnten, dessen Anhang jetzt der überwiegende war, wurde wieder nach Böhmen eingeladen, und an seiner Erwählung eifrig gearbeitet. Wilhelm Zagjc von Waldeck bemächtigte sich des festen königlichen Schlosses Bürglitz und vertrieb die Besatzung, die meist aus Schwaben bestand. Die Oesterreicher, welche dem Könige Rudolf nach Böhmen gefolgt waren, entflohen, ihres Lebens und Eigenthums fürder nicht sicher, aus dem Lande, und selbst Elisabeth, zum zweiten Male Königswitwe von Böhmen, verbarg sich.

Ueberaus stürmisch, wie vorauszusehen, gestaltete sich die Wahlversammlung. Sie ward im Hause des, dem Könige Rudolf abgeneigten Prager Bischofs abgehalten, und der kärntnerische Einfluß war daher vorherrschend. Aber ungeschreckt von der Mehrzahl der Gegner, erhob der Oberlandmarschall Tobias von Bechin muthig seine Stimme für Oesterreich. Von der Gicht gepeinigt, ließ er sich in die Versammlung tragen, warnte vor der Wahl eines schwachen Fürsten, der Böhmen nicht gegen das gesammte römische Reich zu vertheidigen die Kraft haben werde, vor der Gefahr eines blutigen Krieges, wenn man dem mächtigen Hause Oesterreich Wort und Vertrag breche. Dem Herzoge Friedrich könne man ja, um die weiblichen Sprößlinge von Premysl's Stamme zu ehren, die Prinzessin Elisabeth zur Gemalin antragen; der heilige Vater werde in so dringendem Falle die nöthige Dispensation nicht versagen. — Die Gegner fielen ihm drohend in's Wort. Tobias entgegnete mit unzeitigem Spotte. Darüber gerieth der kärntnerisch gesinnte Ulrich von Lichtenburg in so unbändige Wuth, daß er, an der Seite des Bischofs, dem Redner das Schwert durch den Leib rannte. Angesteckt vom Morde war die Versammlung. Ein Neffe des Mörders, Hyneck Krušina von Lichtenburg, erschlug gleichzeitig einen Neffen des Bechiners. Die Losung zu Gewaltthat und Blutvergießen war gegeben. Wolfram, ein reicher Prager Bürger und dem Herzoge Friedrich anhänglich, flüchtete noch zu rechter Zeit vor den Dolchen der Gegenpartei in sicheren Versteck; ein anderer angesehener Bürger, Hiltmar, wurde von Niklas Tausendmark und dessen Gesellen in der Nähe der Jakobskirche auf der Altstadt umgebracht. Kein Richter und Rächer stand auf gegen solchen Frevel. Am 15. August 1307 wurde die blutige Krone dem Herzoge Heinrich von Kärnten zugesprochen.

Als der König Albrecht vernahm, daß der Kärnterherzog die Wahl angenommen, und durch Baiern bereits in Böhmen eingetroffen sey, beschloß er, schwere Vergeltung an ihm zu üben. Auf seinen Befehl mußte der Herzog Friedrich in Oesterreich und Steyermark schleunig ein Heer sammeln, und in Kärnten einfallen, um die Hausmacht des Herzogs zu ersticken, die südliche Gränze aber gegen feindliche Einfälle während des Krieges mit Böhmen zu beschützen. Gleicher Auftrag ward dem Erzbischofe Konrad von Salzburg, und er that es getreulich. Graf Friedrich von Heunburg und die steyerischen Edlen stießen mit ihren Mannen zu Ulrich von Walsee, der des Herzogs Friedrich Schaaren führte; sie rückten, mit dem Erzbischofe vereinigt, vor St. Veit und eroberten die Stadt. Die Feste Rabenstein ergab sich durch Bestechung, und wurde geschleift; auch Volkenmarkt und Klagenfurt wurden überwältigt. In Krain, das den kärntnerischen Herzogen von den österreichischen verpfändet war, fielen, auf des Königs Anstiften, die Grafen Heinrich von Görz und Mainhart von Ortenburg ein, nahmen Weichselberg, Volkenstein und Krainburg, und durften die eroberten Burgen als Pfand behalten. So verlor der Herzog Heinrich nach einander alle Lande und Besitzungen diesseits Tirols.

Den Hauptschlag aber dachte König Albrecht gegen Böhmen selbst zu führen. Mit gewaltiger Macht, über zehntausend schwere Rosse zählend, brach er über Eger in Böhmen ein, während er dem Herzoge Friedrich auftrug, von der Donau her eben dorthin vorzudringen. Der nunmehrige Böhmenkönig Heinrich, obgleich mit dem waffenkundigen Markgrafen Friedrich von Meissen, dem Sieger von Lucka, verbündet, und denselben an seiner Seite, machte sich durch keine namhafte Kriegsthat bemerkbar, und überließ die Vertheidigung des Landes bei weitem mehr dem Volke. Mit erheblichem Verluste bahnte sich das deutsche Heer den Weg durch den Saazer und Rakonitzer Kreis, wo der daselbst begüterte, heldenmüthige Plichta von Zirotin sich muthig vertheidigte; aber die Vereinigung des königlichen Heeres mit jenem des Herzogs Friedrich im Herzen des Landes wurde dennoch bewerkstelligt. Ueberall, wo die Heere erschienen, kündigten sie nach damaliger Kriegssitte, sich durch grausame Verheerungen, durch Plündern und Gewaltthaten an. Kolin setzten sie heftig zu, brachten es aber, trotz aller Anstrengung, nicht in ihre Gewalt. Von da zog der König vor das reiche und wohlbefestigte Kuttenberg, das vor drei Jahren ihm so unerschütterlich widerstanden hatte. Er hoffte diesmal

auf besseren Erfolg, weil er in der Stadt seitdem Anhang gewonnen hatte, so den reichen Berthold Pirkner und Andere. Auch war er im Besitze starker Angriffsmittel, und eine seiner Kriegsmaschinen überschüttete die Stadt mit einem Regen großer Kugeln, die, mit brennbarem Stoffe gefüllt, überall, wo sie hinschlugen, Brand und Flammen ausströmten. Aber wieder vertheidigte, wie damals, der kühne Heinrich von Lipa, und neben ihm der junge Johann von Wartenberg, den Platz mit unbezwingbarem Muthe, und der König ward auch diesmal des Ortes nicht Meister. Er hob die Belagerung auf, und einsehend, daß selbst seine bedeutenden Streitkräfte zur Bezwingung Böhmens nicht ausreichten, dachte er nur daran, den künftigen Feldzug noch gewaltiger auszurüsten. Zu ihm floh die königliche Witwe Elisabeth mit ihrer dreijährigen Tochter, und gelangte aus Prag, wo sie mancherlei Unbill erfahren, sicher nach Oesterreich. Auch andere seiner dortigen Anhänger, wie die Bürger Wolfram und Peregrin Pusch, begaben sich in seinen Schutz. Die Städte Königgrätz, Jaromirz, Chrudim und Politschka, die der Königin-Witwe als Leibgedinge verpfändet waren, nahmen auf ihren Befehl schwäbische Besatzungen für den nächsten Winter auf, und wurden dafür vom Könige Albrecht und vom Herzoge Friedrich, der sich bereits königlicher Rechte, obschon zur Zeit noch nicht des königlichen Titels in Böhmen bediente, mit wichtigen Privilegien begnadigt.

In Mähren bewahrte man zur Zeit noch dem Hause Oesterreich die erprobte Treue, und die dortigen Stände erklärten ihre Bereitwilligkeit, dem Herzoge Friedrich die Huldigung zu leisten, wann immer er sie fordern möchte. Auch weigerten sie sich nicht, das deutsche Heer aufzunehmen, welches der König Albrecht bei ihnen zurückließ. Als sein Statthalter blieb der vorherige steyerische Statthalter, Ulrich von Walsee, in Brünn.

Zornig, nicht mit einem Male zum Ziele gekommen zu seyn, führte der König Albrecht seine Schaaren aus Böhmen zurück. Nur die Vorstellung, im nächsten Jahre den Feldzug mit verdoppelter Macht zu wiederholen, und dann einzubringen, was diesmal nicht zu erreichen gewesen, konnte seinen tiefen Unmuth beschwichtigen. Aber anders sollte Alles kommen. Der Zenith seiner Siege lag hinter ihm; seiner überwältigenden Kraft war in den letzten Zeiten nicht mehr Alles so gelungen, wie ehedem, und seine Sonne stand im Niedergange. Schon vor einigen Jahren hatte er, vom Drange der Umstände überwunden, unfreiwillige Nachgiebigkeit gegen Böhmen und Baiern üben

müssen; in Meissen und Thüringen wichen seine Waffen der Beharrlichkeit des siegesfreudigen Friedrich, des Wettiners; der blühende Jüngling Rudolf, geschmückt mit der Krone der Premysliden, war unerwartet in die Arme des bleichen Todes gesunken, und all' den kurzen Glanz schien seine Gruft mitzuverschlingen. Das Alles schien darauf hin zu deuten, daß König Albrecht's Abend nahe sey, und er war es, obschon in unverhoffter Weise.

Unter Zurüstungen, Vorbereitungen und Entwürfen für den beabsichtigten neuen Feldzug gegen Böhmen, verbrachte der König den Winter von 1307 auf 1308 theils auf seinen Habsburg'schen Stammgütern, theils im Reiche, nicht ahnend, wie er, den Sieg in der Ferne suchend, das Verderben unmittelbar in seiner Nähe berge und pflege. Als vor 4 bis 5 Jahren der Krieg gegen Böhmen wegen der Krone Ungarns in naher Aussicht stand, hatte König Albrecht den jungen Herzog Johann, Sohn seines im Jahre 1290 verstorbenen jüngeren Bruders Rudolf und der Agnes von Böhmen, der seit dem Nürnberger Reichstage sich bei seinem mütterlichen Oheim, dem Könige Wenzel II. in Prag aufhielt, von Letzterem zurückverlangt. Der Bischof Peter von Basel, nachmals Erzbischof von Mainz, führte den jungen Prinzen seinem väterlichen Oheim, dem Könige Albrecht, wieder zu, und Johann wuchs in der Nähe seines königlichen Verwandten zum Jünglinge heran, heißes Blut, unüberlegten Sinn und unwiderstehliche Sucht, schleunigst über Land und Leute zu herrschen, frühzeitig offenbarend. Darum lag er dem Könige fortwährend an, ihn als Herrn in die Lande einzusetzen, die ihm als Erbtheil von seinen Eltern zukamen. Der König versprach sie ihm oft, zog aber die Verwirklichung immer hinaus; aus welchen Gründen, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht mißtraute er des Jünglings heftigem Sinne, und gedachte ihn erst noch mehr zum Manne reifen zu lassen, ehe er das Regiment über Land und Leute in seine Hand legte. Vielleicht auch konnte des Königs ländergierige Neigung es nicht über sich gewinnen, das schöne, wohlgerundete Habsburger Erbe in Oberschwaben, Elsaß und Burgund zu zerstückeln, und er hielt daher seines Neffen Antheil absichtlich zurück, hoffend, ihn früher oder später durch ein noch zu eroberndes oder sonst zu erwerbendes Fürstenthum für sein Erbe zu entschädigen. Dieses ungerechte Vorenthalten angeerbten Besitzes weckte des Prinzen Unzufriedenheit mit Recht. Doch würde sein Unmuth friedlicher ausgegangen seyn, hätte seine Umgebung, zum großen Theile dem Könige feindlich gestimmt, nicht fortwährend ihn ange-

stachelt und gehetzt. Schon am Prager Hofe mochte man, bei der eintretenden Spannung mit Oesterreich, ihm oft von des Königs willkürlichem und ländergeizigem Wesen vorgesprochen, und ihm für sein Eigenthum, über welchem der König unmittelbar die Hand hielt, bange gemacht haben. Jetzt traten ihn noch andere Rathgeber und Ohrenbläser an, meist wüste junge Ritter und tollkühne Gesellen, denen es nur um ein Aeußerstes und um höchste Verwirrung zu thun war; selbst der nunmehrige Erzbischof Peter, aus früherer Zeit her dem Prinzen befreundet, soll ihn gegen seinen Oheim angeeifert haben. Vor Allen aber zogen mehre junge reichsfreie Edelleute, wie Rudolf von der Wart, Rudolf von Palm, Walther von Eschenbach, ihn in ihren bösen Rath. Der achtzehnjährige Herzog war leicht überredet, da der Zorn ihn seit lange drückte. Sie faßten den verworfenen Entschluß, den König aus der Welt zu schaffen; an einem Freitage sollte die Unthat geschehen. Einer der Mitwisser verzagte an dem schrecklichen Wagnisse; er offenbarte den Anschlag seinem Beichtiger, und dieser legte ihm auf, dem Könige Alles zu entdecken. Er that es am Ostertage, den 14. April 1308. König Albrecht war nicht der Mann der Furcht; er nahm die Sache leicht, als eine bloße Jünglingsprahlerei und als leeren Schreckschuß, um ihn zu zwingen, des Neffen Willen zu thun.

Als nun, vom Könige eingeladen, die drei geistlichen Kurfürsten nebst dem Herzoge Ludwig von Baiern und den Bischöfen von Straßburg, Speier und Konstanz nach Schloß Habsburg kamen, bat der Herzog Johann den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Konstanz, mit dem Könige in seiner Sache zu reden. Sie erfüllten seinen Wunsch, als der König aus der Kirche kam. Es war am 1. Mai. Der König hörte sie huldreich an, und rief dann seinen Neffen, ihm mit freundlichem Tone verheißend, daß er in kurzer Zeit ihm geben werde, was ihm von seinem Vater rechtlich zukomme. Das war freilich dem Prinzen schon oft versprochen worden, aber nie geschehen; daher konnte es ihn wenig beruhigen, daß der König auch noch die Zusage beifügte: er wolle, sobald er von dem böhmischen Feldzuge zurückkomme, die Sache nach dem Rathe der Fürsten zu Ende bringen; wolle des Herzogs Erbtheile auch noch seinen Antheil an all' dem zulegen, was er, der König, gekauft, und einen Mann aus ihm machen, allen großen Fürsten gleich. Der König rief die von Mainz und Konstanz zu Wortzeugen auf. Doch das Mißtrauen wurzelte nun einmal in der Brust des verblendeten

fürstlichen Jünglings; er entfernte sich murrend, eine blutige Drohung auf der Lippe erstickend.

Bei'm Mittagsmahle traf man wieder zusammen. Der König, vielleicht seines Unrechts bewußt, war doppelt gütig gegen den finsteren Neffen; er setzte ihm an der Tafel einen schönen grünen Kranz auf das Haupt, die Falten von seiner Stirn zu tilgen. Bei Tische war der König heiter und gesprächig, und ließ dem Neffen die besten Bissen zukommen; doch der mochte nichts von den Speisen genießen. Während sie tafelten, traf die Botschaft ein, die Königin werde ankommen und sey nur noch eine kurze Strecke entfernt. Auch sie soll Kunde von dem Anschlage gehabt haben und herbeigeeilt seyn, um ihren Herrn zu warnen.

Als die Tafel beendigt war, hielt der Herzog Johann Rath mit seinen Verschworenen. Sie hatten vernommen, der König werde mit geringem Gefolge gegen Rheinfelden hin der Königin entgegenreiten. Günstiger konnte sich die Gelegenheit nicht finden, um das Bubenstück auszuführen, und schnell war ihr Plan gefaßt. Sie eilten voraus an die Fähre der Reuß, aus welcher der Herzog Johann Alle entfernte, die dem Könige hätten beistehen können. Einer der Diener, dem Könige vorzüglich ergeben und dessen Befehl vorschützend, wollte durchaus nicht von der Fähre weichen. Da fuhr der jähzornige Johann wüthend auf ihn los, schlug ihn blutig, und jagte ihn hinweg. Der wundgeschlagene Mann begegnete dann dem Könige, und erzählte ihm, was geschehen. Der König aber beruhigte ihn, meinend, den Neffen habe der Verdruß zu solcher Härte getrieben. Vorschützend, man dürfe die Fähre nicht zu sehr überladen, drängten die Verschworenen des Königs Diener von der Fähre weg, und setzten mit dem Könige, der, von seinen Getreuen völlig abgeschnitten, nichts Arges ahnete, ganz allein über den Fluß. Am anderen Ufer angekommen und wieder zu Pferde gestiegen, hielten sie den König scharf in ihrer Mitte, doch ohne daß er eine Absicht verspürte. Eschenbach blieb ihm zur rechten Seite, links ritt von der Wart, hinter diesem der von Palm. Der Herzog Johann folgte ihnen. Als sie, gemessenen Trabes weiter reitend, auf dem Wege nach Windisch ein Gebüsch erreichten, wurde die Losung gegeben. Eschenbach fiel dem Pferde des Königs in die Zügel. Dieser, Anfangs einen Scherz vermeinend, doch dann den Ernst erkennend, wollte sich zur Wehre setzen. Da hieb ihm Palm mit dem Schwerte in die Stirn, von der Wart quer über Gesicht und Wange. Der schwer

verwundete König schrie seinen Neffen an, ihm zu helfen. Der antwortete ihm durch einen Stoß mit dem Schwerte, das er ihm durch den Rücken bis zur Brust heraus bohrte. Dann durchschnitt ihm Wart's verruchtes Eisen noch den Hals zur Hälfte, und jetzt erst sank der starke König vom Pferde. Die Mörder ließen ihn in seinem Blute liegen. Herzog Johann schwang sich auf des Königs Roß, und Alle jagten mit ihren Knechten in wilder Hast davon.

Des Königs gewaltige Lebenskraft rang heftig gegen den Tod, wie tief und schrecklich auch die Wunden waren, welche die Mörder ihm geschlagen. Er lebte noch, als die Seinigen, nachdem auch sie endlich über den Fluß gekommen, ihn auffanden. Doch vermochte er nur noch die Hände zum Himmel zu erheben, dann verschied er. Alle waren durchdonnert von dem grauenhaften Ereignisse, Alle zermalmt ob des jammervollen Anblickes. Der Bischof von Straßburg warf sich laut weinend auf den königlichen Leichnam, und küßte ihn. Dietegen von Kastell jagte, von Schmerz und Rache entflammt, den Mördern eiligst nach, und fing drei ihrer Knechte.

Die Leiche wurde nach Bruck gebracht, dann im Kloster Wettingen beigesetzt, bis später Kaiser Heinrich VII. ihr mit jener Adolf's von Nassau im Kaiserdome zu Speier ihre gebührende Ruhestätte anwies. Dort erbrachen 1689 die Franzosen, Schätze suchend, seine Gruft, und zerstreuten seine Gebeine. — Die Bewohner von Bruck und der Umgegend strömten klagend herbei, die schauerlich entstellte Königsleiche zu sehen. Auch die Königin mochte in ihrem namenlosen Schmerze sich den Anblick nicht ersparen. Sie brachte ihn nie mehr aus den Gedanken, und die Erinnerung daran entflammte ihr sonst sanftes Herz zum unersättlichsten Rachedurste. Furchtbare Vergeltung, ganz im Geiste der rauhen Zeit, wurde an den Mördern geübt, und auf zahlreiche Schuldlose ausgedehnt, die den Frevlern zufällig verwandt oder befreundet waren.

So endete, im sechzigsten Jahre seines Alters, seit sechs und zwanzig Jahren Herzog und seit zehn zum römischen Könige erwählt, Albrecht, der Stammvater des Hauses Oesterreich, der Erstgeborene des erlauchten Rudolf von Habsburg. Große Eigenschaften gingen mit ihm zu Grabe, obwohl verdunkelt durch manchen Schatten. Zu siegen, zu schrecken, zu unterjochen hat er verstanden, wie Keiner; aber die freie Huldigung der Liebe, den freudigen Gehorsam der Zuneigung zu erwerben, wie sein Vater gethan, war ihm versagt. Kalt und düster, pflanzte er seinen Willen als Banner, als

unverrückbare Richtschnur, zwischen die Menschen und die Verhältnisse; selbst das Recht, das gegen diesen Willen sprach, galt ihm als Unrecht; blindes Folgeleisten war in seinen Augen alleinige Tugend. Das Unglück hat ihn nie gebeugt, und das Glück konnte ihn wohl vermögen, sich zu überheben, doch nicht ihn der Vorsicht vergessen machen. Freude empfand er selten, und auch an Anderen begriff er sie nicht, und verstand noch weniger, sie zu erwecken. Seine Moral war kurz und straff; sinnliche Einflüsse konnten sie nicht beirren, denn er war aller Genußliebe fremd, einfach, mäßig, fast ohne Bedürfnisse, weil sein stätes Sinnen und Denken ihn des Körpers beinahe vergessen ließ, und selbst der Glanz und die Pracht, womit er sich umgab, entsprangen nicht seinem Geschmacke und Sinne, sondern galten ihm nur als nöthige Attribute fürstlicher Hoheit, die sein ganzes Ziel und Streben ausmachte. Tapfer sollte der Kriegsmann, der Priester gelehrt, die Weiber züchtig seyn, und nichts Anderes; — dieses sein bekanntes Sprichwort, das er häufig im Munde führte, umschloß seine kurze, trockene Sittenlehre, die, nur dem Staatszwecke zugekehrt, jedem Stande und Geschlechte streng und enge seine Gränzen zog, Alles in eine lenkbare Maschine verwandelte, die nur von seinem Willen, als anregendem Geiste, getrieben und in vorgezeichneten Bewegungen gelenkt werden sollte. Hart war er nur im Kriege, und da war es in jenen Zeiten ein Jeder; im Uebrigen war er versöhnlich, jedem Bereuenden willfährig, großmüthig sogar gegen den Nachgebenden, den er im Trotze auf das Aeußerste verfolgt hatte. Aber er wollte auch nur Gnaden spenden; Ansprüche an ihn haßte und versagte er, selbst wenn sie gerecht und begründet waren. Er war daher unerschütterlich im Verweigern, und bekämpfte eine Forderung so lange, bis dieselbe, vor der Gewalt verstummend, sich in Schweigen oder Bitten verwandelte. Dann gewährte er sie nicht selten freiwillig, unaufgefordert. Sein Benehmen gegen Wien, dem er erhobene Rechte verweigerte, und aufgegebene zugestand, ingleichen gegen den steyerischen und österreichischen Adel, beweiset dies hinlänglich. Unbeschränkt sollte sein Wille gelten, unbedingt seyn seine Gnade, unbefragt sein Widerstreben. Als Feldherr und Staatsmann steht er unübertroffen da in seiner Zeit. Kriegskundig, scharfsichtig, unerschrocken, Alles überflügelnd durch die Kühnheit seiner Entschlüsse und die Schnelligkeit seines Handelns, pflegte er allen Entwürfen seiner Gegner zuvorzukommen, ihre Einigung zu verhüten, oder, wenn sie geschehen, wieder zu trennen und die Vereinzelten

nach einander zu besiegen. Seine Politik war stets groß und bewunderns-würdig, weil sein Stolz ihn Listen gewöhnlicher Art verschmähen hieß und von kleinlichen Mitteln ihn fern hielt. Klugheit schloß er von seiner Staats-kunst nicht aus; doch eigentliche Verstellung hielt er unter seiner Würde; seine Kraft und Festigkeit ersetzte hinlänglich die Wege, die er sich dadurch etwa abschnitt. So triumphirte er über alle seine zahlreichen Feinde und Neider, machte Oesterreich stark und gefürchtet, und gab dem königlichen Throne Deutschlands, den unter seinem Vater mehr die Liebe und die Ehr-furcht beschützt hatten, als die wirkliche Macht, durch seine Kraft und den Schrecken seiner Siege neue, dauernde Unterlagen.

Zweites Buch.

Oesterreich unter den Söhnen König Albrecht's I. bis zum Tode Friedrich's des Schönen, von 1308 bis 1330.

Ein eisiger Schrecken durchzuckte das ganze Reich, als die schauerliche Kunde sich verbreitete: König Albrecht habe sein Leben verhaucht unter der Mörderhand seines Verwandten, seines leiblichen Neffen, und alles Blut schien auf einen Moment still zu stehen im Herzen Deutschlands. Doch war es größtentheils auch nur die That und die Art, welche erschütterte und entsetzte; den Vorfall selbst sahen die Meisten mit Gleichgiltigkeit, Manche sogar mit schlecht verhehlter Freude an. War doch nun mit einem Male der starke und strenge König beseitigt, der keine Willkür neben sich geduldet, und mit gewaltigem Arme dem Rechte, oder dem, was er für Recht gehalten, Geltung verschafft hatte. Den Ständen, Fürsten und Mächtigen im Reiche war mit solch' einem Gebieter nimmer gedient gewesen; sie wollten nur ein schwaches Scepter über sich sehen, und einen römischen Thron blos dem Namen nach, nicht in der Wirklichkeit. Darum war die Kunde von König Albrecht's Tode ihnen erwünscht; sie ließen sein Blut über seine Mörder kommen, und brachen mit vermeintlich „reiner Hand" die Frucht fremder Unthat. Andere, die dem Könige persönlich feind gewesen, — und deren gab es nicht Wenige, denn sein durchgreifender Wille hatte manche Rücksicht verletzt, ja wohl auch

manches Recht gekränkt — betrachteten seinen blutigen Untergang vielleicht sogar als ein Gottesgericht, besonders Jene, die vordem auf der Seite des Nassauers gestanden, und es Albrecht nimmer vergaßen, daß er an Adolf's königlichem Haupte sich vergriffen, den erwählten Herrn des Reiches getödtet habe. Nur die geringeren Edlen, die Bürger und die Städte, denen König Albrecht ein gnädiger Gebieter gewesen, die er so oft in Schutz genommen gegen den Uebermuth der Großen, und die ihm sicheren Verkehr, erleichterte Abgaben verdankten, beklagten ihn aufrichtig, und hielten sein Andenken werth. — Mit wildem Ungestüm aber warf sich der Schmerz auf des Ermordeten zahlreiche Familie. Als Gatte wie als Vater war König Albrecht Allen ein Muster der Tugend und der Liebe gewesen; treu und zärtlich gegen seine Gemalin, sorgsam gegen seine Kinder, rastlos bemüht für den Vortheil der Seinigen und seines Hauses wachsende Größe. Fünf Söhne: Friedrich, Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto, und eben so viele Töchter: Anna, Agnes, Elisabeth, Gutha und Katharina, überlebten ihn, und waren, nebst seiner Witwe Elisabeth, bestimmt, Zeugen seines blutigen Endes zu seyn.

Ueber Oesterreich war, seit der frühzeitig heimgegangene Rudolf die Krone von Böhmen gewonnen hatte, als Herzog der älteste von König Albrecht's lebenden Söhnen gesetzt: Friedrich, wegen seiner anmuthigen Gestalt und seiner edlen Züge der Schöne zugenannt, damals ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt, ein sanfter, herzgewinnender Jüngling, milden Herzens, unerschrocken und standhaft, doch ohne die Kraft und Kriegskunst seines Vaters. Als ihm, am neunten Tage nach der That, in Wien die Nachricht zukam von dem kläglichen Tode seines Vaters, da ermannte er sich in seinem tiefen Schmerze, und beschloß, des Vaters Schatten dadurch zu sühnen, daß er dessen Plane, die nun der Tod durchkreuzt, kräftig weiterführe. Namentlich in Böhmen sollte keiner der erworbenen und verbrieften Ansprüche aufgegeben werden. Er ließ eiligst die Besatzungen, welche seit dem letzten Feldzuge noch in mehren Orten Böhmens und Mährens zurückgeblieben waren, verstärken und ihnen alles Nöthige zugehen, und schloß, um sich besser gegen die Einfälle der, für die kärntnerische Partei gewonnenen Güssinger Grafen zu schützen, ein Bündniß mit dem mächtigen und streitbaren Grafen Mathias von Trentsin. Er bedurfte fremder Hilfe um so mehr, als er, durch Zusammenhäufung aller Streitkräfte für Böhmen, Steyermark beinahe ganz blosgegeben hatte.

Indessen hatte der nunmehrige König Heinrich von Böhmen, durch Schwäche und Unthätigkeit sich in seinem Reiche schon dergestalt unbeliebt gemacht, daß er gegen äußere Feinde nur schwer aufgekommen wäre. Er verabredete daher mit seinem Gegner, dem Herzoge Friedrich, dem anderweite Unternehmungen die Ruhe nach dieser Seite ebenfalls wünschenswerth machten, und welchen die Unsicherheit eines erzwungenen Thrones abschreckte, einen vorläufigen Frieden, in dessen Folge die schwäbischen Besatzungen aus Böhmen zurückgezogen wurden. Später kamen die beiden Fürsten in Znaim persönlich zusammen, und die Friedensurkunde wurde schon am 14. August 1308 giltig vollzogen. Der Herzog Friedrich leistete, gegen eine Entschädigung von 45,000 Mark Silbers, ewigen Verzicht auf jeden Anspruch auf Böhmen und Mähren, und machte sich verbindlich, dem Könige Heinrich alle Städte und Burgen, die er in dessen Landen an sich gebracht hatte, zurückzustellen. Die genannte Summe sollte ihm binnen zwei Jahren ausgezahlt, bis dahin aber die Städte und Herrschaften Znaim, Iglau, Eichhorn, Eibenschütz, Kostel und Pohrlitz in Mähren, St. Veit, Volkenmarkt und Klagenfurt in Kärnten, ihm pfandweise überlassen werden. Die Königin-Witwe Elisabeth sollte aber wieder in den vollen Genuß ihres Witthums kommen, allen Anhängern Oesterreich's in Böhmen und in Mähren vollständige Verzeihung für ihr Benehmen zu Theil werden. Indeß bezog sich dieser Friede nur auf Böhmen; denn von Kärnten aus währten, vielleicht durch die dortigen jüngeren Herzoge angeschürt, die Feindseligkeiten gegen Oesterreich fort, und selbst bei einer im März 1309 zwischen dem Herzoge Friedrich und dem Kärntnerherzoge Otto veranstalteten Zusammenkunft zu Villach vermochte man, trotz dreizehntägiger Verhandlungen, sich nicht zu einigen.

Zwei Sprößlinge Habsburg's hatten nun nach einander die deutsche Krone getragen. Der Herzog Friedrich, an Macht seinem Vater gleich, rang demselben hohen Ziele nach. Ob er sogleich nach dem Tode seines Vaters sich offen um diese Krone beworben, ist nicht zu erweisen; wohl aber befand sich sein Nahme unter Denjenigen, welche von den brandenburgischen Wahlgesandten, in Uebereinstimmung mit den Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, als würdige Kronbewerber empfohlen wurden. Aber bei den Anderen hatte Habsburg's Glück längst schon Neid, seine Macht Besorgniß erregt, und dies entzog dem Herzoge die übrigen Stimmen. Der Kurfürst Balduin von Trier bot alle Mittel auf, seinem Bruder, dem Grafen Heinrich von

Luxemburg, die Krone zu verschaffen. Ihn unterstützte eifrig der Kurfürst Peter von Mainz. Es kostete Schwierigkeiten, den Plan durchzusetzen; aber am 27. November 1308 wurde Graf Heinrich zu Frankfurt einstimmig gewählt, und am 9. Januar 1309 zu Aachen gekrönt. Heinrich's Hausmacht war gering, und die Zugeständnisse, mit denen er die Wahl erkaufen mußte, drohten sonach wieder, auf Deutschland's Rechnung erfüllt zu werden; aber er besaß edle und königliche Eigenschaften, die ihn des Thrones werth machten. Seine Erwählung beschleunigten hauptsächlich die Absichten des Königs Philipp von Frankreich auf den deutschen Thron, die der zu Avignon beinahe in französischer Gewalt gehaltene Papst Clemens V. um jeden Preis zu vereiteln strebte, und daher den Wahlfürsten die schnelle Ernennung des Grafen Heinrich zur dringendsten Pflicht machte.

Als am 25. Oktober 1308 die brandenburgischen Wahlgesandten, wie gemeldet, die würdigsten Bewerber verzeichnet hatten, war es mit dem Beisatze geschehen: daß der künftige römische König verpflichtet seyn solle, die Vorgeschlagenen und nicht Gewählten alsbald in allen ihren früheren Verleihungen zu bestätigen. Namentlich war von ihnen dem Herzoge Friedrich von Oesterreich und dessen Brüdern feierlich verheißen worden, daß der neue König sie mit den Ländern und Gütern, die sie bei Lebzeiten ihres Vaters besessen, belehnen und sie im ruhigen Besitze derselben schützen und vertheidigen werde. Dieser Verpflichtung entsprach König Heinrich VII. schon am dritten Tage nach seiner Erwählung, den 30. November 1308, vorläufig dadurch, daß er dem Herzoge Friedrich und dessen Brüdern urkundlich die Verleihung aller Lehen und Rechte verhieß, die sie und ihre Voreltern zu den Zeiten der Könige Rudolf, Adolf und Albrecht besessen; würde Jemand sie in ihren Gütern und Gerechtsamen zu verletzen wagen, so sollten sie mit Zuversicht auf den königlichen Schutz und Beistand rechnen dürfen. Weil diese Urkunde, in Ermanglung des königlichen, nur das luxemburgische Siegel hatte, so wurde sie am 13. Januar des folgenden Jahres durch eine zweite Urkunde desselben Inhalts abgelöset, welche mit dem neu angefertigten Majestätssiegel des Königs Heinrich vollzogen war. Doch war dies noch immer keine eigentliche Belehnung, welche der Herzog wahrscheinlich sofort eingeholt haben würde, hätten nicht vorher andere Dinge geschlichtet werden müssen.

Der Herzog brach in die Rheingegenden auf, wo seine Gegenwart aus mehrfachen Gründen erforderlich war. Die baierischen Herzoge, mit ihm noch

immer in Feindschaft, weigerten ihm den Durchzug durch ihr Gebiet; doch der Erzbischof von Salzburg beförderte ihn glücklich nach Schwaben. Während seiner Abwesenheit übertrug er die Verwaltung Oesterreich's dem Dietrich von Pilichdorf, jene von Steyermark dem Ulrich von Walsee. Als er in Schwaben eintraf, fand er seine Mutter und seinen Bruder Leopold in dem finsteren Geschäfte der Verfolgung der Mörder König Albrecht's und ihrer Angehörigen. Die Blutrache, ganz im wilden Sinne jener Zeit ausgeübt, zog ihren tödtlichen Kreis auch um Diejenigen, die, schuldlos an der That, zu den Thätern in Verwandtschaft, Freundschaft oder Dienstbeziehung standen. Albrecht's Witwe, die sonst sanfte und versöhnliche Elisabeth, verläugnete dabei völlig ihre Natur; unersättlich im Blute, hetzte sie ihre Söhne von Mord zu Mord, von Grausamkeit zu Grausamkeit; ihr däuchte kein Sühnopfer hinreichend genug, den Schatten des ermordeten Gemals zu befriedigen, seine Todesqual aufzuwiegen. Die Schlösser Palm, Eschenbach und Wart wurden von dem kriegerischen Herzoge Leopold erobert und geschleift; die Palm'sche Burg Farwangen zur Uebergabe gebracht; die Eschenbach'sche Feste, Mascheranden, und die Palm'sche, Altbüren, erstürmt, die Wart'sche, Mültberg, geschleift, und alles Lebende darin erwürgt. Bereichern wollten sich die Rächer dabei nicht; sie behielten von dem Eroberten nichts weiter für sich, als was sie als zuständiges Lehen einziehen, oder als Landgrafen im Aargau mit Fug ansprechen durften. Die Mörder waren zuerst auf Schloß Frohburg geflohen. Als der Besitzer desselben, der Graf von Nidau, sich ihrer bemächtigen wollte, flohen sie weiter, und trennten sich auf der Flucht von einander. Von der Wart verweilte eine Zeitlang im Schlosse Falkenstein; dann trieben ihn Gewissensbisse fort auf den Weg nach Rom, dem heiligen Vater seine Schuld zu beichten. Aber in Ile ward er von einem Spielmanne aus Veringen erkannt; der Herr der Stadt, Theobald von Blamont, ließ ihn festnehmen und an den Herzog Leopold ausliefern. Anfangs läugnete er die That; dann sagte er: er habe keinen König zu tödten vermeint, sondern einen Frevler, der selbst einen König umgebracht. Der Herzog ließ ihn, nebst seinem Diener, bei Ensisheim auf das Rad flechten. In dieser Lage, mit zerquetschten Gliedern, lebte er noch drei volle Tage. Seine Gattin brachte diese ganze Zeit unter seinem Rade zu, für ihn betend und in seiner Qual ihn tröstend. Ueber den Ausgang des Herzogs Johann (früher der Herzog „ohne Land," seit der Blutthat aber insgemein

Parricida, d. i. Vater- oder Verwandtenmörder, genannt) lauten die Nachrichten verworren und widersprechend. Wahrscheinlich starb er um 1313, also in jungen Jahren, in einem Kloster zu Pisa.

Herzog Friedrich mußte, als er in Schwaben bei den Seinigen eintraf, Theil an der schrecklichen Jagd nehmen. Gemeinschaftlich mit Leopold bemächtigte er sich des Eschenbach'schen Schlosses Schnabelburg bei Zürich. Achtzehn Männer fielen dort in die Hände der Sieger. Einige Edle, die mit den Herzogen gekommen waren, baten, der unschuldigen Opfer zu schonen. Der menschlich gesinnte Friedrich war dazu geneigt. Da trat ihm seine Mutter mit zornigem Vorwurfe entgegen. „Hättest du," sprach sie mit eiserner Unversöhnlichkeit, „die Leiche deines Vaters gesehen, wie sie so schauerlich entstellt war, du würdest nicht so gelinde zu Werke gehen." Sie ruhte nicht, bis das Blut der achtzehn Männer floß; denn die Blutrache wurde in unchristlicher Glaubensverwirrng einer religiösen Pflicht gleichgeachtet, und Etwas davon nachzulassen, galt für frevelnde Sünde. Noch viele andere Burgen und Orte wurden genommen.

Ein Punkt politischer Art durfte bei dem blinden Rachewerke doch nicht aus den Augen gelassen werden: man mußte dahin streben, daß des vertriebenen und verfehmten Parricida Erbschaft nicht vom Reiche eingezogen werde, sondern an seine Vettern komme. Denn im ersteren Falle würden nicht allein die Schiedsrichter einen beträchtlichen Theil der schwäbischen Erbgüter als zu dem Antheile Johann's gehörig erklärt haben, sondern sie hätten auch eine neue Schätzung oder Bestimmung der vom Könige Rudolf festgesetzten Entschädigungssumme, so wie der bisherigen Zinsen, beantragen können.

Ungeachtet der Rauhheit der Sitten wurde die blutdürstige Art, mit welcher man Albrecht's Tod rächte, doch wohl nicht von Allen gutgeheißen; auch machten die schnellen Siege, die von den Habsburgern bei Verfolgung ihres Rachewerkes erkämpft wurden, neue Besorgnisse vor Oesterreich's Macht und überwältigender Kraft rege, und diese erschwerten Friedrich's Stellung. Einer der achtzehn Gefangenen von Schnabelburg hatte vor seiner Hinrichtung auf den Erzbischof Peter von Mainz ausgesagt, als habe hauptsächlich dieser den Herzog Johann zu dem Morde angestachelt. Der Erzbischof erfuhr davon, und Habsburg's Rache fürchtend, suchte er nicht nur um so dringender den Schutz des Königs, sondern brachte Letzteren auch dahin,

daß derselbe die den Herzogen Oesterreich's zugesagte Belehnung nicht in Schwaben, weil selbige daselbst zu mächtig waren, vornahm, sondern auf den September nach Speier vertagte. Außerhalb Schwabens hielt er sich für unabhängiger, daher auch für besser geeignet, Bedingungen an die Belehnung zu knüpfen. Auch zögerte der König noch immer, als oberster Richter selbst das Urtheil gegen König Albrecht's Mörder zu sprechen, obschon er den Rachezug der Söhne nicht hinderte; ein trauriges Beispiel von der mangelhaften Beobachtung des Landfriedens und der im Reiche noch immer zügellos schaltenden Selbsthilfe. Auf solche Weise suchte der König die mächtigen Habsburger zu Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen, ihre kühne Ungeduld hinzuhalten, und sie auf Einschränkungen gefaßt zu machen, die sie im September erfahren sollten. Aber schon früher noch that er einen Schritt, der dem Hause Habsburg in seinen Stammgütern eine Wunde versetzen sollte. Er bestätigte nämlich durch drei, am 3. Juni 1309 zu Konstanz ausgestellte Urkunden die von seinen, gegen Oesterreich ungünstig gesinnten, königlichen Vorfahren der Gesammtheit der Leute in Unterwalden verliehenen Freiheiten auf so lange, als sie in seinen und des Reiches Diensten treu verharren würden, und stellte sie und die des Thales von Uri bis auf Widerruf unmittelbar unter des Königs Gericht. Durch solchen Machtspruch lösete er ohne den Rath der Fürsten die landgräfliche Gewalt in jenen Gegenden auf, setzte einen eigenen Landvoigt ein, entzog dem österreichisch-habsburgischen Hause ein angestammtes Recht, und weckte demselben mitten in seinem Allode einen Widerstand, der zwar damals, wegen der bald darauf erfolgten Versöhnung des Königs mit den Herzogen von Oesterreich, noch zu keinem Ausbruche gedieh, aber später, da dies dennoch geschah, sich auf jene königlichen Urkunden ausdrücklich stützte. Besorgnisse und Zuflüsterungen hatten den sonst gerechten König gegen Oesterreich eingenommen, und ihn zu feindseligen Schritten gegen dieses Haus verleitet.

Die Herzoge mußten für den Augenblick durch Verträge und Bewilligungen den üblen Folgen vorbeugen, welche aus jenem königlichen Verfahren in Schwaben für sie hätten hervorgehen können. Dann zogen sie wegen der verhofften Belehnung mit großem Glanze und zahlreichem, prachtvoll gekleidetem Gefolge nach Speier, wo sie Aller Blicke auf sich lenkten. Der König, gegen dessen einfachen und beschränkten Hofhalt solche Pracht gewaltig abstach, fand wenig Gefallen daran; auch flößte ihm die zahlreiche

Begleitung, mit welcher sie auftraten, neues Mißtrauen ein. Er ließ ihnen eine Erklärung darüber abfordern. Sie entschuldigten sich mit der Anwesenheit mancher Mächtigen, die Schuld an ihres Vaters Tode gehabt; auch gedächten sie, die Leiche ihres Vaters mit gebührender Feierlichkeit zur Kaisergruft zu geleiten.

Gegen solche Gründe vermochte der König nichts vorzubringen. Er gestattete die geziemende Beisetzung der Leiche König Albrecht's im Dome zu Speier. Doch gleichzeitig gestattete er, auf Fürbitten der Nassauer Grafen, auch die Beisetzung des Königs Adolf daselbst, und strafte dadurch König Albrecht's Ausspruch Lügen, welcher der Leiche Adolf's das Begräbniß unter den Kaisern so hartnäckig verweigert hatte. Die beiden erschlagenen Könige, im Leben blutige Feinde, wurden gemeinsam und neben einander bestattet. König Heinrich selbst geleitete sie zur Gruft; auch die beiden Königswitwen gingen mit, wehklagend und weinend, und König Heinrich's Gattin folgte dem Zuge, zu Gott betend, daß er sie vor ähnlichem Jammer bewahren wolle.

Den Herzogen Friedrich und Leopold riethen einige Wohlmeinende, den größeren Theil ihres Gefolges zu entlassen, weil der König solches mit ungnädigem Auge angesehen. Sie thaten es, und wiederholten dann ihre Bitte um die Belehnung und um angemessenen Urtheilsspruch hinsichtlich der Erbschaft der Mörder ihres Vaters. Aber noch immer erhob der König Schwierigkeiten, wahrscheinlich um dadurch den Werth seiner Gunst zu erhöhen, und die Herzoge zu Gegenbewilligungen zu drängen. Jene Erbschaft, entgegnete er, sey dem Reiche anheimgefallen; über Dasjenige aber, so König Albrecht durch Kauf, häufig auch durch Gewalt an sein Haus gebracht, sey noch Manches zu überlegen und zu schlichten. Da brach der Herzog Friedrich die Unterhandlungen ab, zum Aeußersten entschlossen und daher auch seine schleunige Abreise vorbereitend. Einige Räthe des Königs Heinrich hatten die Aeußerung fallen lassen: Oesterreich sey ein den deutschen Königen gefährliches Land, um dessentwillen schon fünf Könige um ihr Leben gekommen. „Nun denn, so könnte Heinrich leicht der sechste werden," antwortete Friedrich gereizt, warf sich auf sein Roß, und sprengte dem Thore zu, um Speier zu verlassen. Aber ehe er noch aus der Stadt heraus war, begegneten ihm der Bischof von Straßburg und der Pfalzgraf Rudolf mit mehren anderen Herren. Sie redeten voll edler Mäßigung dem Herzoge so lange zu, bis

derselbe mit ihnen umkehrte. Dann sprachen sie mit gleicher Beredsamkeit auch bei dem Könige zum Frieden. Durch ihre Vermittelung kam am 17. September 1309 eine vollkommene Einigung zu Stande.

Dem zufolge belehnte der König Heinrich die hinterlassenen Söhne König Albrecht's mit Oesterreich, Steyer, Krain, der Mark und Portenau, wie auch mit den Besitzungen in Schwaben und Elsaß, und stellte ihnen hierüber eine förmliche Belehnungsurkunde aus. Die Uebereinkunft zwischen dem Könige und den Herzogen von Oesterreich lautete dahin: Ersterer versprach den Letztgenannten dreißigtausend Mark Silber, sechs und fünfzig Prager Groschen auf die Mark gerechnet; dagegen verpflichteten sie sich, auf eigene Kosten ihm behiflich zu seyn, das Königreich Böhmen für seinen Sohn Johann zu erwerben, falls sie drei Monate früher zu dem Zuge dahin aufgefordert würden und kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg trete. Dann verbanden sich die Herzoge, dem Könige zwanzigtausend Mark Silber von erwähntem Gehalte baar in bestimmten Terminen zu leihen. Der König Heinrich versetzte ihnen dafür die Markgrafschaft Mähren mit allen ihren Einkünften und Gerechtsamen auf so lange, bis entweder er selbst, oder seine königlichen Nachfolger sie für die gesammten fünfzigtausend Mark bezahlt haben würden, und zwar, ohne die aus der Markgrafschaft Mähren bezogenen Vortheile davon in Abzug zu bringen. Noch machten sich die Herzoge anheischig, dem Könige nach vorausgegangener dreimonatlicher Ansage zweihundert schwer bewaffnete Reiter wider Thüringen zu schicken, und einen ganzen Sommer aus eigenen Mitteln zu erhalten. Zöge der König in Person gegen Thüringen, so sey auch der Herzog Friedrich verbunden, dem Feldzuge beizuwohnen. Endlich gelobten die Herzoge, dem Könige zum Zuge nach Italien hundert schwer bewaffnete Reiter und hundert berittene Armbrustschützen zu senden, unter Anführung eines der herzoglichen Brüder.

Man ersah daraus, daß der König die Belehnung der Herzoge nur darum hinausgeschoben und Schwierigkeiten gemacht hatte, um sich ihrer Hilfe gegen Böhmen zu versichern, wo die Unzufriedenheit mit dem neuen Könige, Heinrich von Kärnten, mit jedem Tage zunahm. Er wollte dadurch die Herzoge von Oesterreich dahin bringen, sich aller eigenen Entwürfe auf Böhmen, in welchem Lande sie noch immer großen Anhang hatten, zu entschlagen, und, indem er dieses Reich seinem Sohne Johann zuwendete, die bis dahin geringe Macht des Hauses Luxemburg erhöhen. Der römische König

war nicht wenig erfreut, daß die Herzoge Oesterreich's seinen Wünschen bereitwillig entgegen kamen, und kaum war daher jene Einigung geschlossen, so ließ er, im schnellen Gegensatze zu seiner vorherigen Ungunst, sofort Gnadenbezeigungen auf Gnadenbezeigungen folgen. Mehre ganz gleichzeitig ausgestellte Urkunden bezeugten diese seine vollkommene Sinnesänderung. Er erklärte, daß er die Herzoge von Oesterreich wegen ihrer ungetrübten Treue, ihrer dem Reichsoberhaupte von jeher erwiesenen und künftig noch zu erweisenden Dienste, sammt ihren Unterthanen in seinen besonderen Schutz genommen habe, und sie gegen Jedweden schützen und vertheidigen werde, der ihre Gerechtsamen anzutasten wage. Und obschon auf Majestätsverbrechen die Einziehung aller Güter gesetzt war, und der König also das Recht gehabt hätte, auch das Erbtheil des Herzogs Johann an das Reich zurück zu bringen, so that er doch, in Folge eines besonderen Vertrags, darauf Verzicht, und verlieh diese Güter den Herzogen von Oesterreich, stellte auch hierüber eine förmliche Urkunde aus. Zugleich sprach der König am 18. September sein Strafurtheil gegen die Mörder König Albrecht's und deren Theilhaber. Es wurden ihnen Ehre und Recht genommen, ihre Lehen sollten dem Lehenherrn verfallen, ihre Weiber als Witwen, ihre Kinder als Waisen gelten. Sie wurden ihren Freunden entnommen, und ihren Feinden übergeben. Ihre Güter, als dem Reiche oder dem Lehenherrn verfallen, sollten nicht verkauft, nicht versetzt, noch als Lehen ertheilt werden dürfen, Niemand die Frevler beherbergen, bei Androhung gleicher Strafe. Auch diesen Urtheilspruch des Königs bekräftigte eine besondere Urkunde.

Wohl hatte der Herzog Friedrich bei dieser Einigung sich seiner Ansprüche auf das herrliche Böhmen begeben. Aber wie viel Blut und Gold, Streit und Sorge würde es ihm gekostet haben, in diesem, dazumal von Parteien zerrissenen Lande sich zum Thron hinauf zu kämpfen, und wäre wirklich derselbe errungen worden, so blieb er noch immer gefährdet durch die Factionen von innen, durch Eifersucht und Nebenbuhlerschaft von außen. Jetzt war der Herzog dieser Sorgen und bedenklichen Ansprüche ledig, und hatte, nebst der Freundschaft eines vorher grollenden Reichsoberhauptes, mancherlei Vortheile dafür eingetauscht. Die Habsburg'schen Stammgüter, denen Zerstückelung gedroht hatte, waren wieder unzertheilt und unverkürzt für sein Haus gewonnen, eine große Summe ihm in Aussicht gestellt und durch Verpfändung Mähren's gesichert. Er hatte eine glänzende, aber

gefahrvolle und zweifelhafte Aussicht hingegeben für sichere und unbestrittene, ruhige Vortheile.

Die der Einigung vorangegangene ernste und bedrohliche Spannung zwischen dem Reichsoberhaupte und den Herzogen von Oesterreich war zu offenkundig gewesen, als daß sie hätte verborgen bleiben können. Ueber ganz Deutschland verbreitete sich die Kunde davon, und überall vergrößerte, wie üblich, das Gerücht daran. Selbst in Wien raunte man sich zu, daß Oesterreich und Steyermark vielleicht bald einen neuen Landesherrn zu sehen bekommen würden, weil der König eifrig damit umgehe, die ihm gefährlich däuchende Macht der Habsburger zu brechen, und sie aus den österreichischen Landen zu verdrängen. Mehren unruhigen und mißvergnügten Ministerialen, die noch von Albrecht her ihren Unmuth nicht bemeistern konnten, und deren Unzufriedenheit von Baiern eifrig genährt wurde, war solche Aussicht willkommen. Um zu erforschen, wie viel an dem Gerüchte wahr sey, schickten sie einen Späher nach Speier. Der war Zeuge der höchsten Spannung: er sah den Herzog Friedrich zornglühend zu Pferde steigen, um nach Oesterreich zurückzukehren, und mit den Waffen in der Hand die vorenthaltenen Lehen zu erzwingen. Da wartete der Späher in unzeitiger Freude den weiteren friedlichen Verlauf der Dinge nicht ab, sondern ritt schleunigst nach Oesterreich zurück, um die Nachricht dahin zu bringen: der König und der Herzog hätten unabänderlich mit einander gebrochen.

Den Herzog sohin ohne alle Hilfe des Reiches, ja mit demselben im Streite wähnend, erhob der österreichische Adel das Banner des Aufruhres. Wenige der Edlen blieben dem Herzoge getreu; nur Heinrich von Stubenberg und der Burggraf von Görs werden als solche genannt, die in ihrer Pflicht beharrten. Mit Brand und Plünderung wurde der Aufstand begonnen; die von Pottendorf und Zelking standen an der Spitze. Hadmar von Falkenberg und Ortlieb von Kranichberg überfielen die Mönche von Gloggnitz, und verjagten sie. Anfangs verbreitete der rebellische Kampf, der unter baierischem Banner eröffnet wurde, sich nur über das platte Land, und blieb gegen landesfürstliche Schlösser und Anhänger des Herzogs gerichtet. Bald suchte man aber auch die Hauptstadt für den Aufstand zu gewinnen. Einen namhaften Anhang hatten die Aufrührer sich in Wien verschafft; die Einverstandenen erhielten gleichfalls baierische Kriegsfahnen, um ihre Genossen an diesen Feldzeichen zu erkennen, und sich mit ihnen zu vereinigen. Die Seele

dieser Umtriebe in der Stadt war Meister Perchtold; mit ihm war verabredet, er solle am frühen Morgen die Stadtthore öffnen, und fünfhundert Reiter der Verschworenen in möglichster Stille einlassen, um sich der Burg und der darin wohnenden zwei jungen Herzoge zu bemächtigen. Zum Glück erfuhr der herzogliche Huebmeister, Graf Zelm, noch zu rechter Zeit von dem Anschlage. Sofort berief er zu sich seine Freunde und alle verläßlichen Anhänger des Herzogs, sie mit einem Eide verbindend, für den Landesherrn und die gute Sache Gut und Leben zu wagen. Schnell besetzten dieselben die Wachtthürme und die Stadtmauern sammt den Thoren; auch die Kirchthürme wurden besetzt, um den Aufrührern das Sturmläuten zu verbieten. Die beiden herzoglichen Kinder nahm der Huebmeister in sein eigenes Haus, um persönlich über ihre Sicherheit zu wachen. Als Perchtold den Anschlag verrathen sah, heuchelte er Anfangs gute Gesinnung, und da man ihm nicht glaubte, ergriff er die Flucht; seine Verwandten und Freunde wurden von dem Volke verjagt, das in seinem Eifer schrecklich tobte, gegen Schuldige und Unschuldige wüthete, und mit Mühe besänftigt wurde. Als nun die Verschworenen sich von außen dem Thore näherten, um die Stadt zu überrumpeln, fanden sie dieselbe wohl verwahrt und auf allen Posten vertheidigt. Da zogen sie sich zurück, und verheerten in ihrem Grimme das Gebiet der Stadt und das Eigenthum der Bürger.

Als der Landeshauptmann von Steyermark, der muthige und getreue Ulrich von Walsee, von diesen Vorgängen in Oesterreich Kunde erhielt, setzte er sich mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg in's Einvernehmen, und bot die steyerischen Landesedlen auf, die Sache der Herzoge zu verfechten und die Aufrührer zur Ruhe zu zwingen. Alle folgten seinem Aufrufe; sie beschlossen, bis zur Ankunft der Landesherren dem Erzbischofe von Salzburg zu gehorchen; Ulrich von Walsee sollte mit aller Macht auf Oesterreich rücken, um den Aufruhr zu ersticken. Der Erzbischof erhielt mittlerweile beruhigende Briefe, welche ihm meldeten, wie der römische König und der Herzog Friedrich sich geeinigt hätten, und ganz Eines Sinnes wären. Diese Nachricht ließ er schleunigst im ganzen Lande verbreiten; sie hob den Muth der Pflichtgetreuen, und schlug den der Verschworenen danieder. Ulrich von Walsee mit seinen Steyerern zog, überall siegreich, über den Hartberg nach Neustadt, verheerte die Güter des abtrünnigen Pottendorfers zu Kirchschlag und Ebenfurt, und verkündigte durch den aufsteigenden Rauch der von ihm

niedergebrannten Schlösser und Höfe den ängstlich harrenden Wienern ihre nahe Befreiung. Auch des Zelkingers Schlösser wurden mit stürmender Hand genommen, die übrigen Aufrührer schnell nach einander unterworfen, und binnen kurzer Zeit das ganze Land wieder beruhigt.

Als der Herzog von Speier zurück kam, fand er die Ordnung in Oesterreich durchaus wieder hergestellt. Doch war der sonst so sanfte Fürst ob der erfahrenen Untreue so heftig erzürnt, daß er furchtbares Gericht über die Schuldigen verhing. Strafen unmenschlicher Art klagten die gräuliche Gerechtigkeitspflege ihres Zeitalters an. Am schrecklichsten empfanden solches diejenigen Bürger Wien's, die bei dem Aufstande thätig gewesen waren. Der Johann Stadlauer, ein reicher und angesehener Bürger, wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, durch die Stadt geschleift, und zuletzt seine Glieder durch das Rad zermalmt. Zwei Anderen wurden die Augen ausgestochen und die Zungen ausgeschnitten! Der damaligen Sitte gemäß, wurden nur die Geringen und Unadeligen so barbarisch gezüchtigt; mit den adeligen Landherren, von denen doch der ganze Aufstand ausgegangen, verfuhr der Herzog ungleich glimpflicher, schon darum, weil zu große Härte sie zu neuem Aufruhre hätte anreizen können. Einige wanderten in die Verbannung; die Meisten brauchten blos einen Theil ihrer Burgen zu übergeben, einen neuen Eid der Treue zu schwören, und gingen straflos aus. Die Treugebliebenen wurden vom Herzoge reichlich belohnt und geehrt; vor Allen Ulrich von Walsee und der eben so anhängliche als thatkräftige Abt Ulrich von Melk, der während des inneren Krieges seinen Klosterberg mit Bewaffneten besetzt und tapfer gegen die Aufrührer geschützt hatte.

Von Niemand war der Aufstand in Oesterreich geflissentlicher unterstützt worden, als von dem Herzoge Otto von Baiern, der, eingedenk der Verfolgungen, die er durch den König Albrecht um der ungarischen Krone willen hatte erfahren müssen, seitdem derselben verlustig, aber durch König Heinrich's anfängliches ungnädiges Benehmen gegen die Habsburger vielleicht zu der Hoffnung verführt, für den verlorenen Thron Ungarn's durch die Erwerbung Oesterreich's entschädigt zu werden, jede Gelegenheit wider die Herzoge mit feindseliger Begierde aufgriff. Er ließ im September 1309 das feste Schloß Neuburg am Inn, dessen österreichische Besatzung während der Gefangenschaft und Abwesenheit des Herzogs Otto die ganze Umgegend in Furcht erhalten hatte, durch die Grafen von Hals einschließen und belagern.

Die Besatzung widerstand muthvoll; der Winter unterbrach die Belagerung; Friedensvermittler traten auf; aber die Herzoge Baiern's hatten den Fall der Feste unwiderruflich beschlossen, und Nichts vermochte sie davon abzubringen. Der hartnäckigen Vertheidigung gleiche Hartnäckigkeit im Angriffe entgegensetzend, untergruben die Baiern den Berg, und am 6. Januar 1310 brachen krachend Thürme und Mauern zusammen. Jetzt ward Feuer in die Trümmer geschleudert, um Alles zu vertilgen. Die tapfere Besatzung, dem Flammentode nahe, trachtete, einige und sechzig Köpfe stark, zu Schiffe zu entkommen. Aber die Baiern überschütteten sie vom Gestade aus mit einem wüthenden Pfeilregen, und die Tapferen schienen nur die Wahl zu haben zwischen Tod und Gefangenschaft. Da ersahen sie unter den Feinden den Herzog Otto selbst, und riefen ihm bittend zu, ihrer zu schonen. Voll fürstlichen und ritterlichen Hochsinnes, ließ der Herzog sogleich die Feindseligkeiten einstellen, belobte die Oesterreicher ob ihrer muthigen Treue für ihren Fürsten, und ließ sie ungekränkt nach Wernstein abziehen. Auch dieses Schloß berannte er dann, aber vergebens. Den Fall von Neuburg zu rächen, sammelte der Herzog Friedrich von Oesterreich ein zahlreiches Heer, verstärkt durch Kriegsvolk vom Rheine, aus Schwaben, Steyermark, Kärnten und Ungarn. Damit zog er über die Gränze, legte sich durch vierzehn Tage vor die Stadt Ried, welche die Einwohner alsbald verließen und abbrannten, und verwüstete die Umgegend. In der Mitte Augusts rückte er, durch 15,000 Männer aus Salzburg unter der persönlichen Anführung des Bischofs unterstützt, vor Schärding. Hier scheiterte sein Glück. Die österreichischen Ministerialen, zum großen Theile nur gezwungen an dem Feldzuge theilnehmend, bezeigten sich lässig und unlustig; der Herzog Friedrich selbst erkrankte so heftig, daß das Gerücht ihn todt meldete; auch gingen die Lebensmittel aus, und die Gewässer stiegen über ihre Ufer. Als nun der Herzog von Baiern, mit 1500 Reitern nahend und 60,000 bewaffnete Bauern nach sich führend, auf einer eigens geschlagenen Brücke den Inn überschritt, da mußte der Herzog Friedrich am 3. November die lange und mühsame Belagerung aufheben. Seine kostspieligen Kriegsmaschinen ließ er verbrennen, damit der Feind sie nicht bekäme. Das Lager fiel mit reicher Beute in die Hände der Baiern. Der erlittene Nachtheil schmerzte den Herzog bitter. Ihn zu entgelten, sendete er den Ulrich von Walsee mit dreihundert Helmen nach Titmaning im Salzburgischen, von wo aus planlose Verwüstungen, unter

denen das Gebiet des Bundesgenossen nicht viel weniger litt, als das des Feindes, das untreue Kriegsglück rächen mußten. Wilde Hungersnoth folgte der Verheerung; dazu gesellte sich furchtbare Kälte. Haufenweise starben auf beiden Seiten die unglücklichen Einwohner dahin, und eine Seuche in Baiern vollendete das Vertilgungswerk.

Das allgemeine Elend rührte die Besseren. Die Königin-Witwe, Elisabeth, blutdürstig gegen die Mörder ihres Gemals, verläugnete gleichwohl ihren milden Sinn nicht, wo es schuldlose Menschen betraf. Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Brixen und Gurk unterstützten ihre friedliebenden Bemühungen. In Passau begannen am 25. März 1311 die Unterhandlungen, und am 7. April vereinigte man sich dahin, daß der Herzog Ludwig von Baiern Schiedsrichter seyn solle zwischen den Herzogen Friedrich von Oesterreich und Otto von Baiern und den Kindern des unlängst verstorbenen Herzogs Stephan. Was jener Schiedsrichter aussprechen würde, sollte für beide Theile bindend seyn und von ihnen treulich erfüllt werden. Sein Spruch lautete: zwischen den Herzogen von Oesterreich und Baiern sey hinfort Friede und Freundschaft; der beiderseits einander zugefügte Schaden bleibt ungeahndet und gegenseitig unerstattet; alle Gefangenen werden von beiden Theilen ohne Lösegeld freigegeben; jeder Diener ziehe zu seinem Herrn. Die Herzoge von Oesterreich dürfen das Schloß Neuburg wieder aufbauen und nach wie vor besitzen; doch muß dessen Besitzstand wieder auf den Fuß gebracht werden, wie er vor dreizehen Jahren gewesen. Viele Bürger mußten auf beiden Seiten den Vertrag mit beschwören; denn der Fürsten Wort allein wollte in solcher Zeit des Meineides und der Willkür nicht genügen. In einem besonderen Vertrage, dem ebenfalls der schiedsrichterliche Spruch des Herzogs Ludwig zu Grunde lag, wurde den Herzogen von Oesterreich das Schloß Wernstein, dem Herzoge Otto die Stadt Schärding mit ihrem ganzen Gebiete eigenthümlich zugewiesen. So geringen Vortheil brachte Beiden das Ende des Krieges, der Beide in so großen Nothstand versetzt hatte.

In Böhmen war, nach wilden Gährungen, das kärntnerische Regiment dem Stoße der Factionen, den heimlichen und offenen Maßregeln des römischen Königs Heinrich erlegen, dessen Sohn, der jugendliche Johann von Luxemburg, am 7. Februar 1311 in der Prager Domkirche von dem Mainzer Erzbischofe feierlich zum Könige von Böhmen gekrönt wurde. Es war eine der ersten Sorgen des jungen Königs, das an den Herzog Friedrich von Oesterreich seit dem 17. September 1309 um 50,000 Mark Silbers

verpfändete Mähren wieder einzulösen. Man einigte sich hierüber am 23. März 1311 bei einer Zusammenkunft zu Eger, welcher der König Johann mit dem Erzbischofe Peter von Mainz, und die beiden österreichischen Bevollmächtigten, Ulrich von Klingenberg und Dietrich von Pilichdorf, beiwohnten. In Folge dieser Uebereinkunft entsagte der Herzog Friedrich am 30. März, von Passau aus, seinem Pfandrechte auf Mähren, und stellte den Pfandbrief zurück, wogegen der König Johann sich zur Zahlung von 30,000 Mark Silbers verpflichtet zu haben scheint. Der Eger'sche Vertrag wurde einige Zeit darauf von dem römischen Könige im Lager vor Breslau bestätigt, und bei einer Zusammenkunft des Königs Johann mit den Herzogen von Oesterreich 1312 zu Wien, leistete Ersterer Baarzahlung auf jene Schuld, und schloß ein gegenseitiges Bündniß auf vier Jahre, in welchem er sich zugleich verpflichtete, als Vicar des heiligen römischen Reiches den Herzogen gegen Diejenigen beizustehen, welche in Schwaben und im Elsaß sich gegen sie auflehnten; wogegen am 25. Juli die Herzoge wegen ihres Anspruchs von 30,000 Mark auf Mähren sich dem Ausspruche des römischen Königs, und bei dessen etwaigem Abgange dem Urtheile von fünf zu ernennenden Schiedsrichtern unterwarfen. So war Mähren nun wieder ganz bei Böhmen.

Ob der Herzog Friedrich bei diesem Vertrage seinen Vortheil in Allem wahrnahm, wäre schwer zu entscheiden. Jedenfalls aber war damit Friede und Einigung erzielt, ein unschätzbares Gut in so drohender Zeit. Nachdem auf solche Weise die Verhältnisse mit Böhmen geordnet, und die Freundschaft mit Baiern hergestellt war, blieb Oesterreich nur noch mit Kärnten in der Spannung. Der Herzog von Kärnten war, seitdem die Ereignisse ihm die böhmische Krone vom Haupte gerissen und sein ganzes Augenmerk sich nun wieder ungetheilt auf sein Stammland richten konnte, jetzt vielleicht mehr zu fürchten, denn früher. Doch seine Schwester, die königliche Witwe Elisabeth, trachtete eifrigst, den bösen Streit zwischen so nahen Verwandten auszugleichen. Ihren edeln Bemühungen gelang es, nach einigen kurzen Unterhandlungen, die Feindschaft zwischen ihrem Bruder und ihrem Sohne zu beendigen. Zu Feststellung der Friedensartikel bevollmächtigt, that sie am 14. Juli 1311 zu Salzburg den Ausspruch, auf welche Weise die Geldforderungen abgethan, welche Städte zurückgegeben, welche Pfandschaften ihrem Sohne, und welche ihrem Bruder verbleiben sollten. Die 4500 Mark

Silbers, welche anfänglich der Herzog Heinrich — er nannte sich noch immer König — dem Herzoge Friedrich für Abtretung aller Rechte auf Böhmen hatte entrichten sollen, wurden, da dieser Anlaß jetzt nothwendig wegfiel, gestrichen; Feistritz und das Saanthal mit allen Zugehörungen dem Herzoge von Oesterreich zugesprochen; der zu Gunsten der Kärntner Herzoge auf Krain und die windische Mark stehende Satz sey bis auf 6000 Mark Silbers als getilgt anzusehen, für welche Summe Heinrich diese Länder pfandweise behalten solle; endlich habe der Herzog Friedrich alle in Kärnten besetzten Städte und Burgen zurückzustellen. Um ihren Söhnen die Einlösung der verpfändeten Lande zu erleichtern, steuerte Elisabeth aus eigenen Mitteln 2000 Mark Silbers bei, und brachte auf diese Weise dem Frieden, den sie erwirkte, ein edelmüthiges, dankenswerthes Opfer.

Während der kriegslustige Herzog Leopold den König Heinrich VII., treu dem speierischen Vertrage, auf seinem Zuge nach Italien begleitete, ihm in Mailand noch zu rechter Zeit Kunde gab von dem losbrechenden Aufstande der della Torre, bei seinem kühnen Eindringen in die Stadt sein Leben nur der aufopfernden Treue seines, für ihn in den Tod gehenden Hofmeisters verdankte, und sich vom Könige den Ehrenpreis eines mit Goldstücken angefüllten Goldpocals verdiente; pflegte der Herzog Friedrich sorgsam die Früchte des errungenen Friedens für Oesterreich. Von außen sicherte er denselben durch Verträge, sowohl mit den Landesherren, als auch mit manchen ihrer Vasallen, deren Macht und Willkür ihnen Krieg auf eigene Faust zu führen gestattete. Aber um Frieden auch im Innern zu erhalten, mußten noch andere Mittel aufgeboten werden, denn Vieles stellte sich da seinem weisen Willen entgegen. Mißwachs hatte besonders auf dem linken Donauufer eine schreckliche Hungersnoth erzeugt; Regengüsse und Ueberschwemmungen, welche Saaten und Weingärten verheerten, Mühlen und Gehöfte mit sich fortschwemmten, mehrten das Elend. Der Krieg hatte die Gemüther verwildert; darum scheuten die Meisten, da die Noth sie drängte, sich nicht, sofort nach dem Aeußersten zu greifen, Diebe und Weglagerer zu werden. Die Landherren wetteiferten im Stegreife und in argen Plackereien; alle Straßen wurden unsicher. Der Herzog wollte um jeden Preis die Ruhe herstellen, und wählte dazu diejenigen Mittel, welche durch die Zeit und die Gewohnheit geboten wurden. Er schickte seinen Hofmarschall, Dietrich von Pillichsdorf, mit einem bewaffneten Haufen im Lande umher, den Unfug

und Frevel zu bekämpfen, wo er dergleichen finde, und strenges Standrecht zu üben. Dieser lud überall die Landherren, die Bürger und Bauern vor sich, und befragte sie scharf um die Uebelthäter. Ihre Aussagen mußten sie eidlich erhärten. Wer solchergestalt übereinstimmend angeklagt wurde, den köpfte oder hing man auf ohne weitere Förmlichkeit. Die mächtigen Räuber gingen auch hierbei, wenigstens für den Augenblick, meistentheils straflos aus. Da man ihrer nicht habhaft werden konnte, oder mit der Mannschaft, über welche man zu verfügen hatte, sich nicht an sie getraute, so begnügte man sich, sie dem Herzoge namhaft zu machen und sie für spätere Strafe vorzumerken. Solches Verfahren beliebte man dazumal Inquisition zu nennen.

War dadurch das innere Uebel, wenigstens in seiner Erscheinung, wenn auch nicht in seinen Ursachen, gedämpft, so zogen verhängnißvolle Ereignisse in dem Nachbarstaate Baiern, welches auch Oesterreich so oft schon in den Strudel seiner eigenen Schicksale hineingerissen hatte, abermals neue Gewitter zusammen. Das Jahr 1312, welches dem Hause Oesterreich auch den langen und immer treu befundenen Bundesgenossen, Konrad von Salzburg, durch den Tod raubte, legte zugleich den Keim schwerer und folgenreicher Irrungen. Seit dem Tode des Herzogs Stephan im December 1310, hatte der Herzog Otto von Niederbaiern, Exkönig von Ungarn, die Vormundschaft über dessen hinterlassene beiden Söhne, Otto und Heinrich, geführt. Am 9. September 1312 endigte nun auch Otto sein bewegtes Leben, und hinterließ, nebst den genannten beiden Mündeln, noch einen leiblichen Sohn Heinrich, der bei'm Ableben seines Vaters erst dreizehn Tage zählte. Den Gesinnungen der fortwährend uneinigen Ministerialen mit Recht mißtrauend, empfahl Otto auf seinem Sterbebette jene drei Prinzen der erprobten Treue der Städte Straubing und Landshut, und ließ sie eidlich angeloben, den Pfalzgrafen Ludwig in Oberbaiern als Vormund über die drei minderjährigen Prinzen anzuerkennen. Es geschah, und der Pfalzgraf Ludwig übernahm die angetragene Vormundschaft. Dieser schloß, im Namen seiner Pflegebefohlenen, am 13. November 1312 zu Linz mit dem Herzoge Friedrich und dessen Brüdern einen Vertrag zu gegenseitiger Hilfleistung, der für die ganze Dauer der Minderjährigkeit der Prinzen giltig seyn sollte; ein Beweis, daß der Herzog Friedrich dazumal noch keineswegs damit umging, sich in die Angelegenheiten des baierischen Hauses einzumengen, sondern den Pfalzgrafen in seiner Vormundschaft förmlich anerkannte. Doch bald nahmen

die Dinge in Baiern eine stürmische Wendung, und drängten oder verführten den Herzog Friedrich, seine Rolle zu wechseln. Die beiden herzoglichen Witwen von Baiern, Judith und Agnes, Gemalinnen der Herzoge Stephan und Otto, zeigten sich mißvergnügt mit Ludwig's Vormundschaft, und viele Ministerialen in Niederbaiern waren heftig darüber aufgebracht, daß der verstorbene Herzog Otto die Prinzen nicht ihren Müttern, nicht dem Adel, sondern den Bürgern zweier Städte anvertraut hatte. Sie selbst trachteten darnach, gemeinschaftlich mit den herzoglichen Witwen die Vormundschaft über die Prinzen, und das Regiment im Lande an sich zu reißen. Den Herzog Friedrich ersahen sie zur Erfüllung ihres Begehrens. So erhoben denn am 1. September 1313 die drei Prinzen und ihre Mütter bei dem Herzoge Friedrich bittere Klage gegen den Pfalzgrafen Ludwig, ob vermeintlicher Härten und Ungerechtigkeiten, und indem sie des Ersteren Beistand anriefen, erklärten sie ihn unter gewissen Bedingungen zum Vormunde auf sechs Jahre. Friedrich widerstand nicht der Versuchung, diesen wichtigen Einfluß in Baiern's Angelegenheiten zu ergreifen; auch mahnte ihn seine Ritterpflicht, den Klagen von Witwen und Waisen nicht Gehör zu versagen. So war der Apfel der Zwietracht zwischen zwei Verwandte und Jugendfreunde geworfen; denn als Ludwig's Mutter, von ihrem älteren Sohne Rudolf arg gemißhandelt, mit jenem jüngeren zu ihrem Bruder Albrecht nach Wien floh, wurde Ludwig gemeinsam mit Albrecht's Kindern erzogen, und ward damals auch Friedrich's Gespiele. Im Schlosse Landau an der Isar kamen jetzt Friedrich und Ludwig noch einmal zusammen, aber nur um als Feinde wieder aus einander zu gehen.

Der Krieg mußte nun entscheiden zwischen den einstigen Freunden. Oesterreich und Steyermark waren noch erschöpft vom langen Kriege, aber die schwäbischen Stammgüter waren in voller Kraft; sie konnten die Mittel bieten zum neuen Kampfe, welchem der ritterliche Leopold, der dort waltete, nimmer aus dem Wege ging. Friedrich eilte zu ihm, und gewann ihn schnell gegen Ludwig. Auch in Oesterreich ließ er durch Ulrich von Walsee eifrig rüsten. Ungarische und slavische Söldner wurden angeworben, auch baierische Mißvergnügte stießen zu dem Banner Oesterreich's. Drohend war die Gefahr für Ludwig. Von zwei Seiten zugleich bedroht, durfte er nicht einmal mit Sicherheit auf den Beistand seines, dem Herzoge Friedrich wohlgeneigten Bruders Rudolf zählen. Die Noth verlieh ihm Muth und Unternehmungs-

geist. Schnell sammelte er um sich die Mannen, welche ihm treu geblieben. Unter ihnen wählte er vierhundert der Kühnsten aus, und eilte an ihrer Spitze dem vorrückenden Walseer entgegen. Ein dichter Nebel, der ihn den Augen der Feinde entzog, begünstigte sein Unternehmen. Unvermerkt kam er ihnen nahe, und wahrscheinlich gedeckt durch ein den Feinden bereits entgegen gestelltes grösseres Corps, stürzte er am 9. November 1313 bei Gamelsdorf sich unerwartet auf die von dem Walseer angeführte Schaar, warf sie in Unordnung über die Isarbrücke bei Volkmannsdorf zurück, welche unter dem wilden Gedränge zusammen brach, nahm Viele vom Adel gefangen, zerstäubte das Heer und eroberte das Lager. Ulrich von Walsee räumte mit dem Reste seiner Truppen den baierischen Boden Der Schrecken dieser Niederlage hinderte nun auch das schwäbische Heer am Vordringen; es lösete sich auf und kehrte heim. Die Vormundschaft war für Ludwig zurückerobert, und sein Siegesruhm erscholl weit und breit. Die Folgen zeigten sich bald bei der neuen deutschen Königswahl.

Mitten in diese neuen Unruhen fiel der Tod des Reichsoberhauptes. Mit der Beruhigung Italien's beschäftigt, das den deutschen Königen schon so oft verderblich geworden war, starb Kaiser Heinrich VII. auf dem Wege von Pisa nach Siena, im Kloster Buonconvento, am 24. August 1313 eines schnellen Todes, an welchen manches unheimliche und unerwiesene Gerücht sich knüpfte. Mit seinem Hintritte war Deutschland's Einfluß in Italien, den er mit Kraft und Umsicht erneuert hatte, abermals gebrochen, und die welfische Partei erhob dort wieder ihr stolzes, trotziges Haupt. Doch auch in Deutschland gewannen durch den unverhofften Tod des trefflichen Kaisers die Dinge eine veränderte Gestalt. Herzog Friedrich durfte nun den schon einmal gescheiterten Plan, die römische Krone auf sein Haupt zu setzen, wieder mit doppelter Zuversicht aufnehmen, und seine ganze Thätigkeit war fortan diesem Ziele zugewendet. Seine damalige Vermälung mit Isabella oder Elisabeth, der Tochter des Königs Jakob II. von Aragon, hatte den Glanz seines Hauses abermals vergrößert. Der bald darauf am 28. October 1313 erfolgte Tod seiner frommen Mutter, der Königin Elisabeth, der Friedensstifterin, Wohlthäterin, der staatswirthschaftlichen Gründerin des Salzbergs bei Hallstatt und Mitgründerin von Königsfelden, trübte Herzog Friedrich's häusliches Glück, doch ohne ihn seinen Entwürfen untreu zu machen. Unermüdet warb er Freunde und Stimmen, nachdem Kaiser

Heinrich's Tod die Verbindung der Häuser Habsburg und Luxemburg, die des Kaisers beabsichtigte Vermälung mit Katharinen, der Schwester Friedrich's, stiften sollte, vereitelt hatte. Mehre Städte erwählten den Herzog und seinen Bruder Leopold für die Dauer der kaiserlosen Zeit zu Herren und Pflegern. Im folgenden Jahre 1314 schloß der Herzog Friedrich Bündnisse mit dem Herzoge Heinrich von Kärnten, dem Grafen Heinrich von Görz und Tirol, dem Erzbischofe von Salzburg und dem Könige Karl von Ungarn; ingleichen einen Dienstvertrag mit dem Grafen Heinrich von Ortenburg auf die Dauer des Krieges gegen Ludwig von Baiern; auch erhielt er Hilfleistung zugesagt von den drei gräflichen Brüdern von Werdenberg und von der Mannschaft des Bischofs von Augsburg. Ueberdies war Ludwig's eigener Bruder, der Herzog Rudolf, jenem verfeindet, und hatte schon früher dem Herzoge Friedrich für den Fall einer neuen Königswahl seine Stimme zugesagt.

Doch konnte erst völliger Friede den wichtigen Plan am sichersten zur Reife bringen. Darum wurde der Vormundschaftsstreit mit Ludwig am 17. April 1314 durch drei Schiedsrichter, den Erzbischof Weichart zu Salzburg, den Bischof Niklas von Regensburg und den Herzog Heinrich von Kärnten, zu Salzburg völlig ausgeglichen. Dem Herzoge Ludwig blieb die Vormundschaft; die wieder versöhnten Jugendfreunde schliefen in einem Zimmer, wie ehedem, und besprachen sich traulich über Vieles. Der Herzog Ludwig soll damals versichert haben, für sich selbst keine Absichten auf die deutsche Kaiserkrone zu hegen.

Von dieser Seite dem Anscheine nach gesichert, fuhr der Herzog Friedrich thätig fort, seinen Anhang für die bevorstehende Wahl zu vergrößern. Ludwig's Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, wiederholte seine frühere Zusage, und verband sich sogar, falls Friedrich noch vor der Wahl verstürbe, seine Stimme auf dessen Bruder, den Herzog Leopold zu übertragen. Gleiche Zusage leisteten der Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Erzbischof Heinrich von Köln, nachdem Beide, nach der schmählichen Gewohnheit der Zeit, mit Friedrich über den überaus theuren Kaufpreis ihrer Wahlstimme einig geworden waren. Der Herzog Friedrich hatte schon früher, vermöge eines in Wien gehaltenen Familienrathes, Schritte gethan, um sich der ungeheuren Summen zu versichern, welche diese Stimmenkäufe erforderten; seine Brüder brachten bereitwillig jedes Opfer, um für ihn die Kaiserkrone zu gewinnen. Auch der Herzog Rudolf von

Sachsen gab seine Zusage, ganz in der Art des gleichnamigen Pfalzgrafen von Baiern.

Doch gar bald mußte Friedrich wahrnehmen, daß die Frucht seiner Bemühungen sich nicht so leicht brechen lassen werde. Der König Johann von Böhmen, vielleicht aus Besorgniß, daß Friedrich, wenn diesem das Reich zufalle, auch seine alten Ansprüche auf Böhmen erneuern könne, uneingedenk seines, den Herzogen Oesterreich's zugesagten Beistandes und der großen Summe, die er noch an Oesterreich schuldete, stellte sich selbst unter die Bewerber. Ihn unterstützten die Erzbischöfe von Mainz und Trier; doch sein unreifes Alter entzog ihm die übrigen Stimmen. Im Mai 1314 hielten die Kurfürsten zu Rense eine vorläufige Berathung rücksichtlich der Wahl. Da sie sich nicht vereinigen konnten, veranstalteten sie im Juni eine abermalige Versammlung in Koblenz; doch auch diese blieb fruchtlos, da Mainz und Trier noch immer auf Johann's Wahl bestanden, und wegen seiner Jugend keine Unterstützung gewannen; während Köln standhaft für Friedrich stimmte. Das unentschiedene Schwanken der wichtigen Frage drohte Verwirrung und Aufstand; darum mußte ein Ritter des Mainzer Erzbischofs die Versammlung auf den 19. October desselben Jahres zur Königswahl nach Frankfurt berufen. Nach dem stürmischen Tage von Koblenz soll der Herzog Ludwig von Baiern, dem der Sieg von Gamelsdorf einen schnellen Namen gemacht hatte, zuerst zu dem Entschlusse gekommen seyn, sich unter die Bewerber zu stellen. Damals mag auch der Mainzer Erzbischof und sein Anhang, nachdem die Wahl Johann's nicht zu ermöglichen war, sich für den Pfalzgrafen, in Folge seiner Verheißungen, entschieden haben.

Unter solchen Vorzeichen ließ sich keine einhellige Wahl vermuthen, und dumpfe Spannung lag auf den Gemüthern, als der Wahltag heranbrach. Beide Thronbewerber kamen mit Kriegsschaaren vor die Stadt Frankfurt, deren Thore nach der Reichssitte während der Wahl einem Jeden verschlossen blieben. Ludwig lagerte auf dem rechten, Friedrich auf dem linken Mainufer bei Sachsenhausen. Jede der beiden Parteien wartete vom 18. Oktober bis zum anderen Tage, daß die andere sich mit ihr über die Wahl vereinigen würde. Endlich, als die bei Sachsenhausen bis zum Nachmittage fruchtlos gewartet hatte, erwählte sie den Herzog Friedrich zum römischen Könige. Als die Gegner dies vernahmen, riefen sie am Morgen

des nämlichen Tages der Herzog Ludwig in gleicher Weise zum Reichsoberhaupte auf[illegible] erhoben von den geistlichen Kurfürsten von Mainz und Trier, dem König Johann von Böhmen und dem Markgraf Waldemar von Brandenburg, der [illegible] noch dem Herzoge Friedrich seine Stimme verkauft hatte. Friedrich wurde ausgerufen durch den Pfalzgrafen Rudolf, der zugleich auch die Stimme für Köln führte, durch den Gesandten des Herzogs Rudolf von Sachsen und den Herzog Heinrich von Kärnten, der, noch immer als rechtmäßiger König von Böhmen sich erkennend, auch die [illegible] Kurstimme in Anspruch nahm. Frankfurt öffnete sich [illegible], und schon am andern Tage ihm, als König, die Thore; ihn und seine Gemahlin Margaretha krönte bald darauf zu Aachen der Erzbischof Peter von Mainz. Friedrich aber, in Frankfurt nicht eingelassen, löste sein Heer auf, und zog mit geringem Gefolge nach Bonn, wo der Erzbischof von Köln, [illegible] nach einem Reiche [illegible], in der Kirche des heil. Cassius ihm die Krone aufsetzte. Beide Krönungen waren gegen das Herkommen; denn Friedrich wurde nicht an dem vorgeschriebenen Orte, Ludwig nicht von dem hierzu befugten Kirchenfürsten gekrönt: Beider Wahl war mangelhaft und ohne hinreichende Stimmen. Das königliche Recht mußte also, wie schon so manchmal, wiederum durch das Schwert verliehen werden, und das zwischen zwei Fürsten, zwei Jugendgespielen, die Beide Enkel des erlauchten Königs Rudolf waren. —

Beide Könige waren eines Thrones würdig durch edle Eigenschaften und Gaben, Beide muthig genug, ihn zu erkämpfen, Keiner so groß, um ihm zu entsagen. Kaum war die unselige Doppelwahl beendigt, so eilten beide Parteien, ihre Wahl der Versammlung der Cardinäle und dem künftigen Papste (denn der päpstliche Stuhl stand durch den, am 20. April 1314 erfolgten Tod des Papstes Clemens V. damals eben leer) anzuzeigen, und ihren Gewählten der Curie zu empfehlen. Auch an die Fürsten, Freien, Ministerialen, Bürger und Getreuen, ingleichen an die wichtigsten Städte des Reiches ergingen Rundschreiben in gleichem Sinne. Jeder der beiden Könige betrachtete sich als den rechtmäßigen, und eilte, sich durch Bündnisse zu stärken für den Kampf, der nicht mehr ausbleiben konnte. Für Einen oder den Andern mußte ein Jeder endlich sich erklären, und so theilte Deutschland, das so oft schon zu seinem Verderben der alten Einheit vergessen hatte, zumal das südliche, sich wiederum in zwei große feindliche Lager.

Auf Friedrich's Seite standen der König Karl von Ungarn, der Erzbischof Heinrich von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Heinrich von Kärnten, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Augsburg und Straßburg, der Landgraf von Hessen, die Markgrafen Friedrich und Rudolf von Baden, der Graf von Görz, und noch manche andere Grafen und Freie des Reiches. Auch war seine Hausmacht die bei weitem überwiegende. Aber von den Städten erklärten sich nur wenige für ihn, und die es thaten, waren nicht die mächtigsten. Die meisten und ansehnlichsten Städte nahmen Partei für Ludwig, wie großen Dank sie auch, von den Königen Rudolf und Albrecht her, dem Hause Habsburg schuldeten. Außer den Reichsstädten hielten zu Ludwig hauptsächlich der König Johann von Böhmen, und die Erzbischöfe von Mainz und Trier. Das nördliche Deutschland, so die Herzoge von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg, schien dem Kampfe unthätig zusehen zu wollen.

Der Bundesgenossen Rüstungen gingen, wie immer, langsam von Statten. Den ersten Streich mußten Beide mit ihrer Hausmacht thun, und hier schien Ludwig, als der Schwächere, im offenbaren Nachtheile zu seyn. Friedrich's Erwählung zum römischen Könige that seinem Antheile an der Regierung der österreichischen Lande keinen Eintrag, und es herrschte auch in dieser, wie in jeder Beziehung, zwischen ihm und seinen Brüdern die musterhafteste Einigkeit. Daher durfte er auch durch Ulrich von Walsee die Rüstungen in Oesterreich thätigst betreiben lassen. Er selbst warb eifrig in den schwäbisch-burgundisch- elsassischen, sogenannten vorderen Landen, wobei sein Bruder Leopold, der hier sich der Regierung angenommen hatte, ihn von Selz aus mit feurigem Muthe unterstützte.

Im März 1315 eröffneten die beiden Brüder die Feindseligkeiten, indem sie vor Speier rückten, wo der König Ludwig sich damals aufhielt, der sich, bei ihrer Annäherung, aus dem Lager in den wahrscheinlich befestigten Judenkirchhof bei dieser Stadt warf. Zu einer Belagerung waren Friedrich und Leopold nicht gerüstet, sie verheerten die Umgegend, nach damaligem Kriegsbrauch, und zogen sich dann zurück, ohne weiteren Erfolg. Dann folgte ein kurzer Waffenstillstand, benutzt zu Vermälungsfeierlichkeiten des Herzogs Leopold und seiner Braut, Katharina, Tochter des Grafen Amadeus V. von Savoyen, in Basel, und zu gleichzeitiger feierlicher Krönung der Gemalin König Friedrich's in derselben Stadt. Ritterspiele fanden

Statt, unter ungeheurem Zudrange, so daß ein Gerüst unter der Menschenlast zusammenbrach, und Viele erschlug und erdrückte. In dem abgehaltenen Turniere wurde der Graf von Katzenellenbogen, ein treuer Anhänger König Friedrich's, zu allgemeiner Betrübniß getödtet. Des Volkes Auge weidete sich an den ausgestellten Reichskleinodien und Reliquien.

Von den hochzeitlichen Freuden hinweg trieb den Herzog Leopold sein ungeduldiger Sinn zu neuen kriegerischen Unternehmungen. Von dem Zwiste der baierischen Brüder, Ludwig und Rudolf, und von bedrohlichen Gährungen in ihren Landen unterrichtet, stürmte er mit schwäbischen Truppen plötzlich gegen Baiern vor, und stand unerwartet am Lech. König Ludwig, solches Besuches nicht gewärtig, floh eilig aus München nach Friedberg, und schloß sich dann in der ihm anhänglichen Reichsstadt Augsburg ein. Herzog Leopold, da er seinem Feinde persönlich nicht beikommen konnte, rächte sich durch Verwüstung der Umgebungen und des Besitzthumes von Augsburg, und trieb aus seinem, bei Puchlem am Wertach, zwischen Hügeln und Gewässern aufgeschlagenen Lager, wohin auch König Friedrich gekommen war, schwere Brandschatzungen ein. Da schwellten furchtbare Regengüsse die Gewässer, welche das Lager umgaben, so daß die Pferde tief im Wasser standen. Leicht hätte der König Ludwig seine Feinde in ihrer Bedrängniß überfallen und vernichten können, denn die Bürger und das Landvolk, wüthend über die ausgestandenen Verwüstungen, hätten eifrig für ihn gefochten. Aber aus Mangel eines zeitgemäßen Entschlusses, oder anderen Ursachen, blieb er unthätig, und gönnte seinen Gegnern Zeit, ihre gefährliche Stellung aufzugeben. Der ganze verheerende Feldzug hatte Nichts entschieden.

Der König Ludwig hatte bis jetzt keinen Vortheil erfochten, und war vielmehr nur mit Mühe, oder durch Zufall, den Gefahren entronnen, mit denen der Muth und die Macht seiner Gegner ihn umstellten; nun aber verbanden sich die Umstände plötzlich zu seinen Gunsten. Der König Heinrich VII. hatte, wie wir oben gesehen, im Anfange seiner Regierung, im damaligen Unmuthe wider Habsburg, die Unterthanen und Gerichtsbefohlenen der österreichischen Herzoge in Unterwalden und von Uri, bis auf Widerruf, als reichsunmittelbar erklärt. Dazumal hatte, weil des Königs Gesinnungen alsbald sich änderten, und Oesterreich wieder seine Gnade erfuhr, jener Ausspruch keine weiteren Folgen gehabt, wenn er auch nicht förmlich zurückgenommen worden seyn mag. Nun aber das Reich im

Zwiespalte, und Oesterreich mit Feinden zu kämpfen hatte, da suchten jene schweizerischen Thalgemeinden die schon vergessen geglaubte Handfeste wieder hervor, und bekundeten immer offener ihr Trachten, sich der Macht ihrer Erbherren und Erbrichter zu entziehen. Anfänglich handelte es sich mehr um Streitfragen und Widersetzlichkeiten in Bezug auf Gemeindeverfassung, Gerichtsstand und Grundrecht. Gerichtliche Klagen erfolgten; das königliche Hofgericht zu Rotweil sprach zu Gunsten der Habsburg'schen Erbvoigtei über Schwyz und Unterwalden. Die Leute von Schwyz, Unterwalden und Uri aber sahen gar wohl ein, daß der König Ludwig, als Feind Oesterreich's, ihnen besser zu Danke Recht sprechen werde. An ihn wandten sie sich, und er, erfreut, den österreichischen Herzogen gerade in jenen Landen, aus deren Mannen Letztere ihre Heere zu bilden pflegten, und wo ein Pfeiler ihrer Kriegsmacht ruhte, Feinde zu wecken, lieh den Beschwerden ein williges Ohr, die Schwyzer auffordernd, ihm treu zu bleiben, wogegen er sie am 25. Mai 1315 in seinen Schutz nahm und sie von aller Strafe, so wie bald darauf auch von der Acht freisprach. Den, den Habsburgern günstigen Rechtsspruch des Bischofs von Konstanz, als Diocesans dieser Thäler, hob Ludwig's Anhänger, der Erzbischof Peter von Mainz, gleichzeitig auf. Noch soll der Herzog Leopold Schritte zu friedlichem Ausgleiche mit den Thalbewohnern gemacht, dagegen Anerkennung seines Bruders Friedrich als König von ihnen verlangt haben. Aber die drei Gemeinden weigerten sich dessen hartnäckig, und versagten allen weiteren Gehorsam.

Da entbrannte der Zorn des Herzogs Leopold, und er beschloß, sich Gehorsam zu erzwingen. Er erließ ein Aufgebot an seine Dienstmannen und Freunde, und hatte im November sein Heer auf einige tausend Mann gebracht. Die streitbaren Männer der drei Thäler, durch den Verrath Heinrich's von Heunenberg in genaue Kenntniß gesetzt von dem Zuge des Herzogs, wählten geschickt ihre Stellung bei Haßlern am Aegeri-See, wo die Straße von Wenigen leicht gegen Viele zu vertheidigen war.

Das Schlachtfeld, welches den Sieg der Schweizer, die Noth der deutschen Heere zu sehen bestimmt war, liegt an dem oberen Theile des Aegeri-Sees, dessen Gewässer westlich die steilen Abhänge des Kaiserstocks und seine niedrige Fortsetzung des Branders, östlich aber die grasreichen Ufer bespülen, welche, am Fuße des Grindelekes und der Stockberge, von ihrem morastigen Boden den Namen Morgarten erhalten. Da, wo sich beide

Bergketten zwischen dem Sattel und dem See in das Thal hinabsenken, bilden verschiedene Streifen von Nagelfluh eine dreifache natürliche Mauer, durch welche der Weg von Zug nach Schwyz führt; den untersten Theil dieser Felsen bildet die Figelfluh, in deren Nähe der alte Schornerthurm erbaut ist. Hier stand das Haupttreffen der Aelpler, um den Eingang des Engpasses zu vertheidigen. Fünfzig Männer aus Schwyz, von der Gemeinde verbannt, wegen Frevel oder Meinungsverschiedenheit, hatten ihnen ihre Hilfe angeboten, wurden aber streng ausgeschlossen von der gemeinsamen Sache. Doch beschlossen sie, derselben gleichwohl ihre Arme und ihr Blut zu weihen, und stellten sich eine halbe Stunde von den Anderen, ob der Haselmatt, zwischen dem Stockberge und dem See auf, wo sie den Gipfel eines der steilsten und schroffsten Gesteine — der Mattligütsch genannt, und mit Holzblöcken zum Verkaufe in großer Masse beschichtet — erklommen. Sie standen also dem Heere des Herzogs, bei seinem Marsche nach dem Sattel, in der linken Flanke. Als nun der Herzog Leopold, von Kampfbegierde entbrannt, doch des Bergkrieges und seiner Gefahren unkundig, am 15. November 1315 an der Spitze seines Heeres, umgeben von einer Schaar schwergerüsteter Ritter, längs denn Aegeri-See gegen die Schweizergränze auf dem engen Wege nach Schornen anrückte, und an der Haselmatte vorüber war, wälzten die fünfzig Verbannten auf dem Mattligütsch die zusammengehäuften Holz- und Steinblöcke von der Höhe herab. Die schweren Massen, auf dem gefrorenen Boden mit reißender Gewalt fortrollend und hin und her prallend, zerquetschten und zerschmetterten Alles, was ihnen in den Weg kam. Der Herzog versuchte die Fünfzig zu verjagen, und ließ deshalb seine Reiter die besser zugängliche Haselmattruse hinaufeilen. Aber die Verbannten schleuderten nur um so mehre der Fels- und Holzblöcke herab, bis die Reiter in Unordnung geriethen. Als solches den Verbündeten bei Haßlern kund wurde, eilte eine Abtheilung derselben, die einreißende Verwirrung der Gegner benutzend, den Verbannten zu Hilfe, und fiel unter lautem Schlachtrufe, von dem Hügel herab, den Herzoglichen in die Seite. Gleichzeitig rückte der Schweizer Haupttreffen aus der Letzemauer in geschlossener Ordnung vor. Unerwartet auf dem Marsche überrascht, ohne Raum zur Entwickelung, und unbehilflich auf dem gefrorenen Boden, mußte die einer solchen Fechtart ungewöhnte Reiterei bald erliegen. Tapferkeit konnte in so gelähmtem Zustande sie nicht mehr retten; die Schweizer, in allen Bewegungen frei, vom Boden begünstigt



und ganz damit vertraut, hätten der Tapferkeit kaum bedurft, um ihre Feinde zu vertilgen. Unter den Streichen ihrer schweren Mordärte, Morgensterne und Hellebarden zerschmetterten und zerschellten die Panzer und Harnische der Ritter. Mit jedem Augenblicke wuchs die Noth unter den herzoglichen Schaaren, und die zurückdrängenden Vorderen vermehrten die Unordnung des eng' zusammengepreßten Haufens. Endlich lösete sich Alles in eine wilde, zusammengedrängte Flucht auf. Fünfzehnhundert waren erschlagen, darunter Viele aus der Blüte des schwäbischen Adels. Der Herzog rettete sich auf abgelegenen Pfaden nach Winterthur. Zu gleicher Zeit drang der Graf Otto von Strasberg, der dem Herzoge seine Hilfe zugesagt hatte, unter Raub und Verheerung über den Brünig nach Sarnen und Stang vor. Als aber schleunig das Landvolk sich gegen ihn erhob, und die Banner der Unterwaldner wider ihn zogen, erkannte er, daß das Waffenglück sich gegen den Herzog entschieden haben müsse, und trat unverrichteter Dinge, doch nicht ohne Verlust, wieder den Rückzug an.

Es war keine Schmach bei dieser Niederlage; denn nicht Mangel an Tapferkeit der herzoglichen Schaaren, nicht überwiegender Muth der Thalbewohner, für welche Berge und Boden gestritten und ihnen den Sieg leicht gemacht, hatte sie herbeigeführt. Aber den Feinden des Herzogs wuchs dadurch der Muth, und in jenen Bergen, welche der Schauplatz seines Mißgeschicks gewesen, erhob die Gier nach Unabhängigkeit jetzt freier ihr Haupt, und bildete dort einen Herd des Aufruhrs und neuer thatkräftiger Feindschaft gegen Oesterreich. Der König Ludwig belobte öffentlich die Herzhaftigkeit der Schweizer, forderte sie zu fernerem Widerstande auf, bestätigte ihnen urkundlich ihre alten Freiheiten und Rechte, und erklärte die Habsburg'schen Allodialgüter in den schwäbischen Alpen zu Schwyz, obgleich selbige dem Reiche gar nicht unterstanden, als dem Reiche verfallen, die Herzoge Oesterreich's selbst aber, als angebliche Beleidiger seiner Majestät, in die Acht.

Auch von anderen Seiten lichtete sich die Aussicht für den König Ludwig, wiewohl seine Macht noch immer weit hinter jener der österreichischen Herzoge zurückstand. Mit seinem Bruder Rudolf war er, nach mancher vorübergehenden Versöhnung, wieder in offene Feindschaft gerathen. Im Jahre 1316 brach die offene Fehde los. Sie endigte durchaus zu Ludwig's Gunsten. Kurz nach einander brach derselbe mehre Burgen der Anhänger

seines Bruders, eroberte Vohburg und endlich auch Wolfratshausen, die Residenz Rudolf's, der, um nicht des Bruders Gefangener zu werden, eiligst flüchten mußte. Zum Frieden genöthigt, trat er mit bitterem Unmuthe seine Länderbesitzungen in Baiern und am Rheine an den königlichen Bruder ab. Seitdem ward ihm die alte Heimat unerträglich; er verließ sie, kam nach Oesterreich, und starb nach einigen Jahren auf fremdem Boden.

Während Herzog Leopold's starkes Schwert an den steinernen Wächtern der schwäbischen Alpenthäler sich schartig schlug, rüstete König Friedrich in den Herzogthümern beharrlich gegen den Nebenbuhler in Baiern fort. Seinem Bundesgenossen, dem Könige Karl von Ungarn, half er eine Empörung in dessen eigenem Lande dämpfen, nahm Komorn an der Donau, auf welchen festen Platz der Graf Matthäus von Trentsin, das Haupt des Aufstandes, sich gestützt hatte, und setzte den König Karl, indem er ihn jener gefahrvollen Lage entriß, wieder in den Stand, für ihn gegen den König Ludwig in den Streit zu ziehen.

Es sollten nun zuvörderst einige Reichsstädte gezüchtigt werden, welche Partei für Ludwig genommen. Der König Friedrich hatte, im Beginne des Jahres 1316, ein neues Kriegsheer in Oesterreich und Steyermark zusammengebracht, zu dessen Verpflegung eine drückende Steuer, nämlich der Zehnte des Einkommens der Geistlichkeit und vom Schätzwerthe der Weinberge und Aecker, ausgeschrieben wurde. Im Frühlinge führte Friedrich diese Truppen durch Kärnten und Tirol in seine Vorlande, vereinigte sich dort mit seinem Bruder Leopold, und rückte schnell vor Eßlingen, um die Stadt für ihren Abfall von seiner Sache zu bestrafen. Die Bürger vertheidigten den Platz wirksam mit Wurfmaschinen und grobem Geschosse. Auf ihren Nothruf eilten der König Ludwig, der König Johann von Böhmen und der Erzbischof Balduin von Trier mit zahlreichen Mannen über Nürnberg zu Hilfe. Die Heere standen, durch den Fluß getrennt, einander gegenüber; keines wollte zuerst losschlagen, bis ein seltsamer Anlaß zu einem eben so seltsamen Treffen führte. Einige Knechte von beiden Seiten reizten am 19. November Abends einander durch Schmähworte, bis sie mitten im Flusse einander in die Haare geriethen. Der Streit lärmte beide Lager auf, die Reiter, ernsthafteren Anlaß vermuthend, sprengten auf ihren Pferden in den Fluß hinein, und auf dem feuchten Schlachtfelde entbrannte der Kampf. Viele ertranken, mehr noch wurden erschlagen, eine Unzahl von Pferden niedergestochen, daß der

Neckar sich vom Blute röthete. Die einbrechende Dunkelheit setzte dem zwecklosen Gemetzel ein Ziel; Friedrich und Leopold gaben Eßlingen auf, und zogen ab. Ludwig brach nach Heilbronn auf. Durch ähnliche Scharmützel, die auf einer wie auf der anderen Seite den gänzlichen Mangel eines festen strategischen Planes verriethen, wurden die Lasten und Leiden des Krieges unnütz verlängert, und der Entscheidung nicht um Fußbreite näher gerückt. Das Ende des Kampfes war unter solchen Umständen nicht abzusehen. Vergebens mahnte der Papst Johann XXII., ohne sich für einen der beiden Könige zu entscheiden, in rührenden Worten zum Frieden. Der unermüdete Leopold rückte im Jahre 1317 abermals vor Speier, verwüstete und brandschatzte die Gegend, und zog dann, ohne anderen Erfolg, als den der Rache und des Raubes, wiederum ab. Dafür wurde die den Speierern feindselige Stadt Landau von jenen, mit Bewilligung des Königs Ludwig, überfallen, gebrandschatzt und mit Gewalt zu ihrer Partei hinübergebracht.

Dem Könige Ludwig drohte um diese Zeit ein wichtiger Bundesgenosse in dem Böhmenkönige Johann verloren zu gehen, der, nachdem die Empörung schon seit länger in seinem Lande glomm, und von ihm bald vernachlässigt, bald mit unzeitiger Hitze bekämpft wurde, zuletzt in offenen Krieg mit seinen Baronen gerieth. Eine Gesandtschaft der Letzteren, an ihrer Spitze der tapfere und unruhige Heinrich von Lipa, begab sich nach Wien, und schloß dort am 27. December 1317 mit dem Könige Friedrich einen Vertrag ab, nach welchem die böhmischen Barone sich ihm auf unbestimmte Zeit zum Dienste erboten, dagegen von ihm bewaffneten Beistand gegen ihren König zugesagt erhielten. Der König Ludwig kam hierbei in dringende Gefahr; denn sein Bundesgenosse Johann war dadurch auf dem Wege, jeder Macht beraubt zu werden, so wie sein Gegner Friedrich, seine Streitkräfte mit denen des böhmischen Adels zu vermehren. Ludwig bemühte sich daher mit ganzer Kraft, den König Johann mit seinen Baronen wieder zu vereinigen, und, nach eifrigem Bestreben, gelang ihm endlich auf dem Landtage zu Taus, zu Ostern 1318, diese ihm wichtige Aussöhnung vollständig.

Hätte der sonst allzeit streitfertige Herzog Leopold jenen Bürgerkrieg in Böhmen, der des Königs Ludwig Sache von dieser Seite her nicht nur unbeschützt ließ, sondern sogar einem Angriffe bloßstellte, zu einem entscheidenden Schlage benutzt, oder benutzen können; leicht möglich, daß dann die Sache seines Bruders mit einem Male einen schnellen und siegreichen

Aufschwung gewonnen hätte. Doch die Gelegenheit ging vorüber, ohne daß ihr Erfolge abgewonnen worden wären. In den Vorlanden verschaffte der Herzog Leopold sich durch Waffenstillstände Ruhe, die er durch seine Landvoigte mit den Schwyzern abschließen ließ, und beschwor auf diese Weise die Gefahren, welche von dorther drohen konnten. Der Krieg ging seinen früheren, schlaffen, Nichts entscheidenden Gang. Des Königs Friedrich bisheriger Bundesgenosse, der Erzbischof von Köln, trat, heftig bedrängt von den niederländischen Fürsten, zur Partei König Ludwig's über, welcher dafür seinen vorherigen Anhänger und vertrauten Rathgeber, den Grafen Ludwig von Oettingen, an den König Friedrich verlor.

Mit dem Erzbischofe Friedrich von Salzburg hatten der König Friedrich und seine Brüder zu Judenburg ein neues, enges Bündniß abgeschlossen. Dafür Rache zu nehmen, zogen im September 1319 der König Ludwig und der Herzog Heinrich von Baiern vor das salzburgische Städtchen Mühldorf. Aber kaum verbreitete sich im Lager die Nachricht, der König Friedrich sey aus Oesterreich bis zum Inn, der Herzog Leopold bis an den Lech vorgerückt, so kamen Bestürzung und Furcht über das baierische Heer. Es zerstreute sich und nöthigte dadurch auch den König Ludwig zur Flucht nach München. Den Oesterreichern hätte jetzt das ganze feindliche Land offen gestanden; doch wurde auch diesmal nur die Gelegenheit zum Verwüsten und Rauben wahrgenommen, und als Regensburg, wohin die österreichischen Brüder sich wendeten, ihnen seine Thore verschloß, gingen sie aus einander, Friedrich nach Oesterreich, Leopold nach Schwaben, das fast gänzlich dem Könige Friedrich unterworfen war. Mitten im Winter rückte Leopold plötzlich gegen Speier vor, welche Stadt durch Trotz und Feindschaft seinen Zorn längst gereizt hatte, und begann am 26. Dezember 1319 die Belagerung. Sie blieb erfolglos, wie die frühere, und endete mit einem Waffenstillstande.

Das jahrelange Hin- und Herschwanken des Kampfes wider Ludwig, und der blutige Tag von Morgarten, sagten dem Herzoge Leopold, daß es mit dem alten reitenden Kriege allein nicht mehr abgethan sey, und daß auf dem Fußvolke die eigentliche Kraft des Krieges beruhe. Als nun der König Ludwig, aus Straßburg vor drohendem Verrathe hinweg fliehend, mit mehren tausend schwergerüsteten Reitern im Elsaß erschien, brach Leopold an der Spitze eines trefflich geordneten Fußvolkes, bei welchem sich eine große Anzahl der nun wieder besänftigten Schweizer befand, gegen ihn auf, und traf

ihn am Flüßchen Bruch. Bei Leopold waren auch die Mannen des Bischofs von Straßburg und des Grafen Ulrich von Pfirt. Als es zum Schlagen kam, sprang der Herzog Leopold vom Pferde, und führte das Fußvolk gegen den Feind, der gar bald von allen Seiten wich. Am anderen Tage erschien auch der König Friedrich im Lager. Wäre er um einen Tag früher eingetroffen, so würde die Schlacht einen noch verderblicheren Ausgang für Ludwig genommen haben; darum sagte auch Leopold, den Bruder begrüßend: „Herr, Du weiltest lange! Die Gefahr war groß, und Du warst nicht bei mir!" Ludwig ließ, wohl nur zum Scheine, eine Schlacht anbieten. Als aber der König Friedrich sie freudig annahm, weil es Zeit sey, dem Kriege zum Heile der Getreuen des Reichs ein Ende zu machen, da entfloh Ludwig, wahrscheinlich abermals von seiner Armee verlassen, die sich sofort auflösete. Mehre Tage lang verfolgten die Oesterreicher den Feind. Ruhm war dabei gewonnen; doch für die Entscheidung der großen Frage abermals Nichts gethan.

Das Jahr 1321 war ohne bedeutende kriegerische Unternehmungen verflossen, und das folgende begann für Friedrich mit Einmischung in die Angelegenheiten Italiens. Hatte schon einige Jahre früher der König Friedrich der Stadt Padua Hilfstruppen gegen die feindselig gesinnte Stadt Verona zugeführt, so rief ihn jetzt der Papst Johann zum Beistande wider den Herrn von Mailand, den neunzigjährigen Maffeo Visconti, auf, der sich dem römischen Stuhle auf alle Weise widersetzt, und sogar französische Hilfstruppen des Papstes aus Italien verjagt hatte. Dem Könige Friedrich ward bei dieser Aufforderung die Aussicht gezeigt, daß, wenn er diesmal gehorsam, der Papst, welcher bis jetzt noch für keinen der beiden Könige sich erklärt hatte, ihn anerkennen und zum Kaiser krönen werde. Aus solchem Anlasse ging Friedrich gern darauf ein, und sendete seinen Bruder, den Herzog Heinrich, mit tausend Helmen nach Brescia, wo sie sich mit den ungarischen Hilfsvölkern des Papstes und den übrigen, vom Letzteren aufgebotenen Kreuzsoldaten vereinigten. Der greise Visconti, solcher Macht nicht gewachsen, nahm Zuflucht zu Vorstellungen und Gold. Beides wirkte. Friedrich ergriff einen Vorwand, seinen Bruder aus Italien wieder abzurufen. Des Papstes dringende Gegenvorstellung fand den Herzog Heinrich schon nicht mehr in Italien.

Es war auch nöthig, daß König Friedrich seine gesammte Macht in Deutschland vereinigte; denn alle Theile waren gleichsehr des endlosen Krieges müde, der sich nun schon in's achte Jahr zog, und harrten ungeduldig

auf eine Entscheidung im Guten oder im Bösen. Darum mußte jetzt Alles auf einen Wurf gesetzt werden, oder beide Könige liefen Gefahr, zuletzt allen ihren Anhang zu verlieren. Mit dem Könige Karl von Ungarn, dessen Freundschaft für die österreichischen Herzoge, seit seiner Vermälung mit der Schwester des Böhmenkönigs, zu erkalten gedroht hatte, wurden, nachdem seine Gemalin frühzeitig in's Grab sank, die alten Bündnisse erneuert. Auch die anderen Bundesgenossen König Friedrich's, vornehmlich der Erzbischof Friedrich von Salzburg und der Bischof Albrecht von Passau, wurden um schleunige Zusendung von Hilfstruppen gemahnt, und hielten treulich Wort; denn Leopold's Siege am Bruchflusse hatten die Zuversicht zu Oesterreich neu belebt, und Ludwig's Kriegsruhm vom Tage von Gamelsdorf verdunkelt. Leopold sammelte ein Heer im Elsaß und in Schwaben, mit welchem er in Oberbaiern einfallen und später zu Friedrich stoßen sollte, der gleichzeitig mit seinen Truppen aus Oesterreich und Steyermark durch das salzburgische Gebiet nach Niederbaiern vorzudringen beabsichtigte. Im September 1322 trat Friedrich seinen Marsch an. Ein Theil seines Heeres, wahrscheinlich die Steyermärker, zog über Admont in's Salzburgische; die Oesterreicher rückten am rechten, die ungarischen Hilfstruppen am linken Ufer der Donau herauf. Aber gleich im Beginne zeigte sich üble Mannszucht unter ihnen; sie verweilten ungebührlich lange in Oesterreich, und namentlich die Ungarn und Kumanen hauseten daselbst so arg, als stünden sie auf feindlichem Gebiete, sengten und raubten im Lande umher, mißhandelten das Volk, plünderten und entweihten die Kirchen. Viel Zeit ward bei diesem Aufenthalt verloren, und König Ludwig verstärkte unterdessen seine Schaaren. Erst ungefähr am 20. September langte König Friedrich's Heer bei dem Städtchen Mühldorf im Salzburgischen an, wo drei Jahre früher das baierische Heer so wenig Ruhm erworben hatte. Inzwischen war der Herzog Leopold gegen den Lech vorgedrungen, Willens, dem Feinde in den Rücken zu fallen. Er sendete Eilboten an seinen Bruder, und dieser an ihn, um über die beiderseitigen Stellungen und Maßregeln Kunde zu geben. Aber herumstreifende Parteigänger nahmen bei dem Kloster Fürstenfeld den Eilboten ihre Pferde ab, und so konnten diese mit ihren Botschaften nicht zur rechten Zeit eintreffen. Die Brüder harrten einige Tage vergeblich auf gegenseitige Nachrichten; dadurch wurde ihre Vereinigung gehindert, und Ludwig, mittlerweile noch mehr verstärkt, bekam Gelegenheit, sie einzeln anzugreifen. Auch verlor

Leopold die kostbare Zeit mit Verwüstung der Güter des für Ludwig gesinnten Grafen von Montfort.

Der König Ludwig zog mit den Truppen seiner Bundesgenossen, des Königs Johann von Böhmen, der Herzoge von Niederbaiern und des Erzbischofs Balduin von Trier, seinem Feinde entgegen, und nahm seine Stellung bei Ampfing. Man rieth ihm, dem Eintreffen Leopold's zuvorzukommen; vornehmlich drängte der Böhmenkönig zur Schlacht. Dagegen warnte der König Friedrich mehre seiner Hauptleute, die Vereinigung mit seinem Bruder Leopold unter allen Verhältnissen abzuwarten, und nicht eher eine Schlacht anzunehmen, bevor derselbe mit seinen schwäbischen Völkern vom Lech eingetroffen seyn werde. Friedrich aber, der langen Zögerung schon unmuthig, und entschlossen, dem Kriegsgräuel um jeden Preis ein Ziel zu setzen, bestand auf schleunigem Kampfe; denn „er habe schon so Viele zu Witwen und Waisen gemacht, und so vielen Jammer an Christen verursacht, daß er die Schlacht nicht länger verschieben dürfe, es komme wie es wolle."

So ward nun der 28. September zum Schlachttage bestimmt. In vier Schlachthaufen brach das österreichische Heer auf. Den ersten, mit dem Reichsbanner führte König Friedrich, hoch zu Rosse, durch seine königliche Rüstung allen kenntlich, und entschlossen, als ein Ritter um seine Krone zu kämpfen gegen Jeden, der an ihn herankäme; den zweiten, mit dem Banner Oesterreich's, der Herzog Heinrich und der Marschall Dietrich von Pilichdorf; den dritten die Brüder Ulrich und Heinrich von Walsee mit ihren Söhnen; dem vierten befahl der Erzbischof von Salzburg mit seinem Banner.

Der König Ludwig, schon seit länger mit finsteren Träumen von drohendem Meuchelmorde sich tragend, stellte sich nicht so frei und kenntlich an die Spitze seines Heeres, wie sein Gegner that. In unscheinbarer Rüstung, in blauem Wapenrocke mit weißen Kreuzen, hielt er, inmitten von eilf Rittern, abseit vom Kampfplatze. Er fürchtete das Schicksal König Adolf's von Nassau. Den Oberbefehl in seinem Heere führten der Böhmenkönig und sein Eidam, Herzog Heinrich von Baiern. Auch der Herzog Bernhard in Schlesien und der Burggraf Ludwig von Nürnberg mögen Theil an dem Oberbefehle auf baierischer Seite gehabt haben. (Von dem vielbesprochenen Schweppermann, der die Schlacht gelenkt und entschieden haben soll, schweigen alle Zeitgenossen, und er dürfte wohl nur der Held einer späteren Sage, oder ein vielleicht gleichzeitiger militärischer Spitzname für einen der wirklichen

Anführer seyn.) Das Reichsbanner für den König Ludwig führte der Graf von Schlüsselberg aus Franken.

Das Flüßchen Isen trennte beide Heere. Vor dem Beginne des eigentlichen Treffens schossen die österreichischen Armbrustträger einen solchen Hagel von Pfeilen hinüber, daß der König Ludwig, den an diesem Tage ganz die alte Entschlossenheit verlassen hatte, sich auf sein Schloß Wasserburg zurückzog. Auf diese Nachricht gab der König Friedrich die Losung der Schlacht. Fünfhundert Gepanzerte rückten vor, dann achthundert, endlich der König selbst mit wiederum Achthunderten. Der Böhmenkönig Johann warf in seiner hitzigen Tapferkeit sich ihm mit seinem Schlachthaufen vor einer Anhöhe entgegen. Wüthend war der erste Anprall. Von beiden Seiten stritt man mit äußerster Unerschrockenheit und Erbitterung. König Friedrich vollbrachte Wunder der Tapferkeit, und leuchtete Allen vor durch sein Beispiel. Unter den Böhmen that sich hervor der berühmte Plichta von Zirotin, ein Kämpfer sonder Gleichen. Aber im tollkühnen wiederholten Hineinsprengen unter die Feinde stürzte er zuletzt mit dem Rosse, und verhauchte sein Leben unter zahllosen Schwertern. Ihm ebenbürtig focht Hermann von Milicin. Der König Johann stürzte, im Handgemenge, ebenfalls mit dem Pferde, und gerieth in die äußerste Gefahr. Ungeachtet ihres heißen Widerstandes mußten die Böhmen zuletzt weichen. Fünfhundert der Ihrigen waren gefallen, und erst nach der Hand vermochten sie, durch frische Schaaren des Herzogs Heinrich verstärkt, den Kampf auf einer anderen Seite wieder zu eröffnen. Schon war auch das baierische Fußvolk durch die Oesterreicher zurückgeworfen, und der Sieg schien für König Friedrich nicht länger zweifelhaft. Da wirbelte von ferne eine Staubwolke auf, und eine Reiterschaar sprengte heran. Die Oesterreicher meinten nicht anders, als es sey der Herzog Leopold, der mit seinen Rittern käme, um den Sieg zu vervollständigen, und jauchzten ihnen freudig zu. Viele der österreichischen Edlen ritten den Ankommenden entgegen. Doch bald wurden sie der schrecklichen Täuschung inne. Nicht Leopold war es, den sie heranziehen sahen; es war der Burggraf von Nürnberg, der mit einer starken Reiterschaar im Rücken gegen sie ansprengte und grimmig in die vom Kampfe bereits erschöpften Oesterreicher einhieb. Die schon im Fliehen begriffenen Böhmen und Baiern, durch diese plötzliche Wendung der Dinge neuermuthigt, hielten Stand, und stürmten von Neuem auf ihre Gegner los. Die Vordersten der Oesterreicher wurden umzingelt und gefangen;

die Ungarn und Kumanen jagten in wilder Flucht davon und ließen ihre Bundesgenossen im Stiche. Auch die von Salzburg und Passau räumten fliehend das Feld. Da war das Schicksal des Tages entschieden, und Oesterreich's Banner sank. Der König Friedrich kämpfte fort bis zum letzten Augenblick, bis sein Roß, von eines Feindes Waffe durchbohrt, mit ihm niederstürzte und ihn wehrlos machte. Am Boden liegend, fragte er den feindlichen Krieger, wessen Dienstmann er sey? Der nannte den Burggrafen von Nürnberg als seinen Herrn und rief denselben herbei, als Friedrich nach ihm verlangte. Der gefangene König übergab dem Burggrafen sein blutiges Schwert. Den hohen Gefangenen seines Lebens versichernd, führte der Burggraf ihn vor den König Ludwig, der ihn begrüßte mit den doppelsinnigen Worten: „Oheim, ich sehe Euch mit Vergnügen.“ Friedrich war trübsinnig und schwieg still.

Die so lange schwankende Wage des Krieges war jetzt durch einen schnellen, gewaltsamen Zufall gewendet; denn mehr, als ein Zufall, war der Sieg Ludwig's nicht zu nennen, da Letzterer, in düsterem Mißtrauen an seinem Glücke, die Schlacht gemieden hatte, die, für Friedrich schon gewonnen, erst durch des Burggrafen gelungenen Handstreich den Sieger zum Gefangenen, den schon Geschlagenen zum Sieger machte. Bei dem Dorfe Ampfing, zwischen Mühldorf und Dornberg, war die Königsschlacht geschlagen worden. Dem Könige Ludwig sollen 1100 Männer erschlagen, 3000 Pferde getödtet worden, von Friedrich's Kriegern 1400 in Gefangenschaft gerathen seyn, der Todten nicht zu gedenken, deren Anzahl wahrscheinlich geringer war, nachdem die Schlacht im Beginne sich so sehr zu seinen Gunsten anließ, und die Niederlage sich dann schnell und, bei der Flucht der Bundesgenossen, ohne Möglichkeit langer Gegenwehr entschied. Die Böhmen schrieben den Sieg dem Beistande ihres Landespatrons, des heiligen Wenzel, zu, dessen Fest auf den Schlachttag fiel. Darum erhob sich zu seinen Ehren später eine Kapelle auf der Wahlstatt.

Selbst durch den Sieg war Ludwig's Besorgniß nicht zu überwältigen, und immer noch fürchtete er, der gewaltige Herzog Leopold möchte herbeieilen, und ihm den Sieg entreißen. Daher verzichtete er sogar auf die übliche Sitte der Sieger, durch mehre Tage auf dem Schlachtfelde zu verharren. Noch in derselben Nacht brach er nach Oettingen auf. Seinen königlichen Gefangenen ließ er zuerst in das nahe Schloß Dornberg, dann

nach Oettingen und endlich über Regensburg und die Donau auf die Felsenburg Trausnitz in der Oberpfalz unweit Nabburg bringen. Gern hätte er zu doppelter Bürgschaft auch den andern hohen Gefangenen, den Herzog Heinrich, in seiner Gewalt behalten; aber dieser fiel in der Theilung dem Böhmenkönige Johann zu, der ihn auf das Schloß Bürglitz in Böhmen bringen ließ, und acht Wochen lang in harter Haft hielt. Als Heinrich in den Hauptsaal dieser Burg trat, soll unter den, noch von Ottokar her dort aufgestellten Wapen, jenes von Oesterreich herabgefallen und zerbrochen seyn, eine Fabel, die selbst in symbolischer Hinsicht unpassend, da der Tag von Mühldorf auf Oesterreich's Geschick fast gar nicht einwirkte. Friedrich's persönlicher Unfall überwog weit den zufälligen Verlust der Schlacht, den der König Ludwig, bei seinen beschränkten Streitmitteln und der ungeschwächten, ja unversiegbaren Kraft der österreichischen Stammlande, so, wie es erforderlich gewesen wäre, zu benutzen weder sich getraute, noch vermochte. Ein König war gefangen, doch für den anderen die Krone damit noch nicht gewonnen.

Mit dem unbegränztesten Wehgefühle von Zorn, Schmerz und Selbstvorwurf, vernahm Leopold in Albingen die finstere Kunde der Mühldorfer Niederlage und der Gefangenschaft des Bruders, an welchem er mit ganzer Seele hing. Bitter klagte er sich an, über dem nutzlosen Zerstörungswerke an den Gütern seines Feindes Montfort, die verhängnißvolle Stunde versäumt und den Bruder, die Krone dadurch geopfert zu haben. Sein an sich düsteres Wesen verfinsterte sich seit diesem Tage noch mehr; Haupthaar und Bart ließ er wachsen zum Zeichen der Trauer und brennenden Rachedurstes, und Niemand hat seitdem ihn mehr lächeln gesehen. Er schwur sich zu, nicht eher zu ruhen, bis der Bruder befreit und der Tag von Mühldorf wettgemacht worden sey; aber die Umstände stellten sich gebieterisch zwischen seinen Willen und das Vollbringen, und, zu seiner vermehrten Qual, mußte er aufschieben, was sein ungestümer Muth so gern im nächsten Augenblicke vollführt hätte. Jetzt, wo der ganze Schlachtplan verrückt war, wo er kaum wußte, wo er Freund oder Feind zu suchen hatte, und der Abfall vieler Anhänger in Aussicht stand, war nicht der Moment, in des Feindes Land einzudringen. Er zog daher, begleitet von seinem Bruder Albrecht, sofort über den Lech, seinen Zorn in den Rauch und die Flammen zerstörter Dörfer und Gehöfte hüllend, die seine Straße bezeichneten, und blieb schlagfertig in Schwaben stehen.

Während, die Folgen des Mühldorfer Sieges überschätzend, viele Freie und Edle, vorher Anhänger König Friedrich's, mit ihnen auch die meisten Städte, vornehmlich im Elsaß, sofort dem Könige Ludwig sich unterwarfen, erhielt Leopold's Eifer doch die wichtigsten seiner Bundesgenossen auf seiner Seite. Die Markgrafen von Baden blieben ihm ergeben, und setzten die Feindseligkeiten wider seine Gegner fort. Auch der König Karl von Ungarn änderte seine Gesinnungen nicht, und ward der österreichischen Sache jetzt um so wichtiger, da er am 24. August 1323 mit dem bisherigen Gegner, dem Könige Johann von Böhmen, einen Vertrag für die Herzoge von Oesterreich abschloß, wodurch Letztere Stadt und Schloß Znaim an Böhmen zurückstellten und, unter Verpfändung von Laa und Weitra, sich zur Bezahlung von 9000 Mark Silbers anheischig machten, wogegen der König von Böhmen sich mit dem von Ungarn und dem Herzoge von Oesterreich aussöhnte, zugleich sich verpflichtete, dem Könige Ludwig hinfort keine Mannschaft aus Böhmen und Mähren, sondern nur zweihundert Schwerbewaffnete aus seinen anderen Ländern zuzuführen, und seinen Gefangenen, den Herzog Heinrich, in Freiheit setzte. Letzterem war schon früher in Prag die Freiheit angeboten, und ihm erlaubt worden, nach Oesterreich zu gehen und die Sache zu ordnen. Doch die Bedingungen waren damals unannehmbar gewesen, und so hatte Heinrich, treu seinem fürstlichen und ritterlichen Worte, sich selbst wieder als Gefangener in Prag gestellt; ein hohes Beispiel von Worttreue und Manneswerth. Jetzt war er ganz frei, zwar gegen schwere Opfer, doch nicht zu groß für die brüderliche Liebe, und nicht unter entehrenden Bedingungen.

Zwischen Oesterreich und Böhmen würde es nicht so schnell und leicht zum Frieden gekommen seyn, wenn nicht die Freundschaftsbande zwischen den Königen Ludwig und Johann sich gelockert hätten; denn in Böhmen nahm man es dem Könige Ludwig übel, daß er dem vierzehnjährigen Friedrich dem Ernsthaften von Meissen, nachdem dieser sein Verhältniß mit der ihm verlobten böhmischen Prinzessin Jutta aufzuheben sann, sogleich seine eigene Tochter Mechtild verlobte. Noch bitterer aber empfand man dort, daß der König Ludwig auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Frühjahre 1323, die schon früher dem Könige von Böhmen zugesagte und nun durch des Kurfürsten Waldemar Tod wirklich erledigte Mark Brandenburg jetzt seinem eigenen Sohne Ludwig verlieh, und der Vergrößerung seines Hauses dadurch das Interesse des Bundesgenossen aufopferte.

Beide Fürsten machten nun auch Versuche, die Befreiung des gefangenen Friedrich von Ludwig zu erwirken. Der Herzog Heinrich von Kärnten und der Bischof Niklas von Regensburg begaben sich zu diesem Behufe nach München und legten dem Könige Ludwig einen Entwurf vor, nach welchem die Herzoge Oesterreichs zu bestimmter Zeit die Befreiung von ihm suchen und empfangen, ferner die Angelegenheiten wegen der Kriegsschäden und der Gefangenen durch Schiedsrichter geordnet werden sollten, um sodann auch den Herzog Heinrich zum Friedensschlusse stimmen zu können. Aber Ludwig, in seiner Stellung sich noch immer nicht sicher fühlend, hielt den wichtigen Gefangenen, welches Pfand als eine Hauptstütze betrachtend, mit leidenschaftlicher Entschiedenheit fest, und an seiner Weigerung scheiterten alle Bemühungen der Vermittler.

Wie tiefen Groll auch der Herzog Leopold gegen Ludwig im Busen nährte, und wie schwer ihm auch jeder gütliche Schritt bei dem gehaßten Gegner fiel, so überwand er sich doch, da es die Freiheit seines theuren Friedrich galt; denn die Gewalt der Liebe war in dem leidenschaftlichen Herzoge noch stärker als jene des Hasses. Er machte dem Könige Ludwig Anerbietungen; dieser verlangte, ehe noch zu irgend einer Unterhandlung geschritten werden könnte, vorerst die Reichsinsignien ausgeliefert. Willig — denn er meinte nicht anders, als daß die Befreiung des Bruders sofort erfolgen werde — stellte Leopold die Insignien nach Nürnberg. Als aber Ludwig das Verlangte hatte, forderte er, Leopold solle alle Städte, die ihm und seinem Bruder Treue geschworen, von ihrem Eide lossählen. Da entbrannte Leopold's Haß in verdoppelter Stärke, und sich selbst zürnend, daß er von dem Feinde sich die Kleinodien des Reiches hatte ablisten lassen, schwur er ihm Tod und Rache für immer; denn ob auch der Bruder unfrei war, sich selbst wußte und nannte er — unbesiegt.

Gegenlist sollte den gespielten Betrug vergelten. Ein unternehmender Jüngling von einer hohen Schule ward gewonnen, das Fenster auf Trausnitz zu erklimmen, wo Friedrich schmachtete. Als der unerwartete Retter in der Finsterniß am Fenster erschien, erschrack der unvorbereitete Friedrich, machte Lärm und nöthigte den Jüngling zu schleuniger Flucht. Später, im freien Zustande, sah er den jungen Mann wieder und rief aus: „Das ist das Gespenst, das mich entführen wollte!"

Da auch die List nicht half, so verließ Leopold sich lediglich wieder auf sein so oft bewährtes, gutes Schwert. Mit Krieg und Zerstörung wollte er dem Feinde so lange zusetzen, bis dieser den Bruder freigäbe. Immer drohender gestaltete von vielen Seiten sich Ludwig's Lage. Den Papst Johann XXII. hatte er schwer beleidigt durch die Hilfstruppen, die er 1323 den Visconti's wider den vor Mailand liegenden päpstlichen Legaten gesendet. Der heilige Vater befahl ihm, binnen dreier Monate und bis zu päpstlicher Entscheidung und Bestätigung, sich aller Handlungen eines Reichsoberhauptes zu begeben, und wies, unter Androhung kirchlicher Strafen, Geistliche und Weltliche an, Ludwig allen Gehorsam zu versagen. Ludwig, durch Minoriten in seinem Trotze bestärkt, die vermöge heftigen Streites mit den Dominikanern zugleich in Zerwürfnisse mit dem Papste gerathen waren, suchte zwar durch eine Gesandtschaft an den Papst sich von dem Vorwurfe der Ketzerei zu reinigen, enthob auch den Galeazzo Visconti von der Reichsstatthalterschaft in Mailand und bat um Verlängerung jenes dreimonatlichen Termins, erließ aber zugleich ein heftiges Manifest gegen die päpstliche Kundmachung und gab dadurch der Abneigung des heiligen Vaters neue Nahrung. Der Papst Johann gab darauf am 7. Januar 1324 eine Antwort, die seinen früheren Ausspruch gegen Ludwig bestätigte, und jene Frist nur um zwei Monate verlängerte.

Diese ungünstigen Gesinnungen des Papstes gegen Ludwig gaben die Losung zum Abfalle vieler seiner Anhänger. Auch der König Johann von Böhmen, aus schon erwähnten Gründen gegen Ludwig erkaltet, nahm jetzt die Gelegenheit wahr, ihn gänzlich aufzugeben und sich an die Herzoge von Oesterreich anzuschließen. Der Papst Johann, von französischer Geburt und nicht von Rom, sondern von Avignon aus über die Kirche herrschend, trachtete eifrig, dem Könige Karl IV. von Frankreich die römisch-deutsche Krone zuzuwenden. Unter keinem anderen Verhältnisse würde Leopold, dessen eigener Bruder um dieser Krone willen Sieg und Freiheit verloren, diesem Plane seine Zustimmung gegeben, dieser fremden und dem deutschen Reiche nachtheiligen Sache den Arm geliehen haben; aber nichts Anderes vor Augen, als die Befreiung des Bruders und das Verderben des Feindes, galt ihm jedes Mittel gleich, das zu diesem Ziele führte, und bereitwillig trat er dem Plane bei. Auch der Böhmenkönig, dem einstigen Freunde nun gänzlich entfremdet, schloß sich dem Bunde an, und begab sich persönlich nach Avignon,

wo er mit dem Papste und dem Könige von Frankreich zusammentraf, und der Anschlag gegen Ludwig seiner Reise noch mehr entgegenging.

Als der König Ludwig die vom Papste ihm anberaumte Zeit hatte verstreichen lassen, ohne die Krone und die Regierungsgewalt von sich zu legen, schleuderte Johann am 23. März 1324 den Bann gegen ihn. Viele schreckte die geistliche Waffe, und machte sie dem gebannten Könige abtrünnig. Er selbst bewies in dieser neuen Bedrängniß Muth und Standhaftigkeit. Der Minoriten scharfe Federn bearbeiteten die öffentliche Meinung, so viel thunlich, zu seinen Gunsten, griffen den Papst und dessen Anmaßungen auf das deutsche Reichsregiment, mit Heftigkeit an und prophezeiten die Gefahr, daß der Papst über kurz oder lang den Kurfürsten das Recht, einen römischen König zu wählen, bestreiten, ihnen nach Willkür einen Kaiser aufdringen würde; Winke, die von Manchen mit aufmerksamen Ohren angehört und beherzigt wurden. Ludwig selbst appellirte gegen die Maßregeln des Papstes und die Ungerechtigkeiten, die er darin erblickte, an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Ludwig's Gegner verfolgten unterdessen mit Thätigkeit das begonnene Werk. Am 11. Juli sprach der Papst förmlich die Absetzung Ludwig's aus, und die Verbündeten suchten durch Zusicherung gegenseitiger Vortheile einander um so fester an das gemeinsame Unternehmen zu binden. Herzog Leopold soll versprochen haben, in Deutschland seinen ganzen Einfluß für Karl's Erwählung aufzubieten, und seinen Bruder Friedrich, sobald derselbe seine Freiheit erlangt haben werde, zu Niederlegung der Krone zu bewegen; wogegen König Karl ihm 30,000 Mark Silbers zugesichert haben soll. Zu näherer Erörterung wurde für den Sommer 1324 eine Zusammenkunft in der burgundischen Stadt Bar an der Aube anberaumt, woselbst der König Karl dem Herzoge Leopold, nebst manchen anderen Vortheilen, auch den Besitz der Thäler Schwyz und Unterwalden zusagte, im Falle er zum römischen Könige erwählt werden sollte. Doch alle diese Vorbereitungen waren umsonst; denn außer Leopold erschien kein deutscher Fürst, nicht einmal der König Johann von Böhmen, und so wurde Karl's Hoffnung und Absicht, daß die versammelten Fürsten ihm in Bar die römische Königswürde anbieten sollten, vollkommen vereitelt. Unmuthig kehrten Karl und Leopold, jeder in seine Heimat, zurück.

Waren hiermit für Ludwig auch die Besorgnisse verschwunden, daß der König von Frankreich sich auf Deutschland's Thron schwingen werde, so verfinsterte sich doch Ersterem die Aussicht mit jedem Tage, und seine Lage nahm einen trostlosen, ja verzweiflungsvollen Charakter an. Zwar hatte sein Manifest gegen den Papst und seine Appellation an ein allgemeines Concil die Kraft eines Reichsschlusses erhalten; aber viele Reichsfreie weigerten sich, die Lehen von ihm zu empfangen; noch Andere standen ihm gewaffnet gegenüber; Mainz und Köln berathschlagten über seine Absetzung; mehre, vorher ihm anhängliche Städte im Elsaß verließen seine Partei, und reizten dadurch auch die übrigen zur Nachahmung; der lange Kriegszustand erweckte überall Murren und Unzufriedenheit. Der kühne und mächtige Leopold aber wüthete gegen ihn mit verdoppelter Kraft und arbeitete rastlos an seinem Untergange. Des Ersteren Schaaren streiften unter schrecklichen Verwüstungen an der Gränze Schwabens und Baierns umher; das feste Schloß Burgau war ihr Sammelplatz und der Zufluchtsort ihrer zusammengeraubten Beute. Von den geängstigten Städten der Umgegend um Hilfe angefleht, brach Ludwig noch im Spätherbste 1324 gegen Burgau auf, und belagerte den Platz mit zahlreichen Mannen und vielen Kriegsmaschinen. Aber die Belagerung wurde saumselig und unzweckmäßig betrieben, und das Schloß durch Burchard von Ellerbach und dessen Sohn mit tapferer Ausdauer vertheidigt; denn Herzog Leopold hatte versprochen, sie zu entsetzen. Er hielt Wort. In der Mitte des Januar 1325 kam er aus Schwaben herangerückt, mit vierhundert Reitern dem Hauptheere vorauseilend. Ludwig's Truppen, durch die lange und erfolglose Belagerung ermüdet, waren dem doppelten Feinde nicht gewachsen. Daher hob Ludwig eilig die Belagerung auf, gab Geschütz und Lager dem Feinde preis, und zog sich fast fliehend nach Lauingen zurück.

Dieser neue Schlag war für Ludwig's Sache sehr nachtheilig. Seine Schwäche, dem muthigen und starken Leopold gegenüber, ward dadurch vor dem ganzen Reiche in ein grelles Licht gestellt, und indem er bewiesen, daß er nicht Kraft genug besitze, seine Anhänger vor den Verfolgungen des unerbittlichen Gegners zu schützen, spielte er ihnen selbst den Anlaß und den Vorwand in die Hände, sich von seiner Partei zu trennen. Hatte er bei den häufigen Wechseln, denen seine Sinnesart unterlag, bisher geschwankt zwischen Entschlossenheit und Verzagniß, zwischen Trotz und Verzweiflung,

ja in wilden Augenblicken gar den Gedanken gehabt, seinen Gefangenen hinrichten zu lassen, und, weitergehend, seinem Besieger Leopold den blutigen Leichnam des Bruders hinzuschleudern, so gab diese letzte Niederlage ihm, mit der vollen Aussicht seiner Gefahr, doch die nöthige Mäßigung zurück.

Schneller, als sonst, war Ludwig's Entschluß gefaßt. Ohne eines Anderen Wissen, ohne alle Begleitung, eilte er nach Trausnitz, in Friedrich's einsamen Kerker, mit dem einstigen Jugendfreunde wieder einmal friedliche Worte zu wechseln, wie in alter, besserer Zeit. Friedrich, gebeugt durch dreijährige Haft, der Freiheit entgegenseufzend, war leicht überredet und gewonnen, selbst für harte Bedingungen. Als sie darüber einig geworden, rief Ludwig für beide Theile Zeugen herbei, und am 13. März 1325 wurde folgender Vertrag zwischen den beiden Fürsten geschlossen: „Der Herzog von Oesterreich verzichtet auf die Königswürde, liefert alle darauf bezüglichen Urkunden aus, und wird sich durch Niemand, auch nicht durch den, der sich Papst nennt, mehr bestimmen lassen, dem Königthume nachzustreben, so lange König Ludwig am Leben ist. Alles, was Friedrich's Brüder vom deutschen Reiche besetzt halten, werden sie dem Könige Ludwig übergeben; die etwa von ihnen verpfändeten Reichsgüter müssen sie einlösen und zurückstellen. Auch verpflichten sich Friedrich's Brüder, die Herzoge von Oesterreich, dem Könige Ludwig und dessen Kindern wider Alle, namentlich wider den, der sich Papst nennt, beizustehen; sie werden Bürgen stellen, welche diesen Artikel beschwören. Die Herzoge Oesterreich's werden vom Könige Ludwig ihre Lehen empfangen und ihn als ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen; sie werden den Herzog von Kärnten und alle ihre Anhänger zu Gleichem zu bewegen suchen, und die sich dessen weigern, als Feinde ansehen, so lange, bis dieselben dem Könige Ludwig Gehorsam erweisen. Herzog Friedrich's Tochter, Elisabeth, wird mit des Königs Ludwig Sohne, Stephan, verlobt; das Heiratsgut haben der Graf Berthold von Henneberg und der Burggraf von Nürnberg zu bestimmen, und verpfändet Friedrich dafür Burgau und Riesenburg. Die Dispensation zu dieser Ehe werden der König Ludwig und der Herzog Friedrich ansuchen, sobald der päpstliche Stuhl mit einem Manne besetzt seyn wird, von welchem sie zu erlangen seyn dürfte. Bei des Königs oder des Herzogs Ableben, ist der Vertrag von Beider Kindern und von des Herzogs Brüdern getreulich aufrecht zu erhalten. Sollte Friedrich nach Ludwig's Tode zum Könige gewählt werden, so wird er dessen

Kinder mit Allem belehnen, was ihnen vom Reiche gebührt, namentlich mit der Mark Brandenburg; desgleichen soll das Abkommen mit des verstorbenen Herzogs Rudolf von Baiern Kindern aufrecht erhalten werden. Der König Ludwig wird die Herzoge von Oesterreich bei all Demjenigen schützen, was ihnen der Kaiser Heinrich oder dessen Vorfahren im Reiche verpfändet haben. Der Herzog Friedrich wird schwören, alle diese Punkte getreulich zu erfüllen. Sollte er jedoch in der Erfüllung gehindert seyn, so muß er am kommenden 24. Juni sich in Trausnitz wieder zur Haft stellen. Endlich muß er für seine eigene Person, nach dem Ausspruche des von Henneberg und des von Nürnberg, dem Könige Ludwig sich verpflichten."

Beide Fürsten wohnten mit einander der Messe bei und empfingen gemeinsam das heilige Abendmahl, zur Befestigung des gegebenen Wortes und ewiger Versöhnung. Dann verließ Friedrich im April 1525 Baiern, und kehrte nach Wien zurück.

Kaum erkannte man mehr den schönen, blühenden Friedrich. Die lange, drückende Haft hatte den feurigen Geist gebeugt, mit ihm den edlen Körper. Der Bart, den er, ein Zeichen der Trauer und des Unmuthes, sich während der dreißig Monate seiner Gefangenschaft nicht geschoren hatte, verlieh den anmuthvollen Zügen einen fremden, düsteren Charakter. Seine Gemalin fand er erblindet; lange Thränen, dem Unglücke ihres Gatten geweint, hatten das Licht ihrer Augen ausgelöscht. Ueberall auf seinem Wege begegneten ihm die Liebe und der Jubel seiner Unterthanen, die den Befreiten frohlockend wieder begrüßten. In Wien traf er auch seine Brüder, Albrecht, Heinrich und Otto; der Herzog Leopold war in Schwaben, wo er noch immer für die Sache seines Bruders rüstete.

Hätte Friedrich, als sein Gegner ihm den Vertrag von Trausnitz bot, von Ludwig's bedrängter, ja verzweiflungsvoller Lage gewußt, er würde schwerlich in jene Bedingungen gewilligt haben, die, ganz wie von dem Sieger dem Besiegten dictirt, für ihn fast nur Verpflichtungen ohne Gegenzugeständnisse aussprachen. Aber die Kunde von den Siegen des brüderlichen Helden Leopold, von Ludwig's Niederlage und Hilflosigkeit, hatte dieser nicht in den Kerker seines Gefangenen dringen lassen, und so wich Friedrich der scheinbaren Gewalt der Umstände, die er nicht vollständig kannte.

Fest hatte er beschlossen, entweder die Bedingungen zu erfüllen, die er eingegangen, oder einer Freiheit zu entsagen, die er, wenn er dem Vertrage

nicht zu entsprechen vermochte, nicht mit Ehren genossen haben würde. Als er sah, daß er den Verpflichtungen nicht gerecht werden konnte, die er auf sich genommen, daß der Haß seines Bruders Leopold gegen Ludwig es nimmer zur Verwirklichung des Vertrages kommen lassen werde, als der Papst in einem eigenen Briefe heftig gegen die Trausnitzer Uebereinkunft eiferte, sie ungiltig erklärte, und ihm, bei seinem, der Kirche schuldigen Gehorsam, ja bei Strafe des Bannes verbot, in das Gefängniß Ludwig's zurückzukehren, weil alle mit demselben, als einem Gebannten, eingegangenen Bündnisse und Verträge ohnehin ungiltig; da erkannte Friedrich, daß es für den Mann eine Macht gebe, von welcher selbst die Gewalt des Papstes nicht zu entbinden vermöge: die Macht der Ehre und der Pflicht gegebenen Wortes. Er riß sich los von Gattin und Kindern, von der Heimat, an welcher er so innig hing, und mit der Aussicht, daß sein finsterer Kerker zu Trausnitz ihn wieder aufnehmen werde, stellte er sich in München, hochherzig, wortgetreu, wie sein Bruder Heinrich, der ebenfalls in die böhmische Gefangenschaft zurückgekehrt war, als, die aufgegebenen Bedingungen zu erfüllen, ihm zur Unmöglichkeit geworden.

Solche Männertugend rührte das Herz Ludwig's des Baiern. Als einen Bruder nahm er ihn auf, der, „was er in Banden gelobt, frei nicht erfüllen gekonnt," und darum in die Bande zurückkehrte, weil einzig sie sein Versprechen zu tilgen vermochten. Diese That befestigte die halb vergessene Jugendfreundschaft sicherer, als der Eidschwur auf Trausnitz. Längere Zeit schliefen Friedrich und Ludwig in Einem Zimmer, speiseten an Einem Tische. Ja, als Ludwig im Begriffe stand, gegen die feindlichen Preußen und Lithauer zu ziehen, hatte er ein so unbegränztes Vertrauen, daß er Friedrichen, dessen Brüder noch zum blutigen Kampfe gegen ihn gerüstet standen, seine Hausmacht und seine Lande zur Verwaltung geben wollte. Schöne Lichter der Tugend und Treue in jenen finsteren Tagen des Hasses und der Arglist!

So weit hatte den König Ludwig sein besseres Gefühl und ein edler Wettstreit der Großmuth gebracht. Die Klugheit und die Nothwendigkeit geboten ihm, noch mehr zu thun. Friedrich's Brüder, obenan der gefürchtete Held Leopold, drangen, von dem Papste fortwährend angefeuert, unaufhaltsam zu Ludwig's Verderben heran; selbst Friedrich hätte in seiner aufgegebenen Lage ihnen keinen Halt gebieten können, und auch gegen seinen Willen würden sie für seine Sache gestritten haben. Ludwig mußte also einen Ausweg suchen, der,

ohne ihn in seiner Würde und Macht zu beeinträchtigen, ihn zugleich so innig mit Friedrich verband, daß eine fortgesetzte Feindseligkeit der Herzoge von Oesterreich Letzteren mitbetroffen haben würde. So kam es denn am 5. September 1325 in München zwischen Ludwig und Friedrich zu einem Vergleiche ganz eigener Art. „Zur Herstellung des Friedens im deutschen Reiche“ — so besagte die Urkunde — „vereinigten Beide sich dahin, daß sie in gleicher Würde und mit ganz gleichen Rechten, gleichsam als Eine Person, das römische Reich, zu welchem sie Beide gewählt und geweiht seyen, regieren wollten. In allen Dingen werden sie sich gegenseitig beistehen, Nutzen und Schaden in gleichem Maße mit einander tragen. Jedem sollen gleiche Ehren zukommen, ohne Vorzug vor dem Anderen; Beide sich römische Könige und Mehrer des Reichs schreiben, sich Brüder nennen und auch als Brüder behandeln. Auf den neu zu fertigenden Siegeln soll der Name Dessen, der es führt, immer dem des Anderen nachstehen. Wer dem Anderen zuschreibt, muß dessen Namen voransetzen; in gemeinschaftlich ausgestellten Urkunden wird mit Voransetzung des Namens täglich gewechselt. Uebt Einer von ihnen in des Andern Abwesenheit irgend eine Regierungshandlung, so muß dies in Beider Namen geschehen; denn ihre Regierung ist ungetheilt. Größere Reichslehen müssen von beiden Königen zugleich vergeben werden; kleinere kann Einer von ihnen vergeben; der Lehenseid aber muß Beiden geschworen werden. Zieht Einer von ihnen nach Italien, so ertheilt ihm der in Deutschland Zurückbleibende seine Vollmacht und erhält eine gleiche Vollmacht von Ersterem. Was solchen Falls der Eine beschließt, soll der Andere urkundlich bestätigen. Was die beiden Könige schon früher verfügt, bleibt in Kraft, so die Belehnungen, welche König Ludwig mit Brandenburg und Meissen ertheilt. Was verliehen, verpfändet oder verkauft worden, bleibt es. Die gegenwärtigen und künftigen Besitzungen beider Könige sind Beiden zugleich als Reichslehen unterthänig. Von allen geistlichen und weltlichen Fürsten, Reichsdienstmännern und Städten muß der Eid der Treue beiden Königen geschworen werden; Anhänger des Einen müssen auch Anhänger des Anderen seyn; wer dem entgegen, soll von Beiden gezwungen werden. Zu besserer Einheit des königlichen Gerichts bleiben bei demselben nur Ein Hofrichter und Ein Hofschreiber, die abwechselnd bei einem der beiden Könige sich aufhalten. Was ein König entscheidet, hat der andere zu bestätigen; Prozesse, vor dem einen begonnen, aber nicht beendigt, werden bei dem anderen fortgeführt und erledigt.

Wer in die Acht des einen verfällt, kann von dem andern nach Recht wieder losgesprochen werden. Urtheile, welche sie in der Zeit der Feindschaft gegen einander gefällt, sind aufgehoben. Keine Bedrängniß soll sie von einander trennen; wider geistliche und weltliche Gegner werden sie mit vereinter Macht einander beistehen. Zu Erfüllung aller Punkte des Vertrages haben Beide sich mit einem Eidschwur verbunden."

Dieses Uebereinkommen, für ihre Personen bindend, konnte nicht so unbedingt in der Ausführung und dem Reiche gegenüber giltig seyn. Die Wahlfürsten hätten gegründete Einwürfe machen können, wegen dieser vertheilten königlichen Gewalt, die nach altem Reichsherkommen nur einem Einzigen anvertraut werden konnte, und die doppelte Macht konnte leicht zu Willkür und Zwiespalt, oder mindest zu zweifelhafter Sachlage führen. Solcher Einwürfe gewärtig, wurde der Vertrag durch längere Zeit geheim gehalten, und nur unter der Hand Unterhandlungen mit den einzelnen deutschen Fürsten angeknüpft, um ihre Zustimmung zu der Münchener Uebereinkunft zu erlangen und dadurch besonders dem unausbleiblichen Widerspruche des Papstes zu begegnen, dem die Vereinigung der beiden Gegner, mit deren Einem er in der äußersten Feindschaft stand, den höchsten Unwillen erregen mußte.

Bei solchen mehrseitigen Verhandlungen, die hin und wider guten Fortgang hatten, konnte der Vertrag dem Papste nicht lange verborgen bleiben. Sofort erließ dieser dringende Ermahnungen an die Kurfürsten, denen er den Münchener Vertrag als unverträglich mit den Reichssatzungen und ihre eigene Wahlfreiheit gefährdend schilderte. Seine Verwarnungen fanden Anklang, weil sie nicht ungegründet zu nennen waren. Die Kurfürsten traten heftig gegen die Münchener Uebereinkunft auf, und ohne Leopold's entschiedene Stellung wäre es vielleicht schleunig zur Absetzung Friedrich's gekommen. Ludwig, der den Zorn Leopold's mehr, als die Einsprüche der Kurfürsten fürchtete, und auch seines königlichen Wortes und Eides eingedenk, zeigte den besten Willen in Aufrechthaltung des Vertrages, und nahm auf den Widerspruch der Kurfürsten keine Rücksicht. In diesem Sinne beurkundete er am 7. Januar 1326 zu Ulm: „er habe, zu Gunsten des allgemeinen Friedens der Christenheit, freiwillig und ungezwungen sich entschlossen, dem römischen Könige Friedrich die Verwaltung des deutschen Reiches zu überlassen und ihn mit allem Nöthigen so zu unterstützen, als hätte derselbe

bereits die päpstliche Bestätigung für sich, und es solle ihre Uebereinkunft selbst dann ihre Kraft haben, wenn die Reichsfürsten ihr beizustimmen verweigern würden.

Der unerschrockene Leopold, der keine Einrede und keinen Widerstand der Kurfürsten scheute, mag bei diesem neuen Vertrage wohl am meisten seine Hand im Spiele gehabt haben; es war beschlossen worden, daß er als oberster Reichsvicar den König Ludwig nach Italien begleiten, Friedrich aber als König in Deutschland zurückbleiben sollte. Ludwig gehorchte, bei solchen Zugeständnissen, offenbar dem Zwange und der Furcht.

So hatte Leopold seinen Bruder kämpfend auf den Thron Deutschland's zurückgeführt, sich selbst ein wichtiges Reichsamt verschafft, und erhielt nicht minder durch sein allezeit gezücktes Schwert, so wie durch sein Einvernehmen mit dem Papste, mit Sicilien, Frankreich und Florenz, den König Ludwig selbst als Freund noch in Furcht und Befangenheit, dergestalt, daß Letzterer die bei weitem wichtigere Hälfte des königlichen Einflusses an Friedrich abzutreten sich bequemte. Von der wieder erlangten Macht begann Friedrich sofort zu Gunsten seines Hauses und seiner, ihm so treu verbündeten Brüder Gebrauch zu machen, indem er ihnen die, dem Reiche anheimgefallenen, burgundischen Güter des, von seinem eigenen Bruder ermordeten Grafen Hartmann von Kyburg verlieh, und ihnen einen Schadenersatz von 26,000 Mark reinen Silbers, unter Verpfändung mehrer Städte und Flecken, zusprach. Da veränderte ein abermaliger Schlag die ganze Gestalt der Dinge, und gab Habsburg's Sache, die schon so gesichert erschien, neuen Stürmen preis.

Die durch den Münchener Vertrag, dann durch den von Ulm, völlig umgekehrten Verhältnisse hatten neue Spannung erzeugt. Aeltere Parteiungen regten sich wieder. Leopold wollte sie im Keime ersticken; er eilte, die dem Landgrafen Ulrich von Nieder-Elsaß zugehörige Stadt St. Hippolyt zu belagern, schleifte ihre Mauern, und besetzte sie. Zerstört in seiner Gesundheit, denn die unaufhörlichen Kriegsbeschwerden und der Gram ob der Gefangenschaft des Bruders hatten seine starke Natur untergraben — zog er abermals gegen das verhaßte Speier, und ging dann über Trier nach Straßburg, wo die seit länger in ihm schlummernde, von ihm unbeachtete Krankheit mit verderblicher Gewalt ausbrach. Am 28. Februar 1326 verhauchte Leopold, kaum 34 Jahre alt, seinen muthigen Geist.

Unerschrocken, unermüdet, sich und Anderen nicht Ruhe gönnend, eisern in der Verfolgung eines gesteckten Zieles, durch Tapferkeit und entschlossene Schnelligkeit allen seinen Feinden furchtbar, war er ein Ritter im kraftvollsten Sinne seiner Zeit, und mit Recht hat man ihn die „Blume der Ritterschaft" genannt. An Beharrlichkeit, Thatkraft und verschlossenem Ernste ähnelte er seinem Vater Albrecht; aber ein schönes, sanftes Licht mildert das strenge Bild des kriegerischen Leopold: das Licht der Liebe, der Brudertreue. Wenig hat er für sich selbst gewirkt und erstrebt; seine Wagnisse, seine Opfer galten immer nur dem geliebten Friedrich, und dieser zarte, rührende Zug geschwisterlicher Anhänglichkeit und Hingebung ist unübertroffen, fast einzig in der Geschichte.

König Friedrich, als er mit ungemessenem Schmerze diese Trauerbotschaft in Judenburg erhielt, ahnete wohl, daß in dem Bruder sein Glück so viel verlor, als sein Herz. Als streitbarer Wächter hatte Leopold mit dem immer schlagfertigen Schwerte neben Friedrich's Krone gestanden; jetzt war dieselbe unbeschützt, denn Friedrich's ritterliche Tapferkeit war nicht mit dem Auge des Feldherrn gepaart, nicht vom Glanze des Sieges umleuchtet. Mit Leopold war der Schrecken der Feinde dahin, ihre Furcht und ihre Rücksichten zu Ende, ihr Trotz wieder freigegeben.

Die Folgen dieses Unfalles zeigten sich gar bald. Nur in gegründetem Bangen vor des gefürchteten Leopold's Macht und Kriegsglück, hatte König Ludwig die Gewalt des Reiches mit Friedrich zu theilen sich herbeigelassen, und unter dem Vorwande der Großmuth und Freundschaft die demüthigenden Verträge von München und Ulm abgeschlossen, die seine königliche Macht theilten, ja ihm kaum die Hälfte davon übrig ließen. Nun aber der gewaltige Leopold im Grabe ruhte, fiel bei Ludwig die Rücksicht der Furcht hinweg, und sein Trachten, dem Mitkönige Friedrich nur den Schall des Namens zu lassen, die wirkliche Herrschergewalt aber vollständig und ungeschmälert wieder selbst zu übernehmen, trat jetzt ungescheut an das Tageslicht. Niemand stand auf, ihn daran zu hindern, denn Friedrich's zweiter Bruder, Herzog Albrecht, der nach Leopold's Tode die Verwaltung der Habsburg'schen vorderen Lande übernahm, war ein Fürst von hohen Gaben, seltener Weisheit und Umsicht, doch milden Herzens, gemäßigt und dem Kriege abhold. An Friedrich selbst aber nagte der Wurm des Trübsinnes und der Krankheit, die des Kerkers düstere Einsamkeit, der lange Schmerz um die verlorene Freiheit, der Gram getäuschter Hoffnungen und gescheiterter Entwürfe in ihm geweckt. Die

Kraft des stolzen Geistes war gebrochen; in dem Namen eines Königs, der ihm bis zum Tode blieb, mußte er den kärglichen Ersatz finden für die entrungene königliche Gewalt. In Innsbruck traf er im December 1326 noch einmal mit dem Könige Ludwig, dem einst verlorenen, dann wieder gewonnenen und nun wieder erkalteten Jugendfreunde, zusammen. Vielleicht vereinigten sie sich hier über den gegenseitigen Umfang und die Gränzen ihres königlichen Einflusses, vielleicht nahm Ludwig willkürlich zurück, was Friedrich nicht mehr zu behaupten vermochte. Genug, seit dieser Zeit weiß man von keinen Handlungen und Verfügungen mehr, die Friedrich in Reichsangelegenheiten unternommen hätte, und der Titel war Alles, was ihm, nach so blutigen Kämpfen und Leiden, von dem Traume des Königthums übrig blieb.

Noch anderer Kummer stand in Aussicht, und beugte Friedrich's ermattete Seele noch tiefer. Sein Bruder Heinrich, sein Mitkämpfer und Unglücksgenosse in der Mühldorfer Schlacht, wegen seines leutseligen Wesens „der Freundliche" genannt, starb im Februar 1327 zu Bruck an der Mur, in der Blüte der Jahre. Die harte Gefangenschaft auf Bürglitz, der schlimme Kerker und die Wucht unverdienter Ketten hatten die jugendliche Kraft frühzeitig untergraben; daher schied er so unerwartet dahin.

Die Eintracht unter König Albrecht's Söhnen, bei so mannigfachem Anlasse zu Zwiespalt und Eifersucht, war bisher mit Recht von der Welt bewundert und als Muster gepriesen worden. Jetzt wurde auch dieses schöne Verhältniß des Habsburg'schen Hausfriedens getrübt. Nach dem Tode der älteren Brüder, Leopold und Heinrich, trat der jüngste, Otto, vielleicht verleitet von seiner Gemalin, der niederbaierischen Elisabeth, hervor und verlangte von seinen beiden anderen Brüdern, Friedrich und Albrecht, eine Theilung der österreichischen Lande. Er schützte Armuth und Mangel an Einkünften vor, wodurch er verhindert sey, mit seiner Familie standesmäßig zu leben, und bestand daher, wahrscheinlich in Rücksicht, daß damals er allein unter den Brüdern männliche Nachkommen hatte, auf einem abgesonderten und erblichen Länderbesitz für sich. Die durch kaiserliche Handfeste ausgesprochene Untheilbarkeit Oesterreich's vor Augen, und jede Zerstückelung und Schwächung der Habsburg'schen Hausmacht fürchtend, die durchaus allen Brüdern gemeinschaftlich bleiben sollte, verweigerten ihm Friedrich und Albrecht sein Begehr. Entschlossen, seine Forderung mit Gewalt durchzusetzen, warb Otto einen Anhang in Oesterreich und Steyermark, wo viele unruhige Ministerialen freudig

die Gelegenheit ergriffen, unter dem Banner eines Landesfürsten ihren Durst nach Kampf und Beute zu befriedigen, und die Macht der Herzoge, durch Zwist unter einander, getheilt zu wissen. Auch die Könige von Böhmen und Ungarn ging er um Beistand an, und wußte Letzterem sein scheinbares Recht so einleuchtend zu machen, daß derselbe, obgleich König Friedrich's langjähriger Freund und Bundesgenosse, diesen und Albrecht bedeutete, sie sollten ihren Bruder Otto zufrieden stellen, oder sich von Ungarn sofort feindlichen Angriffs versehen. Spannungen, wegen einiger Districte und Schlösser, welche König Karl für Ungarn ansprach, und die Friedrich ihm vorenthielt, hatten diesen Wechsel der Gesinnung erzeugt. Auch der kampfbegierige König Johann von Böhmen war schnell für Otto gewonnen, nachdem im Sommer 1328 zwischen einigen Gränzbewohnern in Oesterreich und Mähren aus unbedeutenden Ursachen eine blutige Fehde ausgebrochen war, die bald darauf durch Einmischung des Königs Friedrich von österreichischer, des mährischen Landeshauptmanns, Heinrich von Lipa, von böhmischer Seite, in einen förmlichen Krieg ausartete.

Kaum sah der Herzog Otto seinen Bruder an den nördlichen Gränzen beschäftigt, so schlug er mit seinem Anhange los, vereinigte sich mit den ungarischen Hilftstruppen, und verheerte grausam das Land seiner Brüder. Bei solchen Fortschritten wollte der König Johann nicht müßig bleiben; er eilte im Juni 1328 aus Luremburg nach Prag, brach durch Mähren mit 2300 schwer geharnischten Reitern und einigen tausend Mann Fußvolk in Oesterreich ein, verwüstete das nördliche Donauufer, und nahm gegen vierzig kleinere befestigte Plätze, die, nachdem der Herzog Otto selbst sie bedrängte, völlig schutzlos waren.

Schmerzlich empfand es das Land, daß Leopold's schützendes Schwert fehlte. Friedrich, durch Krankheit und Trübsinn der alten Thatkraft verlustig, suchte in Friedensschlüssen Zuflucht wider so zahlreiche Gegner. Zu Bruck an der Leitha traf er am 21. September ein Abkommen mit dem Könige Karl von Ungarn, entsagte allen Ansprüchen auf Gebiete in diesem Lande, namentlich auf Stadt, Schloß und Grafschaft Preßburg, und erhielt von dieser Seite Frieden. Die Ungarn verließen Oesterreich.

Mit Böhmen zogen sich die Verhandlungen mehr in die Länge, wegen beiderseitiger Empfindlichkeit und aus altem Grolle. Als der König Friedrich und der König Johann sich trafen, grüßte dieser ehrerbietig, jener rückte nur den Hut. Da sagte Johann gereizt: „Ich bin wirklicher König und eines

Kaisers Sohn; es fragt sich, welchem von uns Beiden der Vorrang gebühret," und eilte hinweg. Er ließ ein neues Aufgebot in Böhmen ergehen, Willens, den Krieg mit Macht fortzusetzen. Doch wurde eine nochmalige Zusammenkunft verabredet. Johann benahm sich spröd' und machte große Ansprüche. Da erinnerte der, jetzt wieder mit seinem Bruder versöhnte Herzog Otto mit hitzigen Worten an die Art ihres Vertrages. Der Friede wurde geschlossen; Johann räumte Oesterreich und gab alle dort besetzten Plätze heraus, die herzoglichen Brüder zahlten ihm dagegen ansehnliche Summen.

Immer mehr schwand Friedrich's Kraft. Im Reiche war sein Einfluß dahin bis auf den letzten Schatten, und sogar in seinen eigenen Landen, die er, um einen leeren Titel zu erringen, in unsägliche Drangsale gestürzt hatte, und auch jetzt nicht zu schützen vermochte, blickte man theilnahmlos, gleichgiltig auf ihn hin; man begann ihn schon bei Lebzeiten zu vergessen. Seine Schwermuth und Rathlosigkeit gewahrend, nahm sein Bruder Albrecht ihm einen großen Theil der Regierungslast in den österreichischen Landen ab. Dadurch ward dem Herzoge Otto endlich die ausschließende Verwaltung der vorderen Lande zu Theil, und zufrieden damit, sich dort als Gebieter und Landesfürst walten zu sehen, hielt und wahrte er nun den Frieden.

In der stärkenden Gebirgsluft von Gutenstein suchte der kranke König Friedrich Kräftigung, doch vergebens. Er starb am 13. Januar 1330 und wurde in dem Karthäuserkloster Mauerbach begraben, das er selbst gestiftet. Sein Leben hatte er nicht höher, als auf etwa ein und vierzig Jahre gebracht. Sechs Monate später, am 12. Juli, folgte ihm auch seine Gemalin, Elisabeth, die mit ihren Thränen das Unglück des Gatten aufgewogen, im Tode nach. Männliche Erben hinterließ er keine, nachdem sein einziger Sohn, Friedrich, schon in zarter Kindheit verstorben, wohl aber zwei Töchter: Elisabeth und Anna. Jene, zu dreien Malen verlobt, doch nie vermält, verblich sechs Jahre nach den Eltern. Die jüngere vermälte sich 1335 mit dem Grafen Johann Heinrich von Görz, ward schon nach drei Jahren Witwe, und endigte 1343 ihr Leben als Klarisserin zu Wien.

Edel war Friedrich und tapfer bis zur Verwegenheit, feurig und sanft aller ritterlichen Tugenden voll, doch kein Mann der That, und weder scharfblickend, noch glücklich im Auswählen der Gelegenheit. Ihm entging die Ruhe, die Umsicht des Anführers, die Beharrlichkeit des Staatsmannes; das Schwert wußte er trefflich zu schwingen, aber Scepter wie Feldherrn-

stab ruhte unsicher in seiner Hand. Das lockende Ziel der deutschen Krone verstrickte ihn in Kämpfe und Sorgen, denen seine Kraft nicht gewachsen war, brachte über seine Lande Verwüstung und Jammer, wovor sein gütiges Herz sich entsetzte. So verwelkte und verblich Friedrich's schönes Bild frühzeitig durch Gram, Reue und Mißgeschick, und der Sturm der Höhe, die er unbedacht erklommen, entblätterte sein Glück, sein Leben. —

Drittes Buch.

Die Regierungszeit Herzog Albrecht's II. des Weisen, von 1330 bis 1358.

Als, schnell nach dem Hintritte des im Zürnen, wie im Lieben, gewaltigen Leopold, der Blume der Ritterschaft, Oesterreich's Feinde und Nebenbuhler mit ihren zuvor furchtsam verhehlten und beschönigten Anschlägen sofort frei hervortraten, als Ludwig, der Baier, den Verträgen von München und Ulm Hohn sprechend, seinen Mitkönig Friedrich aller Herrschergewalt im Reiche entkleidete, und, von dem übel berathenen Otto wider seine leiblichen Brüder in den Kampf gerufen, die Kriegsschaaren Ungarns und Böhmens, ohne Scheu und ungestraft sich auf Oesterreich stürzten, und nur Frieden zugestanden unter Bedingungen, die sie stellten, statt empfingen; da konnte man wohl einsehen, daß der rächende und schützende Arm erstarrt war, der noch kurz vorher sich für Oesterreich's und Habsburg's Recht so oft erhoben hatte. Eine andere Zeit war eingetreten. Die österreichischen Lande waren erschöpft von dem verderblichen Kampfe, der sich um den Besitz der deutschen Krone entzündet hatte; der Schrecken des Sieges mußte so lange von seinen Bannern weichen, bis Ruhe und Erholung die alte Kraft zurückgebracht hatten. Nicht eines kriegerischen Fürsten bedurften sie in solchem Uebergange, nicht eines kampfbegierigen Gebieters, der die ermattete Feder unnatürlich fortgespannt hätte, sondern eines Mannes des Friedens und der weisen Umsicht, der diese Krisis besonnen überwachte, und den Moment der wiederkehrenden Kraft zu erharren, zu fördern verstand. Und einen solchen führte die Vorsehung den Landen zu in Albrecht dem Weisen.

Vermält 1324 mit Johanna, der Erbtochter des letzten Grafen von Pfirt, hatte Albrecht durch diese Verbindung die Besitzungen der Herzoge wiederum ansehnlich vermehrt. Nach dem Tode des Bruders Leopold, 1326, unterzog er sich der Verwaltung der Vorlande, und befestigte sich in dieser schwierigen Stellung durch Bündnisse und zweckmäßige Rüstungen. Später, bei Friedrich's abnehmender Kraft, nahm er ersprießlichen Antheil an der Regierung über Oesterreich und Steyermark, den feindlich erregten Bruder Otto durch Ueberlassung der Vorderlande beschwichtigend. Geboren im December 1298, zählte er bei dem Ableben Friedrich's des Schönen zwei und dreißig Jahre, das Alter der frischesten Reife und Kraft. An Adel der Gestalt ähnelte er seinen Brüdern, doch an Scharfblick und Mäßigung war er ihnen weit überlegen.

Kaiser Ludwig's Gesinnungen waren zweifelhaft. Immer hatte derselbe sich als Neider, als bald heimlicher, bald offener Gegner der Macht Oesterreich's gezeigt. Nicht zufrieden mit dem Einflusse, den die kaiserliche Würde ihm in Deutschland verlieh, trachtete er mit heißer Anstrengung, auch in Italien seine Stellung zu begründen. So von doppelter Seite von den weitaus greifenden Planen des Kaisers umsponnen, sicherte Albrecht, jeder unfriedlichen Erwerbung Feind, doch auch fest entschlossen, das Erworbene zu behaupten, sich durch vielfache Bündnisse und Schutzverträge mit befreundeten Fürsten und Freien. Der Papst Johann, der bald in äußerster Bedrängniß, bald vom Glücke begünstigt, den Entwürfen des Kaisers Ludwig in Italien mit unbeugsamer Standhaftigkeit entgegenarbeitete, war, auf mehr oder minder mittelbare Weise, diesen Bestrebungen Albrecht's von großem Nutzen.

Ein finsteres Ereigniß hätte den edlen Fürsten beinahe in demselben Augenblicke dahingerafft, als sein Wirken sich am segensreichsten zu entfalten begann. Am 25. März 1330 tafelte er zu Wien in Gesellschaft der Herzogin Elisabeth, Gemalin seines Bruders Otto, und kurze Zeit nach dem Genusse der Speisen äußerten sich an Beiden die Spuren einer Vergiftung im stärksten Grade. Elisabeth starb noch am nämlichen Tage. Albrecht's starke Natur rang die tödtliche Kraft des Giftes nieder; aber er blieb seitdem durch sein ganzes Leben gelähmt an Händen und Füßen, und der freien Bewegung dieser Glieder beraubt. Darum wird er häufig „der Lahme" genannt; doch würdiger und bezeichnender blieb ihm der Beiname „des Weisen."

Unbekannt ist es geblieben, wer die Schandthat angestiftet und verübt. Zum Danke für die Rettung seines Lebens, gründete er zu Gemnik oder Gaming in Oesterreich, nahe an der steyerischen Gränze, ein Karthäuserkloster, und nannte es „zu Maria Thron." Die Widerwärtigkeit und die Körperleiden der Lähmung, die er in so blühendem Alter schon erfuhr, ertrug er durch acht und zwanzig Jahre mit musterhafter Geduld und Ergebung.

Der Herzog Otto, welchem dieser Meuchelmord seine Gemalin entriß, und der, auf die Kunde davon, aus Schwaben nach Wien eilte, hatte die Stellung gegen den Kaiser Ludwig kühner und kriegerischer aufgefaßt, als der besonnene Albrecht. Denn Ludwig hatte, seiner alten Eifersucht gegen Oesterreich folgend, neuerdings eine Gehässigkeit gegen dieses Land und dessen Fürsten begangen, indem er dem bejahrten Herzog Heinrich von Kärnten, der keine männlichen Erben besaß, am 6. Februar 1330 zu Meran die Befugniß ertheilte, seine Lande auf seine oder seines Bruders Töchter, oder deren Gatten zu vererben. Dadurch verloren die österreichischen Herzoge für den Augenblick die Aussicht, das Land Kärnten, welches Rudolf von Habsburg einst, mit großmüthiger Umgehung seiner eigenen Söhne und unter deren eben so großmüthiger Entsagung, doch wahrscheinlich nicht ohne urkundlichen Vorbehalt dereinstigen Rückfalles an Oesterreich, dem Grafen Mainhart von Görz und Tirol verliehen hatte, wieder mit ihrer Gesammtmacht zu vereinigen. Bei solchen augenscheinlich ungünstigen und bedrohlichen Gesinnungen des Kaisers Ludwig, mußte eine entschiedene Stellung gegen denselben angenommen werden, und der Herzog Otto ergriff eine solche, nach dem Vorausgange mehrfacher anderer Verträge, durch ein am 9. Mai 1330 zu Landau mit dem früheren Gegner, dem Könige Johann von Böhmen, abgeschlossenes Bündniß, durch welches Oesterreich, wenigstens für den ersten Drang, von Böhmen Nichts zu besorgen hatte.

Zugleich setzte der Herzog Otto seine Rüstungen eifrig fort. In Kolmar, wie überhaupt im ganzen Elsaß, war die Stimmung der Einwohner getheilt für den Kaiser Ludwig und die Herzoge von Oesterreich. Als nun die eine Partei dem eben in Hagenau anwesenden Kaiser Einladung sandte, nach Kolmar zu kommen, erhob sich die Gegenpartei und machte Anstalt, ihm den Eintritt zu verwehren. Ludwig bezeigte Lust, sich den Zugang zu erzwingen, um in Kolmar die Angriffe auf die Stammländer seiner Feinde zu berathen. Da riefen Herzog Otto's Anhänger in der Stadt dessen schleu-

nige Hilfe an, und ehe man es sich versah, stand dieser mit vierzehnhundert Helmen und dreißigtausend Mann Fußvolk vor Kolmar, dem Kaiser den Weg dahin versperrend, und belagerte die Stadt durch sechs Wochen. Der Kaiser, an Reitern seinem Gegner weit überlegen, doch an Fußvolk ihm nachstehend, schien entschlossen, es auf eine blutige Entscheidung ankommen zu lassen. Doch der König Johann von Böhmen trat plötzlich als Vermittler auf, und wie schwer auch der Herzog Otto, von seinen Rathgebern zum Trotze gestimmt, den Anträgen Gehör gab, so willigte er doch endlich darein, die Belagerung von Kolmar aufzuheben und sich nach Hagenau zu verfügen, wo am 6. August 1330 der Friede abgeschlossen wurde. Völlige Versöhnung sollte herrschen zwischen dem Kaiser und den Herzogen Albrecht und Otto, alle Gefangenen freigegeben werden. Die Herzoge sollten diejenigen Reichsgüter und Unterthanen, welche sie entweder von ihrem Bruder Friedrich, oder auch von anderen römischen Königen und Kaisern erhalten hätten, und die nicht als Lehen oder Pfandschaften anzusehen, dem Kaiser zurückstellen, vorzüglich Gundelfingen, als zu des Letzteren Erbtheil gehörig. Beide Theile leisten sich gegenseitigen Beistand wider ihre Feinde, einer wird dem andern ohne Verzug Recht verschaffen. Wäre zwischen dem Kaiser und dem verstorbenen Herrn Friedrich irgend Etwas zum Nachtheile der Herzoge abgemacht worden, oder zwischen Letzteren und ihrem seligen Bruder zum Nachtheile des Kaisers, so sey es hiemit außer Kraft gesetzt.

Am nämlichen Tage bestätigte der Kaiser durch eigene Urkunde den Herzogen von Oesterreich alle, ihnen und ihren Landen von früheren Königen und Kaisern verliehenen Rechte und Freiheiten, und sprach ihnen, als Ersatz der Kriegskosten, 20,000 Mark Silbers zu, für welche Summe er ihnen Neuburg am Rhein, Rheinfelden, Schaffhausen und Zürich verpfändete. Als Zürich sich nicht verpfänden lassen wollte, ward dafür das weit geringere Breisach gewählt, wozu Otto sich erst verstand, nachdem er in der ersten Hitze den Zürichern schwere Rache zugeschworen hatte, wovon er später abließ.

Durch diesen für die Herzoge durchaus vortheilhaften und ehrenvollen Frieden, der ihr Uebergewicht und die Bedrängniß des Kaisers deutlich genug verrieth, war der Eindruck der Nachtheile, die Oesterreich in den letzten Jahren der Regierung König Friedrich's erlitten, wieder verwischt und sein Ansehen glänzend hergestellt. Die Gegenbewilligungen der Herzoge waren leicht und unbedeutend. Zweihundert Helme sollten sie dem Kaiser

stellen, wenn derselbe nach Italien zöge; für den Sold mußte er selbst sorgen. Endlich versprachen sie, ihm und dem Reiche gegen alle Feinde beizustehen. Die Landvoigtei im Elsaß und von Oberschwaben sollte der Kaiser, im Einverständnisse mit den Herzogen, mit friedlichen Leuten besetzen; Gleiches gelobten die Herzoge hinsichtlich ihrer Amtsleute. Die Irrungen zwischen dem Papste und dem Kaiser beizulegen, wurde der Rath und die Vermittelung der Herzoge in Anspruch genommen, desgleichen für etwaige Irrungen zwischen dem Kaiser und Böhmen oder den Herzogen von Baiern. Bei künftig erledigten Reichslehen, wird der Kaiser sie den Herzogen von Oesterreich vor allen anderen Fürsten verleihen, mit alleiniger Ausnahme von Brandenburg, Meissen und Thüringen.

Während der Böhmenkönig Johann in dieser Angelegenheit den Vermittler spielte, betrieb er klug und eifrig seine eigenen Plane auf das kärntnerische Erbe, wobei der Kaiser, wie derselbe zu spät einsah, durch die erwähnte Verwilligung, Kärnten auch auf die weibliche Linie zu vererben, ihn am meisten unterstützt hatte. Als nun kund wurde, daß der König Johann den alten Herzog Heinrich von Kärnten durch eine Schuldverschreibung auf 40,000 Mark Silbers bewogen, seine ganze Erbschaft seiner ältesten Tochter Margaretha zuzuwenden, und diese mit Johann's zweitem Sohne zu vermälen, auch für das junge Paar von den Kärtnern und Tirolern sofort den Eid der Treue gefordert hatte, da ward der Kaiser die Gefahr inne, die seinem Stammlande Baiern an der Südgränze durch diese gewaltige Vergrößerung des Hauses Luxemburg drohte, und schleunig dachte er auf einen Ausweg. Geradezu konnte er seine einmal gegebene Verwilligung zur Vererbung Kärntens auf weibliche Sprößlinge nicht zurücknehmen; aber er durfte sich die Miene geben, zu erwägen, ob Oesterreich's Rechte durch jenes Erbverhältniß gekränkt würden, und dann, gleichsam gezwungen, zu einer Aenderung schreiten. Sieben Schiedsmänner sollten darüber entscheiden, und thaten, nachdem der Kaiser und der Herzog Otto ihrem Urtheile genau nachzukommen versprochen, am 26. November 1330 den Ausspruch: „der Kaiser habe den Herzogen von Oesterreich sofort urkundlich zu versprechen, daß er nach dem Tode des Herzogs Heinrich sie mit dem Herzogthume Kärnten belehnen werde, wogegen die Herzoge dem Kaiser behilflich seyn sollen, das Oberland an der Etsch und im Innthale, und überhaupt alles Dasjenige zu erlangen, was der Herzog Heinrich in den oberen Landen hinterlassen wird.

Wollte der König Johann oder irgend wer diese Uebereinkunft zu hindern versuchen, so hätten der Kaiser und die Herzoge von Oesterreich sich gegenseitig wider ihn beizustehen."

Die Hoffnung, Kärnten zu erwerben, war für die herzoglichen Brüder die wichtige Folge des mit dem Kaiser geschlossenen Friedens. Strebte doch dieses Land, nach seiner ganzen Lage und seinen sonstigen Verhältnissen, recht eigentlich einer Vereinigung mit der österreichischen Gesammtmacht zu; denn die Bewohner waren mit denen Oesterreich's gleicher Abstammung, der Adel größtentheils zugleich auch in den österreichischen Landen begütert, die Geistlichkeit durch großmüthige Verleihung österreichischer Fürsten bereichert; kurz Alles sprach Verwandtschaft und Zusammenstreben aus, als hätte die Einheit in sich schon lange bestanden, und warte nur noch der unausbleiblichen äußeren Verbindung.

Den Frieden mit dem Kaiser besiegelte nun auch die feierliche Belehnung, welche derselbe zu Augsburg dem Herzoge Otto, zugleich auch für dessen durch Lähmung in Wien zurückgehaltenen Bruder, über alle Fürstenthümer, Grafschaften, Herrlichkeiten und Reichsgüter, es heißt mit achtzig Fähnlein, ertheilte. Noch mehr wurde jenes einträchtige Verhältniß befestigt, als am 3. Mai 1331 zu München eine abermalige Uebereinkunft zu Stande kam, nach welcher der Kaiser, der Herzog Otto in seinem und Albrecht's Namen, die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht, ferner des Kaisers Sohn, Ludwig, nunmehriger Markgraf von Brandenburg, Markgraf Friedrich von Meissen und Herzog Stephan von Baiern sich wider Jedermann, geistlich oder weltlich, zu Schutz und Trutz verbanden. Ueberdies ernannte der Kaiser den Herzog Otto auch noch zu einem Reichsvicar, ein unmittelbarer Schritt gegen den König Johann von Böhmen, der bisher jene Würde besessen hatte.

Auf solche Bündnisse gestützt, konnten die herzoglichen Brüder etwaigen Feindschaften und Nebenbuhlereien unbesorgt entgegenblicken. Von dem Könige von Böhmen mußten sie sich dessen am ersten versehen, obschon derselbe zur Zeit noch keine unfriedsame Miene annahm, vielleicht um sie sicherer zu machen. Aber den Papst Johann XXII. hatten sie, durch ihr Bündniß mit dem, noch immer von ihm heftig bekämpften Kaiser, zum offenbaren Gegner bekommen. Vergebens verwendeten sich in Avignon der Böhmenkönig, die Herzoge von Oesterreich und der Bischof Balduin von Trier, vergebens bot der Kaiser selbst Unterwerfung und Demuth an, um den Zorn des heiligen

Vaters zu versöhnen. Nimmer konnte dieser es dem Kaiser verzeihen, daß derselbe seinen Befehlen widerstrebt, seinem Banne Hohn gesprochen, durch die Streitschriften der Minoriten das päpstliche Ansehen herabgewürdigt, ja endlich seine Absetzung öffentlich erklärt, und den Peter von Corvara unter dem Namen Nicolaus V. als Gegenpapst eingesetzt hatte. Die Rückkehr dieses Peter von Corvara zu dem Gehorsam gegen das wahre und erwählte Oberhaupt hatte Johann's XXII. Triumph spät, aber vollständig bewirkt, und mit um so größerer Gewalt trat er jetzt dem deutschen Kaiser und dessen Anhängern gegenüber. An den König von Böhmen und an den Herzog Otto erließ der Papst Briefe voll Verweisen und Ermahnungen, die jedoch vor der Hand nichts ändern konnten.

Neue Stärke gewann das Münchener Bündniß durch den Beitritt des Königs Karl von Ungarn, der, nachdem er in seinem letzten Friedensschlusse mit dem Könige Friedrich den König Johann von Böhmen ausgenommen, nun, am 2. September 1331, den Herzogen von Oesterreich auch gegen diesen beizustehen sich verpflichtete. Aber Ludwig's des Baiern Wankelmuth veränderte unerwartet die Lage der Dinge. Von seinem überaus glücklichen und erfolgreichen Zuge nach Italien, der dem Hause Luxemburg dort ein gewaltiges Uebergewicht verlieh, zurückkehrend, traf der Böhmenkönig im Juli 1331 in Regensburg mit dem Kaiser zusammen, und stimmte ihn völlig zu seinen Gunsten um. Mit dem Kaiser traten nunmehr auch dessen Anhänger und Verwandte von dem Bunde gegen Böhmen zurück, und den Herzogen von Oesterreich blieb als einziger Verbündeter nur der König von Ungarn, den der Böhmenkönig von ihnen abzuziehen fruchtlos versuchte.

Doppelte Anstrengung war unter solchen Umständen nöthig, um den Kampf mit Ehre auszufechten. Durch große Verpfändungen, die allerdings lange Nachtheile nach sich ziehen mußten, halfen die herzoglichen Brüder dem augenblicklichen Geldbedürfnisse ab, und zu Ende Octobers 1331 hatten sich unter Herzog Otto's Anführung 1800 Helme und 20,000 Mann Fußvolk am linken Donauufer gesammelt; Ungarn verstärkte seine Streitkräfte durch 2500 Helme und 50,000 Mann Fußvolk. Die Uebermacht war auf österreichischer Seite; doch durch den Zufluß der fremden Truppen war die Einigkeit im Heere verloren, und nur unter Schwierigkeiten und Besorgnissen vermochte der Herzog Otto vorzurücken.

Der Böhmenkönig gebot über nicht mehr als 1500 schwere Helme und 20,000 leicht gerüstete Truppen; doch der einhällige Wille in seinem Heere glich den Abstand der Zahlen aus; auch gingen ihm aus dem herzoglichen Heere manche Ueberläufer zu. Bei Laa erwartete er die Ankunft der Gegner, überließ aber, als sie endlich anrückten, die weitere Führung des Feldzuges seinen Baronen, und ging nach Prag zurück. Die eintretende heftige Kälte hinderte beide Theile an weiteren Unternehmungen; sie nöthigte auch den Herzog Otto, die Belagerung von Laa aufzuheben, und endlich räumten beide Heere das Feld, und Ungarn wie Oesterreicher kehrten ohne Erfolg in ihre Heimat zurück. An der mährischen Gränze wurde sodann der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgeführt; er verflüchtigte sich, da keine größeren Massen auf einander stoßen konnten, in Streif- und Raubzüge, bei denen das Land mehr litt, als die Truppen, bis bei Mailberg die Oesterreicher, unter Anführung des Grafen von Ortenburg und des Herrn von Hals, am 11. März 1332 die Böhmen auf das Haupt schlugen. Den Letzteren wurde, nebst mehren Rittern, Herr Benesch von Wartenberg getödtet, ihr Hauptanführer, Heinrich der Eiserne, und dessen Bruder, Johann von Lipa, mit vielen anderen Baronen gefangen genommen. Der König Johann anderer Angelegenheiten und Sorgen voll, hatte schon früher Einleitungen getroffen, um den Frieden zu erhalten; die Gefangenschaft seines tapferen Heinrich von Lipa stimmte ihn noch nachgiebiger. Auf den Grund seiner neuen Vollmachten, kam am 13. Juli 1332 zu Wien der Friede zu Stande, wornach Johann die seit neun Jahren an Böhmen verpfändeten österreichischen Burgen und Städte Weitra, Eggenberg und Laa, sammt allen dahin gehörigen Urkunden, ingleichen Rabensburg und alles innerhalb der alten österreichischen Gränzen Liegende, an Oesterreich; Weißkirchen und Berench aber an Ungarn zurückzustellen hatte; er selbst sollte, nach eingeholter päpstlicher Dispens, sich mit Elisabeth, der hinterlassenen Tochter König Friedrich's, vermälen, derselben alle Rechte einer Königin von Böhmen sichern, und mit dieser seiner Braut, noch vor dem Beilager, für sich und ihre Erben auf alles Erbtheil der österreichischen Länder und Herrschaften Verzicht leisten. Des Königs von Ungarn Beitritt zu diesem Frieden, wodurch derselbe erst seine Giltigkeit erhielt, erfolgte am 23. November 1332. Der ursprüngliche Zweck dieses Krieges, der in Deutschland wie in Italien immer mehr um sich greifenden Macht des Hauses Luxemburg einen Damm zu setzen,

war durch des Kaisers Rücktritt von dem Bunde gegen Böhmen vereitelt. Oesterreich und Ungarn aber gewannen bei jenem Friedensschlusse wenigstens die Wiederherstellung der alten Gränzen gegen Böhmen.

Durch zwei Jahre genossen nun die österreichischen Lande eines ungewöhnten, aber allgemein ersehnten und segensreichen Friedens, der von den Herzogen zu Befestigung der inneren Ruhe und mancher gemeinnützigen Verfügung benutzt wurde. Mit den Schwyzer Landleuten wurde, da dieselben zu keinem festen Frieden zu vermögen waren, der Waffenstillstand von Jahr zu Jahr verlängert, mit den übrigen verbündeten Orten, mit Basel, Zürich, Konstanz, St. Gallen, Bern, Solothurn, die durch ihr Einvernehmen mit den Grafen von Nidau, Fürstenberg und Kyburg hätten gefährlich werden können, am 20. Juli 1333 zu Baden ein fünfjähriger Vertrag zu gegenseitiger Hilfleistung und Aufrechthaltung des Landfriedens geschlossen.

Die Wortbrüchigkeit König Johann's, der die vertragsweise ihm verlobte Elisabeth, Friedrich's von Oesterreich Tochter, nicht zur Gemalin nahm, beschämte der Herzog Otto durch gewissenhafte Erfüllung des von ihm selbst eingegangenen Verlöbnisses. Am 16. Februar 1335 feierte er zu Znaim mit großer Pracht seine Vermälung mit des Böhmenkönigs Johann jüngster Tochter Anna. Als Pfand des Brautschatzes für 10,000 Mark Silbers, wurde ihm die Stadt Znaim übergeben, und die Freundschaft zwischen den Häusern Habsburg und Luxemburg schien hiermit auf lange Zeit hergestellt.

Ein seit länger vorausgesehener, und doch noch immer unerwarteter Fall zerstörte diese Friedenshoffnungen; schon nach einigen Monaten, am 4. April, starb der greise Herzog Heinrich von Kärnten, und auf seinem Erbe trafen Aller Ansprüche und Wünsche feindselig zusammen. Für die Herzoge von Oesterreich sprach der Spruch der Schiedsrichter und der auf solchem Grunde mit dem Kaiser abgeschlossene Vertrag von 1330. Aber auch das Haus Luxemburg hatte wenigstens den Vorwand zu Ansprüchen, da, was freilich durch jene schiedsrichterliche Uebereinkunft widerrufen war, der Kaiser früher in Kärntens Vererbung auf die weibliche Linie des mit Heinrich jetzt im Mannsstamme erloschenen Hauses Görz gewilligt, und der mit Herzog Heinrich's ältester Tochter Margaretha (Maultasch) vermälte Prinz Johann Heinrich von Böhmen, König Johann's zweiter Sohn, von einer namhaften Partei in Kärnten und Tirol bereits den Eid der Treue erlangt hatte. Beide Theile pochten nun auf ihre kaiserlichen Privilegien, deren eines das

andere Lügen strafte; Keiner wollte zurückstehen, und wiederum war die Entscheidung durch das Schwert unvermeidlich, verschuldet durch Kaiser Ludwig's Wankelmuth und doppelseitige Zusage.

Die Herzoge von Oesterreich, auf das Ereigniß vorbereitet, hatten schon im September 1334 ein Bündniß mit dem Bischof von Bamberg geschlossen; ein ähnliches erfolgte am 29. März 1335 mit dem Erzbischof Friedrich von Salzburg, der ihnen zum Besitze Kärntens zu helfen, und ihnen hundert Helme auf seine Kosten zu stellen versprach. Der mächtigste Landherr in Kärnten, der Marschall Konrad von Auffenstein, wurde durch seinen Schwager, Otto von Liechtenstein, für die österreichische Partei gewonnen, und erkannte die Herzoge Albrecht und Otto als rechtmäßige Herren von Kärnten an.

Der Kaiser Ludwig, jetzt wieder gegen den König Johann eingenommen, welcher Letztere an im Turnier empfangenen Wunden krank in Paris lag, traf in Linz mit dem Herzoge Otto zusammen. Dieser versprach ihm Beistand gegen Jedermann, vornehmlich gegen den König Johann und dessen Eidam, den Herzog Heinrich von Baiern. Dafür erklärte am 2. Mai der Kaiser, die große Streitfrage entscheidend, Kärnten als ein erledigtes Reichslehen, und verlieh es den Herzogen von Oesterreich für sie, wie für ihre Erben und Nachkommen. Ueber die anderen Theile der Erbschaft: Tirol, das Innthal und das Etschland, hätte, da sie nicht Reichslehen, sondern Allode waren, der Kaiser nach dem Rechte eigentlich nicht verfügen können. Aber die Absichten zu Gunsten seines eigenen Hauses ließen ihn über dieses Hinderniß hinweggehen, und so kam es, daß er am nämlichen Tage in einer anderen Urkunde die Herzoge von Oesterreich auch mit der Grafschaft Tirol belehnte, jedoch mit Ausnahme des nördlichen Theiles, den er seinen eigenen Kindern verlieh. Der letztere Punkt war wahrscheinlich der eigentliche Grund, daß der Kaiser sich für die Herzoge von Oesterreich entschied; denn von dem Böhmenkönige versah er sich nicht gleicher Bereitwilligkeit in Absicht der Abtretung des nördlichen Theiles von Tirol, wie von jenen. Zugleich verband sich der Kaiser, den Herzogen gegen Böhmen und Niederbaiern beizustehen und sie in ihren neuen Erwerbungen wider Jedermann zu schützen. Kein Theil soll Frieden schließen ohne Beistimmung des anderen. Alle gegen jene Verleihung vorzubringenden Urkunden wurden außer Kraft erklärt. Dem Bunde wider Böhmen und Niederbaiern trat auch der Herzog Stephan von Oberbaiern bei.

Der Kaiser ermahnte durch offene Befehle die Kärntner zum Gehorsam und zur Treue gegen die Herzoge von Oesterreich. Die Kärntner baten um Gewährung einer Frist; sey diese verstrichen, ohne daß Beistand käme, so wollten sie sich unterwerfen. Krain, ohnehin von jeher zu Oesterreich gehörig und an Kärnten nur verpfändet, huldigte den Herzogen ohne Einrede.

Nicht so leicht fügte sich Tirol. In angestammter Treue gegen ihr altes Fürstenhaus, sendeten die Tiroler den Abt von Viktring nach Wien an die Herzoge von Oesterreich, bittend, sich der minderjährigen Waisen des verstorbenen Herzogs Heinrich annehmen zu wollen. Der Herzog Albrecht empfing den Abgeordneten gnädig, und versprach, den Töchtern seines Oheims, dessen Tod ihm leid, sorgsam und treulich beizustehen, wenn sie sich seines Rathes bedienen wollten. Doch könne und dürfe er die Lande, mit denen der Kaiser ihn belehnt, nicht mehr herausgeben, und Krain sey ohnedies durch Ablauf der Pfandzeit längst wieder sein Eigenthum. — Niedergeschlagen durch solchen Bescheid, versuchte der Abgeordnete seine Beredsamkeit bei dem Kaiser, doch auch hier ohne Erfolg. Auch König Johann's ältester Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, und der Herzog Heinrich von Baiern, eilten zum Kaiser, mit bitteren Klagen und Vorwürfen ob des ungerechten Verfahrens wider Margarethen und ihren Gemal. Der Kaiser bestand auf dem, was er verfügt hatte. Endlich trafen auch noch der neue Bischof von Olmütz, Johann Woleck, nebst einem Herzoge von Sachsen und einigen böhmischen Edlen, als Gesandte des Königs Johann von Böhmen, in Wien bei den herzoglichen Brüdern ein, um Kärntens Zurückgabe zu verlangen und eine desfallsige Weigerung als Kriegserklärung anzusehen. Die Herzoge erwiederten, sie würden eher das Aeußerste wagen, als Kärnten herausgeben.

Unter solchen Verhandlungen verstrich der den Kärntnern gesetzte Termin, ohne daß Hilfe erschienen war. So unterwarfen sich denn, dem kaiserlichen Befehle gehorsam, Adel, Stände und Volk den Herzogen von Oesterreich. Am 2. Juni 1335 empfing der Herzog Otto auf dem Zollfelde die Huldigung nach altkärntnischer Sitte. In Bauernkleidung wurde er durch zwei Landesedle vor einen, auf einer runden Marmorplatte sitzenden Bauer aus dem Geschlechte der Edlinger, welchen dieses Vorrecht seit undenklicher Zeit zukam, geführt. Die Umstehenden sagten für ihn gut. Der Edlinger erhielt sechzig Denar, ein geflecktes Rind und eine gefleckte Stute, die der Herzog selbst ihm überbrachte, dann die herzoglichen Kleider und die Zusage der Steuerfreiheit seines

Gutes. Darauf gab er dem Herzoge einen leichten Schlag, und räumte ihm den Sitz auf dem Marmor ein. Der Herzog schwang sein Schwert, trank Wasser aus einem Bauernhute, zum Zeichen stäter Nüchternheit, und versprach, gerecht zu regieren und vor dem römischen Könige bei Klagen nur slavisch sich zu verantworten. Endlich wurde er, im Beiseyn des Bischofs Heinrich von Lavant und der gesammten Geistlichkeit, vom Bischof Lorenz von Gurk in der nahen Kirche zu St. Peter eingesegnet, vertauschte die Bauernkleider mit dem herzoglichen Schmucke, ertheilte die Belehnungen und sprach öffentlich Recht. Alle Freiheiten wurden bestätigt. Das Volk jubelte ob so treuer Beobachtung der Landessitte.

Für den nahen Krieg mit Böhmen, der um das kärntnische Erbe nothwendig sich entzünden mußte, rüsteten die Herzoge kräftig und schlossen Bündnisse, wo sie konnten, so dem mit Grafen Albrecht von Görz und Anderen. Zu Bestreitung der Kriegskosten wurde ein Groschen als Steuer für jeden Kopf erhoben, anscheinend gering, doch den vielen Armen hoch genug; die Weinberge der Geistlichkeit und der Städte zahlten ein Zehntel ihres Werthes.

Doch auch König Johann war nicht müßig. Zu Ende Juli wieder in Prag eintreffend, ließ er sogleich in Böhmen, Mähren und Schlesien ein allgemeines Aufgebot ergehen, in Meissen und den Nachbarländern eifrig werben. Mit Polen verschaffte er sich Ruhe, indem er allen Ansprüchen auf dieses Königreich entsagte, und mit dem Könige von Ungarn, den er dem Kaiser und den Herzogen von Oesterreich abwendig machte, schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß wider Jedermann, mit Ausnahme von Polen und Neapel. Um Zeit zu gewinnen, suchte und erhielt er zu Regensburg am 16. September von dem Kaiser einen Waffenstillstand, der die Verbündeten beider Theile mit einschloß und bis zum 24. Juni 1336 währen sollte. Während dieser Zeit sollte zu Regensburg der Friede verhandelt werden. Aber Niemand beschickte diesen Friedenscongreß, und, nachdem es zwischen dem Kaiser und dem Böhmenkönige zu harten Reibungen gekommen war, eröffnete der Letztere die Feindseligkeiten, indem er im Februar 1336 mit seinem Heere, das an 2300 Helme und 15,000 Mann Fußvolk zählte, in Oesterreich noch vor Ablaufe des Waffenstillstandes einfiel, gegen zwanzig feste Plätze im Norden der Donau überrumpelte und wegnahm, andere brandschatzte und das umliegende Land mit Feuer und Schwert verwüstete.

Ihn zu vertreiben, sandte der Herzog Otto schleunigst ein Heer aus Oesterreichern, Steyerern, Kärntnern und Krainern, und rückte gegen das von den Böhmen belagerte Znaim. Er wartete auf Hilfstruppen vom Kaiser; Johann auf Hilfstruppen aus Ungarn. Diese trafen ein, jene nicht. Als Otto seinen Feind auf solche Weise ansehnlich verstärkt sah, überwältigte ihn unzeitige Besorgniß; auch war er vor Verrath gewarnt worden. Am 24. April in der Nacht entfernte er sich plötzlich aus dem Lager und entrann nach Wien. Das Heer, seines Führers beraubt und durch dessen Flucht entmuthigt, zerstreute sich und erreichte vereinzelt die Hauptstadt. Der Herzog Albrecht, über einen solchen Ausgang des Feldzugs betrübt und erbittert, rief vorwurfsvoll seinem Bruder zu: „Solches sei seinem Stamme noch niemals widerfahren?"

Als am folgenden Morgen die Böhmen das völlig verlassene feindliche Lager ersahen, ergossen sie sich verheerend über das ganze Land am linken Donauufer. Der König Johann, kein feindliches Heer mehr vor sich, eroberte ohne große Mühe Guntherdorf, wo Eberhard von Walsee und zehn Edle in seine Gefangenschaft fielen, dann Mauerberg und Weichersberg, und versah diese Plätze mit mährischen Besatzungen, welche durch den ganzen Sommer dem umliegenden Lande grausam zusetzten; Seefeld übergab ihm, nach vierwöchentlicher Belagerung, Albert von Kuenring auf Bedingungen.

Ungeduld und Geldnoth trieben, dem schwerbedrängten Oesterreich zum Glücke, den König Johann im Mai nach Prag zurück, während sein ältester Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, die Grafen von Görz, für ihre Bundesgenossenschaft mit Oesterreich, durch grausame Verwüstung ihrer Besitzungen bestrafte. Durch schwere Besteuerung der Juden und Veräußerung von Kirchenschätzen brachte König Johann 20,000 Mark zu Bestreitung früherer und künftiger Kriegskosten zusammen. Dann besprach er sich in Marcheck mit den Königen Karl von Ungarn und Kasimir von Polen. Ersterer führte ihm 600 Helme und mehre tausend Schützen, dieser 200 Helme und 300 leichte Reiter zu. Da traf die Nachricht ein, der Kaiser sey mit einem starken Heere, begleitet von den Grafen Ulrich von Würtemberg und Wilhelm von Jülich, bei Landau angekommen, um über Regensburg in Böhmen einzufallen; auch wären, Nordösterreich preisgebend, über Passau die Herzoge von Oesterreich — Albrecht, wegen seiner Lahmheit, zu Wagen — im Anzuge, um ihre Schaaren mit jenen des Kaisers zu vereinigen, und dieser lasse aus Rachsucht das Gebiet des Herzogs Heinrich von Baiern grausam verheeren.



Auf diese Kunde eilte der König Johann über Budweis und Kamb gegen Straubingen, seinem Schwiegersohne zu Hilfe, und bezog dann, mit Herzog Heinrich's Streitkräften vereinigt, eine feste Stellung am linken Ufer der Isar bei Landau, während die vereinten Heere des Kaisers und der Herzoge sich auf dem entgegengesetzten Ufer ausbreiteten. Der Kaiser soll, nebst einer großen Anzahl Bewaffneter, 5500 Helme, König Johann deren 4400 bei sich gehabt haben. Scharmützel fielen fast täglich vor, und gern hätte der Herzog Otto die Scharte von Znaim durch eine Hauptschlacht ausgewetzt; aber zu einer solchen kam es nicht, so wenig als in Tirol, wo gleichzeitig des Kaisers Sohn, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, den Markgrafen Karl von Mähren bedrängte, den die Baiern und Schwaben nicht durch die Pässe im Norden ließen, während die Lombarden ihm und dem Lande von der Etsch her zusetzten. Durch zwölf Tage standen die Heere einander gegenüber, ohne daß man eine Entscheidung veranlaßt hätte; König Johann wollte seine feste Stellung nicht aufgeben, und der Kaiser stand an, ihn darin anzugreifen. Da ward dem Kaiser die Zeit zu lang; am 18. August gab er plötzlich seine Stellung auf, und zog über Passau gegen Linz. Vielleicht herrschte schon damals Spannung zwischen ihm und seinen Verbündeten, und veranlaßte ihn zu so unerwartetem Aufbruche; denn in Linz angelangt, forderte er, wie wenig auch bisher geschehen, von den Herzogen großen Ersatz für die Kriegskosten, und als Pfand dafür vier feste Plätze im Ennsthal und an der Donau. Als sie sich dessen weigerten, zog er mit seinem ganzen Heere nach Baiern ab.

Als der König Johann den Abzug seiner Gegner sah, kehrte er, nur einen kleinen Theil seines Heeres bei dem Herzoge Heinrich lassend, nach Böhmen zurück, und drang dann über Kamb und Budweis bis Linz vor, um den Feinden den Uebergang über die Donau zu verbieten. Aber das durch des Kaisers Rückzug völlig gelockerte Bündniß der Gegner ließ eine friedliche Einigung hoffen, und Johann, jetzt nur Rache gegen den Kaiser im Auge, trachtete sich mit den Herzogen zu versöhnen, zumal seine Geldmittel wiederum erschöpft und seine Streitkräfte durch die Heimkehr der Ungarn vermindert waren. Er ging selbst nach Linz, um die Friedensverhandlungen zu leiten; aber weder hier, noch in Freistadt, gelangte man zu einer Einigung. Zu Enns kam endlich, vorzüglich durch die Vermittelung der Herzogin Johanna, der Gemalin Albrecht's, am 9. October der Friedensschluß zu Stande. Darin

entsagte der König Johann für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf Kärnten, Krain und die Mark; dagegen erhielten sein Sohn und dessen Gemalin Tirol, mit einer von Kärnten dazugeschlagenen kleinen Vergrößerung, auf welche Lande und Gebiete die Herzoge von Oesterreich Verzicht leisteten. Alle widersprechenden Urkunden wurden außer Kraft gesetzt. Dem Könige Johann wurde das als Mahlschatz der Gemalin Otto's verpfändete Znaim herausgegeben, und ihm eine Summe von zehntausend Mark Silbers zugestanden, für welche ihm die Herzoge Laa und Stadt und Schloß Waidhofen einsetzten. Da von Ungarn kein Abgesandter den Verhandlungen beiwohnte, so setzte der König Johann die Einwilligung seines Verbündeten, des Königs von Ungarn, voraus, und es wurde sonach zwischen den Königen von Ungarn und Böhmen, den Herzogen Albrecht und Otto, dem Markgrafen Karl von Mähren und dem Grafen Johann von Tirol, Frieden, Freundschaft und ein Schutz- und Trutzbündniß wider Alle, die sie angreifen würden, beschlossen. Der Kaiser hatte durch seine Unentschiedenheit, den Feinden, und durch seine Unzuverlässigkeit, den Freunden gegenüber, es selbst verschuldet, daß er ohne allen Vortheil aus dem Kampfe trat, daß jetzt beide Theile sich gegen ihn kehrten, seine eigenen Ansprüche auf einen Theil Tirols vereitelten und sich wider ihn, „der sich einen römischen Kaiser nennet," offen verbanden.

Aber obschon König Karl's von Ungarn Name auf der Friedensurkunde stand, so ließ er doch, aus Groll gegen den Herzog von Oesterreich, eilf Monate verstreichen, ehe er dem Vertrage seine Bestätigung ertheilte. Völlig uneinverstanden mit der Uebereinkunft war man in Tirol, wo die Landesedlen durchaus nicht in eine Abtretung Kärntens willigen wollten, und endlich sogar den Markgrafen Karl und den jungen Grafen Johann zu dem Gelübde drängten, nicht eher ruhen zu wollen, bis Kärnten zurückgewonnen sey, indem ihr Vater nicht das Recht gehabt habe, diesem Lande für sie zu entsagen. Wirklich unternahmen sie Versuche, Kärnten wieder zu erobern; doch zu der Einsicht gelangt, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten, fügte der Markgraf Karl sich der Nothwendigkeit, und hing sein Siegel an die früheren Verträge; der Graf Johann trat demselben, wenigstens in der Form, niemals bei, so lange er im Besitze Tirols blieb.

Die durch diesen Vertrag gesicherte Erwerbung Kärntens, ein kostbarer Zuwachs der österreichischen Gesammtmacht, war ein Triumph der Staatskunst und Klugheit des Herzogs Albrecht; denn jener Gewinn wurde erlangt

in einer Zeit, wo Oesterreich durch einen verheerenden Krieg erschöpft und entmuthigt, durch den Rücktritt seines Bundesgenossen in eine schwierige und gefahrvolle Lage versetzt war. Der Krieg hatte für Oesterreich sich wenig günstig angelassen, und dennoch zog es den größten und dauerndsten Gewinn aus den Ereignissen; während der König Johann, im Felde Stand haltend und seine Lager behauptend, für sein Haus weniger und obendrein nichts Bleibendes erwarb. So hat schon damals die Staatsklugheit über ritterliche Verwegenheit den Sieg davon getragen.

Beschäftigt, die zugewachsenen Lande immer mehr mit sich zu verschmelzen, und hierzu des Friedens bedürftig, nahm Oesterreich an dem Sturme der Begebenheiten, der bald näher, bald entfernter brauste, nur mittelbaren Antheil. Am 4. December 1334 war der neunzigjährige Papst Johann XXII. zu Avignon gestorben. Sein Nachfolger, Benedict XII., von einem ungleich milderen Geiste beseelt, hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als den langen, unseligen Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt zu beendigen. An den Herzog Albrecht wendete er sich, den Kaiser Ludwig zur Unterwerfung und Demuth gegen die Kirche zu vermögen, die ihm verzeihend ihre Arme öffnen werde. Ludwig that sofort versöhnliche Schritte; aber nicht nur in Deutschland setzte man einer Aussöhnung des Papstes und des Kaisers, wodurch die Macht des Letzteren nothwendig sich sehr vermehrt haben würde, heimliche Hindernisse entgegen, sondern des Kaisers Gegner, die Könige von Frankreich, Neapel und Böhmen, unternahmen auch vielfache Umtriebe, um solches zu verhindern. Ludwig, bald übereilend, bald verzögernd, Beides immer am unrechten Orte, brach plötzlich die Unterhandlungen ab, und schloß, gegen eine bedeutende Summe, ein Bündniß mit dem Könige Eduard von England wider den König Philipp von Frankreich ab.

Diese entschieden feindselige Stellung der großen Mächte gegen einander nöthigte auch die übrigen, eine Stellung zu ergreifen. Frankreich's Bundesgenosse ward der, für jenes Band so innig eingenommene König Johann von Böhmen. Doch dieser mußte, um wirksam helfen zu können, seine eigenen Gränzen möglichst sichern. Aus diesem Grunde ward der Beitritt der Herzoge von Oesterreich zu dem Bunde nöthig. Er kam, nachdem schon früher Oesterreich und Frankreich in gutem Einvernehmen gewesen, am 12. Januar 1337 zu Paris zu Stande, giltig gegen Jedermann, mit Ausnahme des Papstes, des Königs von Böhmen und des Herzogs von Lothringen. Der

Vertrag hatte wohl keinen anderen Grund, als den Böhmenkönig von Oesterreich aus zu beruhigen und sicher zu stellen.

Da der Krieg den Marken Oesterreich's sich schwerer, wenigstens nicht so schnell zu nähern vermochte, die vorderen Lande dagegen dem Kampfe nahe lagen und leicht von ihm ergriffen werden konnten, so unternahm Albrecht dorthin eine Reise, überall schlichtend und ordnend mit gewohnter Weisheit und Mäßigung. In Augsburg traf und sprach er auch den Kaiser, mit welchem die Verhältnisse sich wieder freundlicher gestalteten; denn derselbe belehnte die Herzoge, in der Person Albrecht's, mit dem Reichsvicariat von Padua und Treviso, gegen die Versicherung, ihm und dem Reiche zu Diensten bereit zu seyn, und versprach ihnen zugleich angemessene Entschädigung für den Fall, daß die Umstände es unmöglich machen sollten, die genannten beiden Städte ihnen, als seinen Reichsvicarien, wirklich zu übergeben. Ueberall, wo der Herzog Albrecht eintraf, sowohl in seinen eigenen Landen, als auch außerhalb derselben, wurde er mit höchster Ehrerbietung und Liebe aufgenommen, denn der Ruhm seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Friedensliebe war allenthalben hingedrungen, und Oesterreich, durch ihn vergrößert und verherrlicht, gedieh und erstarkte wunderbar unter seiner milden und glücklichen Hand.

In der Gesetzgebung eilte der Herzog Albrecht in vielfacher Beziehung seinem Jahrhunderte voraus. Mitten in einer Zeit des Selbstrechtes und der Gewalt der Faust, erließ er zu St. Veit in Kärnten, im August 1338, ein Verbot der Zweikämpfe in Ehrensachen; wer einer schändlichen That geziehen würde, sollte sich durch Eid und Zeugniß reinigen, wo sodann der Verleumder vor Gericht seine Strafe zu empfangen hätte. Er hielt treu an altem Rechte und alter Gewohnheit, wo selbige mit Vernunft und Billigkeit verträglich, und mischte dem mangelhaften Vorhandenen vorsichtig das bessere Neue ein.

Wilden Vorurtheilen trat er entschieden entgegen, und seine Besonnenheit erhielt sich frei von dem Taumel der Menge. Die wüthende Judenverfolgung, durch den berüchtigten Bauernwirth, König Armleder genannt, in Franken und im Elsaß begonnen, verbreitete 1338 sich auch nach Oesterreich. Im Lande unter der Enns, in Pulkau, brach sie zuerst aus. Wiederum waren es hier angeblich von Juden entweihte und verletzte blutende Hostien, die man zum Vorwande nahm. Der raublustige Pöbel warf sich über die Juden her, würgte und wüthete unter ihnen und plünderte ihre Habe. Am ärgsten

ging es auf dem Lande zu. In den Städten, z. B. in Wien und Neustadt, schützte der Herzog durch die Landesedlen Leben und Eigenthum der Juden, und empfahl die Untersuchung der Ursachen, da diese kirchlicher Natur waren, dem Papste Benedict, der den Bischof von Passau hierzu beauftragte und ihm zur Richtschnur gab, die Juden streng zu strafen, wenn sie der angesonnenen Frevel wirklich schuldig befunden würden. Würde sich aber dabei ein Betrug der Christen zeigen, so sollte die blutige Hostie hinweggenommen und der Betrüger hart gezüchtigt werden, um das durch ihn verschuldete Unheil zu büßen. Bald darauf ordnete der Herzog auch den Gerichtsstand der Juden in Judenburg.

Im nämlichen Jahre theilte Oesterreich mit einem großen Theile des übrigen Europa die Landplage der Heuschrecken. In ungeheueren Schwärmen von meilenweiter Ausdehnung, zogen diese gräulichen Gäste heran, Wiesen und Gärten kahl fressend, und nur die Weinberge verschonend. Das Getreide war glücklicher Weise schon in Sicherheit. In ihren dichten Zügen verfinsterten sie, wo sie eben flogen, die Sonne, und vermehrten sich selbst im Fluge, so daß ihre Zahl mit schreckender Schnelligkeit sich vervielfachte. Sie hatten vier Flügel und am Kopfe einen Kamm; ihre Nähe verbreitete einen unerträglichen Gestank. Erst nach drei Jahren rieben Menschenhände, Vögel und Witterung diese Unholde allmälig auf; gegen Westen verloren sie sich.

Der Stamm Habsburg wurde um jene Zeit so heftig erschüttert, daß er beinahe zum Erlöschen gekommen wäre. Herzog Otto's Gemalin, die sechzehnjährige Anna, schon in ihrem zwölften Jahre ihm angetraut, starb am 3. September 1338; er selbst, im schönsten Mannesalter stehend, folgte ihr schon am 17. Februar des folgenden Jahres im Tode nach. Zwei Söhne überlebten ihn; auf ihnen beruhte die ganze Hoffnung des Stammes, denn der Herzog Albrecht war kinderlos, und sein siecher Zustand gewährte keine Aussicht auf Nachkommenschaft. Aber unerwartet wurden ihm Vaterfreuden zu Theil. Am 1. November 1339 gebar seine Gemalin einen gesunden Sohn. Er nannte ihn Rudolf. Zehn Geschwister folgten dem ersten Sprößlinge nach, und reicher Kindersegen belebte Albrecht's erst ödes und stilles Haus. Sechs Kinder überlebten ihn. Ohne solchen erfreulichen Zuwachs würde das Geschlecht zu Ende gegangen seyn, denn Herzog Otto's Söhne starben Beide schon im Jahre 1344.

Im Reiche herrschte noch immer Zwietracht und Kampf. Tödtlichen Haß hatte der Kaiser Ludwig auf seinen hartnäckigen Gegner, den Herzog

Heinrich von Niederbaiern, König Johann's Schwiegersohn, geworfen. Ihm trachtete er sein ganzes Herzogthum zu entreißen, und schloß daher am 10. Januar 1339 ein Bündniß gegen denselben mit Albrecht und dem damals noch lebenden Otto von Oesterreich, denen er sogar für den Fall der gänzlichen Besiegung und Vernichtung seines Feindes, einen ansehnlichen Theil Oberbaierns zu opfern sich bereit erklärte. Bei einer späteren Zusammenkunft Ludwig's und Albrecht's, zu Reichenhall, söhnte der Herzog den Kaiser auch mit dem Erzbischofe Heinrich von Prag aus, der sich zur päpstlichen Partei wider den Kaiser geschlagen hatte. Das ganze Bündniß blieb jedoch erfolglos. Der König Johann, der den Kaiser so oft schon in seinen Entschlüssen wanken gemacht hatte, stimmte ihn zu Gunsten seines Schwiegersohnes um. Bald fiel aller Anlaß zu weiteren Streitigkeiten auf dieser Seite weg; denn am 1. December 1339 verblich der Herzog Heinrich; sein einziger Sohn, Johann, starb ihm binnen dreizehn Monaten nach, und Niederbaiern fiel hiermit nach Recht und Ordnung an Ludwig. Auch ein in demselben Jahre zwischen den Herzogen von Oesterreich und dem Könige Eduard III. von England abgeschlossenes Bündniß äußerte keine Folgen, da bald darauf der König von Frankreich sich dem Kaiser Ludwig näherte. Oesterreich nahm daher keinen Theil an dem langen und erbitterten Kampfe zwischen Frankreich und England, und erhielt sich durch Albrecht in glücklicher Ruhe.

Diese zu erhalten, scheuete der weise Fürst keine Mühe, kein Opfer. Die seit so lange schwankenden und streitigen Gränzen gegen Böhmen, die man in dem Bezirke, wo die Herrschaften Weitra, Gratzen und Wittingau sich berühren, gar nicht zu bestimmen wußte, ließ Albrecht untersuchen und regeln, und beugte dadurch späteren Zweifeln und Streitigkeiten glücklich vor.

Die Ruhe nach außen wurde durch eine zweckmäßige Gesetzgebung auch nach innen unterstützt. Am 23. Juli 1340 verlieh der Herzog der Stadt Wien eine große Handfeste, nahm jedoch das herzogliche Hofgesinde und die Dienstherren von den darin getroffenen Verfügungen aus, und verwies sie auf das alte Recht. Das aus älteren Babenberg'schen und Habsburg'schen Handfesten und überlieferten Gewohnheiten oder autonomischen Fällen zusammengestellte Stadtrecht handelte von Verbrechen und Frevel, vom Tragen der Waffen, vermehrte den äußeren Rath auf zweihundert Personen, und verordnete, was Rechtens, in Betreff der Witwen und Waisen, der Fremden, Kaufleute, Gastwirthe, Fleischer, Fischer und aller anderen damaligen

Gewerbe. Einen Monat später (23. August) folgte auch eine ausführliche Ordnung für die Schneiderzunft zu Wien, deren Zeche und Innung.

Wider die Plackereien der reichsfreien und mächtigen, aber auch unruhigen Grafen von Schönberg im sogenannten Schaumberger Ländchen, das sich zwischen Oesterreich's und Baierns Gränze ausbreitete, schloß der Herzog ein Bündniß auf gegenseitigen Schutz mit dem Kaiser Ludwig. Den Dienstherren und Landleuten im Herzogthume Steyer bestätigte er am 6. December 1339 den ihnen 1277 vom Könige Rudolf ertheilten, berühmten Freiheitsbrief.

Im benachbarten Tirol fielen durch Margaretha Maultasch Aergernisse und Zwistigkeiten vor. Die leidenschaftliche und flatterhafte Frau war ihres jugendlichen Gemals, Johann's von Böhmen, überdrüßig. Sie verklagte ihn bei dem Kaiser und begehrte des Letzteren, seit Kurzem zum Witwer gewordenen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zum zweiten Gatten. Auf die Nachricht dieser Umtriebe eilte ihr Gemal aus Ungarn mit einigen Truppen nach Tirol zurück, legte Besatzung in das feste Schloß Tirol, und ließ Margaretha streng bewachen. Aber durch ihren Anhang aus dem Kerker befreit, warf sie ihren eigenen Gemal in's Gefängniß; mit Mühe entging derselbe weiterem Schimpfe durch die Flucht. Dem Kaiser gaben diese Vorfälle erwünschten Anlaß, Tirol an das Haus Baiern zu bringen. Ohne die päpstliche Dispensation abzuwarten, sprach er die Trennung der Ehe Margarethens aus, vermälte diese, ihrem Begehren gemäß, mit seinem Sohne Ludwig, und belehnte diesen nicht nur mit Tirol, sondern auch — im Widerspruche mit seinen eigenen, früheren, kaiserlichen Verfügungen — mit Kärnten, weil Margaretha auf dieses Land niemals Verzicht geleistet habe.

Ungeachtet der Beleidigung und Ungerechtigkeit, die der Kaiser dadurch gegen den Herzog Albrecht beging, ward dieser auch jetzt seiner Mäßigung nicht untreu. Der König Johaun von Böhmen aber verschmerzte nicht so leicht die dem Sohne widerfahrene Unbill; er suchte den durch des Kaisers Verfahren so unmittelbar verletzten Herzog Albrecht für sich zu gewinnen, und dieser zog daraus den Vortheil, daß Johann seine (Albrecht's) Mißverhältnisse mit Ungarn schlichtete. Bisher hatte nämlich der Herzog Albrecht noch immer Anspruch auf Entschädigung erhoben, für die 1336 durch die ungarischen Hilfsvölker in Oesterreich angestifteten Verheerungen und Räubereien.

Hartnäckig hatte der König Karl von Ungarn bis jetzt die Entschädigung verweigert. Nun aber wurden, durch die Dazwischenkunft des Königs von Böhmen, von beiden Seiten Schiedsrichter zu Ermittelung des Schadens angestellt, und der Gegenstand dadurch in friedlichem Wege erledigt.

Um das Einvernehmen zwischen Oesterreich und Böhmen noch weiter zu fördern, kam der Markgraf Karl von Mähren persönlich nach Wien, und sowohl er, als sein Vater Johann, bestätigten den früher geschlossenen Vertrag von 1336, in welchem sie, zu Gunsten der Herzoge von Oesterreich, auf Kärnten Verzicht geleistet hatten. Auch wollten sie nicht eher die von dem Herzoge dafür bewilligten 10,000 Mark Silbers und die dafür verpfändeten Städte Laa und Waidhofen ansprechen, bis die dermaligen Prätendenten von Kärnten sich aller ihrer Ansprüche begeben haben würden. Da Margaretha eine solche Verzichtleistung niemals aussprach, so blieb der Herzog Albrecht von Zahlung jener Summe und von der Uebergabe der genannten Städte gänzlich befreit.

Der König von Böhmen und dessen Sohn hatten nur deshalb dem Herzoge so leichte Bedingungen gestellt, um ihn desto sicherer zu einem unbedingten Bündniß wider den Kaiser zu gewinnen. Aber der Herzog Albrecht ließ sich dadurch gleichwohl nicht zu einem unnöthigen Kriege verpflichten, sondern beschränkte sich auf ein, am 15. December 1341 zu Wien abgeschlossenes Bündniß, das sein und seiner Verbündeten Eigenthum gegen ungerechte Angriffe des Kaisers schützen mußte, von welchem, nach dessen letzten eigenmächtigen Handlungen, Alles zu befürchten war.

Dem hitzigen Könige Johann war dieses Bündniß nicht genug, persönlich hoffte er noch mehr von dem Herzoge zu erlangen, ihn noch unbedingter wider den Kaiser zu stimmen. Obgleich seit zwei Jahren erblindet, machte er zu Anfange des Jahres 1342 sich dennoch auf den Weg nach Wien, und besprach sich in einem Zimmer der Burg, ohne alle Wortzeugen, mit Albrecht, der auf seinem Ruhebette die Unterhandlung anhörte und entgegnete. Als sie schieden, konnte der blinde König die Thüre nicht finden, der lahme Herzog ihn nicht zurechtweisen. Da mußten beide Fürsten wider Willen über ihre Körpergebrechen laut auflachen, und erst die herbeieilenden Diener machten dem traurigen Scherze ein Ende. Johann's Zweck war auch diesmal nicht erreicht worden. Albrecht beharrte bei seinem Entschlusse, nur nothgedrungen und vertheidigungsweise zu einem Kriege zu schreiten. Der Frieden seiner

Lande und Unterthanen stand ihm über dem Ruhme der Waffen, über der Befriedigung persönlicher Empfindlichkeit. Mißvergnügt verließ der streitbare blinde König den standhaften Friedensfürsten.

Bald darauf verfiel der Herzog Albrecht in eine tödtliche Krankheit. Man verzweifelte schon an seinem Aufkommen, und allgemein war der Schmerz des Volkes, das in ihm seinen Vater ehrte und liebte. In allen Kirchen lag man auf den Knieen, um das Leben des trefflichen Fürsten flehend, da die Kunst der Aerzte — damals freilich immer noch übel berathen — nicht anschlagen wollte. Endlich genas der allgeliebte Fürst zur unbeschreiblichen Freude seiner Unterthanen. Während seiner Krankheit hatte ein unwürdiger Priester aus Schwaben, von Rache oder Gewinnsucht verführt, gegen den herzoglichen Küchenmeister Stibor die boshafte Anklage erhoben, als hätte dieser dem Herzoge Gift gereicht, und ihn dadurch so siech und elend gemacht. Verfälschte Schreiben unterstützten den argen Ankläger. Der Küchenmeister ward in Ketten und Banden geworfen, und erwartete, bei erbärmlicher Kost, durch sechs Monate täglich mit Furcht und Zittern sein Todesurtheil. Da brachte der Zufall seine Unschuld an den Tag. Furchtbar mußte der Angeber seinen Betrug entgelten. Vierzehn Tage hinter einander wurde er, in einen eisernen Käfig eingeschlossen, auf einer hohen Säule am hohen Markte zu Wien den Blicken des Volkes ausgestellt, dann auf St. Stephan's Freithofe lebendig eingemauert. Ein grelles Bild der barbarischen Strafen jener Zeit, selbst durch die Weisheit eines Albrecht nicht gemildert!

In dem durch Albrecht's Fürsorge geschützten Oesterreich, für welches mächtige Bundesgenossen die Ruhe wahren halfen, ahnte und bemerkte man kaum die Gewitter, die über das deutsche Reich dahintobten und ihre Donner nach allen Seiten entsendeten. Alle Versuche, den König Ludwig mit dem heiligen Vater auszusöhnen, waren, wie nahe man auch oftmals diesem Ziele gewesen, an der Ungunst der Verhältnisse, den Mißgriffen der zunächst Betheiligten, dem bald offenen, bald heimlichen Entgegenwirken einflußreicher Parteien gescheitert, welche zum Theil die Miene thätigster Theilnahme und Förderung annahmen. Dem friedensgeneigten Papste Benedict XII. war Clemens VI. nachgefolgt, ein Mann von starrem und stolzem Willen, unbeugsam wie Johann XXII., und als geborener Franzose der Politik und dem Hofe seines Vaterlandes eifrig zugethan. Er hatte den Haß jenes seines Vorgängers wider Ludwig den Baiern geerbt, mahnte daher sofort durch den von

ihm neu eingesetzten Erzbischof von Mainz die deutschen Fürsten von allem Gehorsam gegen Ludwig ab, und eiferte die Kurfürsten an, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Unzufriedenheit mit Ludwig, hauptsächlich aber das freigebig verstreute Gold Johann's von Böhmen, der nach allen Kräften seinem ältesten Sohne Karl die deutsche Krone zuzuwenden trachtete, verschaffte dieser Mahnung Gehorsam. Die drei geistlichen Kurfürsten, dann die weltlichen von Böhmen und Sachsen hielten — da die Reichsstädte Frankfurt und Aachen auf Ludwig's Seite standen — am 11. Juli 1346 zu Rense eine Versammlung. Brandenburg und Pfalz, deren Fürsten durch Blutsverwandtschaft zu Ludwig hingezogen wurden, erschienen nicht. Die Fünf aber erklärten das deutsche Reich als seit lange hauptlos, und erwählten den Markgrafen von Mähren und Kronprinzen von Böhmen, Karl, zu einem römischen Könige. Ludwig, auf einem Zuge nach Italien begriffen, kehrte, zufolge dieses Ereignisses, eiligst nach Deutschland um, suchte seine Anhänger in ihrer Treue zu bestärken und ließ auf einem Reichstage zu Speier die Wahl von Rense ungiltig erklären. Karl aber, durch den Heldentod seines Vaters Johann in der Schlacht von Cressy (am 26. August 1346) auch König von Böhmen geworden, ließ am 26. November sich zu Bonn als römischer König, unter dem Namen Karl IV., krönen.

Albrecht's weise Politik erhielt ihn in glücklicher Unabhängigkeit von den kämpfenden Parteien, welche insgesammt um seinen Beitritt sich bewarben, und ließ ihn dem älteren Reichsoberhaupte, dem er einmal Treue zugeschworen, dieselbe bewahren, ohne deshalb mit dem anderen Theile zu brechen. Noch freier und unbefangener ward seine Stellung durch Kaiser Ludwig's plötzlichen Tod, am 11. October 1347; denn nunmehr fiel alle Parteiung von selbst hinweg, und der drohende Anlaß zu einem abermaligen inneren Kriege Deutschland's hob sich auf. Karl IV., einer der ruhmreichsten Fürsten aller Zeiten, wurde nun durch das ganze Reich als römischer König anerkannt.

Eine vorübergehende Spannung zwischen Karl und Albrecht, deshalb entstanden, weil Ersterer dem Wunsche des Herzogs: den Grafen Konrad von Hardeck, der ohne des Herzogs Erlaubniß sich mit Katharina, der Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold, vermält hatte, aus seinem Lande zu verbannen, nicht willfahren wollte, — wurde glücklich beseitigt. In Brünn kamen im Mai 1348 der junge König und der Herzog Albrecht zusammen, und es wurde bei dieser Gelegenheit Alles geordnet und ausgeglichen. Der

König bestätigte dem Herzoge und dessen Söhnen, Rudolf und Friedrich, alle, ihren Städten, Gerichten und Unterthanen zustehenden Rechte und Freiheiten auch in Betreff der Juden, und sicherte zugleich dem Herzoge Albrecht für dessen Dienste eine Summe von 20,000 Mark Silbers zu, wofür Letzterem und dessen Erben die Städte und Festungen Breisach, Neuburg, Schaffhausen und Rheinfelden pfandweise eingesetzt wurden. Die Belehnung sollte, kraft des in dem Fridericianischen Freiheitsbriefe den Herzogen von Oesterreich verliehenen Rechtes, auf österreichischem Grund und Boden vor sich gehen. Zu diesem Ende begaben sich die Fürsten nach Seefeld in Oesterreich, und hier ertheilte der König dem Herzoge und dessen Söhnen die förmliche Belehnung mit allen ihren Reichslehen. Inbegriffen waren auch diejenigen Lehen, welche die Herzoge von Oesterreich von Ludwig dem Baiern, den Karl nicht als rechtsgiltigen Vorfahren anerkannte, empfangen hatten. Die Verlobung zwischen den Kindern beider Fürsten sollte das Freundschaftsbündniß noch befestigen. Unter großen Feierlichkeiten und glänzenden Festen übergab der König seine Tochter Katharina, die Braut des Herzogs Rudolf, in die Obhut ihrer künftigen Schwiegereltern.

Aber auch jetzt noch wußte der Herzog sich in würdiger Unabhängigkeit zu erhalten, und behielt sich ausdrücklich vor, dem Könige niemals Beistand gegen die Kinder Ludwig's zu leisten. Desto freudiger übernahm er das Geschäft eines Vermittlers zwischen dem Könige Karl und den Söhnen Ludwig's, um den baierischen Landen, und damit dem Reiche selbst, den längst ersehnten Frieden zurückzugeben. Wirklich ward ihm das ehrenvolle Amt eines Vermittlers zuerkannt. Als solcher lud er die streitigen Parteien zu einer freundschaftlichen Unterredung nach Passau. Hier erschienen dem zufolge der König Karl, der Markgraf Ludwig von Brandenburg, als Kaiser Ludwig's Sohn, und viele vornehme Herren.

Aber ein falsches Gerücht, der König wolle, um England zu schmeicheln, die dem Herzoge Wilhelm von Baiern gehörigen Grafschaften Holland und Seeland den Söhnen König Eduard's III. und dem Markgrafen von Jülich verleihen, lärmte die baierische und brandenburgische Partei auf; es entstand Tumult und Unordnung. Der Herzog Ludwig eilte zornig aus Passau hinweg, schwörend, Karl'n niemals als römischen König anzuerkennen. Der Friedenscongreß war vereitelt. Der König und der Herzog Albrecht fuhren zu Schiffe nach Linz, wo Ersterer durch eine Urkunde vom

31. Juli alle Gnadenbezeigungen und Freiheitsbriefe seines Vorgängers Ludwig, so weit sie den Gerechtsamen Oesterreich's und der damit verbundenen Länder zum Nachtheile gereichen würden, für ungiltig erklärte. Durch diesen königlichen Bescheid wurde den Waldstätten jeder Vorwand zu fernerer Widersetzlichkeit benommen, ohne daß jedoch diese Maßregel dort ihre Wirkung that.

Das Jahr 1349 war für Oesterreich von Uebeln begleitet, welche Albrecht's Weisheit nicht verhindern konnte. Ein schreckliches Erdbeben tobte als unterirdischer Feind durch Oesterreich hin. Am verderblichsten rüttelte es am kärntnischen Boden, wo die Stadt Villach und viele Ortschaften im dortigen Thale theilweise in Schutt sanken. Die Pest war ein Verbündeter jener Landplage. Aus ihrem alten Sitze, dem Morgenlande, brach sie über Italien nach Kärnten, Steyermark und Oesterreich herein. Bald waren ganze Dörfer entvölkert, und die Städte arg gelichtet. In Wien starben täglich zwischen fünf- und siebenhundert, ja in der schlimmsten Zeit wohl an tausend Menschen und darüber. Ein allgemeiner Schrecken überkam die stündlich vom Tode bedrohten Menschen. Die Kunst der Aerzte erlahmte; die getroffenen Maßregeln reichten nicht aus; nur Gebet und Flehen blieb übrig. Da brütete die Todesangst wieder jene finstere Brut von Schwärmern aus, die schon früher in Italien und Deutschland ihr Wesen getrieben. Nackte Geißler, auf angebliche Zeichen des Himmels sich berufend, durchzogen die Städte mit ihrem schaurigen Geheul, mit ihren blutigen Mißhandlungen des eigenen Körpers. Von der Schwärmerei angesteckt und dem frommen Müßiggange fröhnend, lief den Geißlern alles herrenlose und arbeitscheue Gesindel zu, schwarze Kreuze sich auf Brust, Rücken und Hut heftend. Allerhand Unordnungen wurden begangen, Teufel ausgetrieben, nächtliche Zusammenkünfte veranstaltet, Zucht und Sitte verletzt, endlich sogar Raub, Mord und Plünderung an den Wohlhabenden vollführt. Die Pest wollte dabei nicht weichen. Darum suchte und erfand man andere Ursachen, als den Zorn des Himmels, dem man bisher das Uebel beigemessen. Man fabelte, die Juden hätten, aus leidigem Christenhaß, theils durch bösen Zauber, theils durch Vergiftung der Brunnen, die Seuche verursacht und unterhalten. Alsbald begann eine wüthende Judenverfolgung in vielen Gegenden Deutschland's und Oesterreich's, hier am ärgsten in und um Krems, Stein und Mautern. Am 28. September rottete sich der Pöbel aus diesen Städten und der Umge-

gend zusammen, schlug den Weg nach Krems ein, und mordete dort alle Juden, deren man habhaft wurde, erbrach und plünderte ihre Häuser. Von den unglücklichen Opfern des Fanatismus und der Raubgier entkamen nur diejenigen, denen es gelang, sich in die Burg zu flüchten, wo der Edle von Meißau sie herbergte und schützte. Viele der Juden, keinen Rettungsweg vor sich, zündeten in der Verzweiflung ihre eigenen Häuser an und verbrannten sich mit ihrer Habe, den Flammentod dem Wüthen ihrer Peiniger vorziehend. Vergebens waren die Ermahnungen, die Verwendungen des heiligen Vaters, der nach allen Kräften dem Frevel Einhalt zu thun strebte. Wirksamer zeigten sich die weltlichen Maßregeln des Herzogs Albrecht. Auf seinen Befehl versammelten einige seiner Ministerialen, in Verbindung mit dem von Meißau, eine kriegerische Schaar, durch welche die Frevler zusammengefangen und in Rechberg und Stein in Kerker geworfen wurden. Das Kriegsvolk vergalt die begangenen Unthaten durch Plünderung vieler Dörfer. Leubs rettete sich durch Capitulation; Mautern lösete sich durch die Fürbitte des Bischofs Gottfried von Passau und durch eine Geldbuße von sechshunder Pfund; vierhundert Pfund mußten die Gemeinden von Krems und Stein erlegen. Drei der Rädelsführer wurden aufgeknüpft; von den eingezogenen Bürgern kauften sich manche, nach Maßgabe ihres Vermögens, von weiterer Strafe los; einzelne starben in ihrer Haft. Wie gering auch die Strafe im Verhältnisse zu den begangenen Freveln war, so wurde es doch — so verwahrloset waren die Zeitbegriffe — dem Herzoge zum bitteren Vorwurfe gemacht, daß er die Juden vertrete und um ihretwillen christliche Unterthanen büße. Als die heiße Jahreszeit verging, ließ auch die Seuche nach, und man gewann Zeit, den ungeheuren Menschenverlust zu überzählen. Von der ärmeren Klasse, die sich am wenigsten pflegen konnte, waren die meisten hingerafft worden. Es fehlte daher an Dienstleuten und Handlangern. Die Arbeitslöhne wurden dadurch außerordentlich vertheuert; mit ihnen stiegen die Preise der Lebensmittel, trotz der gesegneten Ernte, und harte Theurung riß ein.

Als die Prüfung vorüber gegangen war, vermochte Albrecht's segensreiche Thätigkeit sich wieder freier zu entfalten. Zwischen Oesterreich und dem Patriarchenstuhle von Aquileja hatten schon seit längerer Zeit Reibungen bestanden, vornehmlich um die Mauth zu Venzone, die von beiden Theilen zugleich angesprochen wurde. Des früheren Patriarchen Bertrand unnach-

giebiger Sinn hatte bisher jede Annäherung erschwert und vereitelt. Aber sein Nachfolger Nikolaus, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königs Johann von Böhmen, zeigte sich friedfertig und billig. Zu Budweis vermittelte am 1. Mai 1351 der König Karl den Frieden zwischen dem Herzoge und dem Patriarchen. Der Herzog sollte die Feste zu Klausen mit der Mauth, die er nach Bertrand's Tode an sich genommen, auf zwölf Jahre besitzen, hiermit aber auch für jede Forderung an die Patriarchen abgefunden seyn. Nach solchem Vertrage erneuerte der Patriarch dem Herzoge und dessen Söhnen die alte Belehnung mit der Stadt und dem Gebiete von Venzone, den Festungen Ober-Wippach und St. Michaelsberg, sammt den früher schon innegehabten übrigen Aquilejischen Lehen und Gerechtsamen.

Wichtige Ursachen hielten den Herzog Albrecht vom Sommer 1351 bis gegen den Winter des folgenden Jahres auf seinen Stammgütern in Oberschwaben zurück, wo der König Karl sein Einschreiten durch entsprechende Befehle an die schwäbischen Reichsvoigte kräftig unterstützte. Während, treu den geschlossenen Verträgen und Waffenstillständen, die dortigen Orte Frieden hielten, ging es in Zürich unruhig und bedrohlich zu. Hier hatte der Bürgermeister Rudolf Brun, ein Freund der Handwerker und von ihnen auf alle Weise unterstützt, der Volkspartei ein entschiedenes Uebergewicht verschafft. Viele Edle und Freie hatte er verbannt. Sie sammelten Anhänger und schlossen unter sich einen Bund wider Zürich, welchem auch der Graf Johann von Habsburg zu Rapperschwyl, ein Vetter und Lehensmann Herzog Albrecht's, beitrat. Aber die versuchte Ueberrumpelung Zürich's mißglückte ihnen; der Graf Johann wurde von den Bürgern von Zürich gefangen genommen und in enge Haft gebracht. Rapperschwyl wurde sodann von den Zürichern überfallen und erobert. Gleichwohl erneuerten im nämlichen Jahre 1350 die Herzoge den sechsjährigen Bund mit Zürich, ohne dabei Schritte zur Befreiung des gefangenen Grafen zu thun. Von den Dienstmannen desselben in Handel und Wandel beunruhigt, suchten die Züricher sich endlich mit seinen Brüdern zu einigen, wurden aber von diesen zuerst an den Herzog Albrecht, als des Habsburg'schen Hauses Lehensherrn, gewiesen. Den kürzeren Weg der Gewalt jenem des Verhandelns vorziehend, ließ Rudolf Brun durch seine Züricher die alte Burg Rapperschwyl sammt den Stadtmauern dem Erdboden gleich machen, und trieb die unglücklichen Einwohner in's Elend. Dann trat er 1351 dem Bunde der Waldstätte bei. Als in diesem

Jahre der Herzog Albrecht nach Bruck im Aargau kam, schickten die Züricher ihm zwar eine Gesandtschaft zu, verweigerten aber seine Forderung: Rapperschwyl, das freilich zuerst die Feindseligkeiten gegen Zürich begonnen, wieder aufzubauen und den Einwohnern den zugefügten Schaden zu ersetzen. Da erließ der Herzog durch seinen Landvoigt im Aargau und Turgau einen öffentlichen Beschwerdebrief und ein Aufgebot wider Zürich, und der Krieg brach los. Vermittler traten auf, und am 14. September wurde die Sache Schiedsrichtern unterstellt, nach deren Ausspruche der Herzog seine Streitkräfte zurückzog. Aber die Züricher unterwarfen sich dem Ausspruche nicht, weil er ihnen schwierig bedünkte, und ließen sogar ihre Geiseln im Stiche. Die Feindseligkeiten mußten also ihren Fortgang nehmen. Der Winter unterbrach sie zum Theil; aber schon im August 1352 war der Herzog Albrecht wieder in den vorderen Landen.

Den Schwyzern hatten Lucern, Glarus und Zug sich angeschlossen; gegen die von Glarus, welche sich auf das Schloß des Hermann von Landenberg geworfen und es zerstört hatten, war der herzogliche Landvoigt, Walther von Stadion, im Kampfe gefallen. Auch Zürich erhob sich mit Macht; die Bürger dieser Stadt überfielen mit Erfolg die Truppen des Herzogs bei Baden, ehe diese sich noch hatten verstärken können, und siegten am 26. December 1351 bei Tätwyl über den herzoglichen Führer, Burchard von Ellerbach. Nach solchen Fortschritten der Aelpler, mußte ihnen stärkere Macht entgegengesetzt werden. Der Herzog Albrecht hatte Bündnisse mit Savoyen, Brandenburg und anderen Fürsten geschlossen, und ein mächtiges Heer rückte vor Zürich. Der Markgraf Ludwig von Brandenburg, Besorgnisse für seine, und Mitleid für die feindliche Partei empfindend, suchte Frieden herzustellen, und durch seine Vermittelung kam am 1. September 1352 ein Vertrag zu Stande, worin unter Anderem bestimmt wurde, daß Zürich die herzoglichen Leute und Hintersassen, die es zu Bürgern aufgenommen, entlassen und künftig nur nach eigenen Gerechtsamen Bürgerrechte austheilen, ferner die herzoglichen Lehen, welche es innehabe, abgeben, oder das Lehenrecht darum ansuchen, das Eigenthum der herzoglichen Unterthanen zurückstellen, den Schaden ersetzen, auch sich nie mehr gegen den Herzog und die Seinigen verbünden solle. Das während des Krieges gegenseitig besetzte Eigenthum sollten beide Theile herausgeben. Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden, Zug und Glarus

machten sich zu Gleichem verbindlich; Schwyz gelobte noch besonders Erfüllung des dem Herzoge schuldigen Gehorsams.

Nicht lange hielten die Waldstädte Frieden, und zu Weitra, wo nach Pfingsten 1353 der Herzog mit dem Könige Karl V. zusammentraf, beriethen sich die beiden Fürsten ernstlich über die Züricher und Schwyzer Dinge. Zürich hatte, dem Vertrag entgegen, noch fortwährend herzogliche Beamte und Unterthanen zu Bürgern aufgenommen, und den früheren Bund mit den Leuten derselben in Lucern, Zug und Glarus nicht aufgehoben, dadurch aber unmittelbar die landes- und lehensherrlichen Rechte des Herzogs gefährdet und verletzt, und Unterthanen, Vasallen und Gerichtsbefohlene desselben in ihrer Widersetzlichkeit unterstützt. Dergleichen konnte und durfte der Herzog nicht zugeben; denn die Gefahr ward immer größer, der Ungehorsam immer weiter greifend. Schwierig und lang konnte der Krieg gegen diese Landleute werden, nicht wegen ihrer Zahl, doch wegen der Lage ihres Landes; große Rüstungen wurden nöthig, wenn nicht mangelhafte Erfolge den Trotz der Schwyzer mehren sollten. Das erforderte wiederum große Auslagen; sie zu bestreiten, erhob der Herzog in Oesterreich den zehnten Theil vom Werthe der Weinberge, drückend für die Besitzer, denn ein ganzer Jahresertrag ging ihnen dadurch verloren.

Der römische König, uneingeschüchtert durch früher gescheiterte Unterhandlungen und gebrochene Verträge, hoffte noch immer, die Schwyzer in Güte zu ihrer Pflicht zu führen. Aber auch seine Bemühungen zerstießen sich an der Halsstarrigkeit dieser Leute, die rundhin verweigerten oder bestritten oder, wenn man sie mit Gründen des Rechtes widerlegen wollte, sich schlau auf ihre Einfältigkeit und Unkenntniß rechtsgelehrter Phrasen ausredeten. Alles, was der König, selbst bei persönlicher Anwesenheit, von ihnen erlangte, waren Waffenstillstände auf kürzere Zeit. Zuletzt hoffte er, dem Streite dadurch ein Ende zu machen, daß er Lucern und Zug, weil sie durchaus dem Reiche unterstehen wollten, an sich zu kaufen, und den Herzog durch größere, einträglichere und näher gelegene Lande zu entschädigen sich erbot. Der Vorschlag, oder mehr wohl die vielleicht übel gewählte Form desselben, weckte des Herzogs Empfindlichkeit und Stolz. Er sey reich genug, soll er geantwortet haben, um die Güter des Königs selbst kaufen zu können. Da somit Güte nicht fruchten wollte, entschloß der König sich ebenfalls, zur Gewalt zu schreiten, kündigte

am 20. Juni 1354 der Stadt Zürich und ihren Eidgenossen den Waffenstillstand auf und erklärte ihnen den Reichskrieg.

Ein allgemeines Aufgebot wurde erlassen. Der Herzog sammelte seine und seiner Bundesgenossen Streitkräfte, und ließ, zu großem Nachtheile und Schrecken der Züricher, die Mauern und Festungswerke der, vom Grafen Johann ihm abgetretenen Stadt und Burg Rapprechtswyl wieder herstellen. Der König erschien in Person auf dem Kampfplatze, und nahm seinen Sitz in Regensperg, eine Meile oberhalb Zürich. Es sollen in Allem viertausend Helme — davon tausend aus Oesterreich allein — und vierzigtausend Mann bewaffnetes Fußvolk vor Zürich gestanden haben.

Mit Verheerungen der Güter und Weinberge um Zürich wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Dazwischen wurden auf Veranlassung der Reichsstädte, die ungern zur Belagerung Zürich's, als einer ihresgleichen schritten, Unterhandlungen angeknüpft und wieder abgebrochen. Bei Ober-Meilan wurden einige hundert Züricher von einer Ueberzahl herzoglicher Truppen überfallen und aufgerieben, und das Lager dann an dem, erst kürzlich durch die Züricher und Schwyzer errichteten Wallgraben aufgeschlagen. Man wollte nun zum Sturme schreiten; aber hier zeigte sich wieder jener verderbliche Hang zur Uneinigkeit, der bei einem, aus so vielfachen Bestandtheilen zusammengesetzten Heere schwer ausbleiben konnte, wahrscheinlich auch von Manchen, die insgeheim den Zürichern wohlwollten und die kühne, ihre Freiheit so muthig verfechtende Stadt ungern bezwungen sehen mochten, absichtlich angestiftet und begünstigt wurde. Die Frage, wer den ersten Sturm unternehmen sollte, diente als Anlaß oder Vorwand. Jeder machte auf diese blutige Ehre Anspruch; die Schwaben zumal nach altem Brauche. Der Herzog wollte sein Banner nicht nachstehen lassen, eben so wenig wollten es die kriegerischen Böhmen. Während man so um die Ehre des ersten Angriffs stritt, unterblieb derselbe gänzlich. Der Bischof von Konstanz zog gereizt mit seinen schwäbischen Truppen ab. Als die Züricher die Zwietracht im feindlichen Lager und den Abzug des Bischofs gewahrten, ließen sie, um den römischen König für sich zu gewinnen und auch ihn dem Bündnisse zu entziehen, die Reichsfahne auf einem ihrer Thürme flattern, als Zeichen ihrer Ergebenheit für das Reich. Das schmeichelte, wie vorauszusehen, dem Könige, und um so williger Gehör fanden bei ihm die Gesandten, welche, um Frieden bittend, die Züricher gleichzeitig an ihn schickten. Er gab vor, wider den Willen der

meisten Kurfürsten dürfe und möge er die Schweizer nicht befehden; doch werde er, als Reichsoberhaupt, diese Angelegenheit im kommenden Jahre auf einem Reichstage neuerdings vornehmen und darüber entscheiden.

Die Losung zum allgemeinen Aufbruch war gegeben; die Reichsarmee zerstreute sich und kehrte heim, und am 14. September sah sich das hart bedrohte Zürich schon wieder von seinen Drängern befreit. So unerbaulich endigte ein Feldzug, zu welchem das ganze Reich aufgeboten worden, der, unter gewaltigen Zurüstungen, mit ungeheuerem Kostenaufwande begonnen, Aller Erwartungen auf sich gelenkt hatte.

Bitter getäuscht, blieb der Herzog noch einige Zeit auf dem Kampfplatze zurück. Allein konnte er die Belagerung Zürich's nicht unternehmen; er machte seinem Zorne Luft durch schreckliche Verwüstung der Umgegend, legte Besatzungen in die benachbarten Burgen und festen Plätze, begleitete dann den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, mit welchem er am 17. October zu Bruck einen Bund gegen alle Feinde, mit wenigen Ausnahmen, zu gegenseitigem Beistande geschlossen hatte, nach Innsbruck, und traf von dort mit seinem Sohne Rudolf gegen Ende des Jahres wieder in Wien ein, fest entschlossen, dem Feinde bald wieder die Stirne zu zeigen. Unterdessen wurde von dem österreichischen Landvoigte, Albrecht von Buchheim, der kleine Krieg gegen Zürich, unter furchtbaren Verheerungen, auch noch im Jahre 1355 fortgeführt.

Karl IV., mittlerweile zum römischen Kaiser gekrönt, gedachte nunmehr sein Wort zu erfüllen, und die Streitigkeiten des Herzogs von Oesterreich mit den Eidgenossen zu beendigen. Beide Parteien beschied er vor sich nach Regensburg, und that am 23. Juli 1355 folgenden Ausspruch: „Die Züricher müssen dem Herzoge von Oesterreich alle Abgaben entrichten, die sie ihm von jeher nach alten Rechten zu entrichten schuldig waren, auch dürfen sie künftig keinen österreichischen Unterthan mehr in ihre Bürgergemeinde oder in ihren Bund aufnehmen. Zug und Glarus gehorchen wieder dem Herzoge.“ Der übrige Theil des kaiserlichen Urtheilsspruches betraf die Gerichtsordnung, die gegenseitigen Schulden und die Zurückgabe des während des Krieges von beiden Theilen besetzten Eigenthums. Rudolf Brun, der Bürgermeister von Zürich, stellte eine Urkunde im Sinne jenes Friedensausspruches aus. Die Wirkung desselben erwies sich freilich unvollständig; namentlich blieb die Streitfrage der Schwyzer Bündnisse schwankend. Da in

der Urkunde der Ausdruck: „des Herzogs Waldstädte," vorkam, und Zug und Glarus unerwähnt blieben, so wurde dies von den Verbündeten auf Uri, Schwyz und Unterwalden bezogen. Deshalb weigerten sich Letztere, dem Abschlusse Zürich's beizutreten, und so blieb der Vertrag ohne Einfluß auf das übrige Land, der frühere Zustand so ziemlich derselbe. Die außerordentlichen Anstrengungen Oesterreich's und des übrigen Reiches hatten also in dieser Angelegenheit wenig entschieden, und der Bogen blieb für spätere Kämpfe gespannt, die auch bald — und verderblicher, als früher — sich erneuern sollten.

Während dieser, hier im Zusammenhange erzählten Vorfälle in Oberschwaben, hatte auch in den österreichischen Erblanden sich Mancherlei zugetragen. Am 13. November 1351 war dem Herzoge Albrecht, zu seinem größten Leide, seine treue und tugendhafte Lebensgefährtin, im hitzigen Fieber, die Folge einer frühzeitigen Niederkunft, gestorben. Ihr zugebrachtes Erbe, die Grafschaft Pfirt, verblieb dem Hause Oesterreich.

An den Gränzen Oesterreich's und Böhmens hatten, während der Abwesenheit beider Landesfürsten, unruhige Bewegungen Statt gefunden und den Landfrieden gestört. Aus unbekanntem Anlasse war der kriegerische Heinrich von Neuhaus,. aus dem mächtigen Geschlechte der böhmischen Rosenberge, in Fehde mit den österreichischen Edlen, Eberhard und Heinrich von Walsee und Albrecht von Buchheim, gerathen. Mit seinen siebzig Helmen vereinigten sich Mannen des Peter von Sternberg und des Ulrich von Landstein. So gerüstet, brach er in Oesterreich ein, drang über Freistadt bis in die Gegend von Linz vor, und plünderte und verbrannte auf seinem Zuge alle nahen Orte und Dörfer. Endlich stellte der Landeshauptmann von Linz, Eberhard von Walsee, mit einem kriegerischen Haufen, aus dem Landesadel und Landleuten zusammengesetzt, sich den Böhmen entgegen, lieferte ihnen bei Hellmonds ein Treffen, und zwang sie zum Rückzuge, doch ohne daß sie ihre große Beute im Stiche ließen. Die Oesterreicher folgten ihnen auf dem Fuße nach, bis in die Gegend von Frauenberg, und am 16. November 1351 entbrannte bei Zamostie ein abermaliger hitziger Kampf, der durch einen von dem Prager Oberstburggrafen, Wilhelm von Landstein, einem Verbündeten des Walseers, gelegten Hinterhalt sich völlig zum Nachtheile der böhmischen Edlen entschied. Von den Feinden eingeschlossen, mußten sie sammt ihrem

Kriegsvolke sich als Gefangene ergeben,. Ueber die gemeinen Soldaten erging ein schweres Strafgericht; Heinrich von Neuhaus lösete sich mit Geld aus der Haft. Auf österreichischer Seite war hiermit die Ruhe hergestellt. Aber im Süden Böhmens gerieth, weil die Freunde und Verwandten der Gefangenen, insbesondere die Herren von Rosenberg und Herr Jessek von Michalowitsch, sich zur Rache gegen die von Landstein erhoben, Alles in solchen kriegerischen Aufruhr, daß Karl der IV. im Februar 1352 persönlich gegen die Unruhestifter in's Feld ziehen, und mit bewaffneter Hand sie zwingen mußte, ihn als obersten Schiedsrichter ihres Streites anzuerkennen.

Mit bewunderswürdiger Ausdauer hatte Albrecht's kräftiger Geist durch fünf und zwanzig Jahre den siechen, gelähmten Körper aufrecht gehalten. Nun aber meldete sich das Alter an, er fühlte, daß seine Stunde vielleicht bald schlagen könne. Um die Früchte seines weisen Wirkens auch für die Zukunft zu versichern, nach seinem Tode Ruhe und Eintracht unter den Seinigen, und den Landen das Glück der Ordnung zu erhalten, beschied er auf den 25. November 1355 die Landherren von Oesterreich, Steyermark und Kärnten zu sich nach Wien, that ihnen seinen Willen kund, wie nach seinem Tode seine vier Söhne, Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold, sich unter einander und gegen die Unterthanen zu verhalten hätten, und nahm den versammelten Edlen einen Eid ab, nach Kräften darüber zu wachen, daß dieser sein Wille getreulich befolgt werde. Die Urkunde des Herzogs Albrecht ging dahin: „Auf daß der Friede und die Gnade, so Wir während Unseres ganzen Lebens in Unseren Landen gefördert und ausgeübt, auch nach Unserem Hintritte fortbestehen, und Unsere lieben Söhne, die hochgeborenen Fürsten Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold, durch ein gleiches Streben nach Tugend und durch herzliche Bruderliebe vereinigt bleiben, wollen Wir, daß der älteste unter ihnen den jüngeren Brüdern dieselbe Liebe und Achtung erweise, welche der jüngste dem älteren zu erweisen schuldig ist; daß alle Widersetzlichkeit, Lieblosigkeit, Entzweiung, Zank und Zwietracht von ihnen entfernt bleibe, und ohne Unterschied ein jeder dem andern mit Würde und Anstand begegne. Im Falle aber einer Unserer Söhne dieses Gebot überträte, Heiratshalber in's Ausland zöge, oder wie immer die Eintracht und den Frieden störte, so haben wir Unsere und Unserer Söhne Landherren gebeten, zu Herstellung der Eintracht ihr Möglichstes beizutragen, dem Abfälligen

sein Unrecht vorzuhalten und ihn mit seinen Brüdern auszusöhnen. Solches haben die Landherren auch gelobt und feierlich beschworen. Die Pflicht des so ermahnten Herzogs wird dann seyn: dem Rathe der Landherren Gehör zu geben und ihn zu befolgen. Würde er sich trotzig dessen weigern, dann haben die Landherren sammt den Städten, kraft ihres Eides, die gestörte Einigkeit unter den herzoglichen Brüdern herzustellen und den einträchtigen Brüdern wider den zänkischen beizustehen, diesen aber, falls freundliches Ermahnen nicht fruchtet, alles Ernstes und mit vereinigter Anstrengung dahin zu bringen, daß er Frieden halte und mit seinen Brüdern in Freundschaft lebe, auf daß Land und Leute vor Schaden und Nachtheil bewahret bleiben." Es war ein rührender Beweis väterlicher und landesväterlicher Liebe, ein schönes Zeichen des Vertrauens in den redlichen Willen seiner Landherren, das der Herzog hiemit gab. Söhne und Unterthanen wollte er vor den verderblichen Folgen der Zwietracht hüten, und willig opferte er sogar einen Theil der fürstlichen Unumschränktheit, indem er die Landherren in den Familienrath seines Hauses zog, nur um das köstliche Kleinod des Friedens zu schützen.

In dem schönen Berufe eines Friedensstifters und Mittlers, den Herzog Albrecht nicht nur in seinen eigenen Landen, sondern auch auswärts — denn auch seine Nachbarn riefen bei Streitfragen vor Allem seinen weisen Rath und Ausspruch an — übte, überraschten Störungen, wie sie in damaliger rauher Zeit nicht ausbleiben konnten, ihn desto unfreundlicher. Von einem Schwarme österreichischer Freibeuter wurden im September 1356 räuberische Einfälle in Mähren gewagt. Darüber ergrimmt, brach der Markgraf Johann von Mähren, des Kaisers Bruder, gegen Oesterreich vor, und gab Raub und Verwüstung reichlich zurück. Wäre der Herzog in Oesterreich zugegen gewesen, so würde wohl weder das Eine, noch das Andere geschehen seyn. Eilends kehrte er auf die betrübliche Kunde jener Vorfälle nach Oesterreich zurück, erließ ein Aufgebot und deckte seine Gränzen gegen Mähren, um eine Wiederholung feindlicher Einfälle zu verhüten. Der Winter warf seinen schützenden Damm zwischen die Kampfluft beider Theile, und ehe neue Ausbrüche erfolgten, wurde durch Dazwischenkunft der Königin von Ungarn und des Erzbischofs von Olmütz ein Waffenstillstand geschlossen, dem bald eine völlige Aussöhnung zwischen dem Herzoge und dem Markgrafen folgte.

Als Pfandinhaber von Klein-Basel, hatte der Herzog Ursache zu mancher Beschwerde gegen Basel, ohne daß er bisher Genugthuung zu erlangen vermochte. Plötzlich erschütterte am 18. October 1356 ein Erdbeben die stolze Stadt, knickte ihre hohen Thürme zusammen, zerbrach ihre Mauern, stürzte ihre Häuser in wirre Trümmerknäuel über einander. Was von Holz war, fraß die gierige Flamme. Da eilten unberufene Rathgeber zum Herzoge, ihm das grause Schicksal Basel's zu erzählen, und munterten ihn auf, jetzt werde es ein Leichtes seyn, die trotzige Stadt zu Allem zu zwingen. Doch der Herzog verwarf mit edlem Unwillen so unbarmherzigen Einschlag. „Das sey fern von mir," sagte er, „Die noch mehr züchtigen zu wollen, welche Gott schon so schwer gezüchtigt; nicht doppelte Noth darf über sie gebracht werden!" Er sendete der Stadt aus seinen Mitteln vierhundert Arbeiter, um die Straßen vom Schutte zu befreien. „Ist Basel wieder aufgebaut und in festem Zustande," erklärte er, „dann soll man mich nicht vergebens in den Streit gegen die Stadt fordern."

Der Herzog Albrecht erlebte noch die Freude, daß sein ältester Sohn Rudolf, Schwiegersohn des Kaisers, von diesem zum Reichslandvoigt im Elsaß ernannt wurde. Auch genoß er noch zweimal der Auszeichnung, in Streitigkeiten benachbarter Fürsten als Vermittler aufgerufen zu werden.

Als nämlich der Herzog Ludwig der Aeltere sich heftig gegen Karl's IV. goldene Bulle, durch welche er sich der Kurstimme beraubt sah, auflehnte, und der Kaiser gegen ihn zu Felde zog, trat der Herzog Albrecht mit gewohntem Eifer als Vermittler auf. Die Gegner kamen überein, ihre Streitsache durch einen Schiedsspruch des Herzogs von Oesterreich entscheiden zu lassen. Beide Theile versprachen, sich demselben zu unterwerfen, und zu Ende Juli 1357 kamen der Kaiser und die Herzoge von Baiern nach Wien. Doch erfolgte die gänzliche Ausgleichung des Streites erst später.

Noch eine andere Streitigkeit, zwischen dem Herzoge Stephan von Baiern und dem Erzbischof von Salzburg, hatte Albrecht die Genugthuung, zu schlichten. Vorläufig durch einen, von ihm vermittelten Waffenstillstand weiteren Nachtheilen vorbeugend, erhielt er durch die im Juni 1358 in Passau gefeierte Vermälung seiner Tochter Margaretha mit dem Grafen Mainhart von Tirol, Sohne des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Gelegenheit, die beiden Gegner vollkommen zu einigen, und das freudige Familienfest zu einer Feier der Versöhnung zu erheben.

Beruhigt durfte der edle Fürst auf sein Tagewerk zurückblicken. Es war nicht eine bloße Rolle gewesen, wie jene Octavian's, bei deren Ende die Ueberlebenden in die Hände klatschen durften, weil sie gut gespielt worden; Albrecht's Wirken war der unmittelbare Ausfluß eines klaren Verstandes und zugleich eines reichen Herzens und richtigen Gefühls.

Von Passau zurückgekehrt, verschied der Herzog Albrecht zu Wien am 20. Juli 1358, im sechzigsten Jahre seines Alters. Die letzte Ruhestätte hatte er sich bereitet in seiner eigenen Stiftung, dem ihm vorzugsweise theuern und von ihm reichlich begünstigten Gaming.

Ein Gerechter, ein Weiser war in Albrecht heimgegangen. Nicht der stechende Glanz solcher Thaten, die mehr blenden, als erfreuen und wohlthun; nicht das Getöse von Waffen, das so oft die tiefe Oede eines Lebens durchlärmen, oder die anklagende Stimme der Geschichte übertäuben muß, wurde herbeibeschworen, um sein Bild anders darzustellen, als es war. In geräuschloser Tugend, in stiller Würde, aber nachhaltendem Segen, ging dieses schöne Daseyn über Oesterreich dahin, treu die Sendung erfüllend, welche die Vorsehung dem weisen Albrecht zugetheilt: die eines Pflegers des Friedens, der Wohlfahrt, der Ordnung, und einer Kraft, die nach überstandenen Kämpfen durch ihn für seine Lande wieder gewonnen werden mußte, um in späteren Kämpfen nicht unterliegen zu dürfen. Wohl erkannte Albrecht's Zeit seinen hohen Werth; in Deutschland wie in den Nachbarländern genoß er einer Achtung, wie die Macht allein sie nicht erringen kann; sein Herzogssitz ward ein Richterstuhl über Kaiser und Fürsten, denn das Vertrauen Aller übergab ihm freiwillig das Richteramt in schwierigen und bedrohlichen Fragen und erhitzte Gegner legten das Schwert aus der Hand, um von seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe ihr Urtheil hinzunehmen. Mehr, als durch Befehle und Strafgesetze, trug er durch sein Beispiel zur Sänftigung der rauhen Sitten bei, und ein milderer Geist verbreitete von seinem Throne aus sich über seine Zeit. Der Uebermuth und die Plackereien der Edlen wurden durch ihn danieder gehalten; denn um so mehr schreckte sein Richterschwert, da es niemals ohne Recht und Anlaß sich erhob. Sicherheit auf den Straßen und in den Städten, befestigter Wohlstand, zuversichtlicherer Unternehmungsgeist, waren die Früchte solchen Wirkens. Darum beteten seine Unterthanen ihn an; aus weiter Ferne kamen selbst die Aermeren hergezogen, nicht die Mühen und Entbehrungen der Reise scheuend, nur um den trefflichen Landesvater

einmal von Angesicht zu sehen, und als schon ein Jahrhundert über seiner Gruft verrauscht war, erzählte man sich noch von dem guten Herzoge und von der glücklichen Zeit seines Waltens.

Viertes Buch.

Die Regierungszeit Herzogs Rudolf IV., von 1358 bis 1365.

Rudolf stand im neunzehnten Lebensjahre, als der Tod seines Vaters ihn zur Regierung rief. Seine Brüder — der älteste derselben, Friedrich, war erst eilfjährig — befanden sich im Alter noch weit hinter ihm, und die Verwaltung der herrlichen Lande fiel daher, wenigstens vorläufig, ihm allein zu. Welch' eine neue Welt mußte sich dem fürstlichen Jünglinge eröffnen, als eine so große Bestimmung, ein so glänzendes Loos plötzlich ihm anheim fiel! Sein Vater hatte ihn ritterlich erziehen lassen, durch die Schaumberge und Pfannenberge; aber ihre Erziehung beschränkte sich blos auf die kriegerische Ausbildung des hohen Zöglings; das Uebrige gab Albrecht's Weisheit hinzu. Rudolf's feuriger Sinn faßte alle Eindrücke schnell, wenn auch nicht immer tief, auf, und seine großen Fähigkeiten konnten, nachdem ihnen die erste Richtung gegeben worden, bald der weiteren Stütze entbehren. Das reiche Erbe sammt der damit gebotenen Wirksamkeit gab seinem muthigen und unternehmenden Sinne Stoff und Gelegenheit in Fülle zum Weiterbilden und eigenen Schaffen. Eifrig und mit jugendlicher Ungeduld ging er an das Werk. Manches Alte gefiel ihm nicht, weil es sich blos in dem engeren Kreise bewährt hatte, auf welchen Albrecht's weise Mäßigung besonders in den letzteren Jahren seiner Regierung sich zu beschränken für gut befunden. Größeres, Kühneres sollte — so war es Rudolf's Meinung — nunmehr zu Stande kommen, und dazu bedurfte es neuer, vermeintlich entschiedenerer Mittel. Sofort wurden die alten Diener seines Vaters entfernt, weil er dieselben zu sehr mit dem alten Systeme verwachsen glaubte, das er umgestalten, mindest erweitern wollte, und die Stellen neu besetzt. Auch die Einkünfte mußten vermehrt werden, um freie Hand zum Schaffen und Unternehmen zu

gewinnen. Die zur Gewohnheit gestämpelte üble Sitte des Einwechselns, Verrufens und Umprägens der Münze (s. Band I. Seite 273), die, wie aller Orten, auch in Oesterreich bisher den herzoglichen Schatz hatte füllen müssen, erschien ihm — nach den Zeitbegriffen zwar nicht unredlich — aber ungenügend. Weil es jedoch seither an Ersatzmitteln fehlte, so mußte man mit Versuchen beginnen, mit denen die Jugend so gern bei der Hand ist. Mit Rath der Landherren wurde, durch Verfügung vom 21. März 1359, ein Ungeld (Abgabe) oder Tranksteuer auf die Gasthäuser, Trinkstuben und Geträńkverkäufe in den Städten, Märkten und Dörfern eingeführt, bestehend in dem zehnten Pfennige vom Erlös alles Getränkes. Nur der herzogliche Hof wurde davon ausgenommen, den Landherren aber die Wahl zwischen Entrichtung des Ungeldes, oder der früheren Verpflichtung zu zeitweiliger Ablieferung der Münze zu niederem Preise und Wiederannahme zu höherem, freigestellt. Als bloßer Versuch sollte diese Ungeldordnung nur giltig seyn bis zum St. Georgstage 1360, bis zu welcher Zeit der Herzog mittlerweile beurtheilen konnte, welche der beiden Belastungsarten — ob jene der alten Ein- und Auswechselung der Münze, oder die des Ungeldes — ihm einträglicher sey, und dann für Beibehaltung der einen oder der anderen sich bestimmen wollte. Daß für jenen größeren Theil der Unterthanen, welche, nicht zum Landherrenstande gehörig, auch keine Wahl zugestanden erhalten hatten, sodann beide Besteuerungen zugleich fortbehalten werden würden, stand, bei dem damaligen Systeme, alte Lasten nur dem einen Theile zuzuwälzen, um den anderen, verschont bleibenden, dadurch zu übertragen, sehr in Aussicht.

Die Einfachheit in der Hofhaltung seines sparsamen Vaters sprach den jungen Herzog ebenfalls wenig an. Er liebte den Glanz und die Pracht, und schnell eilte er, sich mit einem glänzenden Hofstaate zu umgeben, unbesetzt gebliebene Hofstellen, so die eines Oberstjägermeisters, gebührend zu besetzen, und der Welt von der Herrlichkeit seines Hofes zu erzählen zu geben.

Aber nicht nur die Gegenwart sollte des Herzogs Reichthum und Pracht bestaunen, sondern auch die Nachwelt seinen hohen Sinn ehren. Dauernde Denkmale wollte er den kommenden Jahrhunderten hinterlassen, und mit steinernen Buchstaben seinen Namen in das Buch der Zeit schreiben. Schon früher hatte er das, in der Wiener Burg, in dem neuen Thurme bei dem Widmer-Thore (jetzt Burgthor) gelegene Zimmer, in welchem er zuerst das

Licht der Welt erblickte, zu einer Kapelle einweihen lassen, und die dazu gegründete Stiftung dann zu einer Propstei erweitert; aber der Raum reichte nicht aus für die Menge der sich herbeidrängenden Andächtigen. Daher faßte er nun den großartigen Plan, diese seine neue Anstalt in die alte Pfarrkirche zu St. Stephan zu versetzen, das Gebäude der Letzteren aber, an welchem in vielfachen Unterbrechungen mehre Zeitalter gebaut hatten, und das dadurch in seinen Formen aller Uebereinstimmung entbehrte, zu erweitern, es in herrlicher Einheit zu einem großen, staunenswerthen, feierlichen Tempel der Gläubigen auszuführen. Am 11. März 1359 that der Herzog mit eigener Hand den „ersten Schlag" zur Grabung der Grundfeste, und am 7. April darauf legte er „mit ganzer Begierde" den Grundstein, worüber er eine Urkunde ausstellte. Er wollte, zum Gedächtnisse an seinen Geburtstag und an seine neue Burgkapelle, die zu errichtende Kathedrale „zu allen Heiligen" genannt wissen; aber die Gewohnheit ließ ihr im Munde des Volkes den alten Namen „zu St. Stephan," und nach des Herzogs Tode erhielt sie die letztere Benennung auch urkundlich zurück. Georg Hauser, Bürger zu Klosterneuburg, soll einen Aufriß dazu geliefert haben; nicht so kann er, wie wir später bei dem Jahre 1368 sehen werden, den Bau der beiden großen Thürme bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts geführt haben, wie insgemein angenommen worden ist. Die Bildsäulen, welche den inneren und äußeren Bau verzieren sollten, ließ der Herzog durch zwei, nach Wien berufene, berühmte Meister, Heinrich Kumpf aus Hessen, und Christoph Horn aus Dünkelspül, verfertigen. Der Bau selbst wurde auf die von Herzog Rudolf's Vater bis 1340 aufgeführten Seitenwände errichtet, wozu dieser einen Theil des ganz alten Baues benutzt hatte; auch ein Chor hatte derselbe erbaut, welches 1340 vom Bischofe von Passau geweiht worden war. Dem Herzoge Rudolf gebührt an dem hohen Bauwerke: die Schließung der Gewölbe des unteren Kirchentheils, die Aufsetzung des hohen Daches, und der Anfang des Baues des Thekla- und des Frauenchores, damals „Zwölfboten-Abseit und U. L. F. Abseit" (Abside) genannt. Hinsichtlich des Baues der hohen Thürme, deren Gründung ihm ebenfalls zukommt, reichen aus seiner Zeit keine näheren, sicheren Nachrichten zu uns herüber. — Hatte Rudolf auch, wie wir gesehen, Manches von dem vorgefundenen Baue benutzt, so ist doch das Werk in seiner gegenwärtigen Erhabenheit und Größe, wie in dem durchgeführten Plane, der nun schon beinahe fünf

Jahrhunderten Stoff zur Bewunderung und Andacht gibt, seine unvergängliche Schöpfung.

Stellte der Herzog durch dieses himmelanstrebende Werk seinen Ruhm fest, so galt es nun auch, sein Ansehen, seinen Einfluß zu erweitern; denn mit bloßer Aufrechthaltung desselben war seinen feurigen Sinne nicht gedient. Um die ererbte Grafschaft Pfirt und die Suntgauer Herrschaften zu sichern und abzurunden, kaufte er im Juli 1359 einen Theil der Herrschaft Befort an sich; später, im Jahre 1363, erwarb er, durch Kauf von den Grafen von Kyburg, seinem Hause die Lehensherrschaft ob Burgdorf, Altingen und allen Rechten zu Thun; dann auch die Feste Neuenburg im Rheinthal.

Mit dem Kaiser, seinem Schwiegervater, befand er sich in zweifelhaftem Verhältnisse, und wahre Anhänglichkeit war zwischen Beiden unmöglich; denn der Kaiser war, bei vielen großen Eigenschaften, mißtrauisch und scheelsüchtig, der jugendliche Herzog aber anmaßend und erwerbgierig. Rudolf mußte sich nach anderen Freunden umsehen, um sich in eine entschiedene Stellung zu versetzen. Darum war er eifrig bedacht, sich an den mächtigen Nachbar, den König Ludwig von Ungarn, anzuschließen. Er besuchte ihn in Preßburg, wo am 2. August 1359 die alten Bündnisse und Verträge zwischen Oesterreich und Ungarn erneuert wurden. Dann eilte er, rasch in allen Entschlüssen und Handlungen, nach Salzburg, und schloß hier am 17. August mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg und dessen Sohne Mainhart ein Bündniß wider Jedermann, mit Ausnahme des Reichs und des Königs von Ungarn, also den Kaiser nicht ausgenommen. Zu Befestigung der Freundschaft wurde eine Vermälung zwischen dem Herzoge Mainhart und Rudolf's Schwester Margaretha verabredet, Heiratgut und Widerlage sogleich festgesetzt. Hierauf verfügten sich die Fürsten nach München, um die Vermälung zu feiern. Die Freude des Festes wurde dadurch erhöht, daß, auf vielfache Vorstellungen und Bitten, namentlich auch von Seite des Herzogs Albrecht und seines Nachfolgers Rudolf, der Papst den gegen den Markgrafen Ludwig ausgesprochenen Bann aufhob, und die Vollziehung seiner, zwar längst bestandenen, aber vom heiligen Vater nie anerkannten Ehe mit Margaretha Maultasch bewilligte.

Hieraus entsprangen, wie die Folgezeit lehrte, für Oesterreich die wichtigsten Folgen. An Margaretha Maultasch, die Erbtochter des verstorbenen Heinrich's von Kärnten, waren Tirol und die Herrschaften im Gebirg und

an der Etsch als Alloden, ja sogar auch die dortigen Reichslehen, namentlich die Voigteien der Hochstifte Aquileja, Brixen und Trient, gefallen. Ihr Erbe war der Herzog Mainhart, nunmehriger Gemal Margarethens von Oesterreich, bei dessen kinderlosem Ableben die Erbschaft an seine Vettern von den baierischen Nebenlinien gefallen seyn würde. Aber unter den baierischen Herzogen der verschiedenen Linien bestand schon seit lange ein bitterer Haß, der sie auch — wie wir bei den früheren Ereignissen häufig gesehen haben, — gewöhnlich in ihrer Politik von einander trennte. Auch Margaretha Maultasch war so sehr von diesem Grolle gegen ihre Verwandten eingenommen, daß sie schon jetzt darauf sann, für den Fall ihres kinderlosen Hintrittes, ihr Erbe lieber Fremden, als den Vettern ihres Gemals zuzuwenden. Besorgnisse, daß der Kaiser, ungeachtet der eingegangenen Verträge, Tirol doch noch immer für sich oder für seinen Bruder Johann, Margarethens verstoßenen Gemal, im Auge behalten möchte, kamen wohl ebenfalls bei Margarethen hinzu. Klug benutzte Rudolf diese Stimmung, und das neue Familienband war seinen Bemühungen günstig. Durch alle jene Anläße bewogen, stellte Margaretha Maultasch am 2. September 1359 in München dem Herzoge Rudolf und dessen Brüdern, als ihren Blutsverwandten, eine Urkunde aus, in welcher sie dieselben zu Erben ihrer Länder erklärte, im Falle, daß ihr Gemahl, Ludwig, und ihr Sohn, Mainhart, ohne Nachkommen sterben sollten. Sie überwies auch für solchen Fall ihre Unterthanen und Lehensleute an die Herzoge von Oesterreich, als deren rechtmäßige Landesfürsten und Lehensherren. Drei Tage später machte sie diese Erbschaftsordnung, dieselbe neuerdings bestätigend, auch dem Papste und dem Kaiser bekannt mit dem Ersuchen, die Herzoge von Oesterreich bei diesem Erbrechte zu schützen, und stellte an Jene, von welchen sie selbst Lehen besaß, die Bitte: auch die Herzoge von Oesterreich, als ihre Erben und Nachfolger in Tirol, mit diesen Lehen zu begaben. — Wer hätte damals ahnen können, daß diese Anwartschaft schon nach wenigen Jahren sich in wirklichen Besitz verwandeln sollte!

Froh der gewonnenen Aussicht auf Vergrößerung, welche er seiner Klugheit und Beredsamkeit verdankte, zog der Herzog nach Schwaben. Hier schloß er, größerer Entwürfe voll, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den mächtigen, durch ihre Verwegenheit eben so gefährlichen als brauchbaren Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg, worin zugleich bestimmt wurde,

was beide Theile zu beobachten hätten, wenn einer zum römischen Könige erwählt werden sollte. Die Frucht dieses Abkommens würde, wenn es so weit gekommen wäre, sicher nur Rudolf gepflückt haben, da wohl für ihn, aber schwerlich für die Grafen, die Hoffnung einer solchen Erhöhung vorhanden war. So bahnte und ebnete der jugendliche Fürst sich schon jetzt den stolzen Pfad zur Höhe, den er zu wandeln gedachte, und auf welchem der Tod ihn zu frühzeitig überraschte. Wahrscheinlich wurden auch andere Fürsten von ihm für seine hochfliegenden Entwürfe bearbeitet, die keinem geringeren Ziele, als einem Kaiserthrone, zustrebten. Namentlich vergrößerte er rastlos sein offenes und geheimes Bündniß gegen den Kaiser Karl IV. Auch der Erzbischof von Köln mag eine Zeitlang gegen den Kaiser gewonnen worden seyn, obschon er später diesen Verdacht von sich abzuwenden suchte.

Im Januar 1360 ließ sich der Herzog Rudolf in Steyermark und Kärnten huldigen. Dann eilte er mit gewaffneter Hand gegen den neuen Patriarchen, Ludwig von Aquileja, der, minder nachgiebig, als sein Vorgänger Nikolaus, die angeblichen Beeinträchtigungen von Seite Oesterreich's mit dem Schwerte strafen wollte, nachdem selbst die Verwarnungen des Papstes Innocenz den Herzog Rudolf nicht zum Nachgeben bewogen hatten. Bei Portenau und Grado kam es zu kleinen Gefechten. Dann wurde am 15. März 1360 zu St. Veit in Kärnten ein Waffenstillstand abgeschlossen, giltig bis zu Weihnachten. Die Fehde wurde dadurch nur vertagt, nicht beendigt. Den Papst, der in dieser Angelegenheit gegen ihn war, begütigte Rudolf durch Hilfstruppen gegen Bernardo Visconti, und gewann dadurch völlig freie Hand wider den Patriarchen.

Rudolf's rastlose Umgriffe, sein unablässiges Anwerben von Bundesgenossen, die dem Kaiser abhold waren, mußten des Letzteren Besorgnisse fortwährend steigern. Selbst in Titeln maßte sich Rudolf Mancherlei an, was nach Recht nicht zu erweisen war und fürchten ließ, er wolle durch den leeren Namen einem künftigen wirklichen Besitze vorarbeiten, und gleichsam das Ohr bei Zeiten an kommende thätliche Ansprüche gewöhnen. Der Wortlaut des Fridericianischen Freiheitsbriefes: daß der Herzog von Oesterreich auf Reichstagen gleich einem Pfalz-Erzherzoge gehalten werden solle (Bd. I., Seite 50), womit nur der Rang, nicht der Zuwachs neuer Titel ausgesprochen war, gab ihm Anlaß, sich selbst in Urkunden den Titel eines Pfalz-Erzherzogs des Reiches, eines Erzherzogs beizulegen; auch nannte er, nach theilweisen

Besitzungen in diesen Ländern, sich einen Fürsten im Elsaß und in Schwaben, einen Reichsoberjägermeister (weil angeblich dieses Amt mit der herzoglichen Würde von Kärnten verbunden gewesen sey); einer großen Anzahl anderer Titel, selbst nach kleineren Orten in seinen Herzogthümern, wie z. B. der eines Markgrafen von Drosendorf, nicht zu erwähnen. Solche Anmaßungen, im Gefolge drohender thätlicher Unternehmungen, konnten dem Kaiser nicht gleichgiltig seyn. Doch wünschte er mit dem mächtigen Herzoge sich in Güte zu verständigen. Vorerst versöhnte er sich mit dem Könige Ludwig von Ungarn, Rudolf's einflußreichstem Bundesgenossen. Bei ihm in Tyrnau trafen sich Kaiser Karl IV. und Herzog Rudolf, und erwählten ihn zum Vermittler ihrer gegenseitigen Beschwerden. Auf Rudolf's Seite waren sie vornehmlich gegen die Absichten gerichtet, welche Karl IV., wenn auch auf entferntem Wege, auf Oesterreich zu hegen schien. Der Letztere hatte nämlich schon im Jahre 1348 die längst außer Kraft gesetzte Lehensertheilung des römischen Schattenkönigs Richard mit Oesterreich und den südlichen Ländern, zu Gunsten des Königs Premysl Ottokar II. von Böhmen, plötzlich bestätigt. Herzog Albrecht hatte dies als eine todte Formel betrachtet und daher nicht nöthig befunden, sich ihr zu widersetzen. Der Herzog Rudolf aber, welcher Ansprüche an sein Erbe selbst als bloße Phrase nicht dulden wollte, nahm Anstoß daran, und seine Empfindlichkeit gegen den Schwiegervater wurde dadurch gesteigert. Um diesen Grund des Aergernisses zu beseitigen, lieferten der Kaiser und sein Bruder, der Markgraf Johann von Mähren, in König Ludwig's Hände jene Urkunden aus, welche ihre Vorfahren oder sie selbst in Lehen- oder Pfandsachen hinsichtlich der österreichischen Lande bisher besessen hatten, und erklärten die etwa außerdem noch vorhandenen ungiltig. Ebenso übergab der Herzog Rudolf alle Urkunden, aus denen für ihn oder seine Nachfolger ein Recht auf Böhmen oder Mähren hätte abgeleitet werden können. Nach dieser Verständigung begab sich der Kaiser nach Seefeld, und ertheilte hier, auf österreichischem Boden, dem Herzoge Rudolf und dessen Brüdern die Belehnung mit Oesterreich, Steyer, Kärnten, Mark, Portenau, ingleichen auch mit den in Schwaben, im Elsaß oder wo immer im Reiche ihnen zuständigen Herrschaften. Die Urkunde hierüber wurde am 21. Mai 1360 ausgestellt. Gleichzeitig aber mußte der Herzog dem Kaiser urkundlich bescheinigen, daß dieser ihm keinesweges auch die Belehnung mit Tirol und Burgund ertheilt habe, eine Klausel, die sowohl für die Absichten des Herzogs, wie für die

Vorbehalte und eigenen Entwürfe des Kaisers bezeichnend ist. Auf dem dieser Urkunde angehängten Siegel wird Rudolf „Erzherzog" genannt.

Doch noch immer konnte der Kaiser sich nicht ganz beruhigt fühlen, und namentlich war es Herzog Rudolf's zweideutiges Bündniß mit den Grafen von Würtemberg, was ihn in Besorgniß ließ. Ein Vorwand zu entschiedenem Einschreiten fand sich bald. Aus Schwaben liefen dringende Klagen über die Räubereien der würtembergischen Grafen ein. Da sie die verlangte Genugthuung weigerten, sprach der Kaiser die Reichsacht über sie aus, und sandte seinen obersten Kammermeister, Zbynek Zagic von Hasenburg, mit einem Heere gegen sie. Bei Schorndorf gänzlich geschlagen, mußten sich die Grafen unterwerfen, und dem Bunde mit Oesterreich entsagen. Rudolf, nunmehr vereinzelt, hatte keine andere Wahl vor sich, als nach Eßlingen zu dem Kaiser zu eilen und sich mit demselben zu versöhnen, der bei allen diesen Vorfällen eine edle Mäßigung bewährte. Mehre neue Urkunden wurden am 5. September 1360 ausgestellt, um diese Aussöhnung zu besiegeln. Der Herzog verzichtete wiederholt auf alle Ansprüche seines Hauses an Böhmen, Mähren und die Gebiete in Polen, auf Sulzach und alle anderen Besitzungen in Deutschland, die zu Böhmen gehörten, ferner auf alle Rechte, die ihm durch seine Vermälung mit Katharinen, der Tochter des Kaisers, etwa zukommen könnten, außer im Falle des erblichen Ausganges des kaiserlichen Hauses. Der Kaiser dagegen erklärte alle bisherigen Streitigkeiten als ausgeglichen, und schloß als König von Böhmen, nebst seinem Bruder, mit den Herzogen von Oesterreich ein Bündniß zur gegenseitigen Beschützung ihrer Länder gegen Jedermann. Rudolf erklärte noch außerdem, kein Recht auf die Pfalz zu haben, und sich künftig der Titel von Elsaß und von Schwaben enthalten zu wollen. Die dahin bezüglichen Siegel versprach er vernichten zu lassen.

Seltsam genug wurde der Herzog, von Eitelkeit verblendet, jenen letzten, unwesentlichsten Punkten des Vertrages am schnellsten ungetreu. Er legte alsbald die aufgegebenen Titel eines Pfalz-Erzherzogs, Fürsten von Schwaben und im Elsaß sich wieder bei, und unternahm es in Zofingen sogar, als Herzog oder Fürst in Schwaben Lehen zu vergeben und öffentlich zu thronen, worüber der Kaiser ihn abermals zu sich nach Nürnberg beschied und ihm die nöthigen Vorstellungen machte.

Der lebenserfahrene und menschenkundige Kaiser nahm dergleichen Ausbrüche der jugendlichen Eitelkeit seines Schwiegersohnes nicht ernster, als sie

zu nehmen waren, und lächelte wohl insgeheim darüber. Der Freundschaft Beider that dies vor der Hand keinen Eintrag; vielmehr wurde in Budweis, woselbst der Herzog wiederum dem Kaiser einen Besuch abstattete, am 14. Juni 1361 ein noch engeres Bündniß zwischen Beiden abgeschlossen, und am 1. August darauf bestätiget, erweitert, und Oesterreich's Privilegien in ihrem ganzen Umfange erneuert.

Die kaiserliche Gunst, die Rudolf freilich mehr durch Urkunden, als durch eigenes Handeln, zu fesseln suchte, sollte ihm jetzt wider den Patriarchen von Aquileja Dienste leisten; er erwirkte unter mancherlei Gründen einen kaiserlichen Absagebrief gegen denselben, und kam durch wiederholte Gefälligkeiten gegen den römischen Stuhl, auch einem Einschreiten von päpstlicher Seite in dieser Angelegenheit zuvor. Durch Friedrich von Auffenstein, Hauptmann in Kärnten, ließ der Herzog nach Kräften Truppen und Kriegsbedürfnisse sammeln. Schon im August 1361 rückten achthundert Mann in das Gebiet von Friaul unter schweren Verwüstungen ein. Ihnen folgte dann der Herzog Rudolf, in Begleitung seines Bruders Friedrich, mit viertausend Reitern nach, zog in Görz ein, eroberte einige Ortschaften, und legte sich vor Udine. Durch diese schnellen Erfolge des Gegners geschreckt, bot der Patriarch die Hand zum Frieden. Am 12. September wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die Bedingung beigefügt, daß der Patriarch selbst mit zwölf adeligen Friaulern sich nach Wien verfügen, und alle von dem Kaiser und dem Herzoge Rudolf ihm zu stellenden Friedensbedingungen im voraus zugestehen sollte. Die Noth drängte; der Patriarch fügte sich den harten Zumuthungen, auch das Domkapitel von Aquileja willigte genöthiget ein, und der Patriarch ging nach Wien, um dort in einer Art von Kriegsgefangenschaft den Beschluß der Sieger und sein weiteres Schicksal zu erwarten. Seine Haft verschlimmerte sich, als einige der zwölf Friauler Edlen, die ihm nach Wien als Geiseln für den bisherigen Vertrag gefolgt waren, wider Vertrag und Eid entflohen, und als des Herzogs mittlerweile eingetretene Spannung mit dem Kaiser, Ersteren bewog, das Friedensgeschäft allein und ohne Zuziehung des Letzteren zu Stande zu bringen. Um diesen Abschluß zu beschleunigen, wurde dem Patriarchen noch heftiger zugesetzt, bis dieser, hilflos und in der Gewalt des Feindes, auf den Ausspruch des Kaisers verzichtete, und sich zu Allem verstand, was dem Herzoge und dessen Bundesgenossen, dem Könige von Ungarn, belieben würde. Der ihm abge-

zwungene Friedensschluß hatte am 21. April 1362 Statt. In Folge desselben konnte der Herzog einen Landeshauptmann in Friaul einsetzen, mit der nöthigen Streitmacht, die der Patriarch auf seine Kosten zu unterhalten hatte. Sie hatten sich gegenseitig wider ihre Feinde Beistand zu leisten. Windischgraz und Los mußten vom Patriarchen dem Herzoge zu Lehen gegeben werden, ingleichen alle Lehen seiner Kirche in den Herzogthümern, in Krain, in der windischen Mark und in dem Karster Bezirke. Für Chiusa, Manso und Haunberg, die dem Herzoge binnen Jahresfrist eingeräumt werden sollten, erhält dieser tausend Mark Silbers Entschädigung. Der König von Ungarn und der Herzog sollten nach Willkür diese Vertragspunkte aufheben, ändern und neue hinzufügen dürfen, und der Patriarch dann zur Folgeleistung verbunden seyn. Man sieht, daß dem Patriarchen dabei gar kein Recht verblieb, und nur der bittere Zwang diesen Frieden dictirt hatte. Dauer war daher demselben nicht zu versprechen. Der Patriarch, der durch diese unbegränzten Zugeständnisse sich mindest seine persönliche Freiheit erkauft hatte, bestätigte zwar von seinem Lande aus den Vertrag, ließ aber in dieser Bestätigung bereits zwei Artikel, hinsichtlich des Landeshauptmanns in Friaul und der Entschädigungssumme von tausend Mark, unerwähnt. Der Herzog beschloß daher eine Erneuerung der Feindseligkeiten, die jedoch für den Augenblick unterbleiben und für gelegenere Zeit aufgehoben werden mußte.

Während dieser aquilejischen Händel hatte sich manches Wichtige ereignet. Schon nach seinem Kriegszuge gegen den Patriarchen 1361, benutzte der Herzog seine Anwesenheit in Görz zu einer vortheilhaften Familien-Verbindung. Der Graf Mainhart von Görz hatte eine einzige Tochter, Katharina, die muthmaßliche Erbin aller seiner Herrschaften. Es wurde nun eine Vermälung derselben mit Rudolf's Bruder, dem Herzoge Leopold, verabredet, und in dem am 22. September hierüber zu Görz abgeschlossenen Vertrage wurde bestimmt: daß bei unbeerbtem Ableben des Grafen Mainhart dessen gesammte Herrschaften und Lande an die Herzoge von Oesterreich fallen sollten. Die, wegen vorhandener Blutsverwandtschaft zu dieser Ehe erforderliche, päpstliche Dispensation, verpflichtete sich Rudolf auf eigene Kosten zu erwirken. — Auch diese Anwartschaft sollte sich, wenn auch erst weit später, erfüllen.

Das zur Zeit noch bestehende gute Einvernehmen mit dem Kaiser gestattete dem Herzoge, sowohl gegen fremde Mächte, wie auch in seinen

eigenen Landen eine kräftige Stellung anzunehmen. Jedes Hinderniß hinwegzuräumen, das seiner landesfürstlichen Machtvollkommenheit in den Weg treten könnte, und besonders die den Herzogen Oesterreich's durch kaiserliche Handfesten zugesicherte Oberhoheit in ihren Landen zur vollsten Anwendung zu bringen, war sein eifrigstes Bestreben. Namentlich sollten alle Güterbesitzer in Oesterreich sich als seine Vasallen bekennen. Ungeachtet jener Handfesten hatten die mächtigen Grafen von Schaumberg ihre Reichsfreiheit bisher zu behaupten gewußt. Aber unfähig, dem mächtigen Willen des Herzogs länger zu widerstehen, unterwarfen sich ihm zuletzt die Grafen Bernhard, Ulrich und Heinrich von Schaumberg, und bekannten zu Weitra am 16. Juni 1361 in einer eigenen Urkunde: daß sie und ihre Lehenträger den hohen Blutbann, oder das Recht, ein Todesurtheil zu fällen, als ein Lehen von dem Herzoge besäßen. In allen Landgerichten der Grafen, in allen Orten innerhalb ihrer Landesgränzen, sollte das Ungeld bezahlt, sollten die Verfügungen der Herzoge befolgt werden. Alle ihre Besitzungen und eigenen Lehen in Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Baiern bekannten sie von den Herzogen von Oesterreich zu Lehen zu haben. Die Herrschaft Ort an der Donau, die sie als Lehen von dem Bischofe von Regensburg besaßen, versprachen sie, dem Bischofe wieder zurückzustellen, damit derselbe die Herzoge, diese wieder die Grafen damit belehnen könnten. Die Herzoge dagegen versprachen, sowohl die Grafen, als auch deren männliche und weibliche Erben mit allen ihren Besitzungen unweigerlich zu belehnen, sie bei ihren alten Vorrechten und Freiheiten zu belassen, für Kriegsdienste außerhalb Oesterreich's zu entschädigen und diese Entschädigung durch beiderseitige Schiedsrichter bestimmen zu lassen. Die Grafen bekannten, für diesen Lehensvertrag von dem Herzoge eine sehr bedeutende Summe empfangen zu haben.

Eine unfriedliche Veränderung in den Verhältnissen zog der am 18. September 1361 erfolgte Tod des Markgrafen von Brandenburg und Herzogs in Baiern, Ludwig's, nach sich, welchem in seinem Antheile von Baiern und in der Grafschaft Tirol sein einziger, mit Margaretha Maultasch erzeugter Sohn, Herzog Rudolf's Schwager, nachfolgte. Daß der Kaiser seine Absichten auf Tirol noch immer nicht aufgegeben hatte, war aus Manchem zu ersehen gewesen, und die fortwährende Uneinigkeit unter den verschiedenen Linien von Baiern schien ihm um so größere Zuversicht zu geben. Der Herzog Rudolf aber, auf seinen Erbvertrag mit Margaretha von Tirol

sich stützend, war entschlossen, sich von diesen seinen Rechten nicht das Geringste entreißen zu lassen, und dieser Vorsatz mußte früher oder später zu einem Bruche mit dem Kaiser führen. Als nun bald darauf zwischen den Höfen von Böhmen und Ungarn heftige Spannung ausbrach, eilte der Herzog Rudolf nach Preßburg, und schloß daselbst am 31. December 1361 für sich und seine Brüder, ingleichen für den jungen Herzog Mainhart von Baiern, einen Vertrag mit den Königen Ludwig von Ungarn und Kasimir von Polen zu gegenseitigem Beistande. Er bekräftigte diese Uebereinkunft am 7. Januar 1362 durch eine zu Wien ausgestellte Urkunde, worin er sich verpflichtete, dem Könige von Ungarn auf Verlangen wider den Kaiser und dessen Bruder, den Markgrafen Johann von Mähren, mit der ganzen österreichischen Macht beizustehen. Nur behielt er sich seine Pflicht als Reichsvasall vor, die ihm gebot, dem römischen Reiche bei einem Kriege gegen Ungarn zwölf Mann auf einen Monat zu stellen. Der Krieg wurde von der einen Seite als unausbleiblich angenommen; als daher der König von Ungarn und der Herzog Rudolf am 10. März 1362 in Ofen zusammenkamen, wurden die künftigen Eroberungen im voraus getheilt. Bei dieser Gelegenheit verzichtete auch der König Ludwig, zu Gunsten des Herzogs, auf das durch längere Zeit von ihm innegehabte Schloß Schwarzenbach, und zugleich wurden die wegen Steuern und Zehnten an den Gränzen Oesterreich's und Ungarns entstandenen Zwistigkeiten geschlichtet.

Dem Kaiser konnten diese Bündnisse und feindseligen Anschläge seines Schwiegersohnes gegen ihn nicht verborgen bleiben, und er griff nothgedrungen zu Gegenmaßregeln. Er berief die Kurfürsten nach Nürnberg an sein Hoflager, schilderte ihnen Rudolf's undankbares Benehmen mit grellen Farben, und dessen Härte und Willkür gegen den Patriarchen von Aquileja, zeigte ihnen die früher abgeschlossenen, nun durch Rudolf verletzten Verträge, und setzte endlich als Kurfürst und König von Böhmen, in Uebereinstimmung mit den drei geistlichen Kurfürsten und den weltlichen von der Pfalz und von Sachsen, urkundlich fest: daß nach seinem Hintritte kein Herzog von Oesterreich zum römischen König gewählt werden solle. Nur Brandenburg trat, aus Freundschaft für Oesterreich, diesem Beschlusse nicht bei.

Der Herzog Rudolf kam weder der Ladung des kurfürstlichen Collegiums nach, noch setzte er, wie ihm ebenfalls geboten worden, den dazumal noch von ihm gefangen gehaltenen Patriarchen in Freiheit. Vielmehr fuhr

er fort, Bündnisse zu schließen, namentlich mit den Bischöfen von Passau und Bamberg, um seine Macht zu verstärken. Selbst die Pfalzgrafen und Herzoge von Baiern, Stephan der ältere und der jüngere und Johann, zog er in seinen Bund und vereinigte auf diese Art durch seine Beredsamkeit die entgegengesetztesten Interessen zu seinen Gunsten.

Böhmen und Mähren, nebst den angränzenden Besitzungen Karl's IV., waren auf solche Weise von drei Seiten gefährlich bedroht, und schon im Mai 1362 fielen die ungarischen Vortruppen verwüstend in Mähren ein. Der bedrängte Kaiser sendete seinen Schwiegervater, den Herzog Bolek von Schweidnitz, nach Trentschin in das Lager des Königs Ludwig von Ungarn, um über einen Frieden zu unterhandeln, und rückte gleichzeitig mit einem bei Köln gesammelten Heere nach Mähren vor, um dieses Land zu schützen. Ein Waffenstillstand setzte den Feindseligkeiten vorläufig ein Ziel.

Um diese Zeit, am 10. December 1362, starb zu Wien Rudolf's Bruder, der Herzog Friedrich, im sechzehnten Jahre seines Alters, und sicherte, da er der älteste unter den übrigen Brüdern gewesen, durch seinen frühen Tod dem Herzoge Rudolf noch auf längere Zeit die Alleinregierung, deren dieser feurige, oft rücksichtslose Fürst so sehr bedürftig war. Folgenreicher war der bald darauf, am 13. Januar 1363, erfolgte kinderlose Hintritt des erst zwanzigjährigen Herzogs Mainhart von Baiern. Zwar hatte, wie wir wissen, seine Mutter, Margaretha Maultasch, für solchen Fall die tirolische Erbschaft schon im Jahr 1359 den Herzogen von Oesterreich zugesprochen. Nun aber der Augenblick da war, jenen Vertrag wahr zu machen, schien sie, ohnehin zum Wankelmuthe mehr als zu sehr geneigt, die Sache zu reuen. Vielmehr that sie sofort Schritte, die Regierung wieder selbst zu übernehmen, und um hierbei in ihrem Lande auf um so sichereren Beistand rechnen zu können, stellte sie sich freiwillig unter die Vormundschaft einer Anzahl der vornehmsten Landherren, ohne deren Gutheißung sie keine wichtigen Verwaltungsmaßregeln treffen durfte, und die somit zu eigentlichen Mitregenten des Landes erhoben wurden. Aber bevor noch dieser Schritt dauernde Folgen nach sich ziehen konnte, war der Herzog Rudolf, mit gewohnter Raschheit, nach Tirol gekommen, um das durch dieselben Hände bedrohte Erbe zu sichern, die es verliehen hatten. Seine Anmuth und Gewandtheit, seine immer siegreiche Beredsamkeit übte nicht nur auf die alte Herzogswitwe Maultasch, sondern auch auf deren Umgebung einen solchen glücklichen Einfluß aus,

daß sowohl die Herzogin, als auch ihre Räthe, Landherren, Ritter und Dienstleute schon am 26. Januar in einer ausgestellten Urkunde die Herzoge von Oesterreich als ihre künftigen Landesherren anerkannten. Margaretha behielt sich nur die lebenslängliche Verwaltung und Nutzung aller Lande vor, und die Herzoge versprachen ihr Schutz gegen jeden Angriff. Der von dem verstorbenen Herzoge Mainhart im verflossenen Jahre mit dem Könige von Ungarn und den Herzogen von Oesterreich abgeschlossene Bund wider den Kaiser sollte für Tirol auch ferner bindend seyn, ein Punkt, der den Herzog Rudolf gegen etwaige eigene Ansprüche des Kaisers auf Tirol im voraus sicher stellte. Auf den Befehl der Herzogin huldigten dem Herzoge sofort die vorzüglichsten Städte Tirols, und wurden von ihm mit Gnadenbezeigungen und mit Bestätigung ihrer alten Freiheiten belohnt. Das Bisthum Brixen belehnte ihn und seine Brüder, als Erbvögte, mit allen Lehen des Hochstiftes. — So war das Land Tirol nunmehr für Oesterreich dauernd gewonnen, mit ihm die fast unmittelbare Verbindung mit den schwäbischen Herrschaften. Ein hocherfreulicher, herrlicher Erwerb; denn ein biederes, den anderen Bewohnern Oesterreich's stammverwandtes Volk, von Alters her bewährt durch seine Treue gegen die rechtmäßigen Gebieter, ein schönes, gesegnetes Land, durch die Natur befestigt und durch tapfere Hände vertheidigt, schlossen sich dadurch dem österreichischen Völker- und Länder-Verbande für immer an. In dieses gewaltige Bollwerk von Bergen konnte in Stunden der Gefahr, und wenn die Niederungen schutzlos standen, Oesterreich's Banner sich retten, um dann mit erneuerter siegender Kraft von dort wieder hervorzubrechen.

Die väterlichen Verwandten des verstorbenen Herzogs Mainhart sahen diesen Vorgängen nicht so ruhig zu. Sie meinten, nicht nur der baierische Antheil, sondern auch das Erbe von Tirol, obschon von mütterlicher Seite an Mainhart gekommen und im voraus den Herzogen von Oesterreich verbrieft, gehöre ihnen. Herzog Stephan der Aeltere nahm sogleich Besitz von Oberbaiern, und Stephan der Jüngere eilte nach Tirol und sprach auch dieses Land für die Herzoge von Baiern an. Rudolf beschloß, sein Erbrecht auf das Aeußerste zu vertheidigen, und ging sofort nach Salzburg, wo er den ihm ergebenen Erzbischof Ortolf schnell zum Bundesgenossen wider Baiern gewann. Letzterer, unterstützt von Ulrich von Schaumberg und Eberhard von Walsee, ließ von seinen festen Schlössern aus das angränzende baierische Gebiet verwüsten. Baierische Truppen eilten zur Abwehr herbei, und erfoch-

ten bei Oettingen einen glänzenden, doch nichts entscheidenden Vortheil über ihre Gegner, wobei über siebzig österreichische und salzburgische Dienstmannen in baierische Gefangenschaft fielen. Der Gränzkrieg hatte seitdem seinen Fortgang, doch nur im Kleinen, und ohne daß damit Etwas von irgend einer Seite ausgerichtet wurde. Der Herzog Rudolf nahm inzwischen auf seinem Gebiete alle Weinfuhren, welche baierischen Klöstern und Bürgern gehörten, als gute Beute hinweg, freilich zum großen Nachtheile auch des inneren Verkehres. Die ihm den Beistand weigerten, wurden von ihm heftig bedrängt. Weil der Bischof Paulus von Freisingen, dessen Besitzungen sowohl in Oesterreich, als in Baiern zerstreut lagen, sich weder für den einen, noch den andern Theil entscheiden wollte, fiel der Herzog über die Güter und Schlösser des Hochstiftes her, nahm ihre Kostbarkeiten, ihre Einkünfte an sich, und vertheilte mehre dazu gehörige Herrschaften unter seine Vasallen. Der Bischof mußte noch urkundlich Alles gutheißen, was der Herzog über ihn beschlossen, und sich als seinen Bundesgenossen wider alle seine Feinde bekennen.

Mehr, als äußere Feinde, beunruhigte den Herzog die Vorstellung von dem bekannten Wankelmuthe der Margaretha Maultasch, die noch immer die Verwaltung Tirol's führte, und bei dem alten Anhange, den sie und ihr Haus dort genoß, leicht einmal in ungünstiger Laune alle früheren Verträge über den Haufen werfen konnte. Je mehr die Gefahr von außen drängte, desto weniger wollte er von dem veränderlichen Willen dieser Frau abhängig seyn, und sein eifrigstes Trachten war daher, noch bei Lebzeiten derselben die Regierung Tirols in seine eigenen Hände zu bringen. Der Vorwand, daß es in so bedenklicher Zeit der unmittelbaren Leitung eines jungen, thatkräftigen Fürsten bedürfe, war einleuchtend genug. Aber am schnellsten entschied hier wiederum Rudolf's gewinnende Persönlichkeit. Er ging nach Tirol, und bewog Margarethen, die Entscheidung dieser wichtigen Angelegenheit den tirolischen Landständen zu überlassen, deren Stimmung er bereits hinlänglich zu seinen Gunsten vorbereitet hatte. So kam es, daß am 11. September 1363 zu Botzen dreißig der angesehensten Landherren für sich und für die Landschaft von Tirol folgenden Ausspruch thaten: die Herzogin Margaretha tritt dem Herzoge Rudolf die Regierung von Tirol ab, genießt aber lebenslänglich die Einkünfte der Festung Strazberg, der Stadt Sterzing und des Thales Passeyr, erhält überdies 6000 Mark Meraner Münze und die Schlösser Gries, Ambras, St. Martinsberg und Stein. Gegen

Bezahlung der Schulden Margarethens kann der Herzog auch sogleich ihre Städte und Schlösser in Baiern: Klingen, Wasserburg, Kuefstein, Kitzbühel und Ratenberg in Besitz nehmen. Hierauf stellte am 29. September Margaretha die förmliche, unwiderrufliche Uebergabsurkunde ihrer gesammten Lande an die Herzoge von Oesterreich aus, wodurch sie eigentlich die Regierung niederlegte, und verpflichtete sich am 1. October ebenfalls urkundlich, ihre Städte und Festungen in Baiern den Herzogen von Oesterreich offen zu halten, und ihre dortigen Dienst- und Amtleute mit ihrem Gehorsam an dieselben zu überweisen. Jetzt war endlich diese wichtige Angelegenheit ganz in Rudolf's Sinne geordnet; Tirol huldigte, und so schnell war des Herzogs Macht daselbst befestigt, daß er sogleich nach dem Antritte seiner Regierung eine scharfe Untersuchung gegen dortige angesehene Landherren wegen mancherlei von ihnen begangener Mißgriffe anordnen und strenges Recht sprechen konnte. Um aber besser gegen jeden Wechselfall geschützt zu seyn, beredete er die alte Margaretha, ihm, nebst ihrer gleichnamigen, verwitweten Schwiegertochter, der Schwester des Herzogs, nach Wien zu folgen. Es geschah. Margaretha wurde bis an ihr Ende mit gebührenden Ehren in Wien gehalten, und Rudolf's Einfluß in Tirol war fortan ein ungetheilter.

Die Spannung mit dem Kaiser währte inzwischen fort, und Letzterer nahm, wo er konnte, die Gelegenheit wahr, den Herzog seinen Unwillen fühlen zu lassen. Aus diesem Grunde unterstützte er den Burggrafen von Nürnberg, der, nach Herzog Rudolf's Ansinnen, seine in Oesterreich gelegenen Güter von diesem zu Lehen nehmen sollte, in seiner Weigerung, und erklärte, im Widerspruche mit dem Fridericianischen Freiheitsbriefe von 1156, diese Güter als Reichslehen. Eifrig arbeitete unterdessen der Papst Urban V. daran, die streitenden Parteien mit einander auszusöhnen, und die Umstände förderten sein frommes Streben. Dem Kaiser machten seine Angelegenheiten in Brandenburg, auf dessen Besitz er, durch Uebereinkunft mit den baierischen Herzogen, seinem Hause die Anwartschaft zuwege gebracht — dem Herzog Rudolf machten die Tiroler Angelegenheiten den Frieden wünschenswerth. Ein Schiedsgericht des Königs Kasimir von Polen und des Herzogs Bolek von Schweidnitz, am 12. December 1363 zu Krakau niedergesetzt, schlichtete die Zwistigkeiten vorläufig dahin, daß beiden Theilen die Wahrung des Friedens und die Herstellung der früheren freundschaftlichen Verhältnisse

anbefohlen wurde. Rudolf's Gemalin, die Herzogin Katharina, des Kaisers Tochter, wendete Alles an, ihren Vater und ihren Gemal miteinander zu versöhnen. Es wurde eine Zusammenkunft beider Fürsten nach Brünn verabredet, und hier — unter urkundlicher Vermittelung der Herzogin Katharina — eine vollkommene und vielseitige Einigung zu Stande gebracht. Zuvörderst bestätigte am 8. Februar 1364 der Kaiser den Herzogen von Oesterreich die Vermächtniß- und Uebergabs-Urkunde Margarethens von Tirol, und belehnte sie mit dieser Grafschaft. Dann wurde, zwei Tage später, der schiedsrichterlich anbefohlene Friedensvertrag bestätigt, und gegenseitig Versöhnung, Eintracht und Treue versprochen; gleichzeitig aber wurde — im Sinne eines in beiden Ländern längst empfundenen und häufig in Anregung gebrachten Wunsches, welcher also der Natur der Verhältnisse von jeher entsprechend gewesen ist — zwischen den beiden Häusern Oesterreich und Böhmen (Habsburg und Luxemburg) ein unbedingter Erbfolgevertrag abgeschlossen, in dessen Folge nach dem Erlöschen aller männlichen oder weiblichen Nachkommen des einen Hauses, sämmtliche Länder und Besitzungen desselben dem andern zufallen sollten. Glieder des Hauses Oesterreich-Habsburg, um deren Nachkommen es sich im Vertrage handelte, waren die Herzoge Rudolf, Albrecht und Leopold, nebst ihrer Schwester Margaretha; eingeschlossen wurden auch, kraft einer früher schon zwischen Oesterreich und Ungarn errichteten Erbeinigung, der König Ludwig von Ungarn, dessen Mutter, Königin Elisabeth, und Nichte Elisabeth, des verstorbenen Herzogs Stephan von Ungarn Tochter. Das böhmisch-luxemburgische Haus umfaßte den Kaiser Karl IV. mit seinen Nachkommen beiderlei Geschlechtes, und seinen Bruder, den Markgrafen Johann von Mähren. In Befestigung der so eifrig erneuerten Freundschaft beider hohen Häuser wurde Margaretha von Oesterreich, des Herzogs Mainhart von Baiern Witwe, mit dem Markgrafen Johann von Mähren vermält.

Herzog Rudolf's Feuergeist hatte, der Friedenspolitik des Kaisers gegenüber, sich wesentliche Vortheile erkämpft, und der Besitz Tirol's blieb, nachdem jetzt auch die Reichsbelehnung erfolgt war, gesichert. Karl IV., von Natur versöhnlich und, so weit nicht die Politik bisweilen ihre unabweisbaren Einflüsse übte, aufrichtig in seiner Freundschaft, verwendete mit allem Eifer sein kaiserliches Ansehen zu Gunsten seines Schwiegersohnes Rudolf. Bei einer Zusammenkunft mit den Markgrafen Ludwig und Otto von Bran-

denburg, geborenen baierischen Herzogen, in der Lausitz, wurden diese Fürsten, die anfänglich in Beziehung auf Tirol ebenfalls gegen Oesterreich aufzutreten gedroht hatten, vom Kaiser dergestalt umgestimmt, daß sie nicht nur auf Tirol vollständig Verzicht leisteten, sondern sogar mit den Herzogen von Oesterreich ein Bündniß wider ihren Bruder, den Herzog Stephan von Baiern, und dessen Söhne eingingen. Durch den österreichisch-böhmischen Erbfolgevertrag war eine Gebietserweiterung Oesterreich's, die dereinst dem Hause Luxemburg zu Gute kommen konnte, unmittelbar ein Theil der Politik des Kaisers Karl geworden, und er ließ zu diesem Ende keine Gelegenheit unbenutzt. Aus gleichem Anlasse übergab er auch dem Herzoge Rudolf und dessen Gemalin urkundlich die Friauler Reichslehen, die Festen und Städte Feltre und Belluno, die Grafschaft Schimell, die Festen Casamat und Roche von Peteris mit allem Zubehör — Plätze, mit welchen Margaretha's Gemal, der verstorbene Markgraf Ludwig, in früherer Zeit belehnt worden, sie aber vergeblich von dem Herzoge Albrecht, als Erben von Kärnten, angesprochen hatte.

Um die Tiroler Angelegenheiten vollkommen zu ordnen, kam im Juni **1364** auch der Graf Albrecht von Görz nach Wien, und leistete, obschon seine Linie überhaupt kein wirkliches Recht auf Tirol besaß, ausdrücklich Verzicht auf dieses Land; ja, er sicherte sogar im Falle seines unbeerbten Todes die Grafschaft Görz, die Markgrafschaft Histerreich, die Herrschaften in der Metlik, Lunz und im Pusterthale, so wie die Pfalzgrafschaft in Kärnten, nebst seinem ganzen übrigen, väterlichen und mütterlichen Erbe, dem Hause Oesterreich zu.

Nach allen Seiten waren Verträge und Freundschaftsbündnisse geschlossen, nur gegen Baiern währte die Feindschaft fort. Des Herzogs Rudolf Bundesgenosse, der Erzbischof Ortolf von Salzburg, wurde von den Baiern hart gedrängt; beide Theile verwüsteten einander das Land, und selbst die Bauern standen auf, theils um sich ihres Eigenthums zu wehren, theils um den erlittenen Schaden zu rächen. Rudolf unterstützte seinen Verbündeten mit geringem Eifer, und verläugnete, selbst als er endlich im Felde erschien, seine alte Entschlossenheit. Grause Verheerungen auf beiden Seiten beschlossen den Feldzug. Ehe noch die Feindseligkeiten sich erneuern und abermaliges Elend über die Länder bringen konnten, gelang es den Bemühungen des heiligen Vaters und des Königs von Ungarn, zu Passau am **12.** Sept. **1364** einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, ursprünglich bis zum **24.** April des

folgenden Jahres festgesetzt, nach der Zeit verlängert wurde, so daß, ohne eigentlichen Friedensschluß, der That nach doch Frieden eintrat, und der gestörte Verkehr zu allgemeinem Nutzen vollkommen wieder hergestellt wurde.

Jetzt endlich war die Ruhe nach außen bis auf Weiteres in jeder Beziehung gesichert, und der Herzog durfte wiederum den Blick auf den inneren Zustand seiner Lande richten, wo Mancherlei seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Sein eigenes Haus zog zunächst seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Brüder wuchsen mehr und mehr heran; bald mußten sie persönlichen Einfluß auf die Verwaltung der habsburgischen Lande gewinnen, und ihre nahe Selbstständigkeit machte eine Erneuerung der früheren, nutzreichen Familiensatzungen höchst nöthig. Am 18. November 1364 beurkundeten und beschworen die drei herzoglichen Brüder, ganz im Sinne des von ihrem Vater am 25. November 1355 gegebenen Hausgesetzes: „unverbrüchlich einig unter einander zu seyn, ohne daß der Eine sich eines Vorzuges vor den Anderen anmaße; doch solle der Aelteste die Lehen für die Uebrigen mitempfangen und einen größeren Hofstaat halten; auch des Hauses Urkunden und Kleinodien aufbewahren. Ohne der Anderen Beistimmung dürfe Keiner Etwas veräußern oder verpfänden, Frieden schließen, Krieg erklären, oder eine Heirat eingehen" u. s. w.

Mitten im Gedränge von Entwürfen und Unternehmungen nach außen, hatte Rudolf von jeher doch noch Zeit und Aufmerksamkeit für die Lenkung der inneren Verhältnisse seiner Länder erübrigt. Die Städte, deren Wohlstand und natürliche Anhänglichkeit an das Bestehende den Landesherren so reiche als zuverlässige Mittel zu Kräftigung ihrer Macht darboten, wurden auch für ihn ein Gegenstand besonderer Fürsorge. Um sie noch enger mit seinem eigenen Vortheile zu verknüpfen, ordnete er, ohne Rücksicht auf hergebrachte Rechte Anderer, schon im Jahre 1360 die Aufhebung aller fremden Grundherrlichkeit innerhalb der Städte an, und fand die dadurch Geschädigten mit einer bloßen achtfachen Auszahlung der jährlichen Nutznießung ab. Jede Besiegelung einer Besitzveränderung in einer Stadt, die bisher der Grundbesitzer ausgeübt, sollte fernerhin dem Bürgermeister und dem Rathe zufallen. Auch jedes Burgrecht, jeder Dienst oder Ueberzins innerhalb des Weichbildes einer Stadt, im Besitze eines Anderen, als der Gemeinde und des Rathes, wurde um den achtfachen Betrag einer Jahresnutzung abgelöset, und diese Neuerung unnachsichtlich durchgeführt.

Wien hatte durch viele zusammentreffende ungünstige Umstände sehr gelitten. Durch die Pest war nicht nur die Bevölkerung zusammengeschmolzen, sondern es waren dabei auch durch Erbschaften und Vermächtnisse große Summen aus der Stadt in die Provinzen und in's Ausland gewandert. Hierzu kamen große Feuersbrünste, allgemeiner Mißwachs der Feldfrüchte in Oesterreich wie in den Nebenländern, und die trübe Aussicht auf eine äußerst spärliche Weinlese. Das Alles hatte in Wien Geldmangel, Verarmung und Nahrungslosigkeit erzeugt. Um diesen traurigen Erscheinungen zu begegnen und ähnlichen Uebeln für die Zukunft vorzubeugen, erließ der Herzog am **20.** Juli **1361** eine umfassende Verordnung. „Vermächtnisse an Klöster, Kirchen, Ordens- und Weltgeistliche sollten nur dann giltig seyn, wenn durch unbescholtene Zeugen die Richtigkeit des Geschäftes bestätiget würde. Erbgüter, an geistliche Anstalten oder Personen vermacht, müssen binnen Jahresfrist an Leute verkauft werden, welche den allgemeinen Bürgerlasten in Wien unterworfen sind. Wird dies versäumt, so verfällt das Erbgut dem Landesherrn und der Stadt. Alle, vordem verschiedenen Personen bewilligten Befreiungen von der bürgerlichen Schatzsteuer werden aufgehoben. Ausgenommen sind nur diejenigen Klöster und Kirchen, welche von ihren Gebäuden innerhalb der Ringmauer zu keiner Steuer verpflichtet sind; besitzen sie jedoch außerhalb der Ringmauern noch Höfe und Häuser in der Stadt oder in den Vorstädten, so unterliegen sie der allgemeinen Steuerpflichtigkeit. — Alle, bisher bewilligten oder angemaßten, besonderen Vorrechte, Zechen und Innungen in der Stadt und in den Vorstädten zu Wien unter Bürgern, Kaufleuten, Arbeitern und Handwerkern, sollen gänzlich aufhören und abgethan bleiben. Alle jene gewerbtreibenden Personen, welchen Namen sie immer haben und woher sie kommen mögen, sollen sich in Wien oder den Vorstädten niederlassen, ihr Gewerbe treiben dürfen, und jeder neue Ankömmling während der ersten drei Jahre von der Schatzsteuer befreit seyn. — Mit Ausnahme des Hof-, Stadt-, Münz- und Judengerichtes, hören inskünftig alle übrigen Gerichte über Menschen und Güter in der Stadt und in den Vorstädten auf, sie mögen bisher von Geistlichen oder Weltlichen ausgeübt worden seyn. Dem Hofgerichte sind die Landherren, die Hofräthe, die Richter und Knechte, welche auf dem Lande leben, und sonst Niemand unterworfen. Der Stadtrichter hat volle Gewalt, über Zucht und Ordnung in der Stadt und den Vorstädten zu wachen. — Zufluchtsorte für Verbrecher, wo dieselben nicht

aufgegriffen werden dürfen, werden im ganzen Stadtbezirke abgeschafft. Künftighin dürfen nur drei Asyle bestehen: die herzogliche Burg, das Schottenkloster innerhalb seines Umfanges, und die Kirche zu St. Stephan. — Sämmtliche Amtleute, mit Einschluß des Bürgermeisters, Münzmeisters und Stadtrichters, sollen die Schatzsteuer eben so gut entrichten, wie die übrigen Einwohner. — Niemand soll sich ein Voigteirecht über Klöster, Kirchen, oder geistliche Höfe in der Stadt und den Vorstädten anmaßen, indem der Stadtmagistrat ohnehin die Obliegenheit hat, Jedermann, Geistliche wie Weltliche, gegen Unrecht zu schützen. Nur über St. Stephan und St. Klara — Letzteres ein von Rudolf gestiftetes, bei der ersten Belagerung Wien's später abgetragenes Nonnenkloster auf der Laimgrube — behält der Herzog sich selbst die Voigteigerechtigkeit vor."

Man erkennt, wie in dieser Stadtordnung des Herzogs Absicht besonders dahin ging: den Anfall städtischen Grundbesitzes an die todte Hand zu verhindern, dem Monopolsysteme und Privilegienwesen sowohl im Verkehr und Handel, wie im Steuerfache vorzubeugen, Begünstigungen Einzelner aufzuheben, um mit gleicher Freiheit zum Erwerbe auch gleiche Vertheilung der Lasten herzustellen. Jedenfalls ging aus dieser Verordnung eine tiefe staatswirthschaftliche Einsicht hervor, und von den Gegnern des Innungswesens namentlich ist die Verfügung Rudolf's noch in neuerer Zeit beinahe zum Ideale erhoben worden. In einer zweiten Verordnung vom Jahre 1364 erneuerte, ungeachtet des Widerstandes von manchen Seiten, Rudolf den Befehl der Auflösung der Zünfte, und untersagte den Handwerkern in Wien, sich künftig neue Innungsregeln oder Satzungen zu entwerfen und die Zunftgenossen zu Beobachtung derselben zu verpflichten, da dieses Vorrecht nur dem Bürgermeister und Stadtrathe zukomme.

Andere Punkte jener Verfügungen athmen mehr oder minder den Geist der Zeit, der im Gesetzfache Vortheil und Nachtheil selten gehörig gegen einander abzuwägen wußte. Zu Gunsten Wien's, doch zum Schaden anderer Orte, schränkte der Herzog den Waarenzug auf gewisse Straßen ein, und untersagte den Bewohnern in der Nähe der Hauptstadt, ihre Weinberge zu verpachten, damit dieselben nicht zu hoch im Preise steigen möchten. Den häufigen Eingriffen der landesfürstlichen Gewalt in Testamente und Verlassenschaften setzte er edelmüthig ein Ziel, indem er den Wienern die Freiheit ertheilte, vor dem Magistrate oder anderen verläßlichen Zeugen giltig

testiren zu können. Auch den Heiratszwang — nach welchem die oberste Gewalt nicht selten eigenmächtig über die Hand reicher Bräute verfügte, um unbemittelten Günstlingen aufzuhelfen — hob er für Wien auf, oder versprach wenigstens, ihn fortan nicht mehr in Anwendung zu bringen, wenn er auch, um jenes Vorrecht nicht mit einem Male fallen zu lassen, den Beisatz anhing, daß er in Heiratsangelegenheiten künftig statt eines Befehls vielleicht bisweilen eine Bitte an die Betreffenden richten werde.

Margaretha Maultasch lebte, nach ihrer Entsagung, mit standesmäßigem Glanze in Wien. Doch mochte der kluge Rudolf nebenbei sie wohl beobachten, denn der Wankelmuth der alten Dame ließ noch immer leicht eine Sinnesänderung befürchten. Wirklich wurde sie bisweilen wieder von der Lust des Selbstregierens angewandelt; der Verwirklichung standen aber jetzt um so unübersteiglichere Hindernisse entgegen, da die Herzoge alle ihre übernommenen Verpflichtungen auf das Genaueste erfüllt hatten, und somit jeder Vorwand wegfiel, den Vertrag umzustoßen. Dieser wurde daher 1364 von Margarethen nochmals bestätigt, wobei sie jedoch, im Falle sie das ganze herzogliche Haus überleben sollte, sich die Erbfolge in Kärnten und Tirol, ja sogar in Krain vorbehielt. Gern gestanden ihr die Herzoge eine Anwartschaft zu, die unmöglich in Erfüllung gehen konnte. Margaretha starb im Spätjahre 1369.

Jedes Beispiel von Ruhm und Größe wirkte aneifernd auf Rudolf's empfänglichen und ehrgeizigen Sinn. Das Lob, welches Kaiser Karl für seine Gründung der Prager Hochschule erntete, der Glanz und die Aufnahme, so dadurch die Hauptstadt Böhmens genoß, regte den jungen Herzog mächtig an. Auf der anderen Seite galt es auch, dem Auswandern reicher und talentvoller Jünglinge vorzubeugen, welche der in der Heimat nicht befriedigte Wissensdrang aus Oesterreich heraus in fremde Länder trieb, und so das innere Leben des Staates benachtheiligte. Jenes Vorbild und diese Wahrnehmung reifte Rudolf's Entschluß, seine eigene Hauptstadt durch eine Hochschule zu verherrlichen. Alle nöthigen Vorkehrungen dazu wurden getroffen. Der mit dem Herzoge ohnehin befreundete und verbündete Bischof Albrecht von Passau gab, als Diöcesan, bereitwillig seine Genehmigung, und eine gleiche erfolgte bald darauf vom Papste Urban V., obgleich derselbe, vielleicht durch Karl IV. bewogen, der seiner Prager Hochschule den Vorzug der Vollständigkeit sichern wollte, die theologischen Studien ausdrücklich aus-

nahm. Nach diesen Einleitungen stellten am 12. März 1365 die drei herzoglichen Brüder, Rudolf, Albert und Leopold, die Stiftungsurkunde aus. Diese besagte: „daß die neue Hochschule zu Wien nach den Mustern jener zu Athen, Rom und Paris eingerichtet worden. Ihre Gegenstände sollten Theologie, Sittenlehre, bürgerliches und Kirchenrecht, Naturkunde, Arzneiwissenschaft, freie Kunst und jedes andere Wissen seyn, dessen Vortrag erlaubt. Zu Förderung der den Studien nöthigen Ruhe, sollte ein eigener Bezirk in der Stadt für die Hörsäle und Wohnungen der Lehrer angewiesen und mit einer eigenen Mauer umgeben werden; Lehrer und Schüler sollten auf ihrer Hin- und Rückreise volle Sicherheit der Personen und des Eigenthums genießen; — alle ihnen zuzuführenden Bücher, Habseligkeiten und Lebensmittel waren mauthfrei; nur durfte nicht Handel noch Tausch damit getrieben werden. Sie unterstanden nebst ihrem Hausgesinde keinem anderen Richter, als dem Rector. Nur bei todeswürdigen Vergehen durften sie allenthalben ergriffen und durch den Rector dem Gerichtshofe des Probstes bei St. Stephan, zu Urtheil und Strafe nach dem Kirchenrechte, übergeben werden. Schwere Strafen wurden Denen angedroht, die ein Mitglied der Hochschule zu verletzen oder zu tödten wagten, ein Jeder bei Geldbuße aufgefordert, in solchem Falle schleunigst Beistand zu leisten. Für Uebelthäter dieser Art bestand kein Asyl. Niemand darf, ohne Bewilligung des Rectors, von Mitgliedern der Hochschule Bücher kaufen oder in Pfand nehmen. Gestohlene Bücher müssen von dem Käufer, ohne Anspruch auf Entschädigung, zurückgegeben werden. Die Unverletzbarkeit der Universitätsmitglieder wird nur im Falle auf der That betretenen Ehebruchs aufgehoben. Die Mitglieder der hohen Schule werden in vier Nationen eingetheilt, jede mit einem Procurator, der ein Magister der freien Künste seyn muß. Diese Procuratoren haben auch den Rector zu wählen, der ebenfalls Magister der freien Künste seyn muß. Der Rector und die Procuratoren bilden den Magistrat der Hochschule.“ Wegen der Siegel und Urkunden der Universität wurde ebenfalls das Nöthige verfügt.

Die schon unter den babenbergischen Herzogen wiederholt aufgelebte, doch durch allerlei Umstände immer wieder vertagte und vereitelte Idee, in Wien ein Bisthum zu gründen, nahm Rudolf, dessen großartigem Sinne ein solches Vorhaben genau entsprach, mit allem Eifer wieder auf. Aber auch ihm stellten sich hierbei Schwierigkeiten entgegen, die für den Augenblick

nicht zu überwinden waren. Der päpstliche Stuhl fürchtete vielleicht, daß Rudolf's Streben nach Unabhängigkeit in jeder Art, durch einen eigenen Bischofssitz auch in kirchlicher Hinsicht gefördert werden könnte. Alles, was der Herzog erwirkte, war die Erlaubniß des Papstes Urban V., die Pfarrkirche zu Allerheiligen (St. Stephan) zu einer Collegiatkirche zu erheben. Diese sammt ihrem Kapitel befreiete der Papst von der Abhängigkeit von dem Erzbisthum Salzburg und dem Bisthum Passau, und unterwarf sie unmittelbar der Gerichtsbarkeit des heiligen Stuhles; nur die Seelsorge blieb noch ferner der Aufsicht des Ordinariates unterworfen. Die dahin gehende päpstliche Bulle vom 5. August 1364 wurde durch die Bischöfe Johann von Gurk und Heinrich von Lavant, und den Abt Klemens von den Schotten in Wien, als päpstliche Executoren, am 16. März 1365 in Wien feierlich vollzogen, und die genannte Pfarrkirche zu einer Collegiatkirche mit einem Kapitel von vier und zwanzig Kanonikern erhoben. Den Propst und die Domherren hatte der Herzog Rudolf, und nach ihm seine Nachfolger in der Regierung zu ernennen; der Papst bestätigte sie, und setzte Ersteren in seine Würde ein, wobei er demselben zugleich das Vorrecht verlieh, sich der Inful und des bischöflichen Stabes bei dem Gottesdienste zu bedienen. An demselben Tage, wo die Vollziehung jener päpstlichen Bulle Statt fand, wies der Herzog urkundlich dem Probste und dessen Kanonikern beträchtliche Herrschaften und Einkünfte zu ihrem Unterhalte an, und schrieb der neuen landesfürstlichen Probstei ihre Ordnung vor. Seine Liebe zu Glanz und Pracht auch in Aeußerlichkeiten sprach sich deutlich in der von ihm angeordneten Tracht für den Probst und die Domherren aus. Sie mußten einen rothen, weiten und langen Rock tragen, und als äußere Bedeckung einen rothen Mantel mit einer Kappe, ganz nach Art der Cardinäle. Waffen und Wehr zu führen, war ihnen verboten, mit Ausnahme eines kurzen Messers zum Zerlegen der Speisen bei Tische. Dem Probste allein war in Kriegszeiten das Tragen aller ritterlichen Wehren und des Harnisches erlaubt. — Diese Kleiderordnung fand nie das Wohlgefallen des Papstes, und nach Rudolf's Tode wurde, auf des Ersteren Befehl, eine einfachere und sparsamere eingeführt.

Wien war nun durch Rudolf in doppelter Weise verherrlicht, und in Kirche und Schule standen jetzt Denkmäler seines Wirkens da, die keine Zeit mehr stürzen konnte. Aber während er hier seinen edlen Stolz befriedigte und

seinen Namen verewigte, rächten sich an ihm Handlungen anderer Art, die weniger des Lobes würdig gewesen waren. Seine damalige Härte gegen den Patriarchen hatte von den meisten Seiten Mißbilligung erfahren, am meisten in den Landen des Kirchenfürsten. Zwei der, noch vor dem erzwungenen Friedensabschlusse von Wien entflohenen, aquilejischen Geiseln, Franz von Savorgnano und Simon von Valvasone, hatten schon früher die Gemeinden von Udine, Cividale und Glemona, vermuthlich auch einen Theil des Adels in Friaul, gegen den Herzog aufgeklärt. Sie hatten Manzano, Budrio und Cormons niedergebrannt, Cortina, Quadrivi und Rivolti in ihre Gewalt gebracht, und die Einwohner gezwungen, sich dem Patriarchen zu unterwerfen. Dieser, durch den schmählichen Friedensvertrag auf das Aeußerste getrieben, hieß jene Feindseligkeiten gut. Mit ihm verband sich alsbald der mächtige Gebieter der Stadt und des Gebietes Padua, Francesco von Carrara, schon darum, weil seine Gegner, die Visconti und der Herr von Verona, zu dem Herzoge Rudolf hielten. So gestalteten sich die Verhältnisse immer ernsthafter und drohender. Der König Ludwig von Ungarn, ein Gönner Francesco's und von diesem wahrscheinlich aufgefordert, vermittelte am 15. August einen Waffenstillstand, dem jedoch die Gemalin des in der Mitte der Kriegenden gelegenen Grafen von Görz, in Abwesenheit ihres Gemals, nicht beitrat, und der auch darum zu keinem Frieden führte, weil Francesco in Erfahrung brachte, daß der Herzog Rudolf von dem Kaiser mit Feltre, Belluno und den anderen, in seinem Besitze befindlichen Plätzen Friauls belehnt worden sey, auch Francesco's Gesandten abgewiesen und die Bewohner des Thales Sugana genöthigt hatte, ihm zu huldigen. Der Herzog schickte Truppen nach Friaul, um die Besitzungen des Patriarchen zu verwüsten, der angeblich seine Versprechungen nicht erfüllt hätte. Mehre Landherren traten zur herzoglichen Partei, so Tolberto da Prata und die von Spilimbergo. Als Francesco erfuhr, daß durch diese Letztgenannten auch Venedig in den Streit gezogen werden sollte, glaubte er sich an keine Rücksicht mehr gebunden und schloß mit dem Patriarchen ein dreijähriges Bündniß wider den Herzog Rudolf. Berchtold von Spilimbergo, im Lande allgemein gehaßt und hart bedrängt, floh zu dem Herzoge, und kehrte, von diesem mit achthundert Reitern versehen, über Görz zurück. Aber nahe bei der Burg Spilimbergo, wohin er seine Mannschaft führen wollte, wurde er von den Truppen Francesco's angegriffen und nach verzweifeltem Widerstande geschlagen. Hundert Mann

wurden ihm getödtet, eben so viele gefangen, zweihundert Pferde abgenommen. Durch diesen und andere Erfolge ermuthigt, wies Francesco die angetragene Vermittelung Venedigs ab, und wollte eine solche nur von dem Könige von Ungarn annehmen; der Patriarch gab dieselbe Erklärung. Der Kampf währte fort. Berchtold von Spilimbergo, begierig, die erlittene Scharte auszuwetzen, erhielt vom Herzoge Rudolf wieder neue Truppen aus Laibach zugesendet, die aber zu St. Pellegrin unweit St. Daniele eine zweite Niederlage erfuhren. Neue Vortheile für die Verbündeten folgten diesem abermaligen Siege; Spilimbergo verlor eine Burg nach der anderen, und Francesco's Feldhauptmann, Gerardo da Rubiera, drang unter schrecklichen Verwüstungen bis zu den Thoren des österreichischen Schlosses Pordenone vor. Jetzt erst zeigte sich dem Herzoge die Größe der Gefahr, welche ihm von einem Feinde drohte, den er bisher zu niedrig angeschlagen hatte. Dringend sprach er den König von Ungarn um Vermittelung an. Doch dieser war mit dem Herzoge in den Friauler Angelegenheiten nicht Eines Sinnes, und da auch die Friauler an der aufrichtigen Friedensgeneigtheit des Herzogs zweifelten, so setzten sie die Feindseligkeiten fort. Die Plätze des Herzogs wurden immer mehr und mehr bedroht, und zwei derselben, Cusano und Zoppola, fielen in die Hände der Truppen des Patriarchen und des Carrara. Durch den Beitritt des Grafen Mainhart von Görz zu dem Bunde, wurde der Herzog von seinen friaulischen Besitzungen völlig abgeschnitten. Aber die wachsende Gefahr gab ihm auch seine ganze Stärke wieder und befeuerte ihn zum mannhaftesten Entschlusse. Mit nur fünf Begleitern eilte er nach Tirol, von da nach Trient, rief schnell seine Getreuen unter die Waffen, kam am 14. Juni mit dreihundert Reitern nach Verona, dessen Gebieter, Cane della Scala, ihm Beistand zusagte, und dann nach Mailand, wo der Herr der Stadt und des Gebietes derselben, Barnabo da Visconti — dessen Tochter, Viridis, kurz zuvor ihre Verlobung mit Rudolf's Bruder, dem jungen Herzoge Leopold, gefeiert hatte — ihn mit offenen Armen aufnahm. Schnell gewannen die Angelegenheiten des Herzogs die vortheilhafteste Wendung. Barnabo, ein eifriger Gegner und Nebenbuhler der Carrara, sendete dem Herzoge schleunigst fünfhundert Mann zur Unterstützung nach Trient; Cane gestattete ihm den Durchzug durch sein Gebiet.

Neue große Erfolge standen in Aussicht; da rauschte der schwarze Fittig des Todes heran und hüllte Alles in Nacht. Ein hitziges Fieber ergriff

in Mailand den Herzog Rudolf, und nach kurzem Krankenlager verblich er dort am 27. Juli 1365 im sechs und zwanzigsten Jahre seines Alters. Auf dem Sterbebette wollte er, wie mit Gott, so auch mit den Menschen sich versöhnen; alle Ungerechtigkeiten, die er im Leben sich vorzuwerfen hatte, bereute er schmerzlich und hinterließ seinem Bruder, dem milden Albrecht, den Auftrag, sie zu vergüten. Sein Leichnam wurde vorläufig in der Johanniskirche zu Mailand unter den gebührenden Ehrenbezeigungen beigesetzt, dann unter gleichen Feierlichkeiten über Verona nach Oesterreich abgeführt. Im Dome zu St. Stephan, den er gegründet und zu hohen kirchlichen Ehren erhoben, fand er die Ruhestätte, die er sich selbst auserfehen hatte.

Kühne Entwürfe standen mit dem Herzen still, das im Leben so unruhig und ungeduldig geschlagen hatte. Beklagen muß man, daß dieser heiße, strebende Geist des fürstlichen Jünglings der Welt schon entfliehen mußte, ehe er noch zu männlicher Reife und Ruhe sich entwickeln konnte. Wie schön, wie umfassend würde diese gewaltige Thatkraft, die schon in jungen Jahren und in karg zugemessener Zeit so Mannigfaltiges vollbracht hatte, dann erst gewaltet haben! Feurig, unternehmend, Alles überflügelnd und darum auch Manches überstürzend, war Rudolf doch auch einer bewundernswürdigen Umsicht und Besonnenheit mächtig, und in seiner jugendlichen Raschheit verkündigte sich auf einer Seite wiederum eine tiefe, weitaus greifende Planmäßigkeit und Ueberlegung. Wie er, bald durch Trotz, bald durch Zuvorkommenheit, den Kaiser dahingebracht, ihm in allen Hauptdingen willfährig zu seyn; wie er, die Uneinigkeit der baierischen Linien klug benützend, die Erben von Tirol, die seinem Hause ob der Erwerbung Kärntens so abgeneigt gewesen, ganz in seinem Sinne gelenkt, ihre Ungunst in Freundschaft und Hingebung verwandelt, und zu den früheren unfreiwilligen Abtretungen neue, freiwillige, von ihnen erlangt; wie er selbst seine persönliche Anmuth und Beredsamkeit in's Spiel gezogen, um seine Absichten durchzusetzen, gibt er ein Beispiel hoher Staatsklugheit, einzig in so jungen Jahren; wie er dann auch im Innern seiner Lande mild und verständig gewaltet, Schranken und Ungleichheiten hinweggeräumt, Städte und Bürgerthum gehoben, den Erwerbsgeist ermuthigt und beschirmt, und die landesfürstliche Macht ordnend und schützend über alle Verhältnisse des Staatslebens hingewölbt hat, gewährt er ein Bild großer Regentenfähigkeit, ja theilweis das Muster zeit- und zweckgemäßer Gesetzgebung. Als Gründer der Wiener Hochschule, als

Bauherr des herrlichen Doms zu St. Stephan und Urheber seiner kirchlichen Hoheit, hat er sich in Oesterreich einen unvergänglichen Ruhm und den verdienten Beinamen des „Stifters“ erworben.

Fünftes Buch.

Oesterreich unter Rudolf's Brüdern, den Herzogen Albrecht III. und Leopold III. bis zu Albrecht's Tode; von 1365 bis 1395.

Als Rudolf in der Blüte seiner Jahre in die Arme des Todes sank, stand Friaul im offenen Kampfe wider Oesterreich, Baiern noch immer mit gezücktem Schwerte, nur durch kurze Waffenstillstände noch gebunden, nicht durch sicheren Frieden. Manche der alten Bundesgenossen hatte Rudolf's Anmaßung oder Eigenmächtigkeit abgestoßen, so daß sie erkaltet waren. Als daher, wegen der großen Jugend seines Bruders Leopold, der Herzog Albrecht III., selbst erst wenig über siebzehn Jahre alt, sich vorläufig allein der Verwaltung der Lande annehmen mußte, war seine Lage bedenklich und schwierig. Aber die Redlichkeit, die aufrichtige Friedensliebe des jungen Fürsten wurde gar bald von Freunden und Gegnern anerkannt und geachtet, besänftigte diese und führte auch die entfremdeten Bundesgenossen zu dem alten innigen Verhältnisse zurück. Mit Baiern wurde der bestehende Waffenstillstand bis zum 24. April 1366, dann wieder bis Weihnachten verlängert. Dem ausdrücklichen Wunsche seines sterbenden Bruders Rudolf gemäß, eilte der Herzog auch, den von Rudolf hart und ungerecht geschädigten Bischof Paulus von Freisingen in seine Rechte wieder einzusetzen. So viel Vertrauen hatte der Bischof zu Albrecht's Redlichkeit, daß er die sechs Schiedsrichter, welche seine Angelegenheit entscheiden sollten, unter des Herzogs eigenen Dienern wählte. Zufolge ihres Ausspruchs hatte der Herzog dem Bischofe die entrissenen Plätze, ingleichen alles Silber, Hausgeräthe, Urkunden, Bücher rc. zurückstellen zu lassen; dagegen verzichtete der Bischof auf allen weiteren Schadenersatz, und lösete die von Rudolf um 6000 Gulden verpfändete Stadt und Feste Lock auf eigene Kosten wieder ein. Die Billigkeit hatte auf beiden Seiten dieses Werk der Versöhnung befördert.

Drei Tage nach dem Tode seines Feindes Rudolf war auch der Patriarch Ludwig von Aquileja gestorben; in seine Stelle wurde vom Papste

Urban V. der bisherige Bischof von Augsburg, Marquard von Randeck, eingesetzt, ein dem Kaiser, welchem er zehn Jahre früher, bei einem Volksaufstande in Pisa, das Leben gerettet, treu ergebener, friedensgeneigter Mann. Albrecht bot sofort die Hand zur Aussöhnung, und der Patriarch nahm sie nach einigem Bedenken an. Der Kaiser selbst trat durch Abgeordnete als Vermittler auf und bewog den Kirchenfürsten, den die bisherigen vortheilhaften Erfolge des Krieges und Oesterreich's mißliche Lage strenger stimmten, zur Nachgiebigkeit. Ein Waffenstillstand bis zum 11. November 1367 wurde festgesetzt, der Handelsverkehr frei gegeben, das Eroberte jedem Theile belassen. Ein dauerhafter Friedensschluß stand dadurch in Aussicht. Auch mit Görz wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, Bündnisse mit anderen Mächten erneuert.

Ungünstiger hätten sich beinahe die Verhältnisse mit dem Kaiser und mit Ungarn gestaltet, da die dem Herzoge Albrecht verlobte Elisabeth, Bruderstochter König Ludwig's von Ungarn, plötzlich an den fünfjährigen König Wenzel von Böhmen, Kaiser Karl's IV. Sohn, weiterverlobt, und die zwischen Oesterreich und Ungarn früher geschlossene Erbverbrüderung ihres Anhaltes beraubt wurde. Albrecht, unfähig, diese Zurücksetzung schweigend hinzunehmen, aber auch nicht stark genug, gleichzeitig gegen Böhmen und Ungarn aufzutreten, schloß sich an den Kaiser an, um dessen Vermittelung der König von Ungarn in dieser Angelegenheit bat, und begehrte des Kaisers Tochter Elisabeth zur Ehe. Zwar war dieselbe schon dem Markgrafen Otto von Brandenburg zugesagt, aber Letzterer nahm statt ihrer des Kaisers andere Tochter, Katharina, Witwe Herzog Rudolf's von Oesterreich, und Albrecht feierte, nachdem die päpstliche Dispensation eingetroffen war, am 19. März 1366 in Prag seine Vermälung mit der Kaiserstochter Elisabeth. — Karl's IV. Politik strebte nunmehr dahin, Oesterreich und Ungarn, deren Verhältnisse zu einander durch die neuesten Ereignisse ohnehin erkaltet waren, zu trennen, Beide aber dadurch auf einer Seite um so enger mit Böhmen und dem Hause Luxemburg zu verknüpfen. Auf seine Veranlassung wurde der Erbvertrag zwischen Oesterreich und Ungarn, der so wenig nach seinem Sinne gewesen, von beiden Theilen aufgehoben; derselbe würde jetzt für die Herzoge auch keinen Vortheil mehr gehabt haben. Eine neue Erbverbrüderung zwischen Oesterreich und Böhmen trat am 26. März an seine Stelle; der König von Ungarn und die Herzogin Margaretha wurden davon ausgeschlossen; Ungarn

sollte Demjenigen zufallen, den König Ludwig zum Erben bestimmen würde. Das gegenseitige Schutzbündniß wurde dabei erneuert. Kaiser Karl begleitete die Herzoge nach Wien, wo er am 9. Mai ihnen alle landesherrlichen und sonstigen Rechte und Freiheiten bestätigte, und sie Tages darauf mit den Herzogthümern und allen ihren übrigen Besitzungen belehnte. Auch die Unterthanen Oesterreich's erfuhren vom Kaiser mancherlei Gnadenbezeigungen. Albrecht vergalt sie dadurch, daß er den Bürgern von Prag das Recht ertheilte, innerhalb der nächsten vier Jahre ihre Waaren durch Wien nach Venedig und zurück nach Prag, ohne die Verpflichtung der Niederlage und blos gegen den üblichen Zoll, führen zu dürfen. Zwischen Oesterreich und Böhmen war ein enges Band geschlungen, jenes mit Ungarn zwar gelockert, doch anscheinend ohne feindseligen Bruch. Hinsichtlich der Feindschaft des Kaisers mit Barnabo von Visconti, wie überhaupt von den Angelegenheiten in Italien, sagten sich die Herzoge ausdrücklich los.

Klüglich enthielten sich die jungen Herzoge der Einmischung in fremde Händel, die ihren Kreis nicht unmittelbar berührten. Doch auch in der Nähe brach manche Unruhe los, die ihnen kein unthätiges Zuschauen erlaubte. Passau, nach der Würde und dem Einflusse einer Reichsstadt strebend, lag in offener Fehde mit seinem neuen Gebieter, dem Bischofe Albrecht. Der Aufstand nöthigte den Bischof und die Domherren, die Stadt zu räumen. Die feste Burg auf dem St. Georgsberge aber vertheidigte für den Kirchenfürsten der tapfere Johann von Traun, der durch beherzte und glückliche Ausfälle den Aufrührern bittere Verluste beibrachte. Zugleich sprach über die empörten Bürger der Bischof den Kirchenbann, der Kaiser die Reichsacht aus; die Ausführung derselben wurde dem kriegerischen Herzog Leopold von Oesterreich übertragen. Die Passauer, weder hierdurch, noch durch die Fortschritte des Trauners entmuthigt, streiften verheerend in das Innere des bischöflichen Gebietes, und endlich auch über die Gränze Oesterreich's. Der gemeinsame Nachtheil brachte den Bischof und die Herzoge einander noch näher. Sie schlossen am 16. October 1367 einen neuen Vertrag gegen die Stadt. Als nun die Passauer von den bischöflichen und herzoglichen Kriegern bei Hafnerzell abermals schwer geschlagen wurden, sank ihnen der Muth, und sie sendeten Abgeordnete nach Wien, durch welche sie sich dem Schiedsspruche der Herzoge unterwarfen. Der Bischof war damit einverstanden. Das Endurtheil der Herzoge erfolgte, nach einem vorgängigen Spruche, am

21. April 1368 und bestimmte: daß die Gefangenen frei gegeben, den Domherren ihre Häuser und Gerechtsame zurückgestellt, keinem Theile Ersatz für den erlittenen Schaden geleistet, dem Bischofe aber von den Bürgern Beiträge zu Einlösung der verpfändeten Güter gesteuert werden sollten. Oberherr der Stadt blieb der Bischof, welcher dagegen den Bürgern ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten bestätigte.

Bei der Begabung der neuen Collegiatkirche zu St. Stephan war der verstorbene Herzog Rudolf, aus Vorliebe für seine Schöpfung, zu voreilig zu Werke gegangen, indem er den Domherren als Eigenthum Güter angewiesen hatte, ohne die Einwilligung der Lehensherren zu erhalten. Um Jedem sein Recht zu geben, wurden der Probst und das Kapitel zur Verzichtleistung auf jene Güter bewogen, und von den Herzogen am 29. April 1368 mit der Mauth zu Mauthhausen entschädigt, die jedoch, wie sich alsbald zeigte, noch von Albrecht dem Weisen bereits den Karthäusern in Gaming verpfändet worden war. Letztere wurden zufriedengestellt, und die Einkünfte von St. Stephan waren nun geordnet.

An dem Thurmbau von St. Stephan wurde rüstig fortgearbeitet; es leitete ihn, wie die älteste vorhandene Wiener Stadtrechnung bezeugt, damals Meister Hobusch, welchem im Jahre 1368 zu dem Thurme fünfzehn Pfund, so wie dem Meister Ulrich, als Zimmermeister am Thurme, zehn Pfund (nach dem damaligen Geldwerthe sehr namhafte Beträge) gezahlt wurden. Hobusch erscheint sonach als der erste bisher bekannte, bei dem Thurmbau beschäftigt gewesene Werkmeister.

Den friedlichen Bestrebungen folgte das Glück auf dem Fuße, und im Breisgau wurden Erwerbungen gemacht, ohne Krieg und Hader. Der Graf Egon von Freiburg, durch den Kaiser Karl IV. zum Landgrafen im Breisgau erhoben, war mit der Stadt Freiburg wegen der Pfahlbürger in Zerwürfniß gerathen. Offene Fehde brach aus. Ein Versuch des Grafen, die Stadt zu überrumpeln, mißglückte; bald darauf aber schlug er bei Breisach die Bürger mit großem Verluste. Nach solchen Vorgängen war an Aussöhnung von keiner Seite mehr zu denken. Die Herzoge, Albrecht und Leopold, schritten nun vermittelnd ein, und ließen mit dem Grafen und der Stadt unterhandeln, um Letztere unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Gern boten die Bürger dazu die Hand, und auch der Graf ließ sich bereitwillig finden. Am 30. März 1368 wurde ausgemacht, daß die Bürger um eine bestimmte

Summe von dem Grafen Egon ihre völlige Unabhängigkeit erkauften und hinfort sich den Herzogen, als ihren Schirmherren, unterwarfen, auf Bedingungen, welche den Bürgern bedeutende Freiheiten zusicherten und zugleich das neue Stadtrecht vorschrieben.

Die Bahn des Friedens wurde mit standhaftem Eifer verfolgt. Mit Görz wurde der Waffenstillstand abermals verlängert und dadurch einem späteren völligen Friedensschlusse vorgearbeitet, und auch mit den Schwyzern die Waffenruhe erneuert; denn ein fester Frieden war mit Letzteren nicht zu schließen, da ein solcher Bewilligung des Abfalls habsburgischer Unterthanen und Dienstmannen vorausgesetzt haben würde, wozu die Herzoge, ohne äußerste Gefährdung ihres Ansehens und ihres Rechtes, sich nimmer verstehen konnten. Baiern, mit welchem noch vor Kurzem der über die Auflösung der Erbverbrüderung erbitterte König Ludwig von Ungarn einen Bund geschlossen hatte, der auf völlige Vernichtung Oesterreichs hinzuarbeiten schien, aber ohne alle thatsächliche Ausführung verblieb, kam den versöhnlichen Schritten der Herzoge jetzt ebenfalls entgegen. Schiedsrichter wurden wegen der gegenseitigen Streitigkeiten bestellt, und am 29. September 1399 zu Schärding endlich fester Frieden geschlossen. Die baierischen Herzoge entsagten allen dermaligen und künftigen Ansprüchen auf Tirol, und übergaben Schloßberg, Landeck und Matray, als zu Tirol gehörig. Dagegen sprachen ihnen die Herzoge von Oesterreich 116,000 Gulden zu, unter Verpfändung von Weißenhorn und Buch, gaben ihnen Kuffenstein und Kitzbühel ledig, und stellten das verpfändete Schärding zurück. Die Gefangenen wurden beiderseitig freigegeben. — Erst jetzt, nachdem Baiern seine hartnäckige Einsprache zurücknahm, konnte der Besitz Tirols für Oesterreich als gesichert gelten.

Mit Unmuth ertrug Triest die Oberherrschaft der stolzen Republik Venedig; bei jedem Anlasse gab sich Handelseifersucht und Erbitterung zu erkennen. Endlich wurde 1368 der venetianischen bewaffneten Zollgaleere, welche im Hafen von Triest lag, von einem dortigen Schiffe die verlangte Durchsuchung verweigert; es entspann sich ein Handgemenge, und der Befehlshaber der Zollgaleere wurde erschlagen. Die im Hafen vorhandenen Schiffe Venedig's wurden von den Triestinern überfallen und ausgeplündert, die auf dem Stadtplatze wehende Marcusfahne, das verhaßte Zeichen der fremden Obergewalt, herabgerissen und durch den Staub geschleift, gegen die Zolleinnehmer und Küstenbewahrer furchtbar gewüthet, und die Thore

allen Venetianern geschlossen. Die Republik, um den Schimpf zu rächen und Triest zum Gehorsam zu zwingen, sendete eine Flotte gegen die Stadt; Letztere wurde zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, belagert und berannt, und als diese Angriffe an dem Muthe der Belagerten scheiterten, wurde die Stadt von einer Seite zur anderen bis zum Meere mit einem tiefen Graben, mit Pfahlwerk und Schanzen umgeben. Mangel und Noth riß in dem belagerten Platze ein, und der Muth sank vor dem Anblicke der feindlichen Uebermacht. Die geängstigte Stadt erbot sich dem Patriarchen von Aquileja zur Unterwerfung, wenn er sie gegen Venedig schützen wollte; doch dieser fürchtete die Rache der mächtigen Republik und wies den Antrag zurück. Da wendete sie im August 1369 sich mit demselben Vorschlage an die Herzoge von Oesterreich, erbötig, dieselben als ihre erblichen Gebieter anzuerkennen. Diese gingen darauf ein, versprechend, Triest nie an Venedig, noch an Andere zu verkaufen oder zu verpfänden. Um die Stadt zu entsetzen, erschien am 5. November 1369 der Herzog Leopold mit zahlreichen Rittern und 10,000 Bewaffneten, und rückte, fünf Tage später, mit Kriegsmaschinen und Schleudern gegen das befestigte Lager der Venetianer. Der erste Angriff war glücklich; die Linien wurden gestürmt und gewonnen, und als gleichzeitig auch die Belagerten einen Ausfall machten, schien es fast, als würden die Venetianer das Lager räumen müssen. Aber noch zu rechter Zeit eilte Giustiniani, der Befehlshaber der Venetianer, von der Seeseite herbei, fiel den Oesterreichern in den Rücken, und entriß ihnen den schon gewonnenen Sieg. Diese mußten sich zurückziehen und die Stadt ihrem Schicksale überlassen. Triest unterwarf sich der Republik wieder auf schonende Bedingungen. Auch mit Oesterreich bemühte sich Venedig, aus Handelsrücksichten, die guten Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Am 30. October 1370 wurde zu Laibach Frieden geschlossen; die Herzoge entsagten, gegen 75,000 Goldgulden, allen Ansprüchen auf die Stadt Triest und deren Gebiet, und erhielten das dem Hugo von Duino verpfändete Schloß Vragna zurückgestellt.

Häufige Kriege und Aufwand neuer Stiftungen oder Erwerbungen hatten den herzoglichen Schatz geleert, das mangelhafte Finanzsystem jener Zeit aber, das in momentaner Bedrängniß sich durch Verpfändungen und Zollausnahmen half, und so über dem geretteten Augenblicke seine Zukunft verlor, die Quellen der Hilfe abgeschnitten. Die Redlichkeit der Herzoge wollte Rath schaffen, ohne Unrecht zu begehen. Sie übergaben am 9. Juni

1370 dem Hans von Liechtenstein von Nikolsburg und mehren reichen Wiener Bürgern die Einnahme aller Renten bis Ende des Jahrs 1374, und wiesen, mit Ausnahme von 17,000 Pfund Wiener Pfennigen, womit sie den herzoglichen Haushalt bestreiten mußten, alles Uebrige zur Schuldentilgung an. Die genannten Verweser mögen, theils aus Verlegenheit, und um zu ihrem eingelegten Capitale zu kommen, theils aus Gewinnsucht, zu mancherlei harten Mitteln ihre Zuflucht genommen haben. Vielleicht hing hiermit die im Jahre 1370 losbrechende allgemeine Verfolgung der Juden zusammen, welche, diesmal auf landesherrlichen Befehl, in den gesammten Fürstenthümern und Herrschaften an Einem Tage überfallen und ihrer Habe beraubt wurden. Man soll sie sogar, zu kürzerem Verfahren, für den Scheiterhaufen bestimmt, die Gottesgelehrten aber den Ausspruch gethan haben: tödten dürfe man die Juden nicht, wohl aber sie als Sklaven behandeln. Um den Geldraub, auf welchen es abgesehen war, zu einer Glaubenssache zu stämpeln, bot man einen Monat lang alle Mittel, selbst Androhung der Todesstrafe, auf, um die Juden zur Taufe zu bringen. Standhaft weigerten die Verfolgten den Abfall vom Glauben ihrer Väter. Nur ein Mann und eine schöne Jungfrau ließen sich taufen; jener trat bald darauf zum Judenthume zurück, und wurde als ein Rückfälliger verbrannt. Er starb, voll Reue, den mosaischen Gesetzen auf kurze Zeit untreu geworden zu seyn.

Die kriegerischen Glaubenszüge nach dem Morgenlande hatten aufgehört, denn es gab in der Nähe zu viel zu schaffen und zu schlichten; doch der Glaubenseifer und die Kriegslust hatten darum nicht nachgelassen, wenn sie auch ihre Befriedigung nicht mehr in so weiter Ferne suchten. Das Preußenland, eine heidnische Oase mitten im Herzen des christlichen Europa, war ein ungleich näheres Palästina, schnell erreicht und leicht verlassen. Es gab hier keine Meere zu durchschiffen, keine Wüsten zu durchziehen, keinen ganzen heidnischen Welttheil zu bekämpfen. Stämme, gering an Zahl und schlecht bewaffnet, nur durch Moräste verbollwerkt und mehr zum Aufreiben, als zum Besiegen ausersehen, standen in Preußen und Lithauen dem christlichen Schwerte entgegen; eine wilde, unwirthliche Natur schützte sie besser, als ihr eigener, obschon fanatischer Widerstand. König Ottokar's glänzendes Beispiel (Band I., Seite 136) reizte zur Nachahmung, und spornte des neunzehnjährigen Herzogs Leopold thatendurstige Seele an, gleichen Ruhm zu suchen. Im November 1370 betrat er mit fünfzehnhundert Helmen die Gränze der

Lande des deutschen Ordens, von dessen Mitgliedern er mit hohen Ehren empfangen und nach Königsberg geführt wurde. Dann zogen sie gegen Ragnit. Hier theilte sich das Heer in zwei Haufen, und drang von zwei verschiedenen Seiten unter unbarmherzigen Verwüstungen im Gebiete der Heiden vor. Erschreckt flohen diese in ihre Wälder und hinter ihre schützenden Sümpfe, am gelegenen Orte bisweilen gegen einzelne Schaaren ihrer Feinde hervorbrechend. Zu ihrem Glücke verhinderte der schlaffe Winter das Gefrieren der Moräste, und wehrte auf diese Weise den Kreuzrittern das Eindringen in das tiefere Land. Die Fürsten führten das Heer nach Königsberg, auf Kälte wartend, die nicht eintreten wollte. Als sie daher den Krieg nicht erneuern konnten, gaben sie den nutzlosen Feldzug auf, und eilten fort aus dem unwirthlichen Lande, um nicht selbst darin unterzugehen.

Während Leopold's ungeduldiger und ruheloser Geist in schwankenden Bestrebungen und Hoffnungen die Nähe und Ferne durchflog und umschweifte, beherrschte Albrecht mit Weisheit und Einsicht den ihm zugewiesenen Kreis des Wirkens. Mit Görz, mit Ungarn und Baiern schloß er Freundschaftsverträge und sicherte sein Land vor den feindseligen Berührungen, welchen es durch seine Verbindung mit dem Kaiser, den jene Mächte zum Theil bedrohten, ausgesetzt war. Im Inneren hielt er auf Zucht und Ordnung, brach viele Raubnester, verhing ein strenges Strafgericht über die Frevler und Friedensstörer, und erwarb sich dadurch den Dank seiner Unterthanen. Leopold, dessen Sinnesart diesem geordneten und bedachten Streben Albrecht's störend zu werden drohte, erkannte eine Zeitlang die Vormundschaft des älteren Bruders an und fügte sich seiner Leitung. Aber bald sträubte sich seine Herrschsucht gegen diese untergeordnete Stellung, mochte sie durch Albrecht's Sanftmuth auch noch so sehr gemildert werden, und die, wahrscheinlich schon 1366 zwischen beiden Brüdern stattgefundene Ländertheilung, nach welcher Albrecht Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Krain, Leopold dagegen die Vorlande behielt, Tirol aber Beiden gemeinschaftlich verblieb, schien Leopold's Ansprüchen nicht zu genügen. Albrecht verstand sich zu neuen Verwilligungen, und trat dem Bruder noch Steyermark, Neustadt und die Grafschaft Büten ab; aber mit dem Besitzthume vermehrten sich auch Leopold's Forderungen. Immer schärfer sonderten sich nun die Parteien für Albrecht und Leopold, und gefährlicher Zwiespalt drohte dem Hause Habsburg und dessen Landen. Schon stand die Aussicht eines Bruderkrieges nicht mehr fern, und

beide Herzoge warben Anhänger und Verbündete unter den Landherren gegen einander. Albrecht's Mäßigung und Friedensliebe kam durch abermaliges Nachgeben dem Ausbruche zuvor. Am 25. Juli 1373 vertrugen sich die herzoglichen Brüder dahin: In Oesterreich und Steyermark hat Albrecht, in den übrigen Landen Leopold die obersten Stellen zu besetzen; alle Hausleute, Pfleger und Burggrafen müssen beiden Brüdern schwören; die Einkünfte Kärntens, wo Graf Mainhart von Görz Landeshauptmann ist, wie auch jene der übrigen Lande, werden getheilt; jeder Herzog kann sich aufhalten, wo ihm beliebt, nur nicht da, wo ein Landeshauptmann oder Landvoigt des anderen eingesetzt ist; binnen zwei Jahren, als so lange der Vertrag giltig ist, darf keiner der Herzoge ohne des anderen Zustimmung Etwas verkaufen oder verpfänden; einlösen kann jeder zur Hälfte; die alten Schulden übernehmen Beide zu gleichen Theilen, neue der, welcher sie macht; große Lehen vergeben Beide gemeinschaftlich, kleinere ein jeder in seinem Landesantheile, doch in Gegenwart des anderen. Was jeder binnen der zwei Jahre des Vertrages erspart, behält er für sich. — Dem Bruderkriege war durch diese Uebereinkunft einstweilen vorgebeugt; aber das Vorrecht des älteren Bruders, bisher eine heilig gehaltene Haussatzung der Habsburger, war damit zum Nachtheile ihrer Politik aufgehoben, und die alte Einheit zerstört.

Die Eintracht der Brüder war um so mehr an der Zeit, da nach außen ein neuer Krieg sich entspann, diesmal keinesweges nothgedrungen, sondern, wenn nicht gesucht, doch auch nicht vermieden. Der Anlaß kam von Italien. Der unruhige und eroberungssüchtige Francesco von Carrara, Herr von Padua, reizte Venedig durch fortgesetzte Gränzstreitigkeiten, welche im October 1372 in einen erbitterten Krieg ausbrachen. Alle Mittel zu gegenseitiger Vernichtung wurden aufgeboten, selbst der Meuchelmord nicht verschmäht. Für Francesco entschied sich der König Ludwig von Ungarn und sendete ihm Hilfstruppen, Venedig bewarb sich um das Bündniß der Herzoge von Oesterreich; dem geldbedürftigen Leopold bot es nicht nur eine ansehnliche Summe, sondern auch die Städte Feltre und Cividale, die er sich jedoch erst erobern sollte. Dieser Antrag lockte; die Brüder schlossen den Krieg für Venedig wider Padua, und schon im Januar 1373 langten österreichische Hilfsvölker auf Trevisaner Gebiete an. Da beschloß der listige Francesco, die Republik zu überbieten und durch noch größere Bewilligungen die Herzoge auf seine Seite zu ziehen. Er trug ihnen Feltre, Belluno und das Thal Sugana mit

allen dortigen Burgen an, wofür sie ihm, für die Dauer des Krieges mit Venedig, tausend Berittene auf ihre Kosten stellen, dieser Republik den Krieg erklären und deren Handel in ihren Landen hindern sollten. Sobald Belagerungsschaaren der Herzoge, über jene tausend Mann, vor Treviso anlangen würden, verpflichtete sich Francesco, ihnen noch 100,000 Florentiner Goldgulden zu zahlen. — Leopold, nach dem größeren Vortheile geizend, brach mit der Republik, der er kurz vorher seine Hilfe zugesagt hatte, und nahm zum Vorwande seines Abfalles seine Verbindung mit dem Könige von Ungarn.

Der Krieg, der auf eine gänzliche Vernichtung Venedig's abgesehen zu seyn schien, brach nun los; schon am 11. Februar 1373 wurden die von Francesco abgetretenen Orte von österreichischen Truppen besetzt, und am 21. April rückte das starke österreichische Hilfscorps über Quero im Trevisanischen vor, und lagerte bei Montello. Von beiden Seiten wurde der Krieg mit äußerster Grausamkeit und Vertilgungswuth geführt. Nach mehren kleineren Gefechten und Belagerungen erfocht Francesco am 14. Mai, besonders mit Hilfe der Reiterei, einen glänzenden Sieg über die Venetianer. Doch nicht lange währte die Freude darüber; denn schon am 1. Juli erlitt Francesco durch die Venetianer und deren türkische Hilfstruppen eine völlige Niederlage; der Anführer der Ungarn, der Woiwod Stephan von Siebenbürgen, fiel dabei in Gefangenschaft. Francesco, nach diesem Schlage, von allen seinen Bundesgenossen verlassen, mußte sich zu einem schmählichen Frieden verstehen, worin in Bezug auf die Herzoge von Oesterreich ausgemacht wurde, daß, wenn er Feltre und Belluno mit deren Gebiet von ihnen zurückerhalte, er diese Orte sammt der Klause von Quero und dem Passe della Camata an Venedig übergeben müsse. König Ludwig ertheilte diesem Vertrage seine Zustimmung, ohne weiter Etwas zu Gunsten seines Bundesgenossen zu unternehmen. Francesco hatte die benannten Orte den Herzogen mit der Bedingung übergeben, sie um 60,000 Goldgulden wieder einlösen zu können. Um sie an Venedig zurückstellen zu können, hätte er also jene Summe opfern müssen. Die Herzoge behielten, da das Lösegeld nicht erfolgte, jene Plätze in ihrem Besitze, und gaben sie, trotz Venedig's Forderung, nicht heraus. Um sich der Republik gegenüber behaupten zu können, wurden Bündnisse mit Aquileja und Baiern, von Albrecht auch ein neues Schutzbündniß mit dem Kaiser geschlossen, das jedoch minder gegen Venedig, als gegen

etwaige Angriffe Leopold's, den Albrecht noch immer zu fürchten hatte, gerichtet zu seyn schien.

Kurz zuvor, am 19. September 1373, hatte der Herzog Albrecht seine Gemalin, Elisabeth von Böhmen, mit welcher er in glücklicher, aber kinderloser Ehe gelebt, durch den Tod verloren, und jenes Bündniß mit dem Kaiser sollte die alte Freundschaft bestätigen, nachdem der gemeldete Todesfall ihre Familienbande gelockert hatte. Der Herzog Albrecht beschloß eine zweite Heirat mit Violanta, der Tochter des Herrn von Mailand, Galeazzo Visconti, von dessen Bruder, Barnabo, bereits der Herzog Leopold eine Tochter als Gemalin heimgeführt hatte, und alle Einleitungen dazu waren getroffen, als der Papst Gregor XI., der heftige Gegner der, dem heiligen Stuhle so feindlich gesinnten, mit dem Kirchenbanne belegten Visconti, sich auf das Entschiedenste gegen diese Ehe auflehnte. Geschreckt von dem päpstlichen Zorne, brach Albrecht die schon weit vorgeschrittenen Verhandlungen mit dem Hause Visconti ab, und warb sofort um Beatrix von Hohenzollern, Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Die Angelegenheit wurde schnell geordnet, und die Vermälung am 4. September 1375 zu Wien vollzogen.

Große Hoffnungen knüpften sich für Oesterreich um diese Zeit an ein anderes Familienband. Als nach dem Tode des Königs Kasimir von Polen, im Jahre 1370, dem Könige Ludwig von Ungarn, laut früherer Verträge, auch die Krone von Polen zugefallen war, sicherte er, da er männlicher Leibeserben entbehrte, jeder seiner Töchter die Nachfolge in einem seiner Königreiche. Maria sollte Ungarn, Hedwig Polen bekommen. Der Letzteren bestimmte er Herzog Leopold's Erstgeborenen, den damals fünfjährigen Wilhelm, zum künftigen Gemale, und Leopold durfte, nachdem im März 1375 diese Verhandlungen zum festen Abschlusse gediehen, und die fürstlichen Kinder in Haimburg einander feierlich verlobt worden waren, die stolze Hoffnung nähren, die Krone Polens auf seinen Stamm zu pflanzen. Dies Alles gestaltete sich anders.

Vorübergehender Art und ohne Folgen für Oesterreich, doch furchtbar verheerend für die Lande, die der Kampf berührte, war die Fehde, welche der Herzog Leopold im Spätjahre 1375 mit Enguerrand VII., Herrn von Coucy und Grafen von Soissons, bestand. Letzterer, ein Sohn Katharinens, der Tochter Herzog Leopold's I. von Oesterreich, erhob Ansprüche auf das Erbtheil seiner Mutter, und als sie unbeachtet blieben, zog er am 26. November mit einem starken Heere über die Vogesen, und verwüstete die Vorlande, bis

mannen über Laa nach Breslau, wo er große Festlichkeiten veranstaltete zu Ehren der Frauen. Von da ging der Zug über Thorn, wo wiederum festliche Gelage abgehalten wurden, nach Marienburg. Hier empfing ihn mit großen Ehren der Meister des deutschen Ordens, Herr Winrich von Knipprode. In Königsberg wurde abermals „viel gehoft und wohl gelebt." Der Marschall Gottfried von Linden ordnete Alles an zur Heidenfahrt, und das Kreuzheer zog hierauf durch Samland nach Insterburg, auf vier Brücken über die Suppen, dann weiter an die Memel, wo über sechshundert Schiffe das auf 30,000 Mann angewachsene Heer übersetzten. Große Mühe kostete es, den Weg zu bahnen durch das grausige Dickicht und über die Sümpfe und Unebenen. In Samaiten, wo die ersten Wohnungen der Heiden standen, überfiel man ein Hochzeitfest; sechzig der Gäste wurden erschlagen, die Häuser als schreckliche Hochzeitfackel angezündet. Die christlichen Krieger jubelten ob des Blutbades, das sie mit leichter Mühe unter den Heiden anrichteten, und der Graf Cilli ertheilte nach diesem Erstlingswerke des Vertilgungskrieges dem Herzoge Albrecht den Ritterschlag. Unter Mord und Brand breitete sich das Christenheer im Lande aus; auf die Heiden wurde Jagd gemacht, wie auf reißende Thiere, der Krieg in einen allgemeinen Todtschlag verwandelt, Weiber und Kinder zusammengefangen, alle Habe ausgeraubt. Tafelfeste und Ritterweihen feierten die Siege der frommen Wuth. Der Himmel that derselben endlich durch ungeheure Regengüsse Einhalt. Die Sümpfe traten aus, und machten ein weiteres Vordringen unmöglich, den Rückzug selbst gefahrvoll. Nach solchen Triumphen über einen Feind, der kein Heer entgegenzustellen hatte — traten die Kreuzfahrer den Rückweg an, unter beschwerlicher Ueberfahrt über die Memel gen Königsberg, und unter Noth und Mühe auf dem kurischen Haff. In Königsberg ertheilte der Herzog reiche Ehrengeschenke unter die besten seiner Ritter; der Orden bedankte sich feierlich für den geleisteten Beistand. Auf der weiteren Heimkehr kam dem Herzoge Albrecht die frohe Kunde entgegen, daß seine Gemalin glücklich eines Sohnes genesen. In Schweidnitz bewirthete ihn seine Base, die Herzogin Agnes, und durch Polen und Mähren gelangte er endlich wieder heim nach Oesterreich. Leerer Glanz, hohler Ruhm, schwerer Aufwand, wilde Grausamkeit, und bei all' dem kein wesentlicher Erfolg — waren Saat und Früchte dieser, wie so vieler anderen Heidenfahrten.

Das Jahr 1378 brachte in weltlichen wie in kirchlichen Dingen bedeutende, doch wenig erfreuliche Veränderungen. Am 28. März verschied Papst Gregor XI., ein Mann von großer Kraft und Einsicht, merkwürdig auch darum, weil er den Sitz des heiligen Stuhles von Avignon wieder in die ewige Stadt, nach Rom, verlegt hatte, und am 27. November ereilte der Tod den Kaiser Karl IV., dessen Freundschaft für Oesterreich sich durch eine lange Reihe von Jahren standhaft und ersprießlich bewährt hatte. Sechzehn Cardinäle wählten in Rom den Bartholomäus von Prignano, Erzbischof von Bari, unter dem Namen Urban VI. zum Papste, und machten diese Wahl gesetzmäßig bekannt. Aber plötzlich schieden dreizehn Cardinäle unter nichtigem Vorwande aus, und erwählten den Grafen Robert von Genf zum Gegenpapste als Clemens VII. Für beide Kirchenhäupter erstanden Parteien. Urban wurde anerkannt von dem größten Theile Deutschlands, von Böhmen, Ungarn, Polen, England und Portugal; für den Gegenpapst erklärten sich Frankreich, Spanien und Neapel. Auch in das Haus Habsburg brachte diese Doppelwahl eine neue Spaltung. Albrecht hielt, mit dem übrigen Deutschland, zu Urban; Leopold, abermals gegen den Bruder gesinnt, und darum eine diesem entgegengesetzte Partei ergreifend, deren er im Nothfalle sich wider denselben zu bedienen hoffte, stand für Clemens auf. Mit Frankreich trat Leopold in ein Bündniß, das, die kirchliche Angelegenheit zum Vorwande nehmend, offenbar gegen den Bruder gerichtet war. Ludwig von Anjou, Bruder des Königs Karl V. von Frankreich, sagte ihm, falls seine Lande angegriffen würden, mehre tausend Lanzen zu; der Gegenpapst versicherte ihm eine Summe von 120,000 Goldgulden, und für etwaigen Krieg auch Hilfstruppen. Umsonst versuchte Leopold den römischen König Wenzel, Sohn des verstorbenen Kaisers Karl IV., für den Gegenpapst zu stimmen. Wenzel hatte sich einmal für Urban erklärt, und hielt auch fest an demselben, als dem rechtmäßigen Papste.

Aber in anderer Hinsicht wurde Leopold, selbst bis zum Nachtheile seines Bruders Albrecht, auffallend von dem römischen Könige begünstigt. Dieser verpfändete ihm am 25. Februar 1379 die beiden großen Landvoigteien in Ober- und Niederschwaben, nebst jener der Städte Augsburg und Giengen, angeblich um die Summe von 40,000 Goldgulden. Dadurch gewann Oesterreich's Einfluß in Schwaben eine festere und gesetzliche Stütze. So zu neuer Macht gediehen, mächtige Verbündete auf seiner Seite und im Besitze

der besonderen Gunst des römischen Königs, trat der nie zu befriedigende Leopold seinem Bruder mit neuen Ansprüchen entgegen. Abermals brachte Albrecht dem häuslichen Frieden und jenem der Lande bereitwillige Opfer, und am 7. Juli 1379 wurde ein neuer Vergleich zwischen den herzoglichen Brüdern geschlossen, giltig bis 10. Februar 1385. „Oesterreich und das Land ob der Enns sollten einen, alle übrigen Lande den anderen Theil bilden, und das Loos dann bestimmen, welchem Bruder der eine oder andere Theil zuerst zufalle. Dieser habe dann seinen Antheil bis 24. April 1382 zu regieren; dann trete er die Regierung seines Antheils dem Bruder ab, und wechsle mit ihm die Provinzen, denen er bis zum Ablaufe des Termins ebenfalls mit vollkommener Gewalt vorsteht. Wie aber auch das Loos entscheiden möge, so müsse Leopold die Besitzungen in Schwaben, im Elsaß und in den oberen Landen für die erste Hälfte des Termins erhalten." Die übrigen Punkte ähnelten im Wesentlichen den früheren. Man erkennt daraus, wie bei aller Anmaßung Leopold's, und bei aller Nachgiebigkeit Albrecht's, beide Brüder doch noch immer die Form einer wirklichen Landestheilung, welcher Leopold eigentlich zustrebte, umgingen und umschrieben. Aber endlich trat sie auch der Sache nach ein; denn schon am 28. September 1379 wurde der kaum abgeschlossene Vertrag durch einen, zu Kloster Neuberg in Steyermark errichteten, neuen, dahin abgeändert: „Albrecht habe Oesterreich mit dem Lande ob der Enns zu regieren, wozu die Herrschaft Steyer, Hallstadt und das Ischelland gehörte, mit Ausnahme von Wienerisch-Neustadt, Neunkirchen, Klamm, Schottwien, Burg und Markt Aspang. Pütten, Thernberg und Schwarzenbach kommen an Albrecht. Alle übrigen Herzogthümer und Herrschaften fallen an Leopold; die Nachfolge der einen Linie werde der anderen zugesichert; Titel und Wapen führen beide Herzoge von allen Landen." Am folgenden Tage wurde noch ausgemacht: daß, nach Theilung ihrer Lande, der Ueberlebende die Kinder des Verstorbenen zu erziehen und ihre Besitzungen zu verwalten habe, bis ein Sohn das vierzehnte Jahr erreicht. — Das unglückliche Theilungsgeschäft, von Leopold so lange betrieben, von Albrecht so lange abgewehrt, war hiermit geschehen, ein Vorspiel böser Irrungen und schlimmer Nachtheile! Der römische König, der, seiner Stellung zufolge, jede Theilung der Macht seiner Reichsglieder mit günstigem Blicke ansehen mußte, ertheilte auch diesem Vertrage, auf Ansuchen der Brüder, seine Bestätigung, doch mit dem Beisatze, daß damit dem noch von seinem

Vater her zwischen Böhmen und Oesterreich bestehenden Bündnisse kein Eintrag geschehen dürfe.

Während der Herzog Leopold in den, nunmehr ihm völlig zugefallenen Landen nach Gutdünken waltete, und seine schwäbischen Besitzungen durch den Ankauf von Hohenberg, Feldkirch, Klein-Basel und Laufenburg abrundete und erweiterte, regierte Albrecht friedlich und umsichtig in Oesterreich und den anderen, bei ihm gebliebenen Landen. Seine weise Sparsamkeit ließ ihn, trotz seiner Geldbedrängniß, noch Einkäufe und Erwerbungen machen. So brachte er Lachsendorf, unweit Wien, an sich, vergrößerte es durch den Ankauf benachbarter Felder und Wiesen, und schuf es zu einem Lustschlosse mit Gärten um, welches er anständig im Geschmacke seiner Zeit einrichtete.

Doch auch Albrecht's friedliches Wirken wurde durch äußere Stürme aufgestört. Die mächtigen Grafen Ulrich und Heinrich von Schaumberg hatten, wie wir weiter oben gesehen, noch bei Lebzeiten Rudolf's IV., im Jahre 1361 ihrer bisherigen Reichsfreiheit entsagt und sich unter die Landeshoheit der Herzoge von Oesterreich begeben, ihre Besitzungen sammt dem Blutbanne von denselben zu Lehen genommen. Möglich, daß Ulrich darin eigenmächtig gehandelt, oder daß Heinrich's Stolz später diesen Schritt bereute und die verlorne Freiheit um jeden Preis zurückzugewinnen sann; genug, Letzterer trat nach dem Tode seines Bruders Ulrich 1373, offen auf die Seite der Gegner seines Lehensherrn, des Herzogs Albrecht. Dieser sah sich genöthigt, am 27. August 1376 zu Passau mit den Herzogen Stephan, Friedrich und Otto von Baiern ein Bündniß gegen Heinrich zu schließen, der durch Raubzüge und Plackereien die Gebiete dieser Fürsten häufig beunruhigte. Nach mancherlei Reibungen ward der Krieg unausbleiblich, und beide Theile rüsteten. Ueber die herzoglichen Truppen wurde Reinprecht von Walsee, Hauptmann im Lande ob der Enns, gesetzt. Graf Heinrich trachtete, die benachbarten mächtigen böhmischen Rosenberge und deren Seitenlinie Neuhaus in seinen Bund zu ziehen, und räumte ihnen, um sie in der Nähe von Schaumberg festzuhalten und der Vertheidigung ein gemeinsames Ziel zu geben, Stadt und Schloß Efferding ein. Im Monat Mai 1380 wurde die Kriegserklärung erlassen und auf dem Wiener Rathhause männiglich bekannt gemacht. Als aber die herzoglichen Truppen Efferding eroberten und zur Belagerung von Schaumberg schritten, zogen sich die Rosenberge von dem Kampfe zurück, und schlossen am 25. October mit dem Herzoge einen Waffenstillstand, der,

da man sich durch geraume Zeit nicht völlig einigen konnte, verschiedene Male verlängert wurde, bis zuletzt am 24. Januar 1382 der König Wenzel durch schiedsrichterlichen Spruch den vollständigen Frieden zwischen dem Herzoge und den Rosenbergen vermittelte, wodurch Efferding an Letztere zurückkam. In Schaumberg wehrte sich inzwischen der Graf Heinrich mit Erbitterung gegen die Belagerer, die, von dem Herzoge selbst und von Hans von Traun befehligt, nicht minder glimpflich dem Platze zusetzten. Mittelst Wurfmaschinen wurden, um sich gegenseitig zu beschimpfen, Fässer mit Menschenkoth, in die Festung hinein und aus derselben heraus in das Lager geschleudert, ein damals üblicher Kriegsgebrauch. (S. Band I. Seite 286.) Als jedoch dem Grafen kein Ersatz, wohl aber die Kunde von dem Abfalle der Rosenberge kam, brach sein Trotz. Am 12. Januar 1381 ging er einen Waffenstillstand mit dem Herzoge ein, giltig bis zum nächsten Pfingstfeste. Ein Friedenscongreß sollte den Streit schlichten, unter Obmannschaft des Herzogs Leopold; der Graf Heinrich gab als Pfand der treulichen Beobachtung der Waffenruhe die Festen Fiechtenstein, Haichenbach, Ober- und Niederwesen, die ihm das Hochstift Passau versetzt hatte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und der Waffenstillstand mußte, um nicht die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, erneuert werden. Endlich wurde am 23. März 1382 zu Linz ein Schiedsspruch gefällt. Der Herzog Albrecht klagte auf dieser Tagsatzung den Grafen, der absichtlich ausgeblieben war, schwerer Verletzungen des Waffenstillstandes an; daher erklärten denselben die Schiedsrichter der eingesetzten vier passauischen Festen verlustig. Herzog Leopold, als Obmann, bestätigte dieses Erkenntniß. Eine solche Veränderung in den Friedenspunkten hatte neue Weitläufigkeiten, neue Zögerungen zur Folge, unterbrochen von einer Fehde zwischen dem Herzoge Friedrich von Baiern und dem Erzbischofe Pilgrim von Salzburg, welcher die Herzoge von Oesterreich ebenfalls nicht fremd bleiben, und deren völlige Beilegung sich bis zum Jahre 1384 verzog. Die Schaumberger Angelegenheit wurde dadurch noch mehr verwirrt, manche Tagsatzung vergeblich erstreckt, und manche Art der Ausgleichung widerrufen. Endlich thaten am 28. Februar 1383 in Nürnberg die erwählten drei Schiedsrichter, der Herzog Leopold, der Herzog Stephan von Baiern und der Burggraf von Nürnberg, den Ausspruch: „der Herzog Albrecht habe dem Grafen Heinrich von Schaumberg die Herrschaften Peuerbach, Aschach und Kammer zurückzugeben, Frankenburg und Attersee aber zu behalten.

Den Verträgen, die der Graf und seine Vorfahren mit den Herzogen geschlossen, müssen er und seine Erben nachkommen. Für Starhemberg und Weidenholz erhält der Graf Ersatz, wenn er seine Lehenherrlichkeit darüber ausweisen kann. Er hat sein gesammtes freies Besitzthum von dem Herzoge und von Oesterreich zu Lehen zu nehmen, desgleichen alle seine Lehen, wenn die bisherigen Lehenherren ihre Einwilligung dazu geben. Er behielt seine Gerichtsbarkeit, wie seine Vorfahren sie besessen, und die Mauthen. Er ist dem Herzoge mit 12,000 Pfund Wiener Pfennigen straffällig geworden; zahlt er sie nicht baar, so muß er die vier verpfändeten passauischen Schlösser ausliefern, sammt den Schuldbriefen." Die Vollziehung dieses Spruches verzögerte sich wiederum sieben Monate, bis endlich im October 1383 ein neuer Congreß zu Linz gehalten wurde, woselbst der Graf Heinrich beurkundete, daß er alle seine Güter in Oesterreich vom Herzoge Albrecht zu Lehen genommen habe, und zu dessen Gunsten auf alle Passauer Lehen verzichtete, auch den früheren Vasallenvertrag von 1361 erneuerte. Er entsagte seinen Ansprüchen auf Starhemberg und Weidenholz, und überließ Kammer dem Herzoge käuflich. Das Bisthum Passau ertheilte dieser Einigung, so weit es dabei betheiligt war, seine Einwilligung, und übertrug die passauischen Lehen: Schaumberg, Staufen, Neustadt und Efferding auf Albrecht, der damit wiederum den Grafen belehnte. Der Bischof und das Domkapitel versicherten dann dem Herzoge, die mit seiner Hilfe wieder eingelöseten Festen an der Donau: Fiechtenstein, Ober- und Nieder-Wesen, Rannariedl, Haichenbach, Velden und Riedek nie mehr anders, als ihm oder mit seinem Willen, verpfänden zu wollen.

Nachdem der aufgedrungene Kampf von dem Herzoge glücklich bestanden worden, durfte er sich den Beschäftigungen des friedlichen Regiments wieder mit ganzer Seele hingeben. Die Wirksamkeit der Wiener Hochschule erweiterte er dadurch, daß er am 20. Februar 1384 vom Papste Urban VI., als dessen treuer Anhänger er sich bewährt hatte, die Erlaubniß auswirkte, daß künftig dort auch die bisher dieser Universität untersagten theologischen Wissenschaften gelehrt, und die akademischen Würden dieser Facultät ertheilt werden dürften.

Der Kampf zwischen Venedig und Genua hatte sich zum völligen Nachtheile der erstgenannten Republik entschieden. Der Verlust der Seeschlacht bei Pola am 7. Mai 1379, die darauf am 16. August erfolgte Erstürmung der Insel Chiozza durch die Genueser und die Truppen ihrer Verbündeten,

des Königs von Ungarn, des Francesco von Carrara und des Patriarchen von Aquileja, brachte die Republik an den Rand des Verderbens. Schon war, nach dem Verluste der umliegenden Castelle, die Hauptstadt selbst durch die siegreich heranziehenden Feinde schrecklich bedroht; da wurde der heldenmüthige Pisani, der den Tag von Pola mit Ketten hatte büßen müssen, von dem Volke aus seinem Kerker hervorgezogen, und schnell drängte dieser mit den wieder entfesselten tapferen Armen die Hände von der Hauptstadt zurück und entriß ihnen wieder Chiozza. Aber auf dem festen Lande wurde Venedig noch immer von der Uebermacht beinahe erdrückt; Meutereien und Ueberläufe lichteten sein Heer, und Francesco, der Republik unversöhnlicher Feind, schloß das ihr ergebene Treviso immer enger ein. Für Venedig war diese Stadt nicht mehr zu retten; aber auch den Feinden sollte sie nicht zu Gute kommen. Darum eilte am 17. Februar 1381 Pantaleone Verbo aus Venedig zum Herzoge Leopold, und bot ihm, im Namen der Republik, die Stadt Treviso sammt ihrem Gebiete und der Grafschaft Ceneda als Eigenthum an, wenn er dafür Bundesgenosse Venedig's werden und gegen Francesco von Carrara, Herrn von Padua, kriegen wollte. Der Herzog, erwerbgierig und kampflustig, nahm das Anerbieten an, obschon er kaum wußte, ob seine verfügbaren Streitmittel ausreichen würden, um die Bedingung zu erfüllen. Seine Abgeordneten stahlen sich in das belagerte Treviso, und nahmen in seinem Auftrage Besitz von der Stadt, auf deren Thürmen sofort Oesterreich's Fahnen wehten. Wie die Stadt, so erklärten sich auch die benachbarten Burgherren schnell für Leopold, und pflanzten die österreichischen Farben auf ihre Zinnen. Allen Anhängern Venedig's wuchs wieder der Muth.

Obgleich die Paduaner Alles aufboten, Treviso noch vor dem Eintreffen des österreichischen Entsatzes zur Uebergabe zu bringen, so kam doch Leopold's feurige Eile ihren Bemühungen zuvor. Sein Heer, bestehend aus zehntausend Reitern, darunter sechshundert aus Böhmen, die der König Wenzel gesendet, und viertausend Mann Fußvolk, sammelte sich in Conegliano, wo er schon am 5. Mai in Person eintraf. Zwei Tage später brach das Heer gegen Treviso auf; bei seiner Annäherung hoben die Paduaner, nachdem er die Unterhandlungen ihres Anführers, Arcoano de Buzocarino, abgewiesen hatte, die Belagerung auf, und zogen sich gegen Castelfranco zurück, zum Verdrusse der vielen Edelknechte des Herzogs, die sich vor Treviso den Ritterschlag hatten verdienen wollen. Am 8. Mai hielt der Herzog, unter dem Jubel der

Einwohner, seinen glänzenden Einzug in Treviso, wo er, neben der österreichischen, auch die ungarische Fahne aufpflanzen ließ, um in kein Zerwürfniß mit dem Ungarnkönige zu gerathen, gegen welchen er mittelbar gleichwohl Partei ergriffen hatte. Er bestätigte der Stadt ihre alten Freiheiten, welche Venedig ihr geschmälert, und führte den ausgehungerten Einwohnern reichliche Vorräthe von Lebensmitteln zu, verschonte sie mit der Last der Einquartierung, und gewann durch seine Leutseligkeit alle Gemüther. Daß Leopold im geheimen Einverständnisse mit dem Könige Ludwig von Ungarn handelte, obgleich Letzterer vor der Welt der Bundesgenosse desselben Carrara hieß, gegen welchen Leopold Krieg führte, lag am Tage; wahrscheinlich geschah es in Folge der stattgefundenen Verlobung Wilhelm's, des Sohnes Leopold's, mit Hedwig von Ungarn. Auf dieses Einvernehmen gestützt, sendete er an Francesco die Aufforderung: die besetzten Schlösser zu übergeben und das trevisanische Gebiet zu räumen, wenn er nicht ein österreichisches Heer vor den Mauern Padua's sehen wolle. Francesco, sich noch immer stark wissend, gab trotzige Antwort, fiel neuerdings in's Trevisanische ein, befestigte die eroberten Schlösser noch mehr und warb neue Truppen.

Der Herzog hatte, um Treviso nicht durch Einquartierung zu drücken, einen großen Theil seines Heeres entlassen, viele seiner Mannen waren auch wohl abgezogen, ohne ihn erst zu fragen. Er war daher dem Francesco nicht gewachsen, und gab vor, daß er gegen Francesco keine weiteren Feindseligkeiten vornehmen könne ohne König Ludwig's Zustimmung, der Alles zu schlichten übernommen. Die Trevisaner murrten, daß der Herzog sie schutzlos lasse und Francesco's Feindseligkeiten nicht wehre. Diese üble Stimmung des Volkes verbitterte dem Herzoge den dortigen Aufenthalt. Am 12. Juni zog er mit dem Reste seines Heeres aus Treviso ab, die aufgegebene Stadt mit dem Versprechen tröstend, er werde bald mit stärkerer Macht zurückkommen. Nur sechshundert böhmische Reiter ließ er in der Stadt zurück, wohl mehr zur Zügelung der Einwohner, als der Feinde; das ganze umliegende Gebiet von Treviso blieb den Verheerungen der Paduaner offen. Das Schloß St. Martin de Ceneda war schon früher von den Oesterreichern besetzt worden, da die Ungarn, welche es belagerten, freiwillig abzogen, und die Besatzung sich, gegen Zahlung des ausständigen Soldes, dem Herzoge ergab.

Am 8. August wurde zu Turin der Friede zwischen der Republik und den gegen sie verbündeten Mächten abgeschlossen. Wegen Treviso wurde

darin Nichts bestimmt, und dem Herzoge blieb es überlassen, wie er diese Erwerbung zu behaupten wissen werde. Francesco erhielt durch den Frieden mit Venedig, der ihn zugleich seiner bisherigen Rücksichten für den König von Ungarn entband, wieder ganz freie Hand gegen Leopold. Er setzte den kleinen Krieg bis in das Spätjahr fort, und ließ auch während des Winters seine Truppen auf trevisanischem Boden stehen. Dann ruhten, wahrscheinlich wegen angesponnener Unterhandlungen, die Waffen bis zum Sommer 1382; aber am 8. August brach das paduanische Heer auf und fiel in's Trevisanische ein. Alle Bewohner der Gegend mußten eilends ihren Aufenthalt räumen.

Dringende Bitten um Beistand erließen die Trevisaner an Leopold; er vertröstete sie auf seine baldige Ankunft. Endlich kam ein österreichisches Heer der geängstigten Stadt zu Hilfe, und am 8. October hoben Francesco's Truppen die Belagerung von Treviso auf. Aber kaum war die äußerste Gefahr beseitigt, so zogen Leopold's Völker wiederum fort und überließen die Trevisaner abermals ihrem Schicksale. Im April 1383 traf eine Verstärkung in Treviso ein; aber der Feind wurde dadurch wenig behindert; er fuhr fort, sich allenthalben zu verschanzen und die Zufuhr der Lebensmittel zu erschweren. Später erschien Leopold selbst mit bedeutender Kriegsmacht in Bolgiano, und sendete Lebensmittel nach Treviso, von welcher Stadt die Paduaner bei der Annäherung der Oesterreicher sich, wie schon öfter, zurückzogen.

Der Herzog war dieses Krieges müde, der zu keiner Entscheidung führen wollte, weil er selbst, wahrscheinlich durch Geldmangel gebunden, nichts Entscheidendes unternahm; er ließ dem Carrara Vorschläge machen, welche dieser, durch die Unentschlossenheit des Gegners ermuthigt, nicht annahm. Es verblieb bei einen bloßen Waffenstillstande für die zweite Hälfte des Juli. Kaum war derselbe abgeschlossen, so kehrte der Herzog nach Hause zurück, eine nothdürftige Besatzung in Treviso lassend und abermals auf künftige Thaten vertröstend. Kühner und wilder, als vorher, stürzten jetzt die Paduaner sich auf die unglückliche Stadt. Oft getäuscht, doch immer von Neuem auf Leopold's Beistand bauend, bereiteten sich die Trevisaner zum entschlossensten Widerstande, als sie am 28. Januar 1384 durch die betrübte Kunde überrascht wurden: Leopold habe mit Francesco Frieden geschlossen, trete demselben die Stadt und das Gebiet von Treviso, das Bisthum Ceneda, Feltre und Cividale ab, und begnüge sich mit einem baaren Ersatze der Kriegskosten. Solche unbedeutende Früchte entsprossen den ungeheuren Anstrengungen, dem

vergossenen Blute, der aufopfernden Treue der Trevisaner für Leopold, und ihren namenlosen Leiden und Verlusten.

Ein Gewinn, auf anderer Seite dem Herzoge Leopold mittlerweile zugefallen, mochte ihn für jenen Verlust an Land und Ruhme trösten. Rastlos bemüht, das venetianische Joch abzuschütteln, hatte Triest die Bedrängniß der Republik im Kriege mit Genua und ihren anderen Feinden, 1380 zu einem neuen Versuche der Befreiung benutzt. Die Triestiner ließen insgeheim Truppen von Aquileja in ihre Stadt, nahmen dann plötzlich den venetianischen Podesta und den Platzhauptmann gefangen, plünderten die Häuser der Venetianer, und erklärten den Patriarchen Marquart von Aquileja zu ihrem Schutzherrn. Genuesische Galeeren verboten dem muthigen Victor Pisani, die Stadt für ihre Empörung zu züchtigen; er gab sie auf, um mit der feindlichen Flotte sich zu messen. Doch auch der neue Schutzherr hatte nicht den Beifall der Stadt, die ihre Freiheiten durch ihn verkürzt meinte; sie wünschte sich einen mächtigen Gebieter, der sie gegen Venedig's Ansprüche völlig sicher stellen könnte. Als nun im Jahre 1381 der Patriarch verstarb, bot Triest seine Unterwerfung dem Herzoge Leopold an, dessen leutseliges Benehmen gegen Treviso allgemein gerühmt wurde. Der Herzog nahm am 30. September 1382 Triest's Unterwerfung an, und bestätigte die Freiheiten der Stadt.

In den Vorlanden währten die alten Verhältnisse fort. Mit den Aelplern und Thalbewohnern war es bisher nicht einmal dem Namen nach zum Frieden gekommen, und die gegenseitige Stellung schwankte von Waffenstillständen zu Waffenstillständen fort. Die Verpfändung der Landvoigtei durch den König Wenzel an den Herzog Leopold hatte, da sie im Widerspruche mit früheren Versprechungen stand, unter den schwäbischen Städten große Gährung hervorgebracht. Parteiungen und Bündnisse bildeten sich auf allen Seiten; Zürich, Bern, Solothurn, Lucern und Zug schlossen sich dem Bunde der Städte an, und bethätigten dabei zum Theil ihre alte Feindschaft gegen Oesterreich. Schwyz hielt sich zwar jenem Bunde fern, fuhr aber dafür fort, österreichische Unterthanen und Gerichtsbefohlene in ihrer Widersetzlichkeit zu bestärken, und in seinen Schutzverband aufzunehmen. Am feindseligsten erwies sich Lucern; — es behauptete, bei dem Rotenburger Zoll benachtheiligt zu seyn, und so geschah es, daß am 23. December 1385 die Lucerner und Zuger ohne vorherige Absage Rotenburg überfielen und die

Festungswerke zerstörten. Ein ähnlicher Anschlag auf Rapprechtswyl schlug ihnen fehl; aber Marienberg und die Feste St. Andreas fielen in ihre Hände. Dann erfolgte ein Waffenstillstand bis zum 17. Juni 1386.

Herzog Leopold zürnte heftig auf Lucern, das neuerdings auch noch das herzogliche Städtchen Sempach in sein Bürgerrecht aufgenommen hatte. Er erließ ein allgemeines Aufgebot an seine Freunde und Dienstmänner; der Adel, über die Anmaßungen der Städte und der Landleute tief empört, strömte ihm aus Schwaben, Tirol und von allen österreichischen Lehen zahlreich zu. Gegen sechzig Fehdebriefe von Fürsten, Grafen, Herren und Reichsstädten, ergingen an die Eidgenossen, deren Vernichtung bei so großer Uebermacht der Gegner entschieden zu seyn schien. Die Eidgenossen, fest wie ihre Berge, erschraken nicht. Auf den Empfang der Fehdebriefe vereinigten sich die von Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden mit jenen von Zürich, zogen verwüstend in den Thurgau, und erstiegen und brachen manche Burg. Als sie vernahmen, der Herzog versammle seine Schaaren zu Baden auf dem Stein, eilten sie, dreizehnhundert Mann stark, gegen Lucern. Am 8. Juli zog der Herzog gegen den Sempacher See nach Rotenburg. Den Johann von Bonstetten entsendete er mit einem Kriegshaufen gegen Zürich, um dessen Mannschaft vom Kampfplatze abzusperren. Er selbst zog mit den schwergeharnischten Rittern gegen Sursee, gelangte am 9. Morgens in die Ebene, oberhalb des Städtchens Sempach, und befand sich, zu beiderseitiger Ueberraschung, plötzlich im Angesicht der Eidgenossen, welche die Anhöhen von Adeltoil besetzt hatten. Das Fußvolk, welches den Rittern nicht so schnell folgen konnte, war weit zurück geblieben, und Leopold's Schaar daher für den Augenblick der Zahl nach die geringere. Auch waren die Eidgenossen, vermög' ihrer leichteren Bewaffnung, weit besser geeignet, sich auf dem durchbrochenen Boden zu bewegen, als die schwergepanzerten Ritter auf ihren Streitrossen. Daher saßen die Letzteren ab, und ließen durch ihre Knappen die Pferde hinter das Treffen führen. Doch auch das ungewohnte Gehen ward ihnen in den steifen Rüstungen schwer, und sie mußten die langen Schnäbel ihrer Reiterstiefeln abhauen, um auf dem steinigen und ungleichen Boden nicht zu straucheln. Die brennende Mittagshitze verschlimmerte ihre Lage; beinahe verschmachteten sie unter der glühenden Eisenhülle. Die Eidgenossen waren ungleich und mangelhaft, doch dem Boden gemäß, leicht und bequem bewaffnet. Sie führten zweihändige Schwerter, Spieße, Morgensterne und Streit-

ärte; Manche hatten statt des Schildes nur ein kleines Bret um den Arm gebunden. Als Oberbefehlshaber über Leopold's Schaar wird Johann von Ochsenstein, Domprobst zu Straßburg, herzoglicher Landvoigt im Elsaß und Suntgau; als jener über die Eidgenossen Peter von Gundolfingen, einstiger Schultheiß von Lucern, genannt.

Als die Ritter abgesessen waren, glaubten die Eidgenossen die günstige Gelegenheit zur Schlacht nicht vorübergehen lassen zu dürfen; denn wenn sie länger zögerten, so mußte Leopold's Fußvolk eintreffen und dessen Heere das Uebergewicht geben. Sie verließen die Anhöhen, wo das Maggerholz ihren Rücken gedeckt hatte, und rückten in die Ebene. Ihre Schaar ordneten sie keilförmig, dergestalt, daß jedes Glied das vordere rechts und links nur mit gutbewaffneten Männern überragte. Die Ritter schaarten sich in ein längliches, volles Viereck, dessen Lanzen bis vom vierten Gliede hervorragten, und das somit eine anscheinend undurchdringliche Mauer bildete. In diese eiserne und gestachelte Mauer suchte der Keil der Eidgenossen sich hineinzubohren; doch der Kopf ihrer Phalanx spießte sich an dem Lanzenwalde der Ritter, und prallte allenthalben verwundet ab, ohne eindringen zu können. Mehr denn sechzig der Eidgenossen sanken in ihr Blut, und die eiserne Männerburg stand unerschüttert, ihre beiden Flügel zu einem Halbmonde vorbeugend, um beide Seiten des Keils einzuklammern. Da soll Arnold Struthahn aus Winkelried sich den Seinigen zum Opfer gebracht haben. Mit beiden Armen umfaßte er — so wird erzählt — so viele Lanzen, als er nur erreichen mochte, und begrub ihre Spitzen in seiner Brust, den Seinigen dadurch eine Gasse zu bilden. In diese Lücke, welche Arnold's Heldentod, oder die Hellebarden der Schwyzer überhaupt in die eherne Mauer geschnitten hatten, drangen die Eidgenossen mit wüthendem Ungestüme ein; ihre kurzen Waffen leisteten jetzt mörderische Dienste, und den Rittern wurden ihre langen Lanzen unnütz. Die Schlachtordnung der Ritter, gebrochen und von innen aus durchwühlt, wurde gräßlich eingekeilt und gedrängt; Viele erstickten in ihren Harnischen. Sie wollten zurück nach ihren Pferden, um dem Würgen zu entfliehen. Aber die Knappen waren, als sie die bange Wendung der Schlacht gewahrten, in blinder Angst mit den Rossen davon gesprengt. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken; gliederweise wurden die starken Eisenritter von den Morgensternen und Aexten der Schweizer daniedergemäht.

Im furchtbarsten Drange der Schlacht behielt der ritterlich kämpfende Herzog das Banner Oesterreich's im Auge. Er sah es wanken in der Hand Peters des Aarbergers, hörte dessen Nothschrei: „Rette, Oesterreich, rette!" Da eilte er hinzu, das theure Banner zu wahren, stürzte sich mit demselben in die Feinde, und verhauchte seinen kühnen Geist unter den Morgensternen der Schwyzer. Umsonst warf sich Martin Malterer, gewesener Landvoigt im Elsaß, Breisgau und Suntgau, mit dem Banner von Freiburg über den fallenden Herzog hin, den Fürsten mit seinem eigenen Körper zu decken. Er rettete ihn nicht mehr; doch der Tod vereinigte ihn mit dem Gebieter. Viele Ritter und Edle waren ihnen vorangegangen, viele noch folgten ihnen im Tode nach. Was dem Morden entrann, flüchtete sich zu der Nachhut, mit welcher Friedrich von Zollern den Rückzug deckte. Die siegenden Eidgenossen wagten sich klüglich nicht in die freie Ebene heraus; darum verfolgten sie die Fliehenden nicht weiter. Sie erbeuteten das Lager, plünderten die Erschlagenen und begruben sie am dritten Tage. Des Herzogs Leiche wurde einstweilen in einer kleinen Kapelle auf der Höhe zwischen Sempach und Münster beigesetzt, dann aber zu Königsfelden in der Gruft der Habsburger begraben.

Dies war der Ausgang des Herzogs Leopold, „der Biederbe" genannt von seinem leutseligen und einnehmenden Wesen, auch „der Fromme," vielleicht von der Partei des Gegenpapstes. Wie aber auch seine persönlichen Tugenden jene Ehrennamen verdient haben mögen, gegen den eigenen Bruder hatte er sich anmaßend und selbstsüchtig erwiesen, und seine verderbliche Politik der Theilung lähmte Habsburg's Macht, verringerte Oesterreich's Kraft auf lange, und ward Anlaß beklagenswerther Zerwürfnisse. Er zählte wenig über fünf und dreißig Jahre, als ihm bei Sempach sein blutiges Loos fiel. Aus seiner Ehe mit Viridis von Mailand überlebten ihn vier Söhne: Wilhelm, Leopold (IV.), Ernst und Friedrich (IV.), und eine Tochter, Elisabeth, welche unvermält sechs Jahre nach ihrem Vater verblich.

Leopold's Erstgeborener, der Herzog Wilhelm, stand, bei dem Tode seines Vaters, im siebzehnten Lebensjahre, war also volljährig, und hätte, nach der Theilungsurkunde von 1397, in Gemeinschaft mit seinem, um ein Jahr jüngeren Bruder Leopold die Regierung der gesonderten väterlichen Lande sofort übernehmen können. Aber des Vaters Beispiel sagte dem verständigen Jünglinge am deutlichsten, wie üble Folgen jener Theilung ent-

sprossen, und wie üblere noch daraus hervorzugehen drohten. Er wünschte sie aufgehoben, und sprach den Herzog Albrecht selbst darum an, schloß auch für sich und seine Brüder mit Letzterem am 10. October 1386 einen Vertrag. In dessen Gemäßheit sollte Albrecht bis zu seinem Tode die alleinige Regierung sämmtlicher Lande, auch alle Schulden und den Krieg wider die Eidgenossen übernehmen. Auch nach seinem Tode sollte, wo möglich, jeder Theilung vorgebeugt werden.

Die Schlacht von Sempach hatte an sich Nichts entschieden, und die Streitkräfte des Herzogs nur um Weniges verringert; aber die Schwierigkeit der Fortsetzung des Krieges in jenen Gegenden wurde durch Mangel an Geldmitteln vermehrt, und so half man sich durch neue Waffenstillstände, bei welchen die Herzoge sich wenigstens ihres Rechtes nicht begaben, wenn sie es auch für den Augenblick nicht durchzuführen vermochten.

Der Herzog Albrecht, der jetzt wieder, wie seine Vorfahren in besserer Zeit, alle Regierungsgewalt in seinen Händen vereinigte, übergab seinem Neffen Wilhelm, dessen Ansprüche auf die Hand der geliebten Braut Hedwig von Ungarn, und dadurch auch die Hoffnungen auf Polen, durch die Umstände grausam vernichtet wurden, die untergeordnete Verwaltung der Vorderlande, und schritt auf der Bahn des Friedens, die er einmal sich auserkoren, standhaft weiter. Die Ordnung im Innern ward kräftig aufrecht erhalten, und die Feinde des Landfriedens und der Sicherheit ereilte unausbleiblich der Zorn des sonst sanftmüthigen Herzogs. Die drei älteren Brüder von Rohr zu Leonstein, trotzend auf ihre unersteigliche Feste, trieben arge Plackerei. Da zog im Jahre 1390 der Herzog Albrecht von der Stadt Steyer mit vielen Mannen und Knechten, sogar mit Kanonen, deren Donner damals wahrscheinlich den erstaunten Bergbewohnern in Oesterreich zum ersten Male erscholl, zur Belagerung der Burg aus. Die Rohrer widerstanden heftig. Endlich wurde durch Obmänner ein Vergleich geschlossen; Leonstein wurde dem Herzoge gegen eine Ablösungssumme von 2000 Pfund Wiener Pfennige übergeben, und die Rohrer wieder zu Gnaden aufgenommen. So mächtig also waren manche kühne Räuber, daß der Landesherr mit ihnen Bedingungen eingehen mußte!

Im Frieden mit allen seinen Nachbarn, deren Treue und Freundschaft er durch zahlreiche Verträge gesichert, höchstens nur von den Unruhen in Böhmen berührt, da er der Partei gegen den König Wenzel beigetreten war,

verlebte Albrecht seine letzten Jahre mit wenigen Ausnahmen in Ruhe. Doch gedachte er den Krieg gegen Böhmen mit Entschiedenheit zu führen, und vielleicht war er sogar von Hoffnungen auf den Erwerb dieser Krone nicht fern. Schon waren seine Hilfstruppen nach Baden aufgebrochen, als er in dem von ihm gegründeten und mit Vorliebe gepflegten Larenburg erkrankte, und daselbst, etwa sechs und vierzig Jahre alt, am 29. August 1395 starb. Das Volk begleitete unter Thränen seine Leiche nach Wien, wo sie zu St. Stephan neben seinem ältesten Bruder, dem Herzoge Rudolf, beigesetzt wurde.

Auf Albrecht ruhte die Friedensliebe und Gerechtigkeit seines Vaters, obschon er an Charakterstärke und Umsicht ihm nicht gleichkam. Im Gewähren ließ er sich nie lässig finden, aber am rechten Orte zu verweigern verstand er selten; sein Verhältniß zu seinem Bruder Leopold gibt dafür den sprechendsten Beleg. Er war fromm und in die Gottesgelehrtheit tief eingeweiht. Naturkunde und Gärtnerei zogen ihn an; doch auch die Astrologie fand an ihm einen eifrigen Jünger. Wenn er die Juden verfolgte, und, in Uebereinstimmung mit kirchlichen und kaiserlichen Gesetzen, in Steyer an hundert Waldenser verbrennen ließ, so sind das Züge seiner Zeit, nicht seines an sich milden Herzens. Häufig heißt er auch Albrecht „mit dem Zopfe," nicht von den blonden Haaren seiner geliebten Beatrix, wovon er einen Zopf um den Nacken getragen haben soll, sondern weil er seine eigenen Haare, nach ursprünglich alemannischer Weise, in zwei langen Zöpfen geflochten trug, die ihm über die Achseln bis zur Brust herab hingen. Von seiner zweiten Gemalin, Beatrix v. Hohenzollern, die ihn um neunzehn Jahre überlebte, hinterließ er einen einzigen Sohn, Albrecht (IV.), der ihm während seiner Heimkehr von der Preußenfahrt, am 20. Sept. 1377, geboren worden war, bei des Vaters Hintritte also nahe an achtzehn Jahre zählte.

Albrecht's Regierung war geräuschlos gewesen, aber segensreich und ersprießlich für seine Lande, in deren Wohlstande er einen edleren Ruhm fand, als in dem Geklirre der Waffen. Beklagenswerth, daß das Beispiel der Friedensliebe und Versöhnung, das er hinterlassen, so schnell vergessen werden mußte.

Sechstes Buch.

Oesterreich unter den Söhnen Albrecht's III. und Leopold's III. bis zu Herzog Wilhelm's Tode; von 1395 bis 1406.

Leopold's des Biederben ungestümes Streben nach Theilung der habsburgischen Lande hatte das alte System der Einheit verdrängt, und machte

nun, obschon häufig angefochten, sich bei jedem Anlasse wieder geltend. Albrecht III., dieser verderblichen Neuerung eingedenk, die seine Nachgiebigkeit mitverschuldet hatte, legte es in seinem letzten Willen seinem Sohne und seinen Neffen flehentlich an das Herz, ihre Lande hinfort ungetheilt zu lassen und unter einander in Eintracht zu bleiben; sollte dies aber dennoch nicht geschehen, so möchten sie, um willkürlichere Spaltungen zu vermeiden, den Theilbriefen gemäß verfahren, die er und sein Bruder sich gegeben. —

Die mahnende Stimme des edlen Fürsten verhallte, als er nicht mehr unter den Lebenden weilte. Nach seinem Wunsche hätten die fünf jungen Herzoge eine Gesammtregierung unter der Oberaufsicht des Aeltesten zu führen gehabt; aber ob unter diesem Aeltesten überhaupt der Aelteste an Jahren, oder der Sprößling der älteren Linie zu verstehen sey, darüber entstand sogleich Meinungsverschiedenheit und Streit. Wilhelm wollte es in jenem, Albrecht IV. in letzterem Sinne verstanden wissen, weil einem Jeden seine Auslegung die vortheilhafteste gewesen wäre. Nähere Bestimmungen über diesen, doch so nahe liegenden Fall fehlten in den vorhandenen Hausgesetzen gänzlich; vielleicht hatten die Vorfahren diesen empfindlichen Punkt festzustellen sich nicht getraut, um nicht bei Lebzeiten schon entschieden zum Nachtheile einer Linie zu sprechen.

In einer Zeit, wo jeder Zwiespalt der Fürsten so vielen unruhigen Landherren willkommen war, bildeten sich augenblicklich Parteien; für Albrecht wie für Wilhelm traten Edle und Städte auf, und bald theilten sich die Lande in zwei feindliche Lager. Endlich schien, wiewohl in weit beschränkterem Sinne, der Grundsatz der Einheit den Sieg behaupten zu wollen; denn in einem, am 22. November zu Hollenburg zwischen Albrecht und Wilhelm (für sich und seine Brüder) geschlossenen Vertrage wurde bestimmt: „daß sie für ihre Lebenszeit die sämmtlichen Lande ungetrennt und gemeinschaftlich regieren wollten. Die Hauptleute, Burggrafen, Pfleger und Amtleute, ingleichen die Städte ob und unter der Enns, schwören beiden Herzogen. Stirbt Wilhelm vor Albrecht, so gehorchen des Ersteren Städte dem Letzteren und dessen Erben. Stirbt Albrecht früher, so bleibt Wilhelm bis an sein Lebensende im Besitze der genannten Städte. Männliche Erben Albrecht's treten nach erreichter Volljährigkeit in die Rechte und das Besitzthum ihres Vaters. Die Lehen in Oesterreich werden jetzt zum ersten Male im Namen beider Herzoge, dann aber von Albrecht allein vergeben; jene in Steyermark, Kärn-

ten, Krain und den anderen Landen vergibt Wilhelm allein; dennoch müssen alle Lehenleute ohne Unterschied beiden Herzogen zugleich schwören. Die Einkünfte der Länder und Herrschaften genießen beide Herzoge zu gleichen Theilen. Beide empfangen den Gerichtsbann von dem Reiche. Wenn sie sich Beide zugleich in einem Lande befinden, so verleiht Wilhelm allein diesen Bann den Richtern; in seiner Abwesenheit übt Albrecht allein dieses Vorrecht aus. Die bisherigen Schulden übernehmen Beide gemeinschaftlich. Neue Schulden darf Keiner ohne des Anderen Bewilligung machen, oder er hat auch allein dafür einzustehen. Vom Kriege und von anderen wichtigen Untersuchungen gilt dasselbe." —

Dieser Vertrag war ein Mittelding von Einheit und Theilung; Erstere bei Lebzeiten Beider versprechend, Letztere für den Todesfall der Herzoge drohend. Auch bestimmte er nur über die künftigen gegenseitigen Verhältnisse Albrecht's und Wilhelm's, und Letzterem erwuchs hieraus noch die besondere Aufgabe, sich auch mit seinen drei Brüdern zu verständigen. Ein Schritt hierzu wurde gemacht durch einen anderen Vertrag, den Wilhelm am 30. März 1396 zu Wien mit seinem Bruder Leopold schloß. „Die Fürstenthümer und Herrschaften, welche ihr Vater, Leopold III., besessen hatte, sollten ungetheilt bleiben, aber gesondert verwaltet werden, Wilhelm in Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, der windischen Mark, Triest, Portenau, Istrien, der Medlik (dem an Croatien gränzenden Theile des Neustädter Kreises in Krain) und dem zu diesen Landen Gehörigen, Leopold aber in Tirol, dem Lande an der Etsch, dem Innthal und in den Herrschaften jenseits des Arlberges (unter den Letzteren wurden die Besitzungen in Schwaben, Elsaß und Burgund begriffen) regieren, Leopold überdies sechstausend Goldgulden jährlich erhalten, alle Einkünfte der Lande diesseit des Arlberges aber getheilt werden. Für die Dauer des Vertrags, nämlich bis 24. April 1398, sollte Wilhelm für den Unterhalt des Herzogs Ernst und seiner Gemalin, für jenen des Herzogs Friedrich aber Leopold im ersten, und Wilhelm im zweiten Jahre sorgen." Den Brüdern Ernst und Friedrich wurde also, obschon Ersterer damals neunzehn Jahre zählte und bereits mit Margaretha von Pommern vermält war, kein Antheil an der Regierung zugestanden, durch die Theilung der Einkünfte aber eine Theilung der Lande verhütet.

Mit der Einigung der Herzoge Albrecht und Wilhelm wurden auch die für Einen oder den Anderen aufgestandenen Parteien zur Ruhe verwiesen;

desgleichen einige in Kärnten erregte Unordnungen schnell und glücklich unterdrückt. Im Inneren war sonach eine sichere Stellung genommen, und dieselbe auch durch mancherlei Bündnisse nach außen befestigt. Aber die herandrängende Türkengefahr in der Steyermark, der Aufruhr in Ungarn, Wenzel's stürmische, bedrohte und bedrohende Regierung in Böhmen, der Streit der Markgrafen Jodocus und Procop um die Herrschaft in Mähren, und endlich die noch immer fortwährende Zwiespältigkeit des päpstlichen Regiments, umgaben Oesterreich mit Gefahren. Auch das Sectirerwesen griff, trotz aller angewendeten grausamen Gegenmittel, fortwährend um sich. All' diese Wirren der Zeit zogen Albrecht's zur frommen Beschaulichkeit geneigten Geist noch mehr von der Außenwelt ab. Das heilige Grab zu sehen, war sein Lieblingswunsch. Er konnte ihn erfüllen, nachdem eine Verlängerung seines Abkommens mit dem Herzoge Wilhelm die Verhältnisse noch besser befestigt hatte, und zog im Jahre 1398 über Venedig, wo er mit großer Ehre aufgenommen wurde, nach Jerusalem. Diese Pilgerfahrt, von welcher später Außerordentliches erzählt wurde, obwohl er sie ohne besondere Abenteuer vollbrachte, erwarb ihm den Beinamen: „Wunder der Welt."

Vergebens hatte der König Wenzel getrachtet, in der Kirche und im Reiche Frieden herzustellen; der Widerstand, den er dabei vorfand, war so gewaltig, daß er ihn selbst zum Sturze brachte. Die drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgraf Rupprecht, sprachen, auf Betrieb des Erzbischofs Johann von Mainz, aus dem Hause Nassau, im August 1400 Wenzel's Entsetzung aus, und der Pfalzgraf Rupprecht wurde zum römischen Könige gewählt. Dieser gewaltsame und willkürliche Schritt fand, wie vorauszusehen, keinesweges allgemeine Anerkennung; viele Fürsten und beinahe alle Städte am Rheine, ingleichen die Krönungsstadt Aachen, bewahrten dem Könige Wenzel ihre Treue.

Da man Letzterem zu einem Hauptvorwurfe gemacht, daß er den Feind der Kirche, Johann Galeazzo Visconti, Herrn von Mailand, zu einem Fürsten des Reichs erhoben und ihm den Titel eines Herzogs verliehen hatte, so mußte auch der neue König zuvörderst bedacht seyn, diesen mit Krieg zu überziehen. Der Beistand oder mindest die Freundschaft der süddeutschen Fürsten war ihm bei einem solchen Unternehmen von größter Wichtigkeit, und er versuchte daher sofort, sich in Einvernehmen mit dem jungen Herzoge Leopold zu setzen, der, wegen des Besitzes von Tirol, bei einem Feldzuge

gegen Mailand Viel nützen und Viel schaden konnte. Nach vorangegangenen früheren Verhandlungen wurde am 2. Juli 1401 ein Vertrag geschlossen. „Leopold erkannte Rupprecht als römischen König an, der ihm, ohne Benachtheiligung seiner Brüder, alle Lehen zu ertheilen hatte, ihn in seinen Ansprüchen auf das Erbe seiner Mutter, ingleichen gegen die Schwyzer zu unterstützen, und ihm, außer anderen Vortheilen, für die Oeffnung der Straße nach Italien 100,000 Florentiner Ducaten zu bezahlen versprach. Dagegen sollte der Herzog Leopold für den König, gegen Vorauserlegung von 25,000 Florentiner Ducaten monatlich, tausend Gleven auf drei Monate in die Lombardei stellen. Elisabeth, die Tochter des Königs, sollte binnen einem Jahre mit dem Herzoge Friedrich vermält werden."

Der Krieg gegen Mailand wurde nun begonnen, mit starker Uebermacht, doch mit wenig Umsicht, zumal die Kriegskunst der Italiener damals jener der Deutschen weit vorausgeeilt war. Das königliche Heer, von Francesco von Carrara befehligt, und durch Leopold's Mannen verstärkt, stand zu Ende Septembers bei Trient. Statt mit ganzer Stärke, griffen die Deutschen am 21. October in einzelnen Haufen an, und unterlagen der kriegerischen Ordnung ihrer Gegner. Der Burggraf von Nürnberg, der mit einem starken Reiterhaufen den Angriff unterstützte, erlitt eine gänzliche Niederlage. Leopold mußte, auf Befehl des Oberanführers Francesco, zu Hilfe eilen, stürzte sich mit großer Unerschrockenheit auf die Feinde, und erlegte ihrer Viele mit eigener Hand. Plötzlich aber warf ihn ein Lanzenstoß des Carlo Malatesta aus dem Sattel, und ehe noch die Seinigen ihm helfen konnten, wurde er von den Feinden übermannt und gefangen genommen, aber schon nach drei Tagen sammt allen Mitgefangenen wieder in Freiheit gesetzt. Man behauptete, der Herzog verdanke seine schnelle Befreiung einem heimlichen Einverständnisse mit dem Herzoge von Mailand, mit welchem er ohnedies ein Jahr früher ein Bündniß eingegangen war, und der König selbst verlangte von Leopold, daß dieser sich hierüber rechtfertigen sollte, dadurch, daß er mit dem Erzbischofe von Mainz nach Verona zöge. Als er sich dessen weigerte, wollte der König ihn und die Seinigen entwaffnen. Ehe aber noch Eines oder das Andere geschehen konnte, brach der Herzog auf, und zog über die Alpen in die Heimat.

In Ungarn und Böhmen währten die Zerwürfnisse fort. Der König Wenzel hatte den Markgrafen Procop von Mähren hinterlistig gefangen genommen. Dafür widerfuhr ihm gleiches Schicksal von seinem eigenen

Bruder, dem Könige Sigmund von Ungarn, der im Juli 1402 beide gefangene Fürsten auf dem Schlosse Schaumberg bei Efferding in Oesterreich, dann in Wien festsetzen ließ, wo, nachdem Procop nach Presburg abgeführt worden, der König Wenzel der Obhut der Herzoge Albrecht und Wilhelm anvertraut blieb. Mit Letzteren stand der König Sigmund damals in so gutem Vernehmen, daß er ihnen verhieß, einen Herzog von Oesterreich zu seinem Nachfolger in Ungarn zu ernennen, falls er ohne männliche Erben versterben sollte. Auch wurden alle früheren Erbverträge mit Ungarn erneuert, desgleichen mit Böhmen, dessen Erbe der König war; überdies versprach der Letztere eifrige Bemühung, die Mark Brandenburg wieder an sich zu bringen, um sie einem der Herzoge verleihen zu können. Zu Presburg erklärte er dann am 14. September, daß er mit Beistimmung der Reichsstände den Herzog Albrecht zu seinem Nachfolger erwählt habe, falls ihm keine männlichen Erben geboren würden, und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter in Ungarn, so oft er abwesend sey, wies ihm auch eine Residenz in Ungarn mit bedeutenden Einkünften an.

Nach außen waren somit neue große Anwartschaften zuwege gebracht; aber im Inneren führte das unglückliche Doppelregiment fortwährend zu neuen Widersprüchen. Kurze Verträge zwischen den Herzogen, ohne dauerndes Abkommen, fristeten die Verhältnisse hin. Weil der frühere Vertrag zwischen den Herzogen Wilhelm und Leopold mit dem 24. April zu Ende lief, so wurde ein neuer, wiederum nur auf ein Jahr, errichtet. „Die beiden Brüder sollten gemeinschaftlich einen Landeshauptmann in Steyermark, einen anderen im Lande an der Etsch, einen dritten in Tirol einsetzen; Steyermark, Kärnten und Krain sollten, wie seither durch Wilhelm allein, hinfort durch Wilhelm und Ernst verwaltet werden; Leopold und Friedrich sollten das Etschland, das Innthal und die Lande jenseits des Arls regieren. Albrecht wurde hierbei nicht als Mitregent des Ganzen, sondern nur als Anwärter erwähnt.

Der verworrene Zustand Mährens, wo bald mehre Herrscher geboten, bald keiner, gab dem unruhigen und raublustigen Theile der Edlen völlig freie Hand. Einige derselben, zumal Heinrich von Kunstatt auf Jeuspitz, genannt „Dürrerteufel," und Albrecht von Vöttau, machten an der Spitze zahlreicher Freibeuterhaufen sich nicht nur im Lande selbst, sondern auch darüber hinaus, gefürchtet und berüchtigt. Ersterer hatte während der Fehde zwischen den Markgrafen Procop und Jodocus, Burg und Stadt Znaim in

seine Gewalt gebracht. Von hier aus vollführte er verwegene Raubzüge nach Oesterreich, plünderte und verwüstete das flache Land und die kleineren Städte, und setzte sich in Zistersdorf und Aspern fest, Anfangs als Anhänger Procop's, und, nach dessen Gefangennehmung, auf eigene Faust. Gleiche Raubsucht führte ihm sogar österreichische Edle als Bundesgenossen gegen ihre eigenen Landsleute zu. Gegen Letztere wurde, auf den allgemeinen Nothschrei der Geschädigten, zuerst eingeschritten. Scharfes Standrecht wurde gehalten unter dem Namen „Gerawn" (Klage); die zur Ausführung entsendete Mannschaft stand unter „Gerawnmeistern." Abwechselnd vom Adel, von der Geistlichkeit, den Städten und den Juden besoldet, zogen sie im Lande umher, brachen manche Raubnester, richteten die Rädelsführer hin, und entließen die minder Schuldigen gegen Urfehden. Den mährischen Freibeutern vermochte man jedoch nicht beizukommen.

Die enge Freundschaft zwischen Ungarn und Oesterreich war nahe daran, einen schweren Stoß zu erleiden; dadurch, daß der König Wenzel am 15. November 1403 aus seiner Haft zu Wien entfloh. Der König Sigmund hegte namentlich gegen den Herzog Wilhelm dringenden Verdacht, daß Derselbe die Flucht des brüderlichen Feindes begünstigt habe. Den Grund dieses Verdachts suchte er in Wilhelm's Verwandtschaft mit dem Hause Neapel, das noch immer Ansprüche auf die ungarische Krone erhob; denn der Herzog hatte erst vor drei Jahren sich mit der Prinzessin Johanna von Neapel vermält. Schon wurde Oesterreich von Sigmund mit einem Heere bedroht, da eilten die Herzoge Albrecht und Ernst, dem zürnenden Könige ihre Schuldlosigkeit zu beweisen und den drohenden Sturm zu beschwören.

Der fortwährend sich durchkreuzende gemeinsame Verwaltungseinfluß der Herzoge, durch stäte Geldverlegenheiten noch mehr beirrt, führte zu häufigen Uneinigkeiten. Sie nahmen zuletzt einen so ernsthaften Charakter an, daß man zu schiedsrichterlichem Spruche schreiten mußte. Um Aergerniß zu vermeiden, wurde derselbe in der Familie erholt. Die Mißhälligkeiten zwischen Albrecht und Wilhelm sollten durch Leopold und Ernst, die zwischen den Letzteren und ihren beiden Brüdern durch Albrecht geschlichtet werden. Die Ersteren hatten, da im Uebrigen ihr Verhältniß fortbestehen sollte, sich nur über Geldschulden und mindere Gegenstände zu einigen, was durch den Spruch der Obmänner leicht erzielt wurde; die Streitsache der vier Söhne Leopold's betraf Oesterreich's Nebenländer, und wurde durch Albrecht aus-

geglichen. Letzterer hatte vielleicht gehofft, daß, da er der anderen Linie die Regierung ihrer Länder völlig überließ, man ihm nun dafür auch die der seinigen ungetheilt gönnen würde; auch verzichteten Wilhelm's Brüder am 21. März 1404 wirklich zu Albrecht's Gunsten auf ihre Rechte an Oesterreich ob und unter der Enns und alle dazu gehörigen Güter; aber Wilhelm trat dieser Verzichtleistung nicht bei, und nahm also, wie bisher, Antheil an der Regierung der österreichischen Lande. — Dergleichen Verträge beschwichtigten die Forderungen des einen und des anderen Theils immer nur auf kurze Zeit; bald fand sich neuer Stoff zur Unzufriedenheit, oder es zeigte sich, daß der frühere noch nicht beseitigt sey, und so währten die Spannungen Eines gegen den Anderen fort, dergestalt, daß Albrecht und Leopold sich sogar bewogen fühlten, ein Bündniß mit einander wider etwaigen Angriff Wilhelm's oder Ernst's abzuschließen. Außerdem theilte sich noch die Politik der beiden Habsburgischen Linien in ihrer Stellung zu dem Reiche; denn während Wilhelm und seine Brüder, zumal nach Friedrich's Vermälung mit König Rupprecht's Tochter, entschieden auf des Letzteren Seite traten, hielt Albrecht, seine Aussichten auf Ungarn berücksichtigend, unverrückbar auf König Sigmund's Seite, dessen stolzestes und ersehntestes Ziel ebenfalls die deutsche Krone war.

In Sigmund's Entwürfe hineingezogen, mußte Albrecht auch dessen Feindschaft gegen den König Wenzel mit übernehmen, und ein Krieg mit Böhmen stand dadurch in Aussicht. Vor allen Dingen aber mußten die mährischen Freibeuter, die noch immer ungestraft ihr Wesen trieben, gezüchtigt und zur Ordnung gewiesen werden. Im Juli 1404 führte Albrecht ein zahlreiches und wohlbewaffnetes Heer von Oesterreichern und Ungarn gegen Znaim, wo der Dürrnteufel sich festgesetzt hatte. Die Belagerung wurde unzweckmäßig betrieben; der Widerstand von innen war kraftvoll. Als der Ungarnkönig abzog, blieb Albrecht zurück, entschlossen, nicht eher zu weichen, bis der Platz bezwungen sey. Zwar kehrte Sigmund später in das Lager zurück; aber gleichzeitig brach die Ruhr im Heere aus und raffte Viele dahin. Auch der König und der Herzog erkrankten, nach Einigen, an beigebrachtem Gift, und die Belagerung mußte am 27. August aufgehoben werden. Sigmund genas nach einer harten Cur, derselben Art, wie Albrecht I. nach der Vergiftung sie ausgestanden (S. 29). Albrecht aber wurde in unheilbarem Zustande auf einem Tragbette nach Haselbach gebracht. Tiefe

Schwermuth war über ihn gekommen; er betrachtete das Volk, das sich weinend an sein Lager drängte, und in trüber Ahnung künftiger Verwüstungen durch die unbezwungenen Räuber, rief er schmerzlich: „Ach! in welches Elend werden Diese gerathen!“ Er hatte geschworen, lebendig nicht eher nach Wien zurückzukehren, bis er die Verwüster des Landes gezüchtigt haben werde; darum ließ er sich nicht nach seiner Residenz, sondern nach Klosterneuburg bringen. Dort verschied er den 14. September 1404, noch nicht sieben und zwanzig Jahre alt.

Albrecht war schwach und lenksam, aber edel und bieder. Der Ruhe und dem Frieden brachte er, in seiner schwierigen Stellung zu seinen Vettern, manches Opfer, fast zu groß für seine Würde, zu nachtheilig seinem Hause. Aber er verhütete auf diesem Wege böse Zwietracht, und ersparte dem Lande Krieg und Drangsale; darum liebte ihn das Volk und wehklagte ob seines frühzeitigen Sterbens. Fromm, in Andacht versunken und in träumerischer Gläubigkeit, dabei gerecht und mild, würde er im gewöhnlichen Leben musterhafte Eigenschaften entwickelt haben; aber als Herrscher, einem stürmischen Zeitalter zum Kampfe hingestellt, wurden seine Tugenden nicht selten zu Fehlern. Von Gestalt und Wesen war er schön und herzgewinnend. Sein Wuchs war schlank, seine Züge anmuthvoll, seine Farbe blühend. Sein schwarzes Haar, sein dunkler, voller Bart, den er nie zu kräuseln brauchte, verliehen ihm ein männliches, kraftvolles Ansehen. Von seiner, wenig über zwei Jahre ihn überlebenden Gemahlin, Johanna von Ungarn, hinterließ er einen siebenjährigen Sohn, Herzog Albrecht V., den er dem Könige Sigmund dringend empfohlen hatte, und eine Tochter, Margaretha, die sich 1410 mit dem Herzoge Heinrich dem Reichen von Baiern vermälte.

Die blutigen Tage von Morgarten und Sempach hatten noch immer keine Beherzigung gefunden, denn auch bei späteren Fehden gegen die Schwyzer verfiel man in die alten Fehler der Kriegführung, die schon wiederholtes Verderben gebracht hatten. Die Landleute zu Appenzell hatten sich gegen das Stift St. Gallen aufgelehnt, dem sie unterthänig waren. Die Stadt St. Gallen selbst trat mit ihnen in ein Bündniß wider den Abt. Dieser, von den schwäbischen Reichsstädten verlassen, bei denen er Hilfe zu finden gehofft hatte, wendete sich an den Herzog Friedrich, mit dem Versprechen, ihm seine Hauptburg Iberg zu öffnen. Der Herzog ging darauf ein, und zog über den Arl. Er theilte sein Heer in zwei Haufen; den einen

führte er vor St. Gallen, den anderen ließ er durch das Rheinthal vor das, von den Landleuten belagerte Altstätten und gegen Appenzell rücken. Als aber dieser zweite herzogliche Heereshaufen auf den Stoßberg vordrang, wurde er von den Landleuten mit großen, aus der Höhe herabgeschleuderten Holzblöcken und Felsstücken empfangen. Von den Massen zusammengeschmettert, und beinahe unfähig, auf dem schlüpfrigen Boden Fuß zu fassen, vermochten die Herzoglichen nicht zu widerstehen, als die Appenzeller, durch Männer aus Schwyz und Glaris verstärkt, auf sie einstürmten. Vierhundert wurden ihnen erschlagen, die Uebrigen entflohen. Als der Herzog die Kunde der Niederlage von Altstätten vernahm, brach er von St. Gallen auf, und zog, nicht ohne neue Verluste, nach Tirol zurück. Der Sieg vergrößerte den Muth wie den Anhang der Eidgenossen; sie setzten den Angriffskrieg mit Erfolg fort, gingen 1406 über den Rhein und zweimal über den Bregenzer Wald, streiften nach manchen Eroberungen über die Gränzen Tirol's und nahmen Landeck. Die Herzoge Leopold und Friedrich schritten zum Widerstande. Aber die fortwährenden Spannungen unter den Brüdern waren auch hier von üblen Folgen. Friedrich, der die Rüstungen leitete und die Vollmachten seines Bruders besaß, schloß, statt die erlittene Unbill zu rächen, mit der Stadt St. Gallen und den Appenzellern einen Waffenstillstand, der Alles im Alten ließ.

Besorgt, daß die Unruhen der Appenzeller, deren Absichten auf Lösung aller Lehensverpflichtungen und Dienstbarkeiten hinzielten, ähnliche Grundsätze auch in Tirol erzeugen und die bestehenden Verhältnisse umstürzen könnten, erließ der Herzog Leopold schon am 23. October 1404 eine Ordnung, welche die Verbindlichkeiten sowohl, als die Rechte der Bauern, gegenüber ihren Erbzins- und Erbgerichtsherren, bestimmte und feststellte, und am 24. Februar 1406 bestätigten, zu gleichem Zwecke, die Herzoge Leopold und Friedrich den Landleuten, Rittern, Knechten und Unterthanen aller drei Länder ihre alten Freiheiten. Durch diese Maßregeln wurden die Leute in Tirol, im Innthal und an der Etsch in ihrer Treue und Ruhe erhalten, und der auf Umwälzung hinarbeitende Einfluß der Empörer jenseit des Arl glücklich zurückgedrängt.

Kaum hatte der Herzog Albrecht IV. die Augen geschlossen, so veränderte sich Oesterreich's politische Stellung gänzlich. Der Herzog Wilhelm, welcher sogleich als Alleinregent, als Landesfürst und Vormund des minder-

jährigen Albrecht V. auftrat, hatte sich nie dem innigen Verhältnisse zu Ungarn angeschlossen, wohl aber an den König Rupprecht, und, da dieser mit Böhmen in Ruhe zu bleiben wünschte und Sigmund's Anmaßungen mehr fürchtete, als die des entsetzten römischen Königs Wenzel, später auch an Letzteren. Jetzt, wo Albrecht's IV. Tod ihm völlig freie Hand gelassen hatte, gab er seine Gesinnungen noch offener zu erkennen. Zu Budweis schloß er mit dem Könige Wenzel im November 1404 Frieden, und erneuerte mit Diesem und den beiden Markgrafen von Mähren die alte Erb-Einigung. Gegen die mährischen Freibeuter wurden gemeinsame Maßregeln verabredet. Znaim war wieder in markgräfliche Hände gekommen, doch der Dürrnteufel entronnen. Seine Helfershelfer trieben ungescheut ihr Unwesen fort. Albrecht und Johann von Böttau überfielen 1405 die Stadt Drosendorf, brachten sie in ihre Hände und belagerten auch das Schloß. Dieses aber wurde muthig vertheidigt, bis der Herzog Wilhelm zu Hilfe eilen konnte. Die Räuber wurden mit blutigen Köpfen aus der Stadt gejagt, Albrecht von Böttau erschlagen, sein Vetter, Johann, gefangen. Einigen österreichischen Edlen, die mit den böhmischen und mährischen Freibeutern gemeinschaftliche Sache gemacht, gelang es zu entkommen.

Nicht nur von dieser Seite, auch von Ungarn aus hatte Oesterreich Räubereien auszustehen. Der Herzog Wilhelm zog im Winter 1405 auf 1406 gegen diese ungarischen Freibeuter aus, stieß auf sie bei Neusiedl am See in Ungarn, und nahm ihnen Viele gefangen. Der König Sigmund, längst gegen Wilhelm erbittert, erhob seine Stimme wegen solcher Ueberschreitung der ungarischen Gränze. Zwar ward er diesmal beschwichtigt; doch bald suchte er neuen Anlaß zum Kriege, vorschützend, er müsse die Rechte der Völker und des Sohnes seines Freundes Albrecht IV. vertheidigen, die wohl schwerlich so ernsthaft gekränkt worden waren. Mit einem mächtigen Heere näherte er sich den Gränzen Oesterreich's. Wilhelm sendete Bevollmächtigte nach Preßburg, die Streitigkeiten auszugleichen. Sigmund zeigte sich starrsinnig, und drohte: er werde Oesterreich mit Waffengewalt zum Nachgeben bringen. Da entgegnete ihm der eine der österreichischen Abgeordneten, Herr Reinbrecht von Walsee, ernsthaft: „der Herzog Wilhelm wünsche den Frieden nicht aus Furcht, sondern um das Elend Schuldloser zu verhüten; denn, wenn der Krieg losbreche, so werde ganz Oesterreich sich erheben.“ Die muthvolle Rede that ihre Wirkung. Schon schienen die

Verhandlungen abgebrochen und mehre der herzoglichen Gesandten hatten Presburg verlassen; da wurden die Zurückgebliebenen noch einmal zu weiterer Besprechung geladen, und der Friede abgeschlossen.

Bei Wilhelm's Stellung und Verbindungen würde dieser Friede schwerlich von langer Dauer gewesen seyn; doch der Tod dieses Fürsten gab den Angelegenheiten eine andere Wendung. Der erst sechs und dreißig Jahre alte Herzog Wilhelm starb am 15. Juli 1406. Er war ein Mann von großer Klugheit und von seltener Kraft. Das Bewußtseyn so wichtiger Eigenschaften dürfte ihn um so mehr bewogen haben, seinen Vetter, den schwachen und zum Regieren minder befähigten Albrecht, in einer Art von Abhängigkeit von sich zu erhalten und die reichliche Hälfte der Gewalt an sich zu ziehen. Dem strengen Rechte mag dabei nicht immer genügt worden seyn; aber den Ländern war die Einmischung eines solchen kraftvolleren Einflusses nöthig. Im Uebrigen war Wilhelm gerecht und bieder, und an seinem Walten haftet keine Spur von Härte und Willkür. Die ritterliche Treue, womit er seiner ersten Verlobten anhing, welche die Politik ihm grausam entrissen und in die Arme eines Anderen geführt, ist ein schöner Zug seines Lebens. Immer achtete er von seinem Eheverlöbniß sich gebunden, obschon es auf der anderen Seite die Willkür zerrissen hatte, und erst nachdem Hedwig die Braut des Todes geworden, achtete er sich frei, und reichte seine Hand einer Anderen. Seine Ehe war kinderlos geblieben.

Innere Verhältnisse und Culturzustände Oesterreich's im vierzehnten Jahrhunderte.

Gering, fast unmerklich sind die Fortschritte, deren sich das vierzehnte Jahrhundert vor dem dreizehnten zu rühmen hat; sie sehen beinahe einem Stillstande ähnlicher. Hin und wieder nur gewahrt man ein Rütteln an den alten Formen; aber abgestreift sind ihrer nur wenige, von wirklichen Erfolgen fast keine Spur. Die Sitten noch so rauh, die Leidenschaften noch so unbändig, als ein Jahrhundert früher; höchstens eine seichte Glätte darüber gebreitet, und in mancher Beziehung sogar, schon ein beginnender Verfall der Kraft, eine innere Verweichlichung bei aller äußeren Härte, eine raffinirte Genuß-

sucht an der Stelle der früheren rohen, aber einfacheren Begierde; — kein erfreulicheres Bild erwarte man von dem vierzehnten Jahrhunderte.

Die Bildung, in ihrer Art meist oberflächlich, beschränkte sich auf eine sehr geringe Anzahl von Menschen, die sich dann am liebsten in Kasten absperrten, um ihren Einfluß ungetheilt zu erhalten. Darum blieben im Allgemeinen die Sitten wüst, die Begriffe verworren. Menschenrechte wurden nicht geachtet, und obschon die Kreuzzüge, wie wir gesehen, die Leibeigenschaft oder Hörigkeit auf einen kleineren Kreis beschränkten, und die Kaiser, um tapfere Männer für sich zu gewinnen, manche Hintersassen und Afterlehensmänner zu unmittelbaren Dienstmannen des Reiches erhöhten, so blieb doch das Schicksal des gemeinen Volkes so beklagenswerth, wie ehedem, ja es verschlimmerte sich vielleicht eben dadurch, daß der Abhängigen nicht mehr so Viele waren, und die unerleichterte Last nunmehr von noch Wenigeren getragen werden mußte. Der Adel wußte sich fort und fort steuerfrei zu behaupten; der Hauptausschlag, den er in den häufigen Kriegen gab, machte ihn unentbehrlich und gebot den Landesherren, ihn zum Nachtheile aller übrigen Stände zu schonen, die bald von seiner Willkür, bald von seiner Räuberei zu leiden hatten. Die Gesetze gaben keine Abhilfe; denn theils waren die Landgerichte in den Händen der Landherren selbst, theils wurde überhaupt die Rechtspflege nur als Mittel der Bereicherung angesehen. Der Blutbann wurde von den goldbedürftigen Fürsten häufig an die Begüterten verpfändet und verkauft, und dadurch für die Unterthanen jede Berufung an ein höheres Recht abgeschnitten. So kam es, daß selbst die Gerechtigkeit nicht die ungeheure Kluft der Stände zu überspringen vermochte. Die Selbsthilfe nahm dabei schrecklich überhand, besonders unter dem bewaffneten Theile des Volkes. Burgenüberfälle, innerer Krieg im Kleinen, Zweikämpfe suchten die schleichende Themis zu überflügeln. Ja, so weit kam es, daß man die Blutrache — in ihrer Natur doch durchaus heidnisch — zu einem Werke der Religion stämpelte, es mit frommen christlichen Gelübden in Eine Klasse stellte und es für einen Frevel an seinem Gewissen gehalten haben würde, hätte man den Rachemord nicht auf alle Familienglieder des Verbrechers ausgedehnt. Der furchtbare Vertilgungszug gegen alle Angehörige der Mörder König Albrecht's liefert hiervon ein grelles Beispiel. —

Man spricht vorzugsweise von der Biederkeit und Worttreue des Mittelalters; sie kann aber nur in einem beschränkten und einseitigen Sinne

zugegeben werden. Versprechen, aus einem und demselben Munde gegeben, wurden in einer Weise mit Aufopferung erfüllt, in anderer mit frechem Uebermuthe verletzt. Derselbe Fürst, welcher ein Wort, das er als Ritter verpfändet, mit hochherziger Treue einlösete, brach ungescheut jenes, das er als Staatsmann gegeben. Daher wurden die heiligsten Völkerbündnisse, die ernsthaftesten Verträge kaltblütig verletzt und gebrochen; darum war bei allen Uebereinkünften politischer Art das gegenseitige Mißtrauen so groß, daß man die Gottheit selbst zum Zeugen nahm, und Königen von Königen nicht anders Glauben beigemessen wurde, als wenn kirchliche Eide auf furchtbar feierliche Art damit verbunden wurden; während in einer ritterlichen Angelegenheit, auch wenn sie die wichtigsten Vortheile betraf, Wort oder Handschlag genügte. Nach der Schlacht bei Mühldorf standen die Sieger nicht an, ihre hohen Gefangenen, den Herzog Heinrich, und später den König Friedrich, auf ihr Wort hin zu entlassen; es war das Wort gefangener Ritter, und wurde herrlich gehalten, selbst als die Kirche davon entbinden wollte. Aber andere Fürsten, die in ähnlicher Sache vielleicht gleiche Worttreue bethätigt hätten, würden wahrscheinlich sich wenig besonnen haben, Verträgen und Friedensurkunden Hohn zu sprechen, wie es so oft geschehen. So war selbst die Tugend häufig nur ein Kind des Vorurtheils, nicht der Ueberzeugung.

Die Einfachheit der Sitten hatte gänzlich abgenommen; in der Kleidung fiel aller nationale deutsche Zuschnitt allmälig weg, und schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war die Kleidertracht zu einem seltenen Gemenge italienischer und französischer Moden, ja selbst morgenländischer Muster ausgeartet. Die Besonnenen eiferten dagegen; doch vergebens. „Einzelne jener Neuerer“ — so klagte ein Zeitgenosse — „lassen sich, nach barbarischer Sitte, den Bart lang wachsen, ohne ihn zu stutzen; Andere verachten den Männergebrauch, und befolgen hinsichtlich der Haare ganz jenen der Frauen. Manche schneiden dieselben kurz und rund ab, Andere dagegen kräuseln sie mit dem Brenneisen, so daß die Ringel und Locken bis auf die Schultern herabhängen. Der alte Gebrauch der Hauben ist fast ganz abgekommen. Gezierte und gekünstelte Gesänge hört man jetzt überall bei den Kreistänzen und auf den Straßen; während der ernstere und zarte Gesang außer Acht gelassen und von schnellen springenden Weisen verdrängt wird. Bei den Zusammenkünften unterhält man sich in verschiedenen Sprachen.

Und hinsichtlich der Kleider herrscht eben so große Verschiedenheit und Verunstaltung, wie sie in den Gemüthern sich eingeschlichen hat. Jeder hält sich für den Glücklichsten, wenn er eine neue Sitte erklügelte. Das Kleid ist kurz und ganz eng um die Ellbogen, von welchen ein Fetzen wie ein Eselsohr bis zur Erde herabhängt. Wegen der Enge des Gewandes sind zwei Diener kaum vermögend, ihren Herrn anzuziehen. Von der Kopfbedeckung reichen lange, spitze Kapuzen, in welche ganz auf Narrenweise kleine Knoten eingeflochten sind, bis zum Boden. Die Beinkleider und Stiefeln liegen fest am Körper an, was den Aelteren und Vernünftigeren viel zu lachen gibt. Man bedient sich breiter Gürtel, mit Schafwolle und an einander gereihten Metallstückchen geziert; andere dagegen tragen nur Stricke, wie die Bettelmönche, und schmücken sich mit einem Gehänge, das ihnen über die Brust bis zu den Hüften reicht. — Auch die Frauen, und insbesondere die Mädchen, tragen ihre Hoffart zur Schau, indem sie mit kostbaren Seidenschleiern prangen, die an den Enden mit vielen Häkchen und ausgezackten Schnörkeln versehen sind. Nicht minder haben ihre Mäntel und Oberkleider zahlreiche Franzen, und während sie oben eng' anliegen, sind sie tiefer unten wie gezottelt, und fallen bis auf die sehr engen Schuhe herab." Noch Andere lassen sich tadelnd über die kurzen und engen, ja schändlichen Kleidungen aus, als welche unsittlich erschienen und in denen man kaum zu athmen vermochte. Um die Brust trugen die Männer große seidene Wülste, die das Ansehen eines weiblichen Busens hatten; ihr Leib dagegen war dergestalt zusammengeschnürt, daß Eiferer sie mit Windhunden verglichen. Die hinteren Theile der Beinkleider preßte man so fest mit Bändern ein, daß man sich kaum langsam bewegen konnte. Auch wurden so kleine Mützen getragen, daß man vier aus einer Elle schnitt, doch hatten sie eine Art von Verbrämung, die um den Hals geschlungen wurde und in welcher die Tadler eine Aehnlichkeit mit den Halsbändern fanden, die man Bauernhunden zum Schutze gegen Wolfsbisse anlegte. Die Schuhe hatten ungeheuer lange metallene Schnäbel oder Nasen (letztere mit allerhand Schnörkeln, sogar mit menschlichen Gesichtern verziert), so daß man nur unsicher auftreten konnte, wie denn z. B. Leopold's des Biederben Ritter in der Schlacht bei Sempach sich diese Schnäbel ihrer Stiefeln abhauen mußten, um nur fest auftreten zu können. Auch Peter Suchenwirt, der Sänger seiner Zeit, klagt, wie wir weiterhin sehen werden, über die einreißende unmännliche und zweckwidrige

Tracht der Ritter und der Junker. Die Hemden bestanden meist aus einem rauhen wollenen Zeuche, Sarsche genannt. Leinwandhemden waren im vierzehnten Jahrhunderte sehr selten, und sie gehörten zum Luxus.

Dem Würfelspiele waren die Deutschen damals vor Allem ergeben, und der böhmische Chronist Hagek beschwert sich, „daß im Jahre 1309 das leichtfertige kärntnische und tirolische deutsche Volk ein ungewöhnliches und zuvor unerhörtes neues Ding nach Böhmen gebracht, nämlich sechseckige weiße Beinstücke, in welchen schwarze Punkte, den Augen gleich, eingegraben, mit welchen sie auf die Tische geworfen, um's Geld gewettet, wer von ihnen mehr Augen werfen würde, und einander das Geld abgewonnen hätten."

Uebrigens waren den Böhmen damals die Würfel so wenig unbekannt, als die nicht erst unter Karl VI., sondern schon unter Karl III. in Frankreich aufgekommenen Spielkarten, die jedoch noch nicht so allgemein werden konnten, weil man Nichts von der Gravierkunst wußte, und das Malen der Karten mit bedeutenden Unkosten verbunden war. Beide Spiele dienten vielmehr schon unter dem Könige Wenzel I. als Ordal oder Gottesgericht. Die streitenden Parteien wählten jede einen Gaukler, welcher die Würfel warf (Trucellarius), und die Mehrzahl der geworfenen Augen galt als Entscheidung einer höheren Macht. Auf ähnliche Weise ließ man auch sein Recht durch Kartenspieler (Triumphatores) erweisen. Der Gewinnende feierte zugleich über alle rechtlichen Ansprüche seiner Gegner den Triumph, daher noch heutzutage der Ausdruck Trumpf im Kartenspiele.

Die Bildung war, wie schon bemerkt, über einen sehr kleinen Kreis verbreitet, und auch da nur in sehr bedingter Weise. Daher darf man sich nicht wundern, daß selbst ein ritterlicher Fürst, wie Friedrich der Schöne, vor seinem Retter, der ihn aus seinem Kerker zu führen kam, als vor einem Gespenste zurückschreckte, und daß nicht nur in Klöstern und den Gelehrtenstuben, sondern auch an den Höfen, schwarze Kunst, Sterndeuterei und Goldmacherei ernsthaft und gläubig betrieben, oder von den Eiferern als Höllenwerk verdammt wurden.

Einen wichtigen und zum Theil ersprießlichen Einfluß auf das erwachende Wissen in Deutschland übte die Universität zu Bologna. Nach dem Muster derselben wurde die zu Wien gestiftet, während Kaiser Karl IV. bei seiner Einrichtung der Prager Hochschule mehr die Pariser zum Vorbilde genommen hatte. Wie dürr, steif und unerquicklich dazumal die Gelehrsam-

keit war, wie sie meist nur auf eine Verwirrung altclassischen Wissens hinauslief, ist hier nicht der Ort zu schildern.

Die Arzneilehre befand sich noch immer in einem beklagenswerthen Zustande. Zwar wirkte hin und wider die Errichtung der Hochschulen von Prag und Wien günstig auf diese Wissenschaft ein; dennoch artete dieselbe noch immer in unfruchtbare gelehrte Declamationen, theoretische Spitzfindigkeiten, blindes Nachäffen der Alten, in den rohesten Empirismus und in abergläubische Lächerlichkeiten aus, gegen welche der auf den Universitäten aufstrebende, bessere Geist nur wenig vermochte. Die Aerzte verordneten größten Theils sehr complicirte, ausländische, theure Arzneigemische, waren aber selbst außer Stand, sich einen so großen Vorrath von vielen theuren Arzneigemischen und einfachen Substanzen anzuschaffen. Dadurch häufte sich die Zahl der Arzneihändler und unbefugten Praktikanten ungeheuer, und die Nothwendigkeit ordentlicher Apotheken wurde auch in Deutschland fühlbar. Die barbarische Handhabung der ärztlichen Kunst haben wir (Seite 29) an Albrecht's I. Beispiel gesehen, den die Aerzte an den Füßen aufhingen, um ihn des vermeintlichen Giftes zu entledigen. Eine gleiche Cur hatte noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts König Sigmund von Ungarn auszustehen. Der König Johann von Böhmen trauete den einheimischen Aerzten so wenig, daß er sich bei seinem zunehmenden Augenübel zuerst einen französischen, dann gar einen heidnischen Arzt aus Arabien verschrieb. Der gelehrte Heide marterte den König so lange, bis er ihm das rechte Auge blind curirt hatte; das linke erlosch später ebenfalls durch die übelberathene Kunst anderer Aerzte. Die Medicin irrte in Hypothesen und Traditionen umher, weil ihr die Kenntniß des menschlichen Körpers gebrach. Galen's Schriften galten als Canon; die eigene Erfahrung fehlte. Durch Mundinus in Bologna wurde im vierzehnten Jahrhunderte die Leichenzergliederung wieder vorgenommen und dadurch die Anatomie befördert. Doch hatte sie lange mit großen Vorurtheilen zu kämpfen; selbst die Kirche sträubte sich gegen das wissenschaftliche Zerlegen menschlicher Leichen, und der Papst Bonifaz VIII. verbot ausdrücklich das Auskochen der Knochen, welche daher auch Mundinus nur mangelhaft beschreiben konnte.

Die Dichtkunst blieb so ziemlich bei ihren alten Gegenständen und Formen stehen; sie war nur dem Ritterthume zugewendet, und dem, was damit zusammenhing; Abenteuer, Schlachten und Minne machten ihr Arsenal

aus. Hin und wieder verschwand jedoch die bisherige trockene Art der Reimchroniken und machte einem höheren pragmatischen Geiste Platz, den man z. B. in den historischen Gedichten des um 1386 verstorbenen Wiener Dichters Peter Suchenwirt und der Wiener Dichter Seyfried Helbling, Heinrich Teychner u. A. wieder findet. Die vorzügliche Vorliebe, womit Suchenwirt auch die zwecklosen Grausamkeiten der deutschen Ritter gegen die unglücklichen preußischen Heiden als Heldenthaten besingt, gibt ein trübes Bild des damaligen rohen, fühllosen Sinnes.

Die Baukunst allein mit dem, was dazu gehört, stand riesengroß und leuchtend neben ihren verkümmerten Schwestern, den übrigen Künsten. Von welchem hohen Standpunkte sie auch in Oesterreich betrachtet und geübt wurde, davon erzählen die Pfeiler und Wölbungen, der Thurm und die Zierrathen des herrlichen Stephansdomes zu Wien. Als erster Werkmeister am Thurmbau muß (vergl. Seite 206) Hobusch gelten; als sein Nachfolger erscheint in dem Stadtrathsprotokolle von 1399, 1406, 1409 und 1411 Meister Ulrich der Helbling. Als Polier an St. Stephan, wie auch 1404 als Rathsbaumeister des neuen Baues der Frauencapelle auf der Stätten zu Wien (Mariastiegen), wird in alten Acten der Stadt Konrad der Ramperstorfer genannt. An die Baukunst lehnten sich gleichzeitig noch andere Künste an. Bildhauer und Steinmetzen, damals eine Zunft, lichteten durch schöne Verzierungen innen und außen die aufgeführte Masse; Maler sorgten für bildlichen Schmuck der Altäre; Glasmaler hielten den in den Tempel eindringenden Sonnenstrahlen ihre kunstreich gefärbten, durchsichtigen Schilder entgegen und milderten die ernste Dämmerung des Ortes durch schöne Farbenspiele; Holzschnitzer durchbrachen die schwerfälligen Thore und Chorstühle mit zierlich fantastischer Arbeit; Metallarbeiter vervielfältigten in Eisen und Kupfer die dort ausströmende reiche Fülle der Formen und Gestalten; Vergolder bekleideten die Einfärbigkeit des Holzes und Metalles mit einem schimmernden und blendenden Ueberzuge, und zogen auch die hohlen kahlen Wände in den erhabenen Glanz hinein, die den Tempel der Gottheit verherrlichte.

Mit dem Aufhören der Kreuzzüge nach dem Oriente hatte das Ritterthum seine höchste Blüte eingebüßt. Die religiöse Idee, welche ihnen zu Grunde lag, die Gefahren und Abenteuer des weiten Zuges, der Aufenthalt in einem fremden Welttheile, den sie kämpfend betraten, und wo, von fanatischen Mohammedanern umlagert, die christlichen Krieger im Glauben wie im

Streite sich enger zusammenschaarten; dies Alles hatte der Genossenschaft der Ritter einen eigenthümlichen Geist verliehen, der allmälig wieder verschwand, als jener Anlaß aufhörte. Kreuzfahrten gegen die heidnischen Preußen sollten Ersatz bieten, aber das ungleich nähere Ziel, die geringere Gefahr und der leichtere Sieg, machten nicht jenen Aufwand von Muth und Entschlossenheit, jenes nahe Zusammenschließen der Kampfgenossen nöthig, wie das heilige Land. Die Preußenfahrten wurden vielmehr als Ritterspiele und Waffenproben zur Ausfüllung lässiger Friedensepochen angesehen, denn als eigentliche Kämpfe; der Feind war schnell erreicht, und eben so schnell der schützende heimatliche Boden wieder gewonnen; darum war auch wenig Ruhm dabei zu erringen. Es waren die nächsten Gelegenheiten, sich auf leichte Weise, ohne große Anstrengung den Ritterschlag zu verdienen. Im Oriente hatte der Kampf mit einem Feinde, dessen Tapferkeit dem Abendländer Achtung einflößte, der in Waffenkunst und Kriegserfahrung ihm gleich stand, ja oft ihn noch übertraf, und dessen Wachsamkeit und List ihn in stäter Spannung erhielt, den Charakter des abendländischen Ritterthumes gekräftigt und veredelt. Christen und Mohammedaner, im Uebrigen Feinde, achteten einander als Ritter, und dieses Verhältniß entflammte zu höheren Begriffen der Ehre, hielt von unnützen Grausamkeiten ab. Aber im preußischen Heidenlande galt der Kampf einem schlechtbewaffneten, kriegsunkundigen Feinde, der sich heulend hinter Seen und Dickicht flüchtete, keinen Widerstand im Ganzen leistete und daher auch keine Gelegenheit zu ritterlichen Thaten gab. Todtschlag und Vertilgung traten hier an die Stelle des Glaubens- und Unterjochungskrieges; mit Grausamkeiten und Verwüstung wurde der blinde Kampf beschönigt. So versumpfte das Ritterthum, das die Kreuzzüge geschaffen, in den Morästen des Preußenlandes. Umsonst mühte sich Suchenwirt, eine Bedeutung in diese Züge zu legen; seine Anstrengungen zeigen nur die Sache in ihrem wahren Lichte. Vorurtheilsfreie sahen dies auch schon damals ein, und der Wiener Spruchdichter, Heinrich Teychner, mahnte ehrlich von diesen Kreuzzügen nach Preußen ab, deren Anlaß und Art er einer scharfen Kritik unterwarf. „Eine Reise nach Preußen“ — sagte er — „wird, dem gemeinen Vorgeben nach, zur Ehre der heiligen Jungfrau unternommen. Solchem Wahne stimmt ein Weiser nicht bei. Wie könnte Gott der Kreuzzug eines Mannes wohlgefällig seyn, der, um gegen Ungläubige zu fechten, in ferne Länder fortzieht, und Frau und Kinder daheim der Sorge, dem Kummer und

dem Elende preisgibt? Derjenige Ritter, welcher als Vater und Hausherr pflichtgemäß die Seinigen besorgt, sammelt sich gewiß vor Gott so viele Verdienste, als der andere, welcher gegen die ungläubigen Preußen zu Felde zieht. Ist irgend Einem nur um Befriedigung seiner Kampflust zu thun, der kann sie auch in seiner Heimat rühmlich befriedigen: er streite wider alles Unrecht zum Schutze der Unschuld, wider Raubschlösser und andere Beeinträchtigungen der Armen, und vertheidige vor dem Schrankengerichte als unerschrockener Zeuge gegen Jedermann die Wahrheit. Sollte ihm ein solcher Kampf auch das Leben kosten, so stirbt er doch wahrlich heiliger, denn auf einer Preußenfahrt. Brächten die Ritter von einem solchen Kreuzzuge etwas Nützliches in's Vaterland zurück, so könnte man ihnen denselben nicht so sehr verargen; aber leider verhält sich die Sache ganz anders. Die Kosten zur Reise werden Dienern und Bauern, welche die Preußenfahrt verwünschen, abgepreßt, und große Summen Geldes aus Oesterreich in fremde Länder verschleppt. Zu Hause drückt Ritter und Knechte eine unziemliche Armuth. Wollte man auch dieses gar nicht in Anschlag bringen, so ist doch allbekannt, daß die Ritter von solchen Kreuzzügen nicht frömmer, nicht gebildeter, sondern mit mancher neuen Untugend behaftet zurückkommen. Auf einer Preußenfahrt hat schon mancher Ritter gegen seine Gemalin pflichtwidrig und ehrvergessen gehandelt, und zugleich durch seine Abwesenheit dieselbe zu ähnlichen Fehltritten verleitet. Besser wär's, die Ritter blieben zu Hause."

Auch andere Stimmen jener Zeit klagen über den Verfall des Ritterthums, und Suchenwirt stellt, in scharfem Vergleiche, die Begriffe des ächten und des falschen Ritters neben einander. „Der wahre Ritter" — so beschreibt ihn der genannte Dichter — „beschirmt auf Kriegszügen Witwen und Waisen, und ist ihnen Friedensheld und Leitestab; er steht seiner rechten Herrschaft bei in der Noth, er dient Gott in Liebe, und spricht wohl von allen reinen Frauen. Dafür blüht ihm aber auch der Ehrenkranz, er ist der Frauen Ehre, lieber Freund und Gast, und der Preis aller rothen Munde. Darum beschenken ihn auch edle Fürsten mit Gold, Silber, Rossen und reichen Gewanden, und mit Recht heißt es also: „Ein Fürst mit Gab', ein' Frau mit Gunst, die zwei die schmücken die Ritterskunst." — Der falsche Ritter ist ausgelassen an der Tafel, ehrenrührig gegen Frauen, prahlerisch gegen Jedermann. Die Nacht ist für ihn die rechte Zeit. Bei'm unmäßigen Trunke verspricht er mehr, als drei seines Gleichen jemals zu halten im Stande sind.

Vor Tages kommt er nie zu Bett; er schläft tief in den Tag hinein, bis alle Messen zu Ende sind. — Der wahre Ritter ehret Einer Frau zu Liebe alle Frauen auf Erden; sein züchtiger Scherz würzt die Tafel; kein Wort geht aus seinem Munde, das die Ehrbarkeit beleidigte. Soll man des Nachts um der Ehre willen wachen, so ist ihm Nacht wie Tag; er bleibt voll Lust und Freude, daß Niemand bei ihm verdrossen wird. Was sein Mund versprochen, das hält er ohne Falsch und Trug. Am frühen Morgen dienet er Gott, dem Höchsten und Besten, dann der Welt zu Lob und Preis. — Der falsche Ritter hat sich wohl hundert Liebchen erwählt, denen er mit gutem Muthe dienet (so nämlich, wie der Wolf den Schafen dienet!). Eine jede versichert er auf Ehre, sie sey seine einzige Buhle; dabei ist ihm keine zu gut, daß er sie nicht, stände es in seiner Macht, um ihre Ehre brächte. — Der wahre Ritter dagegen würde um aller Fürsten Gold von den Frauen Nichts verlangen, was nicht ihr Lob und ihre Ehre mehrt. Er hält nur an treuer Liebe fest; falsche Minne und schlechter Umgang kommt ihm nie in den Sinn. — Wie geberdet sich der falsche, böse Ritter im Schimpf= (Scherz=) Kampfe und ritterlichen Waffenspiele? Weichlich schmückt er sich, und kommt wie eine schwache Frau auf die Bahn; vom Speerzertrümmern ist wenig zu schauen. Rennt ihn Einer frisch an, so wirft er bald den Speer aus der Hand; denn er fürchtet, er falle auf der Stelle nieder. Unter seinen Stößen beugt sich kein Roß, denn der Muth sitzt ihm winkelschief im Herzen. Wozu sollte er nach Ehre und Ritterdanke trachten? Darum müßte er ja Kampfesnoth und Weh leiden. Er kommt vielmehr stets unverwundet heim. — Ganz anders der wahre, edle Ritter. Er kommt geziert auf die Bahn, so daß die Engel sich an Roß und Harnisch, Zeug und Wappenkleid freuen möchten; das Roß besitzt er gewaltig; er ist zu schauen wie ein schönes Bild, so zierlich setzt er die Füße; der Minne Zeichen führt er auf Helm und Schild. Er fürchtet Keinen; unerschrocken und ritterlich führt er seinen Speer, mißt die Stöße, braucht die Sporen, und Mann und Roß zeigen sich wacker. Der Rosse drückt er viele nieder; Manchen fällt er, der sich sicher vor ihm gewähnt. Rothe Munde geben ihm das Zeugniß: „der thut wahrlich das Beste," und erkennen ihm die Ehre (den Turnierdank) zu. So im Schimpfkampfe. Doch wie zeigt er sich im Ernst? Wenn er die Feinde erblickt, und wenn die Heerhaufen geordnet werden, das erfrischt ihn an Leib und Seele; seinen Muth theilt er Tausenden mit. „Biederbe Helden!" spricht er, „wohlan, seyd unverzagt und

muthvoll; gedenket, daß, was ein Biedermann in Einem Tage mit den Waffen vollbringt, ihm und seinem Geschlechte für immer Ehre verschafft! Als solche lasset uns heute erzeigen! Die zagenden Feinde sind unser; wir besiegen sie mit Herrengewalt!" Sofort versorgt er männlich und vorsichtig das Banner und die vorderste Reihe mit bewährten Biedermännern; er zeigt, wie man die feindliche Vorderschaar beobachte (die Spitz abreite), auf welcher Seite man den Feind überflügle (das Nachreiten gewinne); er ordnet die Seinen, und geht in St. Georg's Namen rasch auf den Feind los. Da richtet er große Verwüstung an, und schlägt viele tiefe Todeswunden; den Freunden aber steht er hilfreich bei. Ist er durch die Haufen den Feinden auf den Nacken gedrungen, so erhebt sich ein Gekeile und Gehacke, daß Leute und Rosse laut aufschreien. So verwirrt er die Rotten, bis der Feind besiegt ist, besiegt durch ihn. Freund und Feind gestehen: er ist der tapferste Held, der auf beiden Theilen diesen Tag gesehen worden. Ohne Wunde kommt er selten heim, er sey nun gefangen oder Sieger. Gerade entgegengesetzt handelt der falsche Ritter."

Noch schildert Suchenwirt die schlechte Erziehung der Junker daheim, anstatt sie in strengerer Zucht bei fremden Rittern aufwachsen zu lassen, weshalb man sie „heimgezogene Kinder" nenne, die weichliche Lebensart und das träge Daheimsitzen, ferner die unbequemste und tollste Kleidertracht, als Hauptursachen der beginnenden Entkräftung und des sittlichen Verderbens, welches noch dadurch befördert werde, daß solche Scheinritter, Lispler und Schmeichler, Federleser und Streichmacher überall Zutritt, Ehre und Beifall erschleichen, während alte, schlichte Biedermänner, die Leib und Gut an allen Orten um Frauen und Ehre gewagt, vor den Pforten der Mächtigen stehen müssen. „Warum" — fragt der alte Dichter — „verzagen die Junker an Beweglichkeit und Regsamkeit, an Springen, Schirmen, Schießen, Ringen, Laufen, Steinstoßen, und andern ritterlichen Uebungen zu Fuß und zu Roß? Die schändlichen Kleider sind es, deren sich jetzt die Welt bedienet, darein man sich mit Riemen vorne und hinten schnürt, daß die Junker, wie die Holztheile, steif und fest darin stecken. Scherzt einer mit dem anderen, wie es zu gehen pflegt, gleich schreit er: „hör' auf, mir ist ein Nestel (Schnürriemchen) hinten zerbrochen." Die Junker schnüren sich und legen sich Baumwolle in die Seiten; sie schminken das Antlitz an Stirn und Wange mit falscher Farbe, und binden falsches Haar an. Die Zehen wollen sie anders machen, als Gott

sie erschaffen; sie sollen lang, spitz und krumm seyn; recht wie des Teufels Nase sind ihre (Schnabel-) Schuhe. Wer endlich leckere Speisen an den Tafeln der Hohen zu schmausen sich gewöhnt, der kommt nimmer dahin, wohin seine Altvorderen, die im Kriege ihr Gut und Blut um Frauen und Ehre männlich auf die Wage gelegt haben. Der heutige Ritter liebt das Genäsche mehr, als die Ritterschaft, der Pfeffer (gewürzreiche Speisen) und ein Trunk darauf machen ihn so muthig, daß er, wenn er zu den Frauen zum Tanze geht, glaubt, er habe, wie Parcival, den heiligen Gral erfochten. Liegt ihm nun der Wein in den Haaren, so läßt er ein Stechen (Lanzenspiel) auf den anderen Tag ausrufen, zu dem er ohne Mühe der Glieder mit guter Zehrung zu reisen vermag. Zu diesem Schimpfkampfe (denn der Ernstkampf ist vor ihm sicher) kommt er nach Gebühr hübsch und niedlich geziert." — Diese und ähnliche Spottreden richtet Suchenwirt an die Weichlinge jener Zeit. Ihnen gegenüber erglänzt die Ritterehre um so herrlicher in den schönen Beispielen des König's Ludwig I. von Ungarn, der Fürsten von Oesterreich, namentlich Herzog Albrecht's des Zweiten und des Dritten, des Herzogs Leopold des Biderben, und anderer tapferen und ächten Ritter und Heeresfürsten.

Unter den ritterlichen Uebungen und Gebräuchen, welche damals bereits im Abnehmen begriffen waren — gleichsam als ahne das Ritterthum sein nahes Ende, und löse freiwillig ein Stück nach dem anderen ab — befanden sich auch die Turniere. Viele beklagten dies, so auch Suchenwirt, der einen tiefen Einfluß auf Krieg, Tapferkeit und Sitte in diesen Ritterspielen erblickt. „Der Turnay" — belehrt er als Zeitgenosse — „ist erfunden zu Spiel und nöthiger Uebung der Ritterschaft; denn er lehrt im Streite geordnet reiten, Rotten bilden, vordringen, zu Rosse ringen, über den Sattel sich biegen; durchbrechen, zänken (reißen), mit dem Zaume Manchem nahe kommen, der fest zu sitzen glaubt. Er lehret, wie man (achtbare) Gäste mit Schonung, die bösen Zagen (Memmen, schlechte Menschen) aber mit aller Strenge behandeln soll. Bei'm Turnay werden Memmen zu Schanden, wie die Schminke vor der reinen Haut. Der Turnay hindert das Zungenklatschen und straft Lügner, die wider Biedermänner und werthe Frauen Verläumdungen ausstreuen; diese soll man so schlagen, daß sie ihrer Lügen eingedenk sind. Der Turnay lenkt stolze übermüthige Hälse, die sich zu vornehm dünken, zum Gruße; er macht Waffengesellen, und lehrt die Leute kennen nach Thaten und Verdienst." — Er mißt dem Verfalle des Turniers zum Theil jene Laster bei,

denen sich die Ritterschaft zu seiner Zeit ergab: Feigheit und Weichlichkeit, Eigennutz, Neid, Lüge, Familienunfrieden, wodurch aller Sinn für Großes und Tüchtiges untergehe; Wucher, Verkauf und schnöde Habsucht. Auch eifert er gegen die zu große Vorliebe für das Stechen, das man begünstige, weil es die bequemere und weniger gefährliche Art des Kampfes sey, die man ohne sonderliche Mühe der Glieder zu vollbringen hoffe, und fügt bei: daß nach ritterlichem Recht das Stechen allzuschlecht (gemein) sey; denn das Gestech geschah mit der stumpfen, dreispitzigen Lanze und mit ganz geschlossenen Helmen, während bei'm Rennen (Scharfrennen) die spitze Lanze und eine den Körper weniger deckende Rüstung angewendet wurde.

Im Mai, bei dem Erwachen der Natur, wurden die Turniere ausgerufen. Knappen, welche in den Unterschieden der Waffen bewandert waren, nahmen in Gemeinschaft mit den Herolden, Persevanten und Wappenfolgern, die Untersuchung der Wappen vor; denn nur, wer sich als ritterbürtig auswies, wurde zum Turniere gelassen. In Oesterreich wurden in gewissen Städten und Märkten jährlich festgesetzte Turniere abgehalten; so zu Wien, Neustadt, Egenburg und Steyer. Bezeichnend ist ein Turnier, welches Suchenwirt auf Befehl der Frau Minne ausrufen soll. Hundert Ritter und hundert Knechte (Edelknechte) sollten auf der Bahn halten nach ritterlichem Rechte. Sie gewähren Jedem den Kampf mit Schwert oder Beugel (Keule, eine Art im Turniere gebräuchlicher Waffe), je nachdem er es verlangt. Dabei erschienen zweihundert Frauen in grünem Sammet, mit Gold und Hermelin ausgeschlagen. Diese vertheilen den freudereichen Lohn, unter Vorsitz der Frauen Venus und Cupido; denn auch Cupido wird dabei als Frau aufgeführt. (Aehnliche mythologische Masken waren bei Turnieren häufig, wie denn auch Ulrich von Liechtenstein, als Venus verkleidet, auf Ritterfahrten und Kampfspiele ausging (Band I., Seite 264.) Der tapferste Ritter bekommt von der schönsten Frau einen blühenden Kranz von Rosen, der beste Knecht ein grünes Schapel (Barret, Hut). —

Dem Turniere verwandt, demselben vorhergehend und nachfolgend, waren verschiedene ritterliche Uebungen, als: das schnelle Springen, Schirmen, Schießen, Ringen, Laufen, Steinstoßen, über Höhen laufen, zu Roß buhurden (Gefecht Mehrer gegen einander), zu Fuß und zu Roß den Feind betrüben (bedrängen, weh' thun) lernen. Alles dies begriff Suchenwirt unter dem Namen „Geradigkeit" (Tüchtigkeit, Gelenkigkeit, Behendigkeit).

Auch das Tanzen und Rayen (Reigen) gehört hieher. All' dieses Ritterwerk trieb man am Hofe des Herzogs Heinrich von Kärnten. Weichlinge entzogen sich aber, wie Suchenwirt klagt, wegen der schändlichen knappen Kleider, auch diesen leichteren Uebungen.

In der Bewaffnung und Kriegführung war, bis zum Aufkommen der Pulveranwendung im Kriege, durchaus keine wesentliche Veränderung eingetreten. Nur verschwand der frühere Ring- oder Kettenharnisch immer mehr, und machte dem völlig geschlossenen Schienenharnische Platz. Der den Schoos bedeckende Theil der Rüstung hieß „die Schoos;" die Brust- oder Armbedeckung: „Platen." Kräftige Stöße und Würfe durchlöcherten bisweilen beide. Das Gollier oder Koller (Collier) war die Hals- und Brustbedeckung. Die Helme waren „verkrönt," d. i. mit Kronen und anderem Schmucke geziert, und man sah sie mitten durch den Staub der Schlacht „erglitzen" (glitzern, blitzen). Die Kopfbedeckung der Knechte waren Hauben (nach ihrer runden Form zuweilen auch Gugelhauben genannt), d. i. Helme ohne Visier; daher auch ein Haufen Knechte nach der Anzahl der Hauben benannt wurde. Nebst den Speeren und Schwertern wurden auch Wurfspieße geführt, bei Suchenwirt unter dem Namen der Lanzen mitbegriffen. Die kriegerische Kunstsprache, von welcher Suchenwirt ebenfalls Proben liefert, war ganz dem derben Charakter jener Zeit angemessen; so z. B. die Redensarten: „mit Schwert und Gleven (Spießen, Lanzen) ward geschoben;" — „man sah unter Gollier und Schoos mit scharfen Schwertesspitzen feindlich tasten;" — „mit Messern um den Nacken kitzeln und mit Schwertes-Klözen (Keulen, Schlägen) unter den Augen bläuen" rc.

Bei jedem Zuge, den ein Fürst mit seinen Vasallen und mit freiwilliger Ritterschaft unternahm, wurde dem Heere ein bestimmter Platz zur „Sammung" (Versammlung) angewiesen, wo der Zug sich ordnete. Die Banner mit ihren Wappen und Sprüchen wurden vorangetragen, so daß man sie hoch in die Luft flattern sah. Zum Tragen des Banners, das als hohe Auszeichnung galt, mußte immer einer der anerkannt tapfersten Männer ausersehen werden; denn es war zugleich die größte Gefahr damit verbunden, indem der größte Haufe und die kühnsten und verwegensten Ritter des Feindes immer gegen das Banner drängten und dasselbe zum Sinken zu bringen trachteten. So lange noch das Banner flatterte, sah kein Theil sich als besiegt an; war es

aber einmal gesunken, so ließ es der Gegner nicht mehr in die Höhe kommen; er trat mit den Füßen darauf.

Der Zug des Heeres, wie Suchenwirt ihn beschreibt, geschah in wohlgeschaarten Rotten. Bei'm Uebergange über Flüsse traten oft Unordnungen ein, auf den Brücken war großes Getrab und Gedränge. Von Schiffbrücken ist bei Suchenwirt keine Rede; überhaupt erwähnt er von dem Zustande des Kriegs zur See beinahe Nichts; er nennt die Kriegsschiffe „Kokon," Kähne; die Schiffsherren sind ihm „Patron" und „Nauclier." Man setzte in Schifflein, so viel man deren fand, mit Mann und Roß über, oder schwemmte durch's Wasser. Man schlug ein Lager, und versah es mit Zaum und Schildwachen. In der Schlachtordnung waren die Schützen, wahrscheinlich die Armbrustschützen, die vordersten. Um das Vorfechten, welches vorzugsweise die Schwaben in Ausspruch nahmen, wurde mancher heftige Zwist zwischen befreundeten Völkern geführt, der zuweilen sogar die Auflösung des Heeres veranlaßte, wie wir dies in dem Feldzuge gegen Zürich gesehen haben. Auch für die Nachhut wurde gesorgt, sie mußte in auserlesenen wehrhaften Leuten bestehen. Vor dem Beginne der Schlacht trachtete man, den Feind auf allen Seiten auszuspähen (recognosciren). Man nannte dieses „das Heer, das Volk und seine Wehr besehen, beschauen," wobei sich manchem Waghalse eine erwünschte Gelegenheit zu besonderen Kämpfen darbot. Die Schlacht oder das Treffen selbst gestaltete sich nach Umständen auf die verschiedenartigste Weise. Suchenwirt nennt den Kampf zwischen Mehren gewöhnlich mit einem wälschen Worte „Schumpfentewer," welches aber sonst von einer Niederlage (sconfittura) gebraucht wird; auch das „Scharmützel" (Scharrenmützel, kleines Treffen, Mittellatein: Scaramutia; italienisch: Scaramuccia; französisch: Escarmouche, zusammengesetzt aus scara, Schaar, und muccia, Versteck; daher ein aus dem Hinterhalte begonnenes Gefecht). Unter den höchst zahlreichen Kunstausdrücken, die für die Geschichte des Kriegswesens gewiß merkwürdig sind, begegnen uns nur wenige, mit welchen wir einen ganz deutlichen Begriff verbinden. So sagte man: „die Feinde umschlagen (zurückschlagen) und ihnen obliegen (die Oberhand gewinnen), sie entrotten (aus einander sprengen), verwerren (verwirren, zertrennen); die Rotten durchreiten und durchbrechen; durch die Rotten streichen her und dar; in der Feinde Schaar rittern (Ritterwerk üben, einhauen); durch den Streit drucken, in die Haufen drucken

(andrängen); eines guten Fechten (Gefechts) obliegen, das Fechten gesiegen" (im Gefechte Sieger seyn) 2c. Nähere Beziehung auf die kriegerische Reitkunst haben die Ausdrücke: „sich lenken und brauchen (handhaben); „die Rosse überwerfen und wenden;" „die Rosse gelenklich brauchen;" „einen über Sattels Ort (über den Sattelknopf weg) brauchen und lenken." — Von einem Anmarsche der Reiterei heißt es: „Man führte die Speere auf Diehen (Schenkeln), die Spitzen vor den Rotten gar ordentlich geschickt" (an einander gereiht). — Ward ein fliehendes Heer von dem Feldherrn zum Stehen und wieder auf's Schlachtfeld gebracht, so hatte er „die Flucht herwieder zu Wahl (Wahlstatt, Kampfplatz) gebracht." — Unter „Chreye" (Cri, Schrei) verstand man nicht nur den Schlachtruf oder das Losungswort, womit ein Heer oder eine Schaar gegen die andere andrang, und woran der Freund den Freund erkannte und ermuthigte, den Feind aber erschreckte, wie z. B. „hie Oesterreich, hie Ungarland!" „Prag!" 2c., sondern auch unwillkürliche Ausrufe in der Hitze des Kampfes, als: „Ach und awe!" „vahe, vache" (fange)! „mörda" (tödte)! „schieß, stich und schlag'!" „Retta, Oesterreich, retta!" Von derjenigen Chrey, welche der Sieger gebraucht hatte, hieß es, „diese Chrey lag ob" (behielt die Oberhand). Ferner begriff man unter Chrey den Namen, den Titel oder den Wahlspruch eines Ritters, wie er in der Schlacht sowohl, als im Turniere und bei Festlichkeiten, von Herolden oder Persevanten ausgerufen wurde, die man deshalb „Croyrer" (**Crieurs**) nannte, und der einen Bestandtheil des Wappens bildete, wie denn auch heute noch dergleichen Wappensprüche (Devisen) häufig sind. Beispiele davon finden sich bei Suchenwirt in Menge, und derselbe beschließt beinahe jede seiner Ehrenreden mit der Erwähnung der Chreye, welche den Ritter im Leben bezeichnet und die ihm nach dem Tode seinen Ruhm und ein geehrtes Andenken bewahren soll.

Wer das Gewicht der Rüstungen, den Druck der rings geschlossenen Helme, die Schwere der Schwerter und Lanzen erwägt, wird sich nicht wundern, wenn eine große Anzahl von Kämpfenden, auch ohne Wunden, oder bei nur leichter Verwundung, ohnmächtig dahinsank, wie denn in jeder dichter gedrängten Schlacht, zumal im heißen Sommer, z. B. bei Gelheim und Sempach, Manche in ihren Harnischen erstickten. „Man sah," sagt Suchenwirt, „manche Wunden und Wegemüden sich bücken und überrücks neigen." Solche ohnmächtige und besinnungslose, vom Blute schweißende Helden labte

man mit kalten Brunnen und gab ihnen edle Würzen zu riechen. Den Verwundeten schnitt man die Pfeile durch manchen scharfen Schnitt aus dem Leibe, und mit den Pfeilen auch manche Stücke Fleisch, womit die damalige Wundarzneikunst nicht sparsam umgegangen seyn mag. — Nach der Schlacht pflegte man auf beiden Theilen zu bestimmen, welcher der Tapferste des Tages sey.

Noch vor der Anwendung des Schießpulvers war man in Oesterreich, besonders durch die Schweizerkriege, belehrt worden, daß in den Schlachten nicht blos die bisher fast ausschließend gepflegte Reiterei den Ausschlag geben könne, sondern daß vielmehr die Hauptstärke eines Heeres in einem gut geübten und bewaffneten Fußvolke bestehe, weil dieses auf jedem Terrain anwendbar blieb, während die berittenen Schaaren durch Hindernisse des Bodens gar leicht unbrauchbar wurden. Diesem Grundsatze verdankte der Herzog Leopold seine Vortheile und Siege, die er, namentlich im Elsaß, über König Ludwig den Baiern davon trug. Die Thätigkeit der Ritter in den Schlachten wurde dadurch schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eingeschränkt, und dem Fußvolke ein wichtiger Antheil gegönnt. Wurde hierdurch das Ritterthum gewaltig erschüttert, indem das Umsichgreifen des Fußvolkes mehr und mehr auch das Söldnerwesen in Aufnahme, und so den bisherigen Vasallenkrieg allmälig aus dem Gebrauche brachte, so versetzte die Einführung der Pulvergeschütze dem Ritterwesen den letzten Stoß.

Wem eigentlich die Menschheit die mörderische Erfindung des Schießpulvers verdanke, darüber läßt sich bei dem Mangel ausreichender Quellen nichts Genaues bestimmen. Wahrscheinlich bildete sie, durch Versuche und zufällige Entdeckungen, sich nach und nach, gleichsam von selbst heraus, so daß sie nicht gerade einem Einzelnen beizumessen ist. In Deutschland pflegt man, nach einer alten, hergebrachten Sage, einen Franciscanermönch, Berthold Schwarz, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Freiburg im Breisgau geboren worden seyn soll, als Erfinder des Schießpulvers anzugeben. Aber man kannte diese Mischung schon früher. Der im Jahre 1292 oder 1294 verstorbene englische Franciscanermönch, Roger Bacon, spricht in seinen Schriften von einem unauslöschlichen, vermuthlich phosphorischen Feuer, ferner von einem künstlichen Feuer aus Salpeter und anderen Bestandtheilen, durch welches der Donner und der Blitz in der Luft nachgeahmt, und mit einem zollgroßen Theile eine ganze Stadt unter schrecklichem Knall

und Leuchten zertrümmert werden könne. Vielleicht war der Mönch Schwarz, dem etwa die Farbe seiner Erfindung den Namen gab, nur eine symbolische Variation des Mönches Bacon; vielleicht auch machte er wirklich jene schon vorhandene Erfindung zuerst in Deutschland bekannt. Nach neuesten Forschungen findet sich in einem Stadtbuche der Stadt Gent vom Jahre 1313 folgende, von dem dortigen Professor Lenz zum ersten Male veröffentlichte Stelle: „Item in dit jar was aldereerst ghevonden in Duutschland het gebruuk der Bussen van eenem muenick“, woraus also hervorginge, daß zuerst im Jahr 1313 in Deutschland der Gebrauch der Büchsen (Kanonen) wirklich von einem Mönche erfunden worden wäre, und die Tradition von dem Mönche Schwarz, oder wie er sonst geheißen, somit Wahrscheinlichkeit gewönne. Vermuthlich schöpfte dieser aus den Schriften des Marcus Gräcus; vielleicht erfand er irgend eine Art des Feuergewehres, oder brachte wenigstens eine Verbesserung an diesen Gewehren an, oder lehrte einen geschickten Gebrauch des Feuergewehres. Andere Ueberlieferungen wollen den Constantin Artlitz in Köln zum Erfinder des Schießpulvers stämpeln, wie denn viele Orte diejenigen ihrer Mitbürger, welche eine fremde neue Erfindung zuerst dort eingeführt, als die ursprünglichen Erfinder auszugeben getrachtet haben. Aus einer kürzlich entdeckten Urkunde der Stadt Doornik (Tournay) vom Jahre 1346 erhellt, daß daselbst Peter von Brügge den Auftrag erhielt, eine der neu erfundenen Kriegsmaschinen, **Canoilles** genannt, für die Stadt zu verfertigen. Man hat auf einen früheren Gebrauch des groben Geschützes in den Niederlanden, entsprechend der früheren Ausbildung, welche daselbst das Fußvolk (noch früher, als in der Schweiz) erhielt, schließen wollen. Städtische Corporationen waren die ersten, welche sich der Landherren und Ritter auf solche Weise erwehrten; in den Städten war das Bedürfniß des Geschützes, wie das Geld und die Kunstfertigkeit dazu, am meisten zu Hause. Leicht möglich aber wäre es, daß die deutschen Hansestädte hierin den Niederländern vorangingen, da schon Kajolovicz in seiner Geschichte Lithauens erwähnt: der lithauische Großfürst Gedemin sey 1328 vor Friedberg durch eine Kugel aus einer Feuerwaffe getödtet worden. Die an der Ostsee gegründeten Colonien stammten aus den deutschen Hansestädten, bezogen also wahrscheinlich aus den Letzteren auch ihr Geschütz. Leider werden dergleichen Ueberlieferungen häufig dadurch zweifelhaft, daß man mehre Benennungen der alten Wurf- und Stoßgeschütze auf die neueren Feuergewehre übertrug, und man daher Stellen in Chroniken, in

welchen unter solchen Namen die alten Geschütze gemeint waren, auf die Feuergewehre auslegte. So wurden nicht nur eine Gattung der alten hölzernen Wurfwerkzeuge (Band I., Seite 284 u. f.), sondern auch später die Kanonen und Mörser Bombarden genannt. Ausgemacht ist jedoch, daß die Feuergeschütze noch in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in immer ausgebreiteteren Gebrauch kamen. Im Jahre 1331 wurde Alicante durch den maurischen König von Granada belagert, und die Mauern mit eisernen Kugeln beschossen, welche durch Feuer fortgetrieben wurden. 1343 wurde Algesiras von den Spaniern belagert. Die Mauren schossen mit krachenden Ballisten oder Donnermaschinen viele eiserne Kugeln, so groß wie Aepfel, heraus, welche mit solcher Heftigkeit sich fortbewegten, daß sie „die Glieder der Menschen hinwegrissen, als wären sie mit einem Messer abgeschnitten, und durch einen völlig geharnischten Mann fuhren.“ Im Jahre 1344 entstand in Spandau eine Pulvermühle. Schon hatten die Engländer damals besoldete Büchsenmeister, und 1345 vor Monsegur eisernes Geschütz, so wie sie auch 1346 in der Schlacht bei Crecy aus ihren Bombarden eiserne Kugeln mit Feuer schossen, und dadurch besonders die feindliche Reiterei in Unordnung brachten. Eine der bei Crecy gebrauchten Kanonen soll bis in die neueste Zeit in London aufbewahrt worden, und bei dem großen Towerbrande im October 1841 zu Grunde gegangen seyn. — Von jetzt an breitete sich die Anwendung der Feuerschlünde in ganz Europa, zuerst im Festungskriege, dann auf den Kriegsschiffen, endlich in den Landschlachten aus. Der König von Aragonien, Pedro IV., hatte 1359 auf einem Schiffe seiner Flotte zu Barcelona eine Bombarde, die durch Feuer mit künstlichem Pulver abgeschossen wurde, und mit zwei Schüssen die beiden Kastelle und den Mastbaum eines castilischen Schiffes zerschmetterte. In Augsburg bereitete schon im Jahre 1353 der reiche Jude Tibsiles das erste Schießpulver. Die ersten Kanonen für Augsburg goß 1378 der Büchsenmeister Hanns von Aarau; sie schossen Kugeln von 50 bis 127 Pfund. Im Kriege der Fürsten und der Städte 1388 brauchten die Augsburger die ersten Fäustlinge. In den Rechnungen der Stadt Nürnberg von 1356 wird des Einkaufes von Pulver und Geschütz erwähnt. Die Einwohner von Löwen kauften in demselben Jahre zwölf Bombarden. 1360 brannte das Rathhaus zu Lübeck durch Unachtsamkeit des Pulvermachers ab. Herzog Albrecht von Braunschweig vertheidigte sich in dem Schlosse zu Einbeck 1365 gegen den Markgrafen Friedrich von Meissen, und schoß ihm mit

einer Büchse alle seine Werkzeuge zusammen. Seitdem kommen fast in allen größeren Schlachten Feuerschlünde vor. Zur Patronin des Geschützes und der Artilleristen ward die heilige Barbara erkoren, und ihr Bild in allen Zeughäusern und Pulvermagazinen angebracht.

Die Archelei (Artillerie) wurde noch ziemlich lange als eine freie Kunst betrieben; man trat hierbei ordentlich in die Lehre, wurde nach einiger Zeit und nach einigen abgelegten Proben von Geschicklichkeit freigesprochen, und ging dann, wie bei jedem anderen Gewerbe, dem Brote nach, an welchem es bei jenen fast ununterbrochenen Kriegen nicht fehlte. Geschützkünstler jener Zeit trieben übrigens neben dieser Kunst gewöhnlich noch andere Gewerbe, vorzüglich solche, die sich mit dem Zersetzen und der Bearbeitung von Metallen abgeben. So konnte man ziemlich gewiß seyn, fast in jedem Gürtler, Geschmeide-Arbeiter, Glockengießer, Kunstschmiede, Schlosser, Münzschneider u. dgl. zugleich einen in der Bedienung des Geschützes geübten Menschen zu finden.

Was man ehedem durch Maschinen gegen feindliche Truppen und Festungen schleuderte, wurde seit der Erfindung des Feuergeschützes aus Kanonen und Mörsern geschossen. Dahin gehörten vorzüglich große und kleinere Steine; Letztere vertraten durch längere Zeit die Stelle der späteren Kartätschen. Um die Steinwürfe doppelt schädlich zu machen, umwickelte man die steinernen Kugeln mit mancherlei Brennstoffen; einige glichen den Kometen und zogen einen langen, in Schwefel und Pech getränkten Schweif nach sich. Auch glühende Steine schoß man gegen eine belagerte Stadt. Zwar werden auch eiserne und bleierne Kugeln aus jener Zeit erwähnt; doch bediente man sich derselben weit seltener, als der steinernen, sey es aus Sparsamkeit, oder aus Mangel an Geschicklichkeit in deren Verfertigung. Auch mit Pulver und anderen Brennstoffen gefüllte Hohlkugeln warf man schon frühzeitig aus Mörsern, das Vorspiel unserer Bomben und Haubitzgranaten. Die ältesten Kanonen waren sehr schwer und unbehilflich, wie wir weiter oben bei den für die Stadt Augsburg angefertigten gesehen haben. 1381 kam bei der Belagerung von Oudenarde eine Steinbüchse zum Vorschein, die mit ihrer Lavette eine Länge von fünfzig Schuhen hatte, und deren Knall so stark war, daß man ihn zehn Stunden weit gehört haben soll.

Anfangs blieb die Pulveranwendung meistentheils auf das grobe Geschütz beschränkt, indem die bei weitem größere Anzahl der Truppen zum

Handgebrauche sich nach wie vor der Armbrüste bediente. Doch wurden schon im Jahre 1364 in Perugia fünfhundert Handbüchsen verfertigt, deren Kugeln durch Harnische drangen, und 1378 wird bei Beschreibung des Gefechts von Villetri einer Handfeuerwaffe unter dem Namen Muskete (so hießen früher die durch Wurfmaschinen fortgeschleuderten schwereren Pfeile) gedacht. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, wie mangelhaft und schwerfällig die Structur derselben war. Bei manchen derselben war am Ende des Rohres eine Raspel angebracht, die mittels einer Kette über einen darunter liegenden Stein weggezogen werden konnte, um das Pulver im Rohre zu entzünden. Gewöhnlicher aber wurden die ersten tragbaren Feuerröhre und Handbüchsen, welche durchaus kein Schloß, sondern blos an der Seite bei dem Zündloche eine Pfanne oder sogenannte Batterie zu Aufschüttung des Zündkrautes hatten, mit einer Lunte angezündet. Das Abfeuern auf diese Weise war sehr unbequem, und wurde nach einiger Zeit dadurch in etwas erleichtert, daß man einen beweglichen Hahn anbrachte, an dessen oberstem Theile die brennende Lunte eingeschraubt, und, durch eine leichte Bewegung des Fingers, an das Zündkraut gebracht wurde. Die zweckmäßigeren Radschlösser wurden wahrscheinlich erst zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland gebräuchlich.

Die Oesterreicher und die Venetianer sollen zuerst 1376 im gegenseitigen Kriege sich der Kanonen bedient haben; doch auch schon 1372, in dem Kriege der Venetianer wider Francesco von Carrara, dessen Bundesgenossen die Oesterreicher waren, führten beide Theile Kanonen oder Bombarden. Die Venetianer wendeten 1376 dieselben bei der Eroberung von Quero und der dortigen Bergschlösser an; die Oesterreicher aber hatten damals dergleichen neue Geschütze in Feltre und Cividale. Seitdem wurden in Oesterreich, besonders bei Burgenkriegen, die Feuerschlünde häufig gebraucht, so z. B. 1390 gegen die für unüberwindlich gehaltene Feste Leonstein, in welche, um die Besitzer derselben, die Brüder von Rohr, zu demüthigen, der Herzog Albrecht III. ungeheure Steinkugeln hineinschießen ließ.

Unabsehbar waren die Folgen, welche die Anwendung der Feuergeschütze auf den Geist der Krieger, wie auf die gesammte Kriegführung, ja endlich mittelbar auf alle anderen wichtigsten Verhältnisse ausübte. Der Einfluß der bloßen Körperstärke und Tapferkeit, somit des Ritterthums, war dadurch gebrochen; denn gar wohl bemerkte später der alte österreichische

Soldatenvater, Fronsberg: „Für dem Geschütz gilt oder hilfet weder Kühn- noch Mannheit, gilt ein verzagter loser Bub mit einer Büchsen so viel, als ein aufrechter, beherzigter und erfahrener Mann, denn wider oder für hilft keine Kunst, weder Balgen noch Fechten." Der rohen Kraft war jetzt ein- für allemal ihr Ziel gesteckt; eine wissenschaftlichere Weise der Kriegsführung allein konnte sich der Oberhand bemeistern, den Wirkungen der Feuerschlünde sich entziehen, und sie mit doppelter Furchtbarkeit gegen den Feind richten; nicht die wilde Entschlossenheit einer Ritterschaar allein, sondern der Geist der Heere im Allgemeinen mußte fortan den Ausschlag geben. Dadurch sank die Bedeutung des Ritterthums mehr und mehr, bis es den kärglichen Rest seines Einflusses zuletzt freiwillig hinwarf. Dagegen hob sich die Wirksamkeit des Fußvolkes, mit ihr die Wichtigkeit der Bürger, aus deren Mitte es großentheils hervorging, und eine große Kluft der Standesverhältnisse glich sich aus. Der Adel, seines kriegerischen Monopols dadurch beraubt, wendete sich Gegenständen zu, die er früher verschmäht und verabsäumt hatte. Die Wissenschaften boten ihm ein bisher ungekanntes und neues Feld der Thätigkeit, und Gelegenheit zu einem friedlicheren, ehrenvolleren, mit einem Worte zu einem geistigen Uebergewichte, wie er vorher nur ein physisches gesucht und erstrebt hatte. Der trotzige Muth, welcher aller Orten Gelegenheit zur Fehde und zur rühmlichen Schaustellung körperlicher Kraft und ritterlicher Gewandtheit aufgesucht hatte, machte, bei dem Anblicke des geöffneten Rachens einer Donnerbüchse, friedlicheren Gedanken Platz; die alte Wildheit, der alte, kampfbegierige Uebermuth verschwanden; sanftere Sitten, ernstere Bestrebungen traten an ihre Stelle. Ja, im Kriege selbst, den jetzt die Erfahrung aus den Händen der bloßen Verwegenheit übernahm, machte sich ein milderer Geist bemerkbar, seitdem der Kampf meist nur auf Schußweite, selten mehr Mann gegen Mann geführt wurde, und also die persönliche Erbitterung ausschloß, die früher jede Schlacht in eine Unzahl von wüthenden Zweikämpfen auf Leben und Tod verwandelt hatte. Die Kriegskunst machte sich nunmehr geltend, und verdankte ihre Siege mehr geschickten Combinationen, als dem endlosen Gewürge der Massen. Das Faustrecht stand an seinem offenen Grabe; Räuberwesen und Plackerei konnten der furchtbaren neuen Erfindung gegenüber sich nicht länger halten; denn der Raubritter, der auf seinem unersteiglichen Felsenneste früher der Verfolger gespottet hatte, wurde von den Donnern der Kanonen auch auf seiner trotzigen Höhe ereilt,

und die Kugeln trugen ihm Tod und Zerstörung zu, bis hinauf auf die Gipfel seiner Felsen, die ihn so lange unbesiegbar gemacht hatten. Die landesherrliche Gewalt vermochte jetzt überall, und immer mit siegreicher Entscheidung, einzudringen. Der vorher seinem Lehensherrn so gern Trotz bietende, Gehorsam versagende Vasall ward geschmeidiger, der auf seine Volkszahl und seine Reichthümer stolze Städter biegsamer, überhaupt Alles weniger streitlustig, weil man es beinahe für einen Selbstmord hielt, sich ohne überwiegende Gegenwehr, den unter allen Umständen, in der Ferne so gut als in der Nähe, auf den gepanzerten, wie auf den ungepanzerten Körper, immer schnell und schrecklich wüthenden Feuerschlünden entgegenzustellen, die man nicht einmal zu sehen brauchte, um ihre tödtende Wirkung zu empfinden, und weil es eines noch anderen, als des früher erforderlich gewesenen ritterlichen Muthes bedurfte, um, mitten unter vorher noch nicht gesehenen, gräßlich entstellten, ganz oder zum Theile zerrissenen Körpern und Gliedern, ruhigen Schrittes dem unter dem betäubendsten Krachen immer neu hervorströmenden Tode entgegenzugehen. Gern sahen es also die Edlen und die Städte, wenn der Landesherr sie gegen Geldleistungen vom persönlichen Kriegsdienste loszählte und dafür die Kriege des Landes mit gedungenen Streitern führte; nicht ahnend, daß sie selbst dadurch ihren Fürsten die Mittel in die Hand gaben, sie ihrer einst so eifersüchtig gewahrten Unabhängigkeit zu berauben. Die Miethe trat an die Stelle des alten Aufgebotes, an die Stelle des neueren Vasallendienstes, und an jene der kampfbegierigen Ritter und Reisigen ein um schweres Geld zusammengeraffter, durch die Aussicht auf Beute zusammengeworbener Haufe von Leuten aller Art, oft aus der Hefe der Nation, oft auch aus Fremden bestehend. Das Kriegführen wurde dadurch ein vollkommenes Gewerbe. Es gab eigene Leute, meistens versuchte alte Krieger, die „Federhannsen," welche Jedwedem um Geld Unterricht in dem Gebrauche der Waffen gaben, und dem abgerichteten jungen Städter oder Landmann, der jetzt nicht selten das fröhliche Campagneleben in Hoffnung ansehnlicher Beute dem, durch die häufigen Einquartierungen und Plünderungen doch nicht sehr ruhigen in seines Vaters Wohnung vorzog, darüber auch ein Zeugniß ausstellten, so daß das Kriegshandwerk beinahe vollständig den Charakter einer Zunft annahm.

Das Leben in den höheren Kreisen, zumal an den Höfen, war bei weitem glänzender und geräuschvoller, als jetzt. Der ritterliche Geist war

noch nicht in so weit geschwunden, daß man nicht in Pracht und romantischer Abenteuerlichkeit noch die Zierden des höheren Umgangs gesucht hätte. Jedwede Feierlichkeit, im Turnier, die Erhebung zur Ritterwürde u. dgl. wurde durch Gastmahle, durch Tänze, Musik und reiche Geschenke verherrlicht, wozu es bei dem gastfreundlichen Sinne der Fürsten und Edlen niemals fehlen konnte. Die Zierde und Seele solcher Feste waren immer die Frauen, die im mittelalterlichen Ritterthume überhaupt eine eigenthümliche Stellung einnahmen, bald als Sklavinnen, bald als Götzen.

Die Liebe war eine Art religiöser Cultus geworden und hatte sich in eine so seltsame Doppelgestalt hineingeworfen, daß man jetzt kaum unterscheiden kann, ob diese schwärmerische Verehrung mehr sinnlicher oder geistiger Natur war. Dieser religiöse Schwung in der Liebe war mit der religiösen Richtung jener Zeit überhaupt, die sich in ihren äußersten Enden doch gern in Sinnendienst verlor, wie mit dem ritterlichen Geiste, ganz übereinstimmend. Das Chevalereske war für jene Zeit einmal bezeichnend, in der Religion so gut, als im kriegerischen Abenteuer und in der Liebe. Wie man, um dem Himmel seine Ergebenheit zu bezeugen, fastete und sich selbst peinigte, so fastete und peinigte man sich auch zu Ehren der Frauen. Diese ritterliche und religiös schwärmerische Liebe war eine Art holder Wahnsinn, die zarteste Blüte des Mittelalters, welche mit ihren süßen Düften die Sinne betäubte. Frei war das Weib darum noch nicht, sein Bildungszustand sogar in hohem Grade untergeordnet, und das Leben der Ehefrauen auf den Burgen im Ganzen einförmig, zurückgezogen, müßig und in den Hintergrund gestellt. Nur bei großen Festlichkeiten, Turnieren u. s. w. prangte das Weib in seiner Glorie, und vertheilte als Schiedsrichterin Dank und Preis. Das Weib war mehr ein romantischer Aufputz, eine Decoration der rohen und wüsten Ritterbühne; man heiratete nur den Leib des Weibes, nicht seine Seele; wandernde Harems begleiteten viele der Fürsten auf ihren Reisen und Kriegszügen; eheliche Treue wurde von dem Gatten wenig beobachtet; es galt das Recht des Stärkeren, mithin auch das Recht des Mannes über das Weib; man opferte in eroberten Städten die Frauen und Jungfrauen grausam den Lüsten der Krieger; der Name Bastard galt für kein Schmähwort mehr, sondern wurde unehelich Geborenen häufig als Ehrentitel beigelegt; die ehrenfestesten Ritter hielten es für ihr gutes Recht, sich die Töchter ihrer Dienstmannen zuzueignen; die Raubritter ließen die als Beute heimgeschlepp-

ten Weiber, nachdem sie ihrer überdrüßig geworden, in den Burgverließen umkommen; selbst vornehme Frauen waren gezwungen, bei dem Empfange hoher männlichen Gäste ihre Ergebenheit durch einen Kniefall symbolisch darzuthun. Wenn auch einzelne glänzende Muster von Liebe, Treue und Hingebung unser Urtheil zu bestechen im Stande sind, so muß man doch im Ganzen gestehen, daß im Mittelalter beide Geschlechter zu unfrei waren und sich auf einer zu niedrigen Stufe der Bildung befanden, als daß wir annehmen könnten, das natürliche Recht des Weibes sey damals geachtet, beschützt und anerkannt worden.

Aber bei Festen durften die Frauen nicht fehlen; denn man betrachtete sie als Blumen, die als höchste Zier der Schönheit jedem geselligen Kranze eingeflochten werden mußten. Auch in Suchenwirt's Schilderungen nehmen sie einen wichtigen Platz ein. Kamen Fürsten mit ihren Rittern an einen Hof, gab man ihnen zu Ehren ein Fest, man bat vor Allen die Frauen, welche sich zierten, „wie der kühle Mai Anger und Feld beblumt;" sie schmückten sich mit Perlen, Borden und Spangen, trugen Kronen, Schapel (Barrete) und Kränze, tanzten viele tüchtige Tänze, scherzten, lachten und erwiesen den Gästen allerlei Ehre. Dies erfuhr Herzog Albrecht von Oesterreich auf seiner Preußenfahrt, zu Breslau, Schweidnitz und Thorn. Auch die Ritter boten ihren höfischen Witz und ihre gute Laune auf, um den Frauen ein Lächeln abzugewinnen. Was an Frauen von der Fußsohle bis zum Scheitel als Schönheit galt, weiß Suchenwirt genau zu erzählen. Ein kleiner Fuß mit hochgebogenem Rist, so daß sich unter ihm ein Zeisig wohl verbergen möchte; blankweiße Füße; ein feiner Rock von weißer Seide, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Pflege des Fußes wurde durch Schuhe von eigener Form befördert, welche den Fuß zwangen, blos auf Zehen und Ferse zu ruhen, und ihm jene schöne Wölbung verliehen, welche man bei den Frauen so sehr liebte. Mäßige Länge des schlanken und zarten Körpers, weiße Hände mit langen Fingern, ein runder, blendender Hals und Nacken, im Kinne ein Grübchen, glühende Lippen, elfenbeinweiße Zähne, in den Wangen ein zarter Kampf von Weiß und Roth, wobei jedoch das Roth vorherrschte. Die makellose Nase nicht zu hoch und wenig gebogen; braune Falkenaugen, darin das Weiße erglänzt, unter dunklen Brauen, die wie mit einem Pinsel gestrichen sind; die Stirne weiß und frisch. Das aus Gold gesponnene Haar lockt sich wie Träublein und krauses Laub, darin ein Band

von Gold mit Edelsteinen und Perlen gewachsen ist. Solches waren die Begriffe der Schönheit der damaligen Frauen.

Die Ritter trugen auf ihren Häuptern Schapel (Kopfbedeckungen) mit Straußfedern, mit Gold, Silber, Edelsteinen, großen und kleinen Perlen, Kränzen und Kleinodien so verziert, daß Alles gegen die Sonne widerglänzte. Auch silberne Gürtel, Gewande aus reichen Stoffen, und seidene Bänder, in die Zöpfe geflochten, werden als Ritterschmuck erwähnt. Eben so reich und köstlich beschreibt Suchenwirt die Prunkgezelte, welche, bei vielem Willkürlichen, doch in einigen Hauptzügen nach der Wirklichkeit gezeichnet scheinen: das Dach von saphirblauem Sammet, mit von Gold gestickten Baumästen und Vögeln, mit Smaragden und Amethysten, Perlen und Rubinen besetzt, im Glanze der Sonne leuchtend. Im dem Gezelte war ein Stuhl von Elfenbein, meisterlich geschnitten, und darauf wilde Thiere und goldene Lilien in erhabener Arbeit angebracht. Auf anderen Zelten waren Inschrifttafeln mit Perlen gestickt, worin man deutsche, lateinische und französische Schriften geschrieben fand.

Die festliche Mahlzeit ward entweder im Palaste, oder auf freiem Felde unter reichen Gezelten gegeben; man nannte sie auch Hochmahl. Den Vorsitz bei'm Rittermahle, am Ehrentische, führte der, so nach gemeinem Ausspruche als der Tapfersten einer anerkannt war. Vor dem Mahle wusch man sich die Hände. Auf schön gedeckten Tafeln standen Schüsseln mit Wildpret und Fischen; der Wein wurde in Kühlwannen frisch erhalten. Die süßen Südweine und jene aus Krain fanden den meisten Beifall; der wälsche (südliche) und Osterwein (wohl überhaupt aus östlichen Ländern der Levante, wahrscheinlich griechischer), der Wippacher (ein Krainer Wein) der Roimval (lat. Rifolium, in Istrien auf dem Proseckerberge, an der Quelle des Timao wachsend) und Lutenburger (Lutenberger, ein steyermärkischer Wein, der bei Lutenberg an der Mur und an der ungarischen Gränze gebaut wurde) wurden aus guten Gefäßen von Gold, Silber und edlen Steinen getrunken. Der Ausdruck „Herrenessen" scheint eine Tracht oder Anzahl von Speisen und Getränken bezeichnet zu haben. Dabei kam es auf die Pracht und Menge der Gerichte an. Die Speisen liebte man sehr gewürzreich, vorzüglich gepfeffert, und Schlemmer pflegten gepfefferte Speisen besonders vor dem Trunke zu genießen, um seine aufregende Wirkung zu verstärken und sich durstiger zu machen. Vor und während der Tafel ertönte der Schall von

Posaunen und Pfeifen. Von anderen Musikinstrumenten kennt Suchenwirt „Portatiffe" (wohl tragbare oder Hand-Orgeln), Trometen und Posaunen, welche er von den Engeln im Himmel spielen läßt. — Unter den Tugenden eines Fürsten und Edlen stand die „Mildigkeit" oder Freigebigkeit obenan. Sie beschränkte sich nicht blos auf fahrende Leute, Sänger, Spielleute und dgl., die es an den ungemessensten Lobsprüchen deshalb nicht fehlen ließen, sondern dehnte sich auch auf Ritter und Edelknechte aus, welche bei Hoffesten, bei Rittererhebungen, Feldzügen, Gesandtschaften, regelmäßig beschenkt wurden. Solche Beweise fürstlicher Milde geschahen um Gottes, der Ehre und reiner Frauen willen.

Die übrigen Stände reichten in ihren Vergnügungen freilich nicht zu jenen stolzen und kostspieligen Festen der Höfe hinan; aber es lebte in dem Volke ein derber, kerniger Humor, der, freilich nicht immer frei vom Unfläthigen, sich doch auch Geltung zu verschaffen wußte. Manche Proben dieses handfesten, gewichtigen Volkswitzes, der gern mit einiger Schelmerei verschwistert auftrat, sind uns auch aus jener Zeit aufbewahrt worden. Für Oesterreich kann, als Repräsentant desselben, Wigand von Theben, der sogenannte „Pfaff vom Kahlenberge," auch „der lustige Bruder" genannt, angeführt werden, ein durch seine Streiche und Schwänke, von denen einige auch auf den ungefähr gleichzeitigen niederdeutschen Eulenspiegel übertragen worden sind, weit und breit bekannter, in alten Volksbüchern häufig erwähnter Mann. Wahrscheinlich war er, unbeschadet seines geistlichen Standes, lustiger Rath des 1339 verstorbenen Herzogs Otto des Fröhlichen von Oesterreich, und genoß, als solcher, dessen besondere Gunst, nachdem er auch früher schon als Student durch seine originellen, lustigen Streiche zu Namen gekommen war. Unvergessen ist der pfiffige Schwank, wodurch er als Pfarrherr von Kahlenberg seinen großen Vorrath verdorbenen Weines an den Mann gebracht haben soll. Er ließ nämlich — so wird erzählt — an einem heißen Sommertage das Gerücht verbreiten, daß er vom Kirchthurme über die Donau fliegen wollte. Sofort lief in Kahlenberg von nah' und fern eine ungeheure Menge von Landleuten zusammen, um das Mirakel mit anzusehen. Er hielt sie eine längere Weile durch scheinbare Vorbereitungen zu seiner Luftreise hin; die Hitze war groß, und der schlechte Wein wurde mit Begierde getrunken und gern gezahlt. Als der Vorrath ausgetrunken war, änderte der Schalk seinen Ton, und fragte die gaffenden Landleute

alles Ernstes: ob sie schon jemals einen Menschen fliegen gesehen? Das mußten sie billig verneinen. „Nun, so werdet ihr auch mich nicht fliegen sehen!“ sagte er gelassen, stieg vom Thurme herab, und ließ das bethörte Landvolk schmälend nach Hause ziehen. — Einmal soll er einen Sack voll Todtenköpfe aus dem Leichenhause ausgeschüttet und den Kahlenberg hinab gekollert haben. Als nun ein jeder Schädel in einer anderen Richtung hinabrollte, sagte Wigand: „Viel' Köpfe, viel' Sinne. Solches thun diese im Tode; was mögen sie erst im Leben gethan haben!“ Dergleichen trockene, griesgrämige oder schelmische, oft auch halbphilosophische Witzart hat das deutsche Volk immer vor anderen Nationen ausgezeichnet. — Auch Otto Neidhard Fuchs, ein edler Franke, dessen Grabstein noch auswendig an der Stephanskirche zu Wien, rechts gegen den Stock im Eisen, neben dem Singerthore, lebensgroß, in erhabener Arbeit zu sehen ist, mischte sich in den launigen Kreis Otto's des Fröhlichen, und trieb mit den Bauern zu Zeiselmauer unfeine Späße, welche dieselben bei Gelegenheit des Veilchenfestes am ersten Mai ihm in unflätbiger Weise zurückgaben, worüber der sonst lustige Mann dergestalt ergrimmte, daß er mit dem Hofgesinde über die Bauern herfiel, und sie blutig schlug. Seitdem hieß er der „Bauernfeind.“ Hanns Sachs schrieb später ein Fastnachtsspiel auf diesen übel ausgegangenen Scherz, der in seiner groben, handfesten Art den Zeitgeist scharf, aber nicht erbaulich, zu schildern dient.

Wie in feierlichen, so gefiel sich das Volk auch in profanen und possenhaften öffentlichen Aufzügen und Schauspielen, die, durch Vermittelung der später gedichteten Fastnachtschwänke, als rohe Uranfänge der deutschen Komödie zu betrachten sind. Der Gegenstand war meist kirchlicher Art, doch im muthwilligsten und willkürlichsten Gewande. Vor allen berühmt oder berüchtigt war in Deutschland das sogenannte „Narrenfest“, das in ihrer Weise schon die Griechen, Perser und Römer begangen hatten. Es wurde am Tage der unschuldigen Kinder, am ersten Januar, am Tage der Erscheinung des Herrn, an einigen Orten auch am Weihnachts- oder St. Stephanstage gefeiert. Die Hauptperson dabei war der Narrenbischof oder Narrenabt, der durch eine freie Wahl des Clerus einer Dom- oder Klosterkirche zu dieser läppischen Würde erhoben wurde. Kaum war die Wahl bekannt, so wurde der ambrosianische Lobgesang angestimmt, und der Erwählte auf den Schultern in den Speisesaal getragen, wo man nicht nur zechte und den Choralgesang

der Kirche auf rohe Weiſe nachäffte, ſondern auch den Text dieſes Geſangs — Stellen aus den Pſalmen und andere Gebete — mit frechem Spotte in's Lächerliche zog. Dann ging der Zug über die Hauptplätze der Stadt, um dem Volke den abenteuerlich aufgeputzten Narrenbiſchof zu zeigen. Letzterer verfügte, an einem der genannte Feſttage, ſich in die Domkirche, nahm dort den ſchön verzierten Biſchofsſitz ein, wohnte im biſchöflichen Ornate nicht nur der Mette, ſondern auch dem Hochamte bei, und ertheilte den Segen. Inzwiſchen erſchienen Masken in der Kirche, die in allerhand Thiergeſtalten ſich dort herumtummelten; es wurden Tänze aufgeführt; vom Kirchenchore ertönten unfeine Lieder; auf dem Hochaltare wurde neben dem Meſſe leſenden Prieſter Schinken verzehrt, mit Würfeln geſpielt, und, anſtatt des Weihrauchs mit alten Schuhflecken geräuchert. Dieſem verabſcheuungswürdigen Unfuge in der Kirche, der allem Heiligen Hohn ſprach, ſtand würdig zur Seite, was außerhalb der Kirche vorging. In dem Rauſche der wahnſinnigen Freude wurden, während des Narrenfeſtes, Thüren erbrochen, Hausgeräthe und Vieh entwendet, Leute gemißhandelt und ſogar umgebracht. Vergebens eiferte die Kirche gegen dieſe rohen Frevel der Volkslaune; vergebens unterſagten mehre Concilien, ſo ſchon ein im Jahre 1274 in Salzburg — zu deſſen erzbiſchöflichem Sprengel Oeſterreich damals gehörte — abgehaltenes, wenigſtens älteren Perſonen die Theilnahme an dieſem Narrenfeſte, dem das Concilium den Namen des „Knabenbiſchofs“ beilegt; das Volk berief ſich auf eine tauſendjährige Gewohnheit, und bis in das fünfzehnte Jahrhundert wurde der tolle Gebrauch allenthalben fortgeübt. Zuletzt begnügte man ſich nicht mehr mit dem Narrenbiſchofe, ſondern erwählte ſogar einen Papſt, einen Herzog und König der Narren, und zog jede Achtung gebietende Würde in das Bereich eines verwegenen Unſinns herab.

Auch das „Oſterſpiel,“ eine Art kirlich-dramatiſcher Scene, war in Oeſterreich allgemein im Gebrauche, und wurden, nach dem dieſe theatraliſchen Vorſtellungen in der Kirche ſchon längſt aufgehört hatten, von dem daran gewöhnten Volke in veränderter Weiſe fortgeſetzt. Dergleichen religiöſe Schauſpiele wurden zu verſchiedenen Zeiten des Jahres, an den Feſttagen des Herrn, Mariens und der Heiligen, in den Kirchen und auf den Kirchhöfen aufgeführt. In den noch üblichen Krippenſpielen hat ſich eine Spur derſelben bis auf unſere Tage fortgepflanzt.

Volksbeluſtigungen harmloſerer Art waren das Sonnenwendefeuer und

der Maibaum, die sich ebenfalls bis in unsere Zeit erhalten haben. Das Erstere geht in seinem Ursprunge unstreitig auf vorchristlichen Feuerdienst zurück. Am Tage der Sonnenwende zündete man häufige Feuer an, und verband damit ein allgemeines Freudenfest. Da es auf den Tag der Geburt Johannes des Täufers fiel, so gewann es einen religiösen Anhaltspunkt. Auch das Fest des Maibaums, das erst seit etwa vierzig Jahren auf dem Lande sich verloren hat, wo vor Bauernhäusern prangende Maibäume ein Liebesverhältniß zwischen einem Bauernburschen und einer Dirne andeuteten, stammt aus heidnischer Zeit; eben so die Faschingslustbarkeiten, welchen auch jene in der österreichischen Mundart unter den Namen: „der Tendlbos" und „die Rockenrais" oder „Rockenfahrt" noch jetzt bekannten beizuzählen sind. Im Lande ob der Enns muß bei dieser Rockenrais in älterer Zeit viel Unsitte vorgegangen seyn, da Kaiser Rudolf II. diese Belustigung 1581 bei Strafe an Leib und Gut untersagte.

Wie roh, geschmacklos und obscön sich in den meisten dieser Lustbarkeiten der Sinn des Volkes aussprach, liegt am Tage!

Ein so ungebildeter Geist, durch vielfache Bedrückungen verstockt, und in grober Unwissenheit verdumpft, konnte für Irrthümer und Widersinnigkeit leichter gewonnen werden, als für die Wahrheit. Irrlehrer und falsche Propheten fanden daher im Volke leichter Eingang, und auch das vierzehnte Jahrhundert ließ in Oesterreich mancherlei Secten und Ketzerarten auftauchen, die zu grausamen kirchlichen und weltlichen Verfolgungen führten. Berüchtigt hat sich namentlich jene Secte gemacht, welche 1312 in der Stadt Krems entdeckt wurde, nachdem sie schon durch eine Reihe von Jahren im Verborgenen fortgewuchert, und, wiewohl nur unter den niedrigen Volksklassen, sich allmälig in ganz Oesterreich ausgebreitet hatte. Sie ist bisweilen mit den Adamiten verwechselt worden; sowohl alte als neue Schriftsteller haben sie Lollarden und Begharden genannt. Ihre Lehren waren zum Theil ein Gemengsel vielfacher anderer Ketzereien. In mancher Beziehung ähnelten die Bekenner derselben den Albigensern und Waldensern, dem Apostelorden des Gerard Segcelli und seines Nachfolgers Dolarino, auch den Manichäern, in ihrer schamlosen Ausgelassenheit aber vorzüglich den Brüdern und Schwestern des freien Geistes. Dagegen wichen sie in mehrfacher Hinsicht von diesen ihren Vorgängern ab, und erfanden sich eigene Dogmen. Hauptpunkte ihrer Lehren waren folgende: Lucifer's Streit mit dem Erzengel

Michael währt noch fort, und wird mit des Letzteren völliger Besiegung schließen, worauf Ersterer mit seinen Engeln in Gesellschaft der Gläubigen — nämlich der Anhänger jener Secte — zur ewigen Seligkeit eingehen, Michael aber mit den Seinigen in das ewige Feuer verstoßen werden wird. (Wahrscheinlich lag unter dieser Vorstellung die symbolische Andeutung eines Kampfes gegen die Kirchenherrschaft verborgen.) Es befanden sich in ihrer Gemeinde sechzehn sogenannte Apostel, denen Elias und Enoch die Gewalt verliehen, zu lösen und zu binden, eine Gewalt, welche diese Apostel auch anderen vermeintlichen Rechtgläubigen mittheilen zu können behaupteten; daher ein jedes Mitglied sich die Macht anmaßte, ein anderes, wo immer, von der Schuld und Strafe loszusprechen. Die Sakramente der Taufe, des Abendmahles, der letzten Oelung und der Ehe waren ihnen ungiltig, eben so die Kirchweihen, die Segnungen der Psalmen, des Wassers und anderer Dinge. Geistliche und Klöster waren ihnen Gegenstände des Hasses und der Verspottung. Meineid war bei ihnen kein Verbrechen; alle nicht auf der Oberfläche der Erde, sondern unterhalb derselben, in Kellern oder Höhlen begangenen Handlungen erschienen ihnen gleichgiltig und vor Gott keinesweges strafbar. — Seltsam, daß sie bei solchen aberwitzigen Begriffen die Bibel fleißig in ihrer Muttersprache lasen, und sie fast auswendig wußten. Obwohl den römischen Gottesdienst, die Messe, die Verehrung Mariens und der Heiligen verwerfend, wußten sie ihre wahren Gesinnungen doch schlau zu verhehlen, und trieben daher durch viele Jahre unentdeckt ihr Wesen, indem sie sich demüthig und zuvorkommend gegen katholische Priester betrugen, auch zum Scheine die Kirchen fleißig besuchten und an den heiligen Handlungen Theil nahmen, deren sie dann in ihren geheimen Versammlungen spotteten. Erst nach langer Zeit kam man ihnen auf die Spur; der Bischof von Passau übertrug dem Dechant von Krems und einem Prior die Untersuchung, welche ergab, daß diese Ketzer sich schon über ganz Oesterreich verbreitet hatten. Kaiserliche Gesetze verdammten die Schuldigsten zum Scheiterhaufen. Viele retteten sich durch die Flucht; aber in Krems, St. Pölten, Wien und an anderen Orten endeten Mehre in den Flammen, und starben mit einer Standhaftigkeit, einer Ueberzeugung, die einer besseren Sache werth gewesen wäre.

Auch in anderen Gegenden Oesterreich's und der angränzenden Länder wurden ähnliche Sectirer betroffen. In der Stadt Steyer traten, auf

Anordnung des Erzbischofs von Salzburg und des Bischofs von Passau, schon im Jahre 1311 zwei Inquisitoren auf, um die Ketzer zu verfolgen und streng' zu richten. Zweige der Lollarden — die aus unterirdisch begangenen Verbrechen keine Sünde machten, weil Christus zu Petrus gesagt habe: „Was du auf Erden binden wirst rc." — wurden 1327 in Leoben entdeckt, und ihrer viele ohne Unterschied des Geschlechtes verbrannt; gleiches Loos erfuhren sie 1336 in Klosterneuburg. Auch in Böhmen, Schlesien, Polen nnd Meissen hatten sie sich eingedrängt. In Oesterreich hatten sie förmlich eine Art von Bisthümern und Schulen errichtet, und ihre Gemeinde soll dort, wie eines ihrer Oberhäupter, Neumeister, auf dem Scheiterhaufen noch sich rühmte, an achttausend Mitglieder gezählt haben. Ehe sie den Namen Begharden und Lollarden annahmen, wurden sie, je nach ihren verschiedenen Zweigen Patharíner, Katharen, Albigenser genannt. Theilweise vermengten sich ihre Grundsätze mit denen anderer gleichzeitigen Secten; wie z. B. die pantheistischen Begriffe des Franzosen Almarich auch in Deutschland nicht ohne gefährlichen Anklang blieben. Aus dem giftigen Hauche der Pest von 1349 entwickelten sich, wie wir (Seite 164) gesehen haben, neue Geißlerrotten, die in wüthiger Selbstzerfleischung auch Anstand und Sitte geißelten, gräuliche und ärgerliche Scenen bewirkten, die öffentliche Sicherheit bedrohten, und endlich von den Blitzen der Kirche zerschmettert wurden, oder erschreckt in deren Schooß zurück flüchteten.

Diese fratzigen Ausgeburten des Irrglaubens und Wahnes waren nur vorübergehender Natur; wenn auch kirchliche und weltliche Maßregeln nicht hinreichten, sie auszurotten, so zertrat endlich die Zeit sie sammt ihren Keimen. Aber ihr Kommen und Verschwinden war doch von banger, ahnungsvoller Art; es waren die ersten Sturmzeichen der herannahenden Kirchenumwälzungen, in deren brausenden Gewittern die Welt eine andere Gestalt erhalten sollte. —

Siebentes Buch.

Oesterreich nach Herzog Wilhelm's Tode, unter dem Herzoge (Könige) Albrecht V. (II.) und unter den Söhnen Herzog Leopold's, bis zu König Albrecht's Tode; von 1406 bis 1439.

Mit Herzog Wilhelm's frühzeitigem Tode war die Kraft erloschen, welche das Landesregiment, das sich unter mehre Herren zu vertheilen drohte, im Wesentlichen in Einer Hand zu einigen vermocht hatte. Der Herrschbegierde der jüngeren Brüder stand jetzt keine weitere Schranke entgegen, als die sie, durch denselben Anlaß getrieben, sich unter einander entgegensetzten, und die Unmündigkeit des am meisten berechtigten Neffen, Albrecht's V., mehrte die Verwirrung und die Ursachen des Streites. Dies Alles strebte auf üble Folgen hin, und sie blieben leider nicht aus. Zugleich war auch den Großen und Mächtigen im Lande Gelegenheit und Vorwand gegeben, den Herrschern gegenüber eine sich überhebende Stellung anzunehmen, und die leitende Gewalt erfuhr dadurch theils Zuwachs, theils Hemmung.

Wäre es nach dem Brauche gegangen, so hätte Leopold IV., als der älteste der herzoglichen Oheime, die Vormundschaft über den neunjährigen Albrecht erlangen müssen; aber die unerwartete Einmischung der Prälaten, Landherren, Ritter und Knechte, die sich bei diesem Anlasse eines lang' ersehnten Einflusses anmaßten, setzte solches in Zweifel. Am 6. August 1406 hielten die genannten Stände eine Versammlung zu Wien, und beurkundeten: „Nach früheren Familienverträgen gebühre dem jungen Herzoge Albrecht die Erbfolge in Oesterreich. Hinsichtlich der Vormundschaft über denselben, und der Verwaltung der Lande, solle dasjenige gelten, was sie der Mehrzahl nach bestimmen würden, und sollte Einer aus ihrer Mitte dieserhalb angefochten werden, so hätten ihn die Uebrigen zu schützen."

Die Brüder Wilhelm's befanden sich nicht in der Verfassung, den Ausspruch der Stände anzufechten oder zurückzuweisen. Sie gaben für den Augenblick nach, indem ein Jeder hoffte, durch dergleichen Nachgiebigkeit die Vormundswahl auf sich zu lenken. Sowohl Ernst, als Leopold (Letzterer zugleich im Namen des jüngsten Bruders Friedrich) unterwarfen sich am 2. September jenem ständischen Ausspruche. Sie trugen der Versammlung auf, zu bestimmen, wem von ihnen die Vormundschaft zufallen, und wer in Graz residiren solle, auch welche Landestheile Ernst zu erhalten habe, im Falle die

Wahl ihn treffe. Es erkannten hierbei die Herzoge die Stände nur als freiwillig von ihnen gewählte Schiedsrichter an, ohne ihnen ein herkömmliches Recht der Entscheidung zuzugestehen; doch selbst dies bestärkte die Versammelten in ihren Ansprüchen. Zu verwundern war es, daß diese Letzteren in ihrem schiedsrichterlichen Urtheile gerade die wichtigste Frage, die der Vormundschaft, ganz auf sich beruhen ließen, und den Herzogen Leopold und Ernst frei stellten, sich hierüber mit einander zu verständigen. Wahrscheinlich hatten beide Herzoge mittlerweile auf sie eingewirkt und sich Parteien geworben. Es schien den Ständen gleichgiltig zu seyn, welcher der Herzoge Vormund würde; aber auf die Vormundschaft selbst und deren Ausübung suchten sie desto merklicheren Einfluß zu gewinnen, und in diesem Sinne erfolgte auch ihr Ausspruch, nach welchem, neben vielen anderen Bestimmungen, „der Vormund nach ihrem, „der Land und Leute," Rathe Frieden im Inneren und mit dem Auslande schließen, ohne ihren Rath das Land in keinen Krieg verwickeln, und ebenfalls ohne ihre Einwilligung den jungen Herzog nicht verheiraten dürfen sollte. Diese Bestimmungen sollten giltig seyn bis zum 24. April 1411, an welchem Tage die Vormundschaft, wegen dann erreichten vierzehnten Lebensjahres des Herzogs Albrecht, zu erlöschen hatte. Für die drei herzoglichen Brüder wurden drei Residenzen mit ihren Gebietsantheilen bestimmt: Graz mit Steiermark; Laibach mit Kärnten, Krain, Triest, Portenau mit den Districten auf dem Karst und in Isterreich; endlich Tirol mit dem Lande an der Etsch und dem Innthal. Alle Erträgnisse gehören den Brüdern zu gleichen Theilen. Der Aelteste unter ihnen hat das Vorrecht, zuerst seine Residenz mit dem dazu gehörigen Lande sich auszuwählen; dann folgen die zwei anderen Brüder nach ihrem Alter. In dem Besitze dieser ihnen zuerkannten Länder verbleiben sie nach dem Ende der Vormundschaft noch zwei Jahre, während welcher sie eine brüderliche gleiche Ländertheilung unter einander festsetzen sollen. Hätte der Herzog Friedrich hinsichtlich seines Antheils oder seiner übrigen Ansprüche eine Forderung an seine Brüder zu machen, so soll sie ihm ungeschmälert vorbehalten bleiben. Die Herrschaften, Städte und Schlösser jenseits des Arls gehören den Brüdern ungetheilt."

Hierauf verzichtete, nach getroffenem Uebereinkommen, der Herzog Ernst auf die Vormundschaft zu Gunsten seines Bruders Leopold, was Letzterer am 14. September den Ständen urkundlich und mit dem feierlichen Ver-

sprechen bekannt machte: „daß er, nach Ablauf der bestimmten Zeit, den Herzog Albrecht unweigerlich aus der Vormundschaft entlassen, und ihm die Regierung Oesterreich's übergeben werde. Thäte er es nicht, so sollten Prälaten, Herren, Ritter, Knechte und Städte an ihren Eid, den sie ihm als Vormund geleistet, nicht weiter gebunden seyn, und sich ihm widersetzen dürfen, ohne deshalb einer Ungnade oder Feindschaft von ihm gewärtig seyn zu müssen." — Der angemaßte Einfluß der Stände war hiermit also für diesen Fall vom Herzoge Leopold förmlich anerkannt. Dieser stellte in gleichem Sinne auch seinem Bruder Ernst eine Urkunde aus, dem für die Dauer der Vormundschaft der Sitz zu Graz mit der Steyermark zugefallen war, und versprach, ihm nach dem Ablaufe dieses Termins die Wahl zu lassen zwischen Tirol und dem Zubehöre oder dem Sitze zu Laibach sammt dem dazu geschlagenen Gebietsantheile. Auch über die Erfüllung dieser Zusage sollten die Stände in gleicher Art zu wachen haben.

Von dem jüngeren Bruder Friedrich war bei diesem Abkommen gar nicht die Rede. Er wurde von den Brüdern gleich einem Unmündigen betrachtet, obschon er bereits in männlichen Jahren stand, und namentlich hatte Leopold, so lange er bei diesem wohnte, ihn lieblos behandelt. Daher wendete jetzt Friedrich sich an den andern Bruder, Ernst, klagte über Leopold, der ihm zwar Tirol übergeben, aber nur als Bevollmächtigtem, und ihm sonst noch manches Kränkende angethan habe, und bat um Schutz. Mit dem Herzoge Ernst war früher nicht glimpflicher verfahren worden; darum weckte Friedrich's Klage sein Mitgefühl, er nahm sich seiner an, und Friedrich erhielt seitdem alleinige und unabhängige Gewalt in Tirol, dem Etschlande und dem Innthale.

Nachdem im September 1406 die Witwe Herzog Wilhelm's sich aus Oesterreich weggewendet, um unter dem Namen Johanna II. den Königsthron von Neapel einzunehmen, beschloß auch der Herzog Ernst, den Aufenthalt in Wien aufzugeben, nach Steyermark zu gehen, und Bleiburg zu seiner Residenz zu wählen. Als er auf seinem Wege nach Neustadt kam, weigerten sich die Bürger, ihn in ihre Stadt einzulassen; denn sie hielten zu der Partei Leopold's, und es geht aus diesem Benehmen der Neustädter genügend hervor, wie schroff die Brüder schon damals einander gegenüber standen. Bitter empfand der Herzog diese Kränkung; er konnte sie nicht auf der Stelle entgelten, aber er beschloß, sie später zu strafen, und nur fremde Ver-

mittelung ersparte der Stadt seine Rache. Dafür wurde sie von raublustigen Edlen, die zu Ernst's Partei gehörten, arg geängstigt und geschädigt. Der von Hofkirchen lauerte von seinem Raubneste Kapfenberg den Kaufleuten auf, und warf sie nieder. Gleiche Wegelagerei trieb der Lichtenecker, doch mit schlechtem Erfolge, denn er wurde eingefangen, nach Wien gebracht, und ihm das Leben abgesprochen. Weil eben kein Scharfrichter zu Handen war, so mußte ein, des Mordes überwiesener Fleischhauer, gegen zugesicherte Straflosigkeit, ihn auf dem hohen Markte köpfen.

Schlimmer noch, als gegen die inneren, war gegen die Räuber von außen beizukommen. Namentlich wurden von Mähren aus verwegene Streifzüge gegen Oesterreich unternommen, bis am 28. September 1406 ein Vertrag zwischen dem Herzoge Leopold und dem Markgrafen Jodocus von Mähren diesen Unordnungen ein Ziel zu setzen schien. Eine persönliche Zusammenkunft beider Fürsten in Seefeld am 17. December hatte diesen Vertrag bekräftigt. Aber die Räubereien nahmen gar bald wieder ihren Fortgang, zumal es dem Jodocus mit seinen Versprechungen nicht Ernst war. Ein mährischer Ritter, Johann Sokol von Lamberg, Raubgenosse des Dürrenteufels, überrumpelte am 20. Mai 1407 die Stadt Laa, und verwüstete mit seinem Verwandten Sydtlitz, an der Spitze von Böhmen, Mährern, ja selbst Oesterreichern, die Gegenden bis an die Donau. Endlich sammelte der Herzog Leopold eine Schaar von Oesterreichern und Steyerern, übergab aber in Rußbach den Befehl an den Bischof Berthold von Freisingen, weil es seiner, als eines Herzogs, unwürdig sei, wider Räuber in's Feld zu ziehen. Dieser Stolz am unrechten Orte bewirkte das Mißlingen der Unternehmung; denn der kriegsunkundige Bischof belagerte Laa vergeblich, und zog endlich ab. Es blieben nur einige Oesterreicher und Steyerer zum Schutze des Landes zurück, und auch diese erlitten am 1. September zwei Meilen von Mauerberg durch die Mährer eine harte Niederlage. Durch solche Nachtheile wurde der Herzog Leopold bewogen, um jeden Preis Frieden mit den Mährern zu bewerkstelligen. Er ließ dem Markgrafen Jodocus Friedensvorschläge machen, und, um sich nicht die Miene zu geben, als ob er mit Räubern unterhandle, stellte er die Bedingung, daß Sokol und dessen Anhang von den Friedensunterhandlungen ausgeschlossen bleiben sollten. Am 28. September kam der Friede zu Stande, doch unter ziemlich demüthigenden Bedingungen für Leopold; denn er mußte für die Zurück-

stellung von Laa und für die Loslassung der Kriegsgefangenen dem Markgrafen 23,000 Ducaten zu zahlen angeloben.

Diese Unruhen, Verwüstungen und Erpressungen, durch innere und äußere Feinde veranlaßt, brachten unter dem Volke in Oesterreich großes Elend hervor. Eine Hungersnoth trieb Alles zur Verzweiflung, und verwilderte zugleich die Sitten, indem die Noth nach Raub und Gewaltthat griff. Dazu kam die bedenkliche Stellung der herzoglichen Brüder unter einander, die ernsthafte Feindseligkeiten besorgen ließ. Ein allgemeiner Landfrieden erschien dem Herzoge das geeignetste Mittel zur Abwendung der nächsten Gefahr, und er schloß einen solchen am 2. Januar 1407 mit den versammelten Ständen zu Wien. Es wurde darin bestimmt: daß zur Aufrechthaltung der Sicherheit, besonders der Straßen, ein stehender Haufe von dreihundert Gleven und eben so vielen Schützen ein Jahr lang von dem Herzoge im Vereine mit den Ständen gehalten und besoldet werden sollte. Jede Selbsthilfe sollte aufhören, jede Streitfrage den Gerichten anheimgegeben werden. Nur wo Letztere sich säumig erwiesen, oder sonst die Noth drängte, könnte, nach achttägiger Absage, gefehdet werden; böswillige Fehde ohne solche Ankündigung sollte Verlust des Lebens und der Güter zu Gunsten des Herzogs nach sich ziehen. — Der Selbsthilfe blieb also nach wie vor ein weites Feld offen, und an Vorwänden, die in solchem Sinne die Fehde rechtfertigten, konnte es nie fehlen. Die Plackereien gingen daher ungestört fort, und klagten den Mangel der Rechtspflege, die Schwäche der ausübenden Gewalt, bitter an.

Zwar war durch den schiedsrichterlichen Spruch der Landstände und den brüderlichen Vertrag zwischen den Herzogen Leopold und Ernst, jenem die Vormundschaft, diesem die Steyermark anheimgefallen; aber noch waren mancherlei streitige Punkte auszugleichen. Es wurden daher von Beiden Schritte zu diesem Zwecke gethan, und zuletzt Graf Hermann von Cilly zum Schiedsrichter bestellt. Sein Ausspruch erfolgte am 23. Februar 1407; er betraf einige Besitzungen und Gegenstände geringerer Art. Beide Brüder zeigten sich mit dem Spruche einverstanden; sie ließen den langen Groll fahren, und versöhnten sich brüderlich, indem sie ihre Eintracht auch verbrieften. Um das gute Vernehmen auch auf seinen Bruder Friedrich auszudehnen, verfügte sich der Herzog Ernst nach Innsbruck, und schloß mit Letzterem eine ähnliche Uebereinkunft, ein Bündniß wider Jedermann, auf-

genommen wider den Herzog Leopold, gegen welchen er ihn jedoch, falls es Noth thäte, mit Rath und Beistand unterstützen wollte.

Nicht lange sollte dieses brüderliche Verhältniß währen. Der wenig ehrenvolle Friede mit Mähren machte Adel und Volk unzufrieden, und vermehrte die allgemeine Erbitterung gegen den Bischof Berthold, Leopold's Kanzler, dem man nicht nur die Schuld an dem nachtheiligen Feldzuge gegen die mährischen Räuber beimaß, sondern ihm auch nachsagte, daß er den Herzog zu Mißgriffen und Härten verleite. Plötzlich wurde ausgesprengt: Leopold stehe im Begriffe, den jungen Albrecht von der Nachfolge in der Regierung zu verdrängen, und sich selbst zum Landesherrn in Oesterreich zu machen. Ob Herzog Ernst selbst dieses Gerücht verbreiten lassen, ist schwer zu bestimmen; genug, er eilte auf dasselbe, angeblich um die Rechte Albrecht's zu schützen, aus Steyermark nach Wien, wo er kaum eingetroffen war, als die vorbereitete Gährung sofort zum vollen Ausbruche kam. Wien fiel von Leopold ab, und dieser zog sich nach Neustadt zurück, seinem Bruder Ernst, nebst dessen Anhängern und der Hauptstadt, den Krieg erklärend. Schnell erstand für Ernst eine mächtige Partei, obenan die Brüder Friedrich und Reinprecht von Walsee und der größere Theil des Adels. Von Enzersdorf aus warb der Bischof Berthold mit Anstrengung Anhänger für seinen Gebieter Leopold, und ließ kein Mittel unversucht, Ernst's Anhang zu schwächen.

Von beiden Seiten wurde zu dem jammervollen Bruderkriege mit Macht gerüstet. Leopold verband sich mit seinem Kanzler, dem Bischofe Berthold, desgleichen mit den Grafen von Hardeck und mehren Freien und Rittern. Selbst seinen verwegenen Feind, den räuberischen Sokol, nahm er in Sold wider den Bruder. Zu Gunsten des Herzogs Ernst aber verbündeten sich die Brüder von Walsee, mehre Edle in Oesterreich ob und unter der Enns, und beinahe alle Städte des Landes, um Leopold's Eingriffe zurückzuweisen, und die vermeintlich bedrohten Rechte des jungen Herzogs Albrecht zu wehren. Auch der Herzog Heinrich von Baiern trat auf Ernst's Seite, und versprach, ihm auf eigene Kosten hundert Spieße und hundert Schützen nach Oesterreich oder Steyermark zu stellen.

Die größere Macht hatte nun offenbar der Herzog Ernst für sich. Um aber auch den Schein des Rechtes zu gewinnen, erklärte er am 8. December: „daß er zwar, nachdem die österreichischen Stände ihn darum angegangen, die vormundschaftliche Sorge über den Herzog Albrecht, dessen Lande

und Unterthanen übernommen, daß jedoch die vier Stände noch von ihm befragt werden sollten, ob Leopold begründete Rechte auf die Vormundschaft habe. Wäre dies der Fall, so würde er ihm die Vormundschaft bereitwillig abtreten, im anderen Falle aber sie während der anberaumten Zeit getreulich verwalten und nach Ablaufe des Termins, wie billig, niederlegen." — Er konnte sich diesem Ausspruche leicht unterwerfen, da Diejenigen, denen die Untersuchung des Gegenstandes anvertraut war, seinen Anhang ausmachten und gegen den Herzog Leopold sich feindlich erhoben hatten. — Jedes schnöde und räuberische Gelüsten durfte unter solchen Umständen frei walten; denn es brauchte sich nur unter das Banner eines der feindlichen Brüder zu flüchten, und fand dort den Vorwand zu allerlei Gewaltthaten. Das ganze Land theilte sich in zwei Schlachthaufen. Ja selbst die Stadt Wien zerfiel in zwei Parteien; denn der Rath, die Vornehmen und die Bürger waren für Ernst; die Handwerker und das geringere Volk aber für den Herzog Leopold.

Im December 1407 brach der Bruder- und Bürgerkrieg in all' seiner Wuth los. Die Städte und Ortschaften wurden fürchterlich mitgenommen, alles Eigenthum geplündert, viele Bürger als Geiseln oder Gefangene fortgeschleppt. Eine Verwirrung, ein Gräuel herrschte in Oesterreich, wie sich Niemand eines ähnlichen entsinnen konnte. Nur der überaus strenge Winter hinderte die schnellere Ausbreitung der Kriegsfurie. In Wien entspann sich, wegen der politischen Meinungsverschiedenheit der Klassen, gefährliche Gährung, bis am 5. Januar 1408 fünf Handwerker, Anhänger Leopold's, als Aufwiegler öffentlich hingerichtet wurden, worauf bessere Ordnung eintrat. — Weil des Bischofs Berthold Krieger so fürchterlich gegen Menschen und Eigenthum wütheten, ohne daß er es ihnen wehrte, nahm der ihm abgeneigte Bischof Georg von Passau Gelegenheit, über dieses Kriegsvolk und die dazu Gehörigen den Bann auszusprechen, der, weit entfernt, die Rotten zu schrecken und zu zügeln, sie vielmehr zu noch ärgeren Grausamkeiten aufstachelte.

Der allgemeine Nothschrei des schrecklich heimgesuchten Volkes drang endlich zu den Herzen der kriegführenden Brüder; die empfindliche Kälte und der tiefe Schnee, der alle kriegerischen Bewegungen hinderte, kühlten ebenfalls ihren Zorn ab. Zugleich sprachen edle und verständige Männer zur Sühne. Ihr Bemühen gelang. Am 13. Januar 1408 trafen sich die Brüder in Korneuburg, und am anderen Tage wurde die geschlossene Versöhnung

durch eine Friedensurkunde besiegelt, die, da sie die Streitfrage der Vormundschaft nicht erledigte, eigentlich nur einem verlängerten Waffenstillstande gleich sah. Herzog Leopold waltete wieder als Vormund, und wurde mit großen Ehren in Wien empfangen. Der verderbliche Bruderkrieg, der so viel Elend gestiftet und aller Welt ein Aergerniß gegeben hatte, war also ohne allen Vortheil gewesen.

Ein Krieg, widerrechtlich begonnen, und einmal begonnen, doch unzeitig beendigt, konnte auch keinen nachhaltigen Frieden erobern. Ein unglücklicher Zufall weckte die alte Spannung wieder auf. Friedrich von Walsee, Herzog Ernst's Hofmeister und treuer Anhänger, flog zu Walsee durch unvorsichtig verwahrtes Schießpulver mitsammt seinem Zimmer in die Luft, und starb nach drei Tagen, gegen Ende Februars 1408. Auf die Nachricht dieses Unglücksfalles eilte der Herzog Ernst aus Graz, wo er sich aufhielt, nach Wien, vielleicht weil er in des Freundes Tode irrig einen böslichen Anlaß vermuthete. Kaum nach seiner Ankunft begannen wieder die früheren Umtriebe. Leopold, um sich gegen den Bruder zu schützen, rüstete, und warb durch Versprechung und Drohungen Anhänger. Nur den Bruder des Verunglückten, den mächtigen Reinprecht von Walsee, vermochte er nicht für sich zu gewinnen; denn dieser stand fest und unerschütterlich für den Landesherrn, den jungen Herzog Albrecht. Um so eifriger betrieb Leopold seine Vertheidigungsmaßregeln, die ihm jedoch neue Widersacher erweckten, da er den Clerus und dessen Unterthanen, sammt der Stadt Wien, mit einer schweren Steuer belegte. Noch immer war er mit der Hauptstadt nicht hinlänglich ausgesöhnt, weil sie damals von ihm abgefallen war, und der dortige Rath einige seiner Anhänger hatte hinrichten lassen. Die Mißhälligkeiten beizulegen, wurden Tagsatzungen zu Neustadt und dann zu St. Pölten anberaumt. Auf beiden wurde Nichts ausgerichtet. Als nun die Wiener von der letzteren Tagsatzung mit des Herzogs sicherem Geleite zurückkehrten, wurden sie bei Burkersdorf von einigen Männern, Druchseß, Jud, Laun und Sebek, überfallen, einer getödtet, mehre verwundet, andere, unter ihnen der Bürgermeister Vorlauff, in sicheren Gewahrsam geschleppt und erst nach zwei Monaten gegen schweres Lösegeld freigegeben. Das Gerücht beschuldigte den Herzog Leopold und dessen Kanzler, den Bischof von Freising, diese Gewaltthat angestiftet zu haben, zumal die Thäter unbestraft blieben. Drohend und zornig kam der Herzog nach Wien zurück; er wollte sogar

einen Theil der Stadtmauern niederreißen und die Sperrketten auf den Straßen wegnehmen lassen, drang aber mit diesem Verlangen nicht durch.

Als es dem Herzoge Leopold mit der versuchten Strenge nicht gelang, ließ er sich abermals nachgiebig finden, doch nicht mit frohem Herzen. Neue Schiedsrichter wurden von den Herzogen ernannt, und diese brachten auch zwischen den Brüdern so weit eine Versöhnung zu Stande, daß Leopold zu Krems, Ernst zu Stein am 2. Juni urkundlich erklärten: „sie wollten brüderlich in Wien beisammen wohnen, die Einkünfte der Vormundschaft, so wie die der gemeinschaftlich zu regierenden Länder, theilen, ebenso das, was ein Jeder seit dem 25. November 1407 eingenommen. Die früheren Verträge sollten in Kraft bleiben. Wer von den Brüdern dagegen handeln würde, dem sollten die Unterthanen den Gehorsam versagen dürfen." —

Ernst hatte somit im Wesentlichen erreicht, was sein stätes Trachten gewesen; er hatte sich in die Vormundschaft mit eingedrängt, und gleiche Theilung aller Einkünfte bewirkt. Aber schon in den nächsten Gegenständen sprach sich neue Willensverschiedenheit zwischen den Brüdern aus. Die Ritter und Edelknechte verlangten gleiche Theilnahme an der Hoftaiding und Hofschranne (Hofgericht), wie die Landherren hatten, die sich gegen diese Forderung sträubten. Die Herzoge Leopold und Ernst sollten über diesen Streit entscheiden; aber jeder entschied anders und im Sinne seiner Partei. Ernst erklärte sich dafür, daß, nachdem er sich mit seinem Bruder Leopold hierüber nicht habe einigen können, für die Dauer der Vormundschaft die Besetzung dieses Hofgerichts gänzlich unterbleiben sollte. Leopold dagegen sprach den Rittern und Knechten den Beisitz zu, weil sie urkundlich das Recht dazu hätten. Die Folge dieser abweichenden Entscheidungen war, daß das Hofgericht nie vollzählig besetzt wurde, daher an Einfluß und Ansehen in vieler Hinsicht verlor.

Wien war durch die immerwährenden Gährungen und den Krieg in große Geldbedrängniß gerathen. Um sich zu helfen, legte der Magistrat eine neue, starke Steuer auf den Wein. Darüber murrte das Volk, und auf die Unterstützung des Herzogs Leopold rechnend, der dem Magistrate schon seit länger grollte, beging es Unordnungen, und verklagte den Magistrat laut bei dem Herzoge. Sofort ließ dieser am 7. Juli 1408 den Bürgermeister Vorlauff und sechs Rathsmänner ergreifen, sie in das Gefängniß für gemeine Verbrecher, die Jupe genannt — ein im Mittelalter häufig

gangbarer Ausdruck für dergleichen Verließe — werfen, und vier Tage später den Bürgermeister nebst den Rathsmännern Ramperstorfer und Rock auf dem Schweinmarkte enthaupten. Der Bürgermeister Vorlauff sollte als der Zweite sein Recht erleiden; aber als Rathgeber und Anführer für die Sache des jungen Herzogs Albrecht, verlangte er, „der Vorlaufer in der That, wie dem Namen nach" zu seyn, und empfing den Todesstreich zuerst von der Hand des weinenden Scharfrichters. Die Güter der Hingerichteten zog Leopold ein, wobei er, wie es heißt, auch fremden Eigenthums nicht schonte. Das Volk aber, froh eines blutigen Triumphes, wählte einen neuen Bürgermeister und neue Rathsmitglieder, die ihm besser zu Sinne standen.

Diese harte Gerechtigkeitspflege, durch keine hinreichende Untersuchung begründet und einem Werke der Rachsucht nur zu ähnlich, lieferte Leopold's zahlreichen Gegnern neuen Vorwand. Mit gesteigerter Erbitterung erhoben sie sich wider ihn, und so schwer verdammte man die That, daß selbst aus Ungarn, Mähren und Böhmen Fehdebriefe an den Herzog ergingen. An der Spitze seiner Feinde standen sein Bruder Ernst und Herr Reinprecht von Walsee, Landeshauptmann ob der Enns, verbündet mit den mächtigen böhmischen Rosenbergen. Die Rechte des jungen Herzogs Albrecht V. mußten als Losung dienen. Das unglückliche Oesterreich wad zum Tummelplatze der ganzen Wuth des Krieges ausersehen. Aus den zahlreichen Burgen des Walseers brachen seine Mauern hervor, und suchten die Besitzungen der Anhänger Leopold's heim mit Feuer und Schwert. Nicht glimpflicher verfuhren diese mit den Gütern der Freunde Ernst's. Im Lande ob der Enns hielt des Walseers Kraft und Ansehen die Verwüstung mehr zurück; aber anderwärts machten Freibeuter, wie immer, sich die allgemeine Verwirrung zu Nutzen. Stuchs von Trautmannsdorf, seit Kurzem erst aus türkischer Gefangenschaft zurückgekehrt, dadurch verarmt und zerrüttet, gedachte sich von seiner Bedrängniß zu erholen, indem er in Ungarn einfiel, den Scharfenecker befehdete, und ihm Reichthümer und Menschen entriß. Dagegen verband sich der von Scharfeneck mit dem in Ungarn reichbegüterten Polen, Stibor von Stiborzicze; Beide brachen in Oesterreich ein, streiften von Marcheck bis zur Donau bei Wien, mordeten und knechteten die Einwohner und brannten Märkte und Dörfer nieder, daß die Lohe selbst die Hofburg zu Wien röthete. Vergebens rief der Herzog Leopold die Landherren zum

Beistande auf; ein Jeder hatte mit der eigenen Noth vollauf zu thun. Nur sein treuer Hardeck und der wilde Freibeuter Sokol folgten seinem Rufe. Söldner aus Mähren, Böhmen und Polen mußten helfen, und vermehrten, durch ihren Haß gegen die Deutschen, die Grausamkeit des Krieges. Sokol schwärmte mit seinen Räuberhaufen auf beiden Ufern der Donau im Lande unter der Enns umher, und brandschatzte vor Allen die wehrlosen Klöster, wo ihm der Sieg am leichtesten ward. Weit und schrecklich griff das Elend um sich, und die Brüder ließen nicht nach, sich in ihren Unterthanen gegenseitig zu verwunden.

Ein Herr von Stubenberg erbarmte sich zuerst des allgemeinen Jammers. Er bewog den verheerenden Stibor zu einem achttägigen Waffenstillstande, während dessen der Bischof von Freisingen und die Wiener Abgesandten Zeit gewannen, mit ihm völligen Frieden zu schließen. Nur behielt sich Stibor vor, die Fehde gegen Stuchs von Trautmannsdorf fortzusetzen, welcher Bruck an der Leitha für sechstausend Gulden vom Herzoge Leopold in Pfand hatte, und von dort aus die Umgegend beunruhigte. Ungarn, Böhmen und Polen, sammt neunhundert Männern aus Wien, schlossen Bruck ein und belagerten es; aber die in der Stadt machten einen scharfen Ausfall, tödteten den Ungarn viele Leute und machten zahlreiche Gefangene. Man mußte sich gütlich mit dem kecken Freibeuter vertragen; auf Bedingungen übergab Stuchs endlich den Platz.

Viele der Landherren waren allmälig des nutzlosen Kampfes müde geworden, und zogen sich zurück. Reinprecht von Walsee stand beinahe vereinzelt gegen Leopold unter den Waffen; aber er kämpfte fort, so tapfer, als unbeugsam. Zwar fielen seine Schlösser Rauheneck bei Baden und Senftenberg bei Krems, durch Verrath in feindliche Hände, Tuln und Herzogenburg mußten schwere Plünderung bestehen; aber St. Pölten hielt sich muthig, und so blieb der Walseer unbesiegt, obschon Leopold ihn von vielen Seiten angreifen ließ, und das Gebiet, mit ihm das Elend des Krieges dadurch erweiterte. Auf dem rechten Donauufer wüthete gegen die wallseeischen Besitzungen der grimme Sokol, welchem der Herzog Leopold Korneuburg zum Hauptquartiere angewiesen hatte. Den Wiener-Wald machte gleichzeitig der Burggraf von Mödling, Stickelberger, unsicher, der, ohne sich an eine Partei zu binden, auf eigene Faust den Krieg führte wider Alle, die Etwas zu verlieren hatten. Noch gräulicher ging es zu auf dem flachen

Lande, wo einheimische Räuber sich mit herbeigeströmten Räubern aus Böhmen, Ungarn und Polen in die schmähliche Arbeit theilten.

Aber eben darum, weil das Uebel auf den höchsten Punkt getrieben wurde, und Alle darunter litten, vereinigten sich endlich Alle, ihm ein Ziel zu setzen. Beide Parteien kamen überein, daß von jedem der vier Landstände vier Schiedsmänner zu Feststellung der Friedensbedingungen erwählt werden sollten. Könnten sich diese nicht vereinigen, so sollte der König Sigmund von Ungarn, und, im Falle dieser sich dessen weigere, der Burggraf Friedrich der Aeltere von Nürnberg, zum Obmann bestellt werden. Auch soll in der Urkunde ausgemacht worden seyn, daß der Bischof Berthold von Freisingen von dem Kanzlerposten und aus Wien, und der Schenk von dem Forstmeisteramte entfernt werden müsse. Hiernächst erfolgte ein Waffenstillstand mit Ungarn bis 24. April 1409, wozu Leopold bereitwillig die Hand bot.

Nicht so friedensgeneigt ließ sich der Herzog Ernst finden, der, unter dem Vorwande, für das Recht des minderjährigen Albrecht zu kämpfen, noch immer den Krieg schürte. Er bewog sogar den Herzog Heinrich von Baiern zu einer Kriegserklärung gegen Leopold. Sie kam jedoch nicht zum Vollzuge, weil alle Uebrigen zum Frieden drängten, und Ernst dem allgemeinen Bestreben endlich nachgeben mußte. Durch eine Urkunde vom 7. October trat er den Friedensverhandlungen ausdrücklich bei, die durch sechzehn Spruchmänner unter Obmannschaft des Königs von Ungarn zum Entscheid gebracht werden sollten. Dieselben sollten auch Recht sprechen in dem Streite über den Beisitz im Hofgerichte. Die Gefangenen sollten von beiden Seiten frei gegeben werden, doch unter der Bedingung, sich am 24. April wieder zu stellen. —

Die Wohlthat des Friedens, die mit diesem Waffenstillstande eintrat, hatte Oesterreich vorzüglich den Bemühungen des Bischofs Georg von Trient zu verdanken, den der Herzog Friedrich wegen eines Streites in Tirol zum Gefangenen gemacht und zu einer freien Haft nach Wien geschickt hatte, ein Verfahren, wodurch über Wien, wie über jede Stadt, in welcher man einen Bischof gefangen hielt, das Interdict verhängt worden war.

Im Januar 1409 versammelten sich die vier Stände; die Schiedsrichter vereinigten sich über manche Punkte, und überließen die anderen dem Könige von Ungarn zur Entscheidung, welch' Letzterer am 13. März zu Ofen den Ausspruch that: „daß die Herzoge Leopold und Ernst, früherem Uebereinkommen gemäß, gemeinsam die Vormundschaft über den minderjäh-

rigen Herzog Albrecht zu führen hätten, jedoch sollten beide Vormünder sich nach dem früheren Ausspruche der Stände richten, und von diesen, Einer wie der Andere, die Huldigung empfangen. Welcher von den beiden Vormündern von jenen Bestimmungen abweicht, dem sind die Stände zu keinem weitern Gehorsam verbunden. Beide haben die Einkünfte des väterlichen Erbes mit einander zu theilen, eben so die fünftausend Pfennige, welche Leopold jährlich für die Vormundschaft empfing. Für den Herzog Albrecht sey mit Zuziehung der Stände sogleich eine Hofhaltung anzuordnen, auch Herzog Ernst's Einkünfte als Vormund zu bestimmen, die er jedoch mit seinem Bruder Leopold zu theilen habe. Ueber Herzog Albrecht's Einkünfte soll Rechnung abgelegt und Untersuchung gepflogen werden. Was beide Theile einander im Kriege abgenommen, haben sie zurückzustellen; alle Gefangene sind gegen Urfehden freizugeben; alle Unbill ist verziehen, kein Ersatz weiter anzusprechen."

Dieser Spruch änderte und besserte wenig mehr, als daß er dem leidigen Kriege ein Ende machte. Der Herzog Ernst blieb im Mitbesitze der Vormundschaft und ihrer Vortheile; von der abgeforderten Rechnungsablegung aber scheint Leopold keine weitere Kenntniß genommen zu haben.

Der Friede kam zur höchsten Zeit, denn nirgend wäre bald mehr Sicherheit zu finden gewesen, und der Trotz wie die Macht der Freibeuter hatte dergestalt zugenommen, daß sie der gesetzlichen Gewalt Hohn sprechen konnten, und man mit ihnen Vergleiche schließen mußte, um nur Ruhe vor ihnen zu haben. So geschah es mit dem Raubgesellen Johann Laun, der, weil man ihn an dem Lösegelde für die bei Burkersdorf von ihm bübisch niedergeworfenen Abgesandten verkürzt hätte, den Wienern förmliche Fehde ansagte; eben so mit dem ungarischen Parteigänger, Kaspar von Schwambsteig, der, wegen aus Ungarn nach Wien geflüchteter Schätze, die der Herzog Leopold sich zugeeignet, dem Lande Oesterreich den Krieg erklärte. Wie schwach und unausreichend waren die gesetzlichen Mittel eines Zeitalters, in welchem Räuber und Verbrecher einem ganzen Lande Bedingungen vorschreiben konnten; wie stark zu schnöder Gewaltthat, und wie kraftlos im guten Rechte! Scharfes Standrecht (Geraun), vom Landmarschall Hartneid von Pottendorf mit unnachsichtlicher Strenge und mit Nachdruck der Waffen vollzogen, brach endlich den Uebermuth der Frevler, und stellte die Sicherheit im Lande wieder her.

War auch der äußere Friede zwischen den Brüdern Leopold und Ernst besiegelt, ihre Herzen hatten doch auf immer mit einander gebrochen. Der Vertrag, welchen Ernst mit seinem anderen Bruder Friedrich schloß, und worin er ihn für seinen Todesfall zu seinem Erben an Land und Leuten diesseit und jenseit des Arls, wie auch aller fahrenden Habe einsetzte, ohne Leopold's dabei zu gedenken, verräth seine Gesinnungen hinlänglich. Nur die beiderseitige Geldnoth vermochte die Brüder zu gemeinsamen Maßregeln zu vereinigen. Der herzogliche Hausschatz wurde von ihnen getheilt, und zwar nicht, wie sich geziemt hätte, in zwei Theile, deren einer dem Herzoge Albrecht, der andere den herzoglichen Oheimen zugefallen wäre, sondern in vier, davon jeder einen für sich nahm.

Der König Sigmund legte, nachdem er Oesterreich den Frieden vermittelt, auch in anderer Weise seine liebevollen Gesinnungen für den, seiner Fürsorge so dringend empfohlenen, jungen Herzog Albrecht an den Tag, indem er am letzten September 1409 zu Ofen die Erbverbrüderung Karl's IV. vom 26. März 1366 für den Fall erneuerte, daß nach dem Ableben seines Bruders, des Königs Wenzel, und seines Vetters, des Markgrafen Jodocus, dessen Länder, Böhmen und Mähren, ihm zufallen sollten. Da Wenzel und Jodocus keine Kinder, Sigmund nur eine Tochter hatte, so waren damit für den Herzog Albrecht herrliche Aussichten eröffnet.

In Tirol hatte der Herzog Friedrich mittlerweile einen schweren Stand gehabt, und seine Geldverlegenheiten verwehrten ihm, sich Luft zu schaffen. Der Antheil, den er von dem Hausschatze entnommen, gab ihm wieder einige Mittel an die Hand, und mit besseren Hoffnungen eilte er nach Tirol zurück, in dessen südlichem Theile er große Gährung vorfand. Den Bischof Georg von Trient hatte er zwar nach Wien in Haft geschickt, aber die Lande dieses Kirchenfürsten waren damit nicht beruhigt, weil die vom Herzoge dort eingesetzten Befehlshaber, Heinrich von Rotenburg und Johann von Annenberg, ihre Gewalt mißbrauchten. Es ward nöthig, die Rückkehr des Bischofs in seinen Sprengel zu veranlassen, schon um das Interdict aufzuheben, welches seine Gefangenschaft über Wien gebracht hatte. In Schwaz trat ein Schiedsgericht zusammen, um die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge Friedrich und dem Bischofe Georg auszugleichen, und entschied am 19. October 1409: „der Bischof sey freizulassen, und habe dafür den Kirchenbann aufzuheben. Dem Herzoge sollte das Schloß Persen nebst allem Zugehör und den Pfandbriefen, dagegen

aber das Schloß Buon Consiglio zu Trient dem Bischofe übergeben werden, welcher sowohl für dieses, wie für Riva, Tann und alle anderen Schlösser, den Herzog als Voigt des Hochstifts anzusehen habe. Der Herzog sollte ihm Silva abtreten. Für die Hälfte der vom Herzoge berechneten 30,000 Gulden Kriegskosten sollten die Geräthschaften zu Persen angerechnet, über die andere Hälfte später vom Bischofe entschieden werden. Dreitausend Mark Silbers sollte als Strafe erlegen, wer gegen solchen Schiedsspruch handeln würde."

Darauf kehrte der Bischof nach Trient zurück. Als aber der Spruch zur Vollziehung kommen sollte, wurde ausgesprengt, der Bischof habe dem Herzoge Friedrich nach dem Leben getrachtet, und Letzterer benutzte dies, den ganzen Schiedsspruch, der seinen Beifall nicht hatte, rückgängig zu machen. Zwar kehrte man bei einer Zusammenkunft zu Botzen zu der früheren Einigung zurück; als jedoch die Rede auf das Recht des Erbvoigts kam, und der Herzog das Verlangen stellte: daß demselben, nach Abgang eines Bischofs, alle Beamten des Bisthums gehorsam seyn sollten, brach Heinrich von Rotenburg, der zugleich auch Hauptmann des Bischofs, mithin in dessen Vortheil verflochten, nebstbei auch der mächtigste Landherr in Tirol war, in die Worte aus: „Wenn der Bischof Solches einginge, würde er seine Partei verlassen; denn auf diese Art würden, was eben so ungeziemend, als gegen alles Recht, die Bischöfe nach Willkür der Herzoge und der Lehensleute gewählt werden." —

Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen, und der Bischof floh zu seinem Hauptmanne und Anhänger, dem Rotenburger. In Trient entstand heftiger Aufruhr; der von Rotenburg bewältigte ihn, und ließ die Freunde des Herzogs, den er und der Bischof für den Anstifter dieser Unruhen ausgaben, in mehren Plätzen festnehmen, ihres Eigenthums berauben, ja Einige sogar hinrichten. Mehre angesehene Edle, so die von Thun, von Goldeck und von Arz, schlugen sich auf des Rotenburgers Seite, der, als fürstbischöflicher Hauptmann, nunmehr dem Herzoge als offener Feind entgegentrat, und ihm mit den Waffen die Bedingungen des Friedens mit dem Bischofe vorzuschreiben entschlossen schien. — Doch auch der Herzog rüstete kräftigst, und Heinrich von Rotenburg, der sich der Macht des Herzogs nicht gewachsen fühlte, sah sich nach entscheidenderem Beistande um. Nachdem der Graf von Görz ihm die angesprochene Hilfe abgeschlagen, eilte er nach

Baiern, stimmte die Herzoge, Stephan zu Ingolstadt, und Ernst und Wilhelm zu München, gegen den Herzog Friedrich, und brachte durch Versprechungen die Herzoge Stephan und Wilhelm endlich dahin, daß sie den Herzogen Ernst und Friedrich den Krieg erklärten, und an der Spitze einer Kriegsschaar gegen Tirol vordrangen. Bei Rattenberg erwartete sie der Rotenburger. Sie beabsichtigten, die Salzwerke zu Hall zu besetzen. Weil aber die Brücke bei Volders abgetragen und der Inn angeschwollen war, legten sie sich vor die Burg Matzen. Diese wurde jedoch durch Ulrich von Freundsberg sieben Wochen lang tapfer vertheidigt, bis der Herzog Friedrich, durch seinen Bruder Ernst, noch mehr aber durch die treuen Städte Innsbruck und Hall unterstützt, stark genug war, dem Feinde gegenüber eine Stellung bei Trotzberg einzunehmen. Darauf kam es zu Unterhandlungen, und am 3. September 1410 wurde zu Rattenberg und Hall zwischen den baierischen Herzogen und den Herzogen Ernst und Friedrich ein Waffenstillstand auf ein Jahr abgeschlossen, der nach und nach auf fünf Jahre ausgedehnt wurde. Heinrich von Rotenburg stand nun wieder verlassen; seine und seiner Anhänger Güter und Burgen waren von den Treuen des Herzogs überfallen und zum Theil erobert worden, und ihm blieb nur übrig, sich zu unterwerfen. Aber bevor er noch dazu kam, wurde er, wahrscheinlich durch Verrath, gefangen, und nur gegen Urfehde später wieder entlassen. Er wurde in Anklagestand versetzt, und der Herzog Friedrich entschied gegen ihn: daß er ohne Verzug Fridberg, Leuchtenburg, Castelfund, Cauaw und alle Gerichte, die er auf dem Rons besitze, dann Segonzan und die neu erbaute Bastei im Sulsthal, nebst allen Gefangenen zu übergeben habe. Nach einigem Weigern unterwarf sich der Rotenburger zu Anfang des Jahres 1411 diesem Spruche, und ward seiner Haft ledig, starb aber bald darauf, wie es heißt, an Gift.

Nach der Unterwerfung und Demüthigung des Rotenburgers war der Bischof Georg von Trient aller Mittel beraubt, dem Herzoge Friedrich, welcher durchaus strebte, seine Voigteigewalt in eine wirkliche Herrschaft zu verwandeln, längeren Widerstand zu leisten. Der am 29. Juli 1410 vom Herzoge Ernst zu Hall gefällte Schiedsspruch lautete: daß das Hochstift sich den drei herzoglichen Brüdern, als seinen rechten Voigten, verschreiben müsse, und nach langem Besinnen entschloß sich endlich am 9. December der Bischof, dem Herzoge Friedrich die Besitzungen des Bisthums zu übergeben, mit Vorbehalt aller geistlichen Rechte, die er durch einen Suffragan

verwalten lassen würde, und gegen eine Jahresrente von tausend Ducaten. Versuche, die der Bischof aus der Ferne unternahm, um das Aufgegebene wieder zu gewinnen, schlugen fehl. Tirol war beruhigt, und Herzog Friedrich's Herrschaft in diesem Lande befestigt und in ihrem Umfange erweitert. Zu gleicher Zeit gelang es auch dem Herzoge Friedrich, das Rheinthal wieder zu erobern. Nachdem seine Gemalin Elisabeth, Tochter des Königs Ruprecht, am letzten Tage des Jahres 1408 verstorben war, ohne ihm Leibeserben zu hinterlassen, vermälte er sich zu Pfingsten 1410 mit Anna, der Tochter des Herzogs Friedrich von Braunschweig.

Im deutschen Reiche waren inzwischen mancherlei Veränderungen vorgefallen, von denen jedoch nur einige auch auf Oesterreich Bezug hatten. Der machtlose König Rupprecht starb im Mai 1410, und der zwiespältige Rath der Kurfürsten erwählte im September zwei römische Könige: den König Sigmund von Ungarn und den Markgrafen Jodocus von Mähren. Schon drohte neue Fehde zwischen den blutsverwandten Gegenkönigen; da machte am 8. Januar 1411 des Jodocus Tod dem Zwiste ein Ende. Nach ihm wurde Sigmund einhällig als deutsches Reichsoberhaupt anerkannt, und für Oesterreich entsprang aus beiden Ereignissen der Vortheil, daß es an Jodocus einen unruhigen, gefährlichen Nachbar verlor, in dem neuen Reichsoberhaupte einen schon bewährten Schützer und Gönner gewann. Auch der Tod des vielgehaßten Bischofs Leopold von Freisingen, im August 1410, lösete manche Verwirrung und zerstreute manche Faction.

Bei den stäten Kriegen und Zerwürfnissen konnte für das innere Heil der Länder wenig gethan werden. Um dem Umsichgreifen der ausländischen schlechten Münze zu wehren, die, bei dem Mangel an inländischer, in Masse hereinströmte, verbot der Herzog Leopold, als Regent in Oesterreich, fremde Münzen in das Land zu bringen, oder Handel damit zu treiben. Nur den Münzern stand das Geldwechseln und Silbereinkaufen zu; Anderen war es untersagt, sobald die Summe weniger als zehn Gulden betrug. Den Juden wurde aller Unterkauf verboten, außer mit ihren Pfändern.

Im Jahre 1410 kam auch Hieronymus von Prag, der Gefährte und Glaubensgenosse des Johann Huß, nach Wien, und begann sofort wiklefitische Lehren zu verbreiten und Anhänger zu werben. Seine fertige Dialektik, der Reiz der Neuheit und die Versuchung, die Wachsamkeit der geistlichen Oberaufsicht zu täuschen, führte ihm in Wien manche Schüler zu. Als der Passauer

Official in Wien, Andreas von Grillenberg, Kunde davon erhielt, gebahrte er sich sogleich als Inquisitor, verfuhr, der damaligen Sitte gemäß, gegen die erklärten Ketzer nach den bestehenden strengen Vorschriften, und ließ mehre derselben, wie auch des Irrglaubens Verdächtige, einkerkern. Manche entsagten der Ketzerei, und der Magistrat wollte sie, als Gebesserte, wieder in Freiheit setzen. Der eifernde Official gab dies nicht zu, und als die um ihr Gutachten befragte Universität dem Magistrate beipflichtete, wurde sie selbst von dem Official hart verschrieen, als ob sie der Ketzerei Vorschub leistete. Auch den Hieronymus von Prag berief Letzterer vor sein geistliches Gericht. Er stellte sich, wurde überwiesen, Irrlehren verbreitet zu haben, und gelobte, auf jeden ferneren Ruf vor dem geistlichen Gerichte zu erscheinen, Wien aber, bei Strafe des Meineides und höheren Kirchenbannes, nicht zu verlassen. Aber ehe noch sein Urtheil gesprochen wurde, entwich er von Wien nach Mähren. Er wurde durch eine am Kirchenthore bei St. Stephan angeheftete Citation abermals aufgefordert, und da er nicht erschien, des Verbrechens des Meineides, der Strafe des Kirchenbannes und des sehr wahrscheinlichen Verdachts wiklefitischer Ketzerei schuldig erklärt, daher männiglich vor seinem Umgange gewarnt, auch, um die weitere Verbreitung solcher Irrlehren zu hemmen, die Bischöfe angewiesen, jenes Erkenntniß in allen Kirchen ihrer Diöcesen öffentlich bekannt zu machen.

Im August 1410 brach in Wien, wie überhaupt in Oesterreich, eine mörderische Seuche aus, welche bis in den Anfang des folgenden Jahres hinein wüthete und Tausende in die Gruft hinabstieß. Auf dem Kirchhofe zu St. Stephan allein wurden täglich an achtzig Leichen beerdigt, und oft noch mehr. Als es an Raum gebrach, erhielten die Klöster die Befugniß, innerhalb ihrer Ringmauern Alle begraben zu dürfen, deren Hinterlassene darauf antragen würden. Mehr als tausend Studenten erlagen dieser gräulichen Pest.

Der junge Herzog Albrecht wurde, um ihn aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen, nach dem Schlosse Starhemberg, nordwestlich von Neustadt, geführt. Wahrscheinlich knüpften seine Anhänger bereits damals besondere Absichten an diese Veränderung seines Aufenthaltes, denn der Tag seiner Volljährigkeit war nahe. Endlich erschien dieser Tag, der 24. April 1411. Aber gleichwohl trafen die Herzoge Leopold und Ernst keine Anstalten, die Vormundschaft niederzulegen. Da hielten Albrecht's

Treue es an der Zeit, geeignete Schritte zu thun. Reinprecht von Walsee und Leopold von Eckartsau bewerkstelligten, daß Schloß Starhemberg sammt dem Herzoge Albrecht ihnen übergeben wurde, und führten nunmehr ihren jungen Gebieter auf Umwegen über die Donau nach Eggenburg. Hieher beriefen sie die Landstände, um zu berathschlagen, auf welche Weise der, laut früherer Satzung jetzt als volljährig zu betrachtende Albrecht in die Regierung eingesetzt, und die Vormundschaft beendigt werden könnte. Die Versammlung war noch beisammen, als die Nachricht eintraf, Herzog Leopold IV. sey am 3. Juni 1411 in Wien plötzlich vom Tode hingerafft worden. Ob das Aufbrechen einer früheren Wunde, die er sich einst bei'm jähen Spannen einer Armbrust beigebracht und schneller, als räthlich, hatte zuheilen lassen, ob ein Schlagfluß aus natürlichen Ursachen, oder aus Zorn über den Zweck der ständischen Verhandlungen zu Eggenburg, dem Leben des rüstigen, erst vierzigjährigen Mannes so schnell ein Ziel gesetzt, ist unermittelt geblieben.

Leopold, zu Härte und Willkür geneigt, und Urheber verderblicher Kriege, war wenig geliebt. Sein Tod wurde daher auch wenig beklagt, und war unter den waltenden Umständen von doppelter Wichtigkeit, denn nun war nur noch Einer, der Herzog Ernst, übrig, der sich die Vormundschaft anmaßte, und dem sie abgenommen werden mußte. Auch ließ Leopold's kinderloser Hintritt in keiner Beziehung neue Zwistigkeiten um sein Erbe befürchten.

Auf die Kunde von Herzog Leopold's Tode waren die zu Eggenburg versammelten Stände sofort bedacht, den jungen Herzog Albrecht nach Wien zu führen, wohin ihn auch sein Oheim, der Herzog Ernst, in einem freundlichen Briefe einlud. Am 6. Juni hielt Albrecht seinen feierlichen Einzug in Wien, wo er von Alt und Jung mit großem Jubel empfangen wurde; denn Alles war froh, daß die Regierung Vieler jetzt ein Ende nehmen solle, und man nun wieder wisse, wer eigentlich Herr sey in Oesterreich. Nur seine Oheime, Ernst und Friedrich, freuten sich dessen nicht; sie machten vielmehr Versuche, die Vormundschaft noch bis zu Albrecht's erfülltem sechzehnten Jahre zu verlängern. Dem aber widersetzten sich die Stände kräftig, und um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, stellten sie dem jungen Herzoge Männer an die Seite, deren Ergebenheit und Treue eben so bewährt war, als ihre Erfahrung und ihr Muth. Namentlich wurde Reinprecht von Walsee zum Obersthofmeister, Pilgrim von Puchaim zum Landmarschall bestellt.

Als die Herzoge Ernst und Friedrich ihre Plane auf die Vormundschaft gescheitert sahen, waren sie ihres Unmuthes nicht länger Meister. Von Hintberg aus, wo sie sich aufhielten, ließen sie die Straßen nach der Hauptstadt unsicher machen, und bis in die Vorstädte hinein Streifzüge unternehmen. Aber Reinprecht von Walsee zog böhmische und baierische Truppen an sich, und wehrte die Wegelagerei so nachdrücklich ab, daß Ernst und Friedrich sich in Hintberg nicht länger halten konnten, sondern, Groll im Herzen, fort nach Neustadt zogen, und ihre Rache an Reinprecht's Gütern in Steyermark kühlten, die sie heftig befehdeten, wogegen Reinprecht die Festungen des Herzogs Ernst anfiel, und ihm schweren Schaden zufügte. Da dies Alles zu keinem Ziele führen konnte, so beurkundete Ernst endlich, sich dem Schiedsspruche des römischen und ungarischen Königs Sigmund unterwerfen zu wollen. Ehe noch dieser Spruch erfolgte, erklärte der König am 7. October 1411, den Herzog Albrecht, als Sohn seines Freundes, der ihm solchen noch auf seinem Sterbelager empfohlen, zum künftigen Gemale seiner damals erst zweijährigen Tochter Elisabeth. Hiermit waren dem jungen Herzoge die glänzendsten Aussichten zur Vergrößerung seines, durch Theilungen und Uneinigkeiten geschwächten Hauses eröffnet; denn Elisabeth war für den Fall, daß Sigmund keine Kinder mehr bekäme, durch die ungarischen Großen zur Erbin des Reiches erklärt, und auch der König Wenzel von Böhmen hatte keinen anderen Erben, als seinen Bruder Sigmund. So strebten also beide herrliche Königreiche, Ungarn wie Böhmen, der Vereinigung mit Oesterreich zu.

Am 30. October fällte der König Sigmund auf der Burg zu Ofen sein schiedsrichterliches Urtheil über die Vormundschaft in Oesterreich. Herzog Albrecht ward derselben enthoben, auf den Grund aller früheren Satzungen, welche die Dauer der Minderjährigkeit bis 24. April 1411 festgestellt hatten, und nach dem gemeinen Landrechte in Oesterreich, das vierzehn Jahre zur Volljährigkeit bedinge. In Gemäßheit der von Herzog Albrecht III. mit dessen Bruder Leopold getroffenen Uebereinkünfte sey Albrecht V. nunmehr Erbe und Regierer Oesterreich's und des Landes ob der Enns, welche Fürstenthümer der Herzog Ernst ihm zu übergeben habe; nur die, Letzterem verpfändete Stadt Steyer habe derselbe bis zu ihrer Auslösung zu behalten. Da der Herzog Ernst mit Reinprecht von Walsee Frieden zu schließen wünscht, und Letzterer gleiches Verlangen hegt, so sollen beide Herzoge ihre

Vasallen von weiterer Feindseligkeit abhalten. Dem Herzoge Ernst sollen die für Vormundschaft und Zehrung noch rückständigen Beträge ausbezahlt werden; dagegen hat er dem Herzoge Albrecht die Schlösser Gutenstein, Potenstein, Larendorf, Hintberg, Kirchlingen und den Hof zu Uteldorf, ingleichen die Häuser in Wien und alle in dessen Kanzlei gehörigen Bücher und Briefe zurückzustellen. Auch hört er, laut früherem Versprechen, auf, den Anhängern Herzog Albrecht's ungnädig zu seyn. Die von Albrecht erhobenen Ansprüche auf 36,500 Pfund Wiener Pfennige, die während der Vormundschaft widerrechtlich verausgabt worden seyn sollen, mögen durch genaue Rechnung untersucht, und das richtig Befundene erstattet werden.

Dieses mit aller Ruhe und Unparteilichkeit geschöpfte Urtheil des Königs hatte gleichwohl Herzog Ernst's Beifall so wenig, daß er nach Steyermark ging, dort den Krieg gegen Reinprecht von Walsee eifrig fortsetzte, und denselben aller Lehen verlustig erklärte, die er, wie auch alle zu machenden Eroberungen, im voraus seinem Bruder Friedrich übertrug, um diesen desto fester an sich zu ziehen. Auch gab er Letzterem Vollmacht, ein Bündniß mit der Republick Venedig einzugehen, die dazumal in offener Feindschaft mit Sigmund sich befand, näherte sich dem Könige Wladislaw von Polen, in welchem er einen Schiedsrichter zwischen sich und dem römisch-ungarischen Könige zu gewinnen hoffte, und schloß am 24. Februar 1412 mit ihm, wie auch mit dem Großfürsten Alexander von Lithauen, ein Schutz- und Trutzbündniß wider Jedermann. Nicht minder suchte er den König Wenzel von Böhmen wider Albrecht und Sigmund aufzureizen. Um diesen Anschlägen zu begegnen, errichteten am 6. Juni der König Sigmund und der Herzog Albrecht ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze, wobei der König, in edler Selbstverläugnung, Albrecht's Beistand wider Ernst nur für den Fall in Anspruch nahm, wenn die Feindseligkeit die Vormundschaft zum Gegenstande habe. Ernst ging, nachdem er sich in Ofen mit dem eben dort anwesenden Könige Wladislaw besprochen und von ihm die Zusage erhalten hatte, daß binnen achtzehn Monaten der Zwist mit Sigmund durch einen neuen schiedsrichterlichen Ausspruch beigelegt werden sollte, nach Krakau, um mit eigenen Augen sich zu überzeugen, ob der allgemeine Ruf von der unvergleichlichen Schönheit der Prinzessin Cimburg, Tochter des Herzogs Ziemowit von Masowien, nicht zu viel gesagt habe. Um unerkannt zu bleiben, kam er verkleidet an, wurde jedoch erkannt, mit großen Ehren aufgenommen

und mit Cimburg getraut, die, eben so schön als riesenkräftig, mit einer Hand beladene Wagen fortgezogen, mit der anderen Hufeisen zerbrochen haben soll.

Albrecht, von verständigen Rathgebern geleitet und in der Wahl derselben glücklich, bewies, ungeachtet seiner Jugend, viel Umsicht und Scharfsinn. Er ergriff zweckmäßige Mittel, um die Wunden zu heilen, welche Krieg und Zwiespalt dem Lande geschlagen. Die Gemüther waren während der langen Unruhen verwildert; es bedurfte entschiedenen und strengen Eingreifens. Der Herzog schrieb eine Steuer aus, um Söldner in seine Dienste zu nehmen, und das herumziehende Gesindel, wie auch die Raubritter, im Zaume zu halten. Gegen Betrüger und Fälscher erging ein schweres Strafgericht. Der Ritter Truchseß von Grues und der herzogliche Knappe Trachter starben auf dem Scheiterhaufen, weil sie Urkunden zu fälschen gewagt. Dadurch wurde die Sicherheit wieder hergestellt, und ein Rechtszustand gegründet, wie man ihn seit lange nicht gekannt hatte. Alles freute sich dieser lange entbehrten Wohlthat, und pries die Weisheit und Gerechtigkeit des fürstlichen Jünglings. Mit Mähren wurde ein Uebereinkommen getroffen, durch welches alle Gränzfehden bis St. Georgstag 1416 ausgesetzt bleiben sollten. Endlich schien auch die feindselige Stellung der herzoglichen Oheime sich zum Guten wenden zu wollen. Dem Könige Sigmund machte sein Krieg gegen Venedig den Frieden auf anderer Seite doppelt wünschenswerth. Er kam mit dem Herzoge Friedrich an der Etsch zusammen, und ernannte ihn zu einem Schiedsrichter seiner Mißhälligkeiten mit Ernst, womit Letzterer sich einverstanden erklärte. Zudem versprach der König dem Herzoge Ernst, ihn bis 29. September 1413 mit Reinprecht von Walsee zu vergleichen, und machte diesem bis dahin den Frieden zur Pflicht, wogegen die herzoglichen Brüder binnen solcher Zeit ebenfalls nichts Feindliches gegen denselben zu unternehmen gelobten. Der Waffenstillstand wurde bis 24. April 1414 bestimmt, dann aber bis eben dahin 1415 verlängert, und durch den Herzog Albrecht später zu einem vollkommenen Frieden erhoben.

Die Kirche bot damals ein Bild der traurigsten Zerrissenheit, und wer, von den weltlichen Wirren der Zeit hinweg, seinen Blick dorthin zu wenden hoffte, von wo aus Allen die Ruhe und der Frieden verheißen ist, der begegnete nur noch ärgerem Kriege und Zwiespalte, aber keinem Troste. Zwei Päpste, Gregor XII. und Benedict der XIII., waren gleichzeitig gegen einander

aufgestanden. Jeder behauptete, der Rechtmäßige zu seyn, und verfolgte den Anderen mit seinen geistlichen, und, wo es anging, auch mit weltlichen Waffen. Zwar erklärte Gregor, daß er, treu seinem, vor seiner Erwählung geschworenen Eide, seine Würde niederzulegen bereit sey, wenn sein Gegenpapst in Avignon sich zu Gleichem verstehe, und wirklich nahm Benedict den Antrag an. Aber von der dieserhalb zu Savona angesetzten Zusammenkunft der Päpste blieb Gregor aus, und endlich hielt Beide die Furcht vor gegenseitigem Verrathe ab, sich einander persönlich zu nähern. So drohte denn Alles bei'm Alten zu bleiben. Die zwei Päpste hatten durch ihr Benehmen so allgemeine Mißbilligung erregt, daß die meisten Cardinäle von einem wie von dem anderen abfielen, und ein Concilium in Pisa ankündigten, das Gregor vergebens zu hintertreiben suchte, und welches auch von der Universität zu Wien durch zwei Abgeordnete beschickt wurde. Es nahm am 25. März 1409 seinen Anfang, trotz aller Gegenbemühungen der beiden Päpste. Das Concilium sprach die Absetzung Beider aus, und erhob am 26. Juni Alexander V. auf den Stuhl Petri. Die christliche Welt hatte nunmehr, da die beiden früheren sich nach wie vor als Päpste gebahrten, gar drei Oberhäupter, statt eines einzigen, und die Verwirrung nahm nur zu, statt ab. Papst Alexander starb schon am 3. Mai 1410, und seine Stelle wurde sofort durch Johann XXIII. ersetzt. Nun erneuerten sich die vorigen ärgerlichen Auftritte zwischen den drei Päpsten. Der leidenschaftliche Gregor zumal sprach über seine Nebenpäpste und deren Anhänger die Verdammniß aus, verhieß Allen, die wider den Papst Johann die Waffen ergreifen würden, vollkommene Vergebung der Sünden, und zählte alle Völker von dem Gehorsam gegen ihre Landesfürsten los, wenn diese einem anderen Papste, als ihm, anhängen würden; wogegen Johann seine Gegenpäpste, Gregor und Benedict, für Ketzer erklärte. Parteien erstanden für und wider. Der König Ladislaus von Neapel, vorher ein Anhänger Gregor's, verließ diesen, zwang ihn zur Flucht von Gaeta nach Rimini, und trat um eine hohe Summe auf die Seite Johann's. Aber bald darauf auch Letzterem abtrünnig, überfiel er Rom, und nöthigte den Papst Johann, sich durch schnelle Flucht nach Florenz zu retten. Dieser ließ sofort in der ganzen christlichen Welt einen Kreuzzug gegen ihn predigen, als gegen einen Ketzer und Feind der Kirche. Eine solche Kreuzbulle wurde auch der Universität zu Wien übersendet, zur Nachachtung für die Herzoge. Der Herzog Albrecht wich jedoch dieser

päpstlichen Aufforderung stillschweigend aus, und obschon die Universität dieserhalb von päpstlicher Seite einer strafbaren Gleichgiltigkeit gegen die Sache der Kirche, ja sogar ketzerischer Grundsätze beschuldigt wurde, so erregte diese Kreuzbulle doch keine Unruhen in Oesterreich, während in dem benachbarten Böhmen durch Huß und seinen Anhang der kirchliche Himmel sich blutig röthete. Um dem Zwiespalte ein Ziel zu setzen, und zugleich der bedrohlichen Ketzerei in Böhmen zu begegnen, veranstaltete der König Sigmund mit dem geflüchteten Papste Johann eine Zusammenkunft in Lodi, und bewog ihn, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Konstanz auszuschreiben, die am 1. November 1414 ihren Anfang nehmen sollte. Dieselbe sollte nicht nur der unseligen Spaltung der Kirche durch drei gleichzeitige Päpste ein Ende machen, sondern auch über die Lehre Huß'ens, die nicht nur der Hierarchie, sondern auch selbst manchem Glaubenssatze den Umsturz drohte, ein entscheidendes Urtheil fällen, wozu bloße Synoden nicht hinreichend waren. Einladungen zu diesem Concilium ergingen auch an den Herzog Albrecht und an die Wiener Hochschule.

Mit sichtbarer Scheu begab sich der Papst Johann zu jenem Concilium, das, wie er wohl einsah, auch für seine eigene Stellung verhängnißvoll werden konnte. Nur die Zusage König Sigmund's: daß die Ausübung seiner päpstlichen Vorrechte ihm in Konstanz ungeschmälert verbleiben sollte, ingleichen die Versicherung dieser Stadt: daß er mit gebührender Ehrfurcht empfangen, als der einzig wahre Papst behandelt, und bei seiner Freiheit, dort zu bleiben oder abzureisen, geschützt werden sollte — erhielt seinen Muth einigermaßen aufrecht. Er traf auf seiner Hinreise am 15. October in Meran mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich zusammen, ernannte denselben zum obersten Feldherrn aller päpstlichen Truppen mit einem Jahresgehalt von sechstausend Ducaten, erhob ihn zu seinem Rathe, und ließ sich von ihm den Eid treuer Ergebenheit schwören. Friedrich gab ihm sicheres Geleite nebst der Versicherung, ihn nicht nur auf der Reise, sondern auch in Konstanz zu schützen, und auf sein Verlangen aus Konstanz wieder fortzuführen. Er ahnete wohl nicht, welche verderbliche Verbindlichkeit er hiermit übernahm, und wie wenig sie seinem Schützlinge nützen sollte. Am 28. October hielt der Papst mit außerordentlicher Pracht seinen Einzug in Konstanz, eröffnete am 5. November feierlich das Concilium, und hielt am 16. die erste öffentliche Sitzung. König Sigmund ließ sich jetzt erst die Kaiserkrone aufsetzen.

Die Untersuchung gegen Huß nahm zunächst die Thätigkeit des Conciliums in Anspruch. Trotz des vom Könige Sigmund verbrieften sicheren Geleites, durch welches der von dem Concilium vorgeladene Huß auf der Hin- und Zurückreise vor allen Gefahren seiner Person und Habe geschützt werden sollte, war er doch bald nach seiner Ankunft in Konstanz, nach einem Versuche zur Flucht, den ihm seine bedenkliche Lage eingab, festgenommen und Anfangs in dem vom Papste bewohnten Palaste, dann im Dominikanerkloster verhaftet worden. Als König Sigmund, der damals noch nicht in Konstanz angekommen war, davon Kunde erhielt, war er sehr ungehalten, daß man wider sein Wort und Geleite gehandelt, und befahl seinen Botschaftern, sogleich auf Huß'ens Freiheit zu dringen, im Weigerungsfalle aber dessen Kerker zu sprengen. Zwar verschob man diesen Schritt, der Aufsehen gemacht haben würde, bis zu Sigmund's Ankunft; aber der Ritter Chlum, einer der Begleiter, welche der König Wenzel von Böhmen dem Huß mitgegeben hatte, protestirte durch öffentlichen Anschlag wider des Vorgeladenen Verhaftung. Sigmund, der am Weihnachtstage in Konstanz eintraf, forderte ebenfalls Huß'ens schleunige Losgebung; aber die Abgeordneten der versammelten Väter baten ihn dringend, die Freiheit des Concils in Untersuchung der Glaubensangelegenheiten des Huß nicht zu hindern; auch habe das gegebene sichere Geleite sich nur auf Huß'ens Hin- und Herreise, nicht auf dessen Aufenthalt in Konstanz bezogen. Gäbe man ihn frei, so würde er noch mehr ermuthigt werden, ketzerische Lehren zu verbreiten und dem Concilium Hohn zu sprechen. Diese Vorstellungen, von ähnlichen wahren und Scheingründen unterstützt, stimmten den König nachgiebig; er ließ zu, daß Huß in seiner Haft verbleibe, befahl jedoch, dem Willen des Papstes entgegen, die Untersuchung aufzuschieben, vielleicht in der Hoffnung, bei gelegener Zeit mehr für die Erfüllung des freien Geleites thun zu können. Viele, selbst Auswärtige, drangen in den König, keine Schonung gegen den Irrlehrer zu üben; vornehmlich rügte es der König Ferdinand von Aragonien in einem ziemlich beißend abgefaßten Briefe: daß Huß schon so lange festsitze, und noch immer nicht abgeurtheilt sey, und forderte den König auf, dem Ketzer kein Mitleiden angedeihen zu lassen, sondern ihn auf der Stelle zu tödten, und den Anordnungen Gottes zu gehorchen.

Des Königs anfängliche Schonung für Huß, sein Befehl, dessen Kerker zu erbrechen und die Untersuchung zu vertagen, hatte die Empfindlichkeit

des Papstes erregt, die sich auch ziemlich unverhohlen zu erkennen gab. Von allen Seiten zur Strenge aufgefordert, wankte der König allmälig in seinem ersten Entschlusse. Bei dem am 7. Juni 1415 öffentlich vorgenommenen Verhöre ermahnte er den Angeklagten ernstlichst: „seine Irrthümer nicht hartnäckig zu vertheidigen, sondern sich dem heiligen Concilium gehorsam zu unterwerfen, in welchem Falle er ihm seine und seines Bruders, des Böhmenkönigs Wenzel, Verwendung für eine erträgliche Buße und Genugthuung versprach. Unterwerfe er sich jedoch dem Concilium nicht, so werde dieses sein Urtheil sprechen, und er, der König, weit entfernt, solche Verstocktheit in Schutz zu nehmen, eher mit eigenen Händen einen Holzstoß bereiten, als zugeben, daß Huß noch länger so hartnäckigen Widerstand leiste." — Der Prozeß des Huß nahm nun seinen Fortgang unter wechselnden Momenten, wobei dieser bald standhaft bei seiner Meinung beharrte, sie für die allein wahre, und jede andere für irrthümlich und verwerflich ausgab, bald von dem Gewicht der Gegengründe besiegt schien, und seine, vom Concilium als ketzerisch angefochtenen Grundsätze widerrufen zu wollen erklärte, bald aber wieder zu viel nachgegeben zu haben glaubte, und, hierdurch nur zu größerem Trotze veranlaßt, endlich jegliche Art des Widerrufes entschieden ablehnte. Bei dieser Weigerung blieb er auch in der Endsitzung am 6. Juli stehen, welcher Sigmund mit der Krone auf dem Haupte beiwohnte. Da keine Vorstellung ihn bewegen konnte, zu widerrufen und sich dem heiligen Concilium zu unterwerfen, so fiel sein Loos, wie es fallen mußte. Die Kirche übergab ihn dem weltlichen Gerichte, und der Bischof von Lodi forderte in einer eindringlichen Rede den König auf, die Welt von diesem Ketzer zu befreien. Vergebens berief sich Huß noch einmal auf sein freies Geleite, mit einem durchdringenden Blicke auf den König, der diesem die Röthe in's Gesicht trieb. Einige Bischöfe riethen zur milderen Strafe ewiger Haft; aber die Mehrzahl selbst der weltlichen Fürsten, am eifrigsten der Herzog Ludwig von der Pfalz, stimmten nach den bestehenden Gesetzen für den Tod. Ehe das weltliche Schwert den Verurtheilten treffen konnte, mußte erst die Kirche ihn losgeben und entweihen. In der Domkirche von Konstanz verlas der Bischof von Concordia das kirchliche Urtheil: daß nämlich die Schriften des Johann Huß verbrannt, er selbst, als ein öffentlicher, schädlicher Ketzer und böser, halsstarriger Mensch, seines priesterlichen Standes schmählich entsetzt und gänzlich degradirt und entweiht werden sollte. Der Ausspruch wurde sogleich voll-

zogen, und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand und noch sechs andere Bischöfe führten den Verurtheilten zu einem Tische, auf welchem Meßgewand und noch andere priesterliche Kleider lagen, und kleideten ihn an. Als er angekleidet dastand in vollem priesterlichen Schmucke und mit dem Kelche in der Hand, ermahnten ihn die Bischöfe noch einmal: er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und seine Ehre bedenken, und von seiner Meinung abstehen. Huß aber beharrte auf seiner Weigerung, und redete vom Gerüste herab zum Volke. Als er ausgeredet hatte, riefen ihm die Bischöfe zu: „Steig' herab vom Gerüste!" Die Bischöfe von Mailand und von Besançon nahmen ihm den Kelch ab, sagend: „O Huß, da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Christi geopfert wird; du bist seiner nicht werth!" Hierauf traten die anderen Bischöfe hinzu, und nahmen ihm jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung ab, mit obigem Fluche. Als sie mit der Kleidung fertig waren, wurde ihm die Krone oder geschorene Platte auf dem Haupte zerstört. Endlich, nachdem er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf mit gemalten Teufeln und der Unterschrift: „Johannes Huß, Erzketzer." Und nun wendeten sich die Bischöfe an den König und sagten: „Das heilige Concilium zu Konstanz überantwortet jetzt Johann Huß'en, der in der Kirche Gottes kein Amt, noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Macht und Gericht." Der König stand auf, nahm den ihm übergebenen Huß an, und sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmet hin diesen Johann Huß, und lasset ihm in unserem Namen thun, was einem Ketzer gebührt." Der Pfalzgraf legte seinen Fürstenschmuck ab, und führte den Verurtheilten dem Voigt von Konstanz zu, mit den Worten: „Auf unsers gnädigsten Herrn, des römischen Kaisers, Urtheil und unseren sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister Huß hin und verbrennet ihn, nach den Reichsgesetzen, als einen Ketzer!" Der Voigt aber übergab ihn dem Nachrichter und dessen Knechten. Huß verlor bei allen diesen schaurigen Ceremonien nicht einen Augenblick seine Fassung. Mit vollkommener Ruhe bestieg er den Scheiterhaufen, und starb unter Gebeten. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Daß aus dieser Asche die Sturmvögel der Reformation, die Hussiten, kreischend und mörderisch auffliegen würden, ahnete man damals noch nicht.

Während dieser Prozeß seiner tragischen Lösung entgegenschritt, verfolgte das Concilium mit großem Eifer seine übrigen wichtigen Zwecke; vor Allem aber strebte es die passendsten Mittel aufzufinden, die zur schleunigen Beseitigung der Kirchenspaltung dienen könnten. Der anwesende Papst Johann gerieth dabei in die bedenklichste Lage; denn man sprach, um jenes Ziel im kürzesten Wege zu erreichen, unumwunden von einer Absetzung sämmtlicher drei Päpste. Die Stimmen bei diesen Vorschlägen sollten, zur Vereinfachung des Verfahrens, nicht nach den Köpfen, sondern nach den Nationen gezählt werden. Dieser Ausweg machte Johann's gesammte Vorkehrungen zu nichte, die er durch Geschenke und dadurch, daß er zahlreiche Titularbischöfe und Aebte aus Italien mit sich nach Konstanz führte, getroffen, um sich der Stimmenmehrheit zu versichern. Dergleichen Umtriebe, die zur öffentlichen Kenntniß gelangten, beschleunigten nur seinen Sturz. Aufgefordert, seiner Würde freiwillig zu entsagen, versprach er zwar am 16. Februar 1415, sich diesem Antrage zu fügen, vorausgesetzt, daß die zwei anderen Päpste ein Gleiches thun würden; aber dieses Versprechen genügte nicht, und er wurde, besonders unter Zuthun der Abgeordneten der Pariser Hochschule, zuletzt dergestalt bedrängt, daß er am 1. März die vom Concilium verfaßte Formel gut hieß, und am folgenden Tage vor dem Altare kniend beschwor: in jedem Falle die päpstliche Würde niederzulegen, wenn die Kirchenspaltung dadurch zu beendigen sey. Alles freuete sich dieser Erklärung, durch welche der lange Zwist endlich aufhören sollte, und die der Papst am 7. März dem Könige durch eine besondere Urkunde bestätigte. Man hoffte, nach seinem Beispiele, nun auch die Gegenpäpste Gregor und Benedict zu gleicher Entsagung zu vermögen, um, wenn alle drei Päpste beseitigt wären, zur Wahl eines neuen, einzigen Kirchenoberhauptes schreiten zu können. Aber der Papst Johann war, indem er jene Erklärung gegeben, nur dem Drange der Umstände gewichen, weil er, im Weigerungsfalle, vielleicht Gefahr für seine Person und Freiheit besorgen mochte; wahr zu machen, was er versprochen, gedachte er nicht. Darum weigerte er sich auch, Bevollmächtigte zu ernennen, die seine Abdankung dem Concilium kund thun sollten, und seine Italiener bestärkten ihn in dieser Weigerung. Er sprach vielmehr von einer Versetzung des Conciliums von Konstanz nach Nizza, und Alles deutete seine Absicht an, daß er von Konstanz entfliehen und das Concilium trennen wolle, um seiner Abdankung zu entgehen. Um dies zu hindern,

und den Papst zur Erfüllung seiner Zusage zu nöthigen, ließ der König Sigmund die Stadtthore schließen, und sowohl den Papst, wie auch den Herzog Friedrich, dessen enges Einverständniß mit demselben nicht unbekannt war, genau beobachten. Der Papst mußte dem Könige feierlich geloben, Konstanz während der Dauer des Conciliums nicht zu verlassen; der Herzog Friedrich aber wurde vom Könige ausdrücklich gewarnt, ja Nichts zu unternehmen, was dem Concilium und der Wiederherstellung der Einigkeit der Kirche zum Nachtheile gereichen könnte, und der Herzog gab hierauf sein Wort. Aber insgeheim hatte Letzterer mit dem Papste schon Alles zur Flucht verabredet.

Um die Aufmerksamkeit der Beobachter abzulenken, veranstaltete der Herzog Friedrich am 20. März 1415 ein großes Turnier vor den Thoren der Stadt. Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, warf der Papst Johann sich in die Kleidung eines Knechtes, hüllte sich in einen grauen Mantel und eine Kappe, die seine Gestalt und sein Gesicht verbarg, und ritt auf einem kleinen Pferde, nur von einem Knaben begleitet, dem Rheine zu. Dort lag ein Schiff für ihn bereit, auf welchem er glücklich nach Schaffhausen entwich, welche Stadt dem Herzoge Friedrich zugehörte. Von da schrieb er am folgenden Tage dem Könige nach Konstanz, daß er durch Gottes Gnade sich nun in Freiheit befinde, und daß er ohne Vorwissen Herzog Friedrich's von Konstanz entflohen sey; übrigens sey er bereit, sein Versprechen nun mit mehr Freiheit und Sicherheit seiner Person zu erfüllen.

Der Herzog Friedrich hätte vielleicht den Verdacht von sich abwehren können, wenn er in Konstanz geblieben wäre, und seine Mitwirkung geläugnet hätte. So aber entfernte er sich ebenfalls aus der Stadt, um zu seinem Schützlinge nach Schaffhausen zu eilen, und klagte sich dadurch selbst an. Als in Konstanz des Papstes Flucht verlautbarte, entstand große Bewegung; man glaubte, die Auflösung des Conciliums sey unausbleiblich, und träumte von Aufstand und Plünderung, zumal als der Papst die ihm nachgesandte Aufforderung zur Rückkehr nach Konstanz abschlug, von Schaffhausen weiter nach Lauffenburg floh, und sein früheres Versprechen für erzwungen und daher ungiltig erklärte. Doch der König beruhigte die Gemüther, und der Fortbestand des Conciliums, auch in des Papstes Abwesenheit, wurde feierlich ausgesprochen. Der Papst hielt sich noch immer nicht sicher; er enteilte von Lauffenburg nach Freiburg im Breisgau, von da aber nach

Breisach und Neuburg am Rhein, und unterhandelte hier mit dem Herzoge von Burgund, um mit dessen Beistande nach Avignon entfliehen zu können.

Ueber den Herzog Friedrich brach nun zunächst das Ungewitter los. Er wurde von der Versammlung zu Konstanz vorgeladen, um sich vor dem Könige und dem Concilium wegen seines Benehmens zu verantworten. Da er nicht erschien, wurde am 7. April 1415 vom Könige die Reichsacht, vom Concilium der Kirchenbann über ihn ausgesprochen. Die benachbarten Reichsstände und die Schweizer wurden aufgefordert, Friedrich's Länder mit Krieg zu überziehen, und, was sie erobern würden, ihnen als Eigenthum zugesagt; die Unterthanen wurden des Eides der Treue entbunden. Ueber vierhundert Herren und Städte sandten sogleich dem Herzoge Friedrich Fehdebriefe nach Schaffhausen; die Schweizer zögerten Anfangs, weil sie erst vor drei Jahren einen fünfzigjährigen Frieden mit dem Herzoge geschlossen, aber das Concilium sprach sie von ihrem Eide los, und auch der König machte ihnen begreiflich, daß unter solchen Umständen ihnen kein Friedensbruch vorzuwerfen wäre. Auf solche Versicherung zogen die Berner in's Feld, und eroberten ohne Mühe den Aargau sammt der Habsburg. Eben so schnelle Fortschritte machten die Lucerner und Züricher, da Friedrich zu einem Kriege mit den Schweizern durchaus nicht vorbereitet war. Unberechenbar waren die Verluste, die er erlitt, da den Siegern ihre Eroberungen auf immer zugesichert worden. Auch der König, um dabei nicht leer auszugehen, sammelte schleunig ein ansehnliches Heer, schickte Abtheilungen desselben in verschiedene Gebiete des Herzogs, verkaufte und verpfändete beträchtliche Städte, und ließ sich von den Schweizern für ihre Eroberungen bezahlen.

Jetzt erst erkannte Friedrich die Größe seiner Gefahr, die ihm sogar den Untergang drohte. Unvermögend, so vielen Feinden zugleich die Spitze zu bieten, sah er keinen andern Rettungsweg vor sich, als die Gnade des Königs anzuflehen, um doch Einiges von den Stammgütern seines Hauses zu sichern. Auf die Zusagen des Papstes Johann, der ihm Geld und die sichere Auflösung des Conciliums verhieß, und ihn zum Widerstande aufforderte, war weder zu warten, noch zu bauen. Sein Freund, der Herzog Ludwig von Baiern, rieth zur Unterwerfung. So kam denn am 30. April der Herzog Friedrich mit sicherem Geleite des Königs, des Conciliums und der Stadt nach Konstanz, wo schwere Demüthigung seiner harrte. Es wurde sofort unterhandelt, auf welche Bedingungen er wieder in die königliche

Gnade aufgenommen werden sollte, und der 5. Mai wurde zu dem königlichen Spruche anberaumt. Den König quälte ein Gewissenszweifel, ob er überhaupt dem Herzoge verzeihen dürfe; denn im ersten Zorne über die Flucht des Papstes hatte er einen übereilten Eid geschworen, mit Friedrich nie Waffenstillstand noch Frieden einzugehen. Das heilige Concilium sollte ihm nun in diesem Gewissensfalle rathen.

Am 5. Mai, als dem angesetzten Tage, berief der König die Abgeordneten der vier Nationen, und eröffnete ihnen: „wie er nothgedrungen den Herzog Friedrich mit Krieg überzogen, weil derselbe durch Begünstigung der Flucht des Papstes sich schwer gegen die Kirche und das Concilium vergangen. Ueberdies habe Friedrich Bischöfe und Aebte von ihren Sitzen verjagt, und deren Bisthümer und Klöster sich zugeeignet, sogar Witwen und Waisen ihres Eigenthums beraubt und an den Bettelstab gebracht. Friedrich wünsche nun mit ihm ausgesöhnt zu werden und Frieden zu erlangen. Die Abgeordneten möchten daher ihre Meinung aussprechen, auf welche Bedingungen er den Herzog wieder zu Gnaden aufnehmen könne. Doch dürfe dabei die Ehre und das Gewissen des Königs nicht gefährdet werden, da er einen Eid geschworen, mit dem Herzoge nicht Waffenstillstand noch Frieden zu schließen."

Wegen dieser Gewissenssache beruhigten den König die Väter; denn einem Gefangenen und dessen Ländern Barmherzigkeit zu erweisen, dürfe kein Eid hindern. Hierauf wurde der geächtete Herzog vorgeführt. Der König empfing ihn im vollen Glanze seiner Majestät, um ihm sein strafendes Uebergewicht zu zeigen. Des Herzogs Fürsprecher, der Herzog Ludwig von Baiern und der Burggraf von Nürnberg, nahmen für ihn das Wort; knieend baten sie für ihn um Verzeihung. Durch sie und dann auch mündlich übergab er seine Person, seine Länder und all' sein Besitzthum in die Hände des Königs, und versprach, den Papst zurück zu bringen. Der König schien diese Unterwerfung gnädig aufzunehmen, und Friedrich mußte dieselbe durch Urkunden bestätigen, worin er ausdrücklich versprach, den Papst bis zum Donnerstag vor Pfingsten nach Konstanz zu liefern, auch als Geisel in Konstanz zu bleiben, bis der Papst dort eintreffen würde, und dann noch so lange, bis alle Beamten, Bürger und Bewohner seiner Städte, Schlösser, Burgen und Thäler in Schwaben, im Elsaß, am Rhein, im Breisgau, in Tirol, an der Etsch und im Innthal dem Könige die Huldigung geleistet und

geschworen hätten, ihm so lange gehorsam zu seyn, bis der Herzog sein Versprechen erfüllt haben würde. Nur sollten der Papst und alle seine Begleiter ihres Lebens sicher seyn. — Selbst that Friedrich's Unterwerfung dem Länderverluste seines Hauses noch immer keinen Einhalt. Die Schweizer setzten, ungeachtet der Abmahnung des Königs, den Krieg fort, bis Baden in ihre Hände gefallen, und der König selbst machte eingreifenden Gebrauch von den ihm abgetretenen Ländern Friedrich's. Gegen Geldsummen erhob er mehre Städte, so Schaffhausen, Freiburg, Breisach und andere, zu freien Reichsstädten, und verpfändete andere.

Der Papst Johann, durch Friedrich's Unterwerfung seiner letzten Stütze beraubt, mußte, nach längerer Weigerung, sich endlich seinem Schicksale fügen. In Freiburg bequemte er sich, den Abgeordneten des Königs zu folgen. Er wurde nach Ratolfszell in der Nähe von Konstanz gebracht; am 29. Mai dann vom Concilium sein Absetzungsurtheil ausgesprochen, und Allen verboten, ihn noch ferner für einen Papst anzusehen. Seine Regierung hatte von da für immer ein Ende. Nach solchem Vorgange dankte Gregor freiwillig ab. Nur Benedict's eiserner Sinn beugte sich nicht: fortwährend behauptete er, der rechtmäßige Papst zu seyn, und verdammte Alle als Ketzer, die ihn nicht als solchen halten würden. Da schritt das Concilium zu seiner Absetzung, und sprach den Kirchenbann über ihn aus. Am 11. November 1417 wurde der Papst Martin V. unter außerordentlichen Feierlichkeiten, wie sie weder vor, noch nach ihm Statt gefunden, zum Papste erwählt, und da Benedict's Anmaßungen forthin größtentheils unbeachtet blieben, so war die Kircheneinheit nothdürftig hergestellt.

Schwer hatte Friedrich für seine Treue gegen den Papst Johann gebüßt, dem er, als Feldhauptmann der Kirche, zunächst zur Treue verpflichtet gewesen war. Weise war sein Benehmen nicht zu nennen, aber bieder und fromm; denn der Papst war in jener Zeit, als Friedrich sein Alles für ihn einsetzte, noch rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche und Friedrich's Dienstherr. Die edle Mannstreue, welche der Herzog übte, wäre besseren Lohnes werth gewesen, und Niemand hat König Sigmund's eigennützige Härte bei diesem Anlasse rühmen mögen, wenn auch nicht zu verkennen, daß Friedrich, indem er dem Papste zur Flucht verhalf, nicht nur die Plane des Königs, sondern die Wünsche der ganzen christlichen Welt bitter durchkreuzte, die Auflösung des Conciliums zu verschulden auf dem Wege war, und die

einhällig ersehnte, schon so nahe geglaubte Kircheneinheit wieder in's Ungewisse hinausschob. — Seine Lage war nach seiner Unterwerfung peinlich; denn nicht nur war des Königs persönlicher Vortheil mit seiner Demüthigung verknüpft, sondern die Umtriebe seiner Feinde gewannen jetzt völlig freien Spielraum. Seine drohendsten Gegner waren die Bischöfe von Brixen, Chur und Trient. Mit allen Dreien hatte er im Streite gelebt, und den Letzteren, wie wir wissen, in Wien als Gefangenen gehalten, und ihm einen harten Vergleich aufgedrungen. Die Nachrichten, welche ihm aus Tirol zukamen, vermehrten seine Besorgnisse und seine Verlegenheit, und brachten ihn endlich zu dem Entschlusse, lieber Alles zu wagen, als sich der vollen Willkür seiner Gegner anzuvertrauen., und sich all' seines Eigenthums berauben zu lassen.

Von dem Könige und dem Herzoge Friedrich waren Befehle in des Letzteren Länder und Städte ergangen, des Inhaltes: daß die Unterthanen künftig nicht mehr dem Herzoge, sondern dem römischen Könige gehorchen, und ihn als ihren Landesherrn zu erkennen hätten. Die Meisten gehorchten; Einige ungern, Andere mit unverkennbarer Freude, weil sie unter der Hoheit des Reiches leichteres Spiel zu haben hofften, als unter der kraftvollen und nach Befinden strengen Regierung Friedrich's. Nur die allzeit treuen Tiroler standen fest und unerschütterlich für ihren Herzog, und wiesen jede Aufforderung, einem Anderen zu gehorchen, als ihm, mit Entschiedenheit zurück. Bestärkt wurden sie in diesen Gesinnungen durch Friedrich's Bruder, den Herzog Ernst, der auf die Nachricht, daß jener all' seine Länder dem Könige übergeben habe, eilends nach Tirol aufbrach, um wenigstens diese Provinz dem Hause Oesterreich unzerstückt zu erhalten. Gar bald zeigte sich indeß, daß Ernst nicht aus brüderlicher Theilnahme allein gekommen sey, sondern vielmehr damit umgehe, den Bruder aufgebend, Tirol für sich selbst in Besitz zu nehmen. Der Adel, durch Friedrich mehrfach in seine Schranken zurückgewiesen, war schnell für Ernst gewonnen; nicht so die Bürger und Landleute, denen Friedrich sich so gnädig erwiesen, und die dafür auf keine Weise ihm abwendig zu machen waren.

Als Friedrich von diesen Anschlägen seines Bruders in Tirol Kunde erhielt, erschrak er heftig. Lieber wollte er seine Länder in den Händen des römischen Königs wissen, als in jenen seines Bruders; denn vom Ersteren durfte er sie leichter wieder zu erlangen hoffen, als von Ernst. Diese Besorgniß

Von den bedungenen 70,000 Gulden ließ der König 20,000 nach. Noch mußte der Herzog dem Könige versprechen, ihm, besonders gegen Venedig, mit ganzer Macht beizustehen.

Das Schicksal seines Freundes und Vorbildes Huß theilte auch Hieronymus von Prag. Nachdem er sich dem Concil unterworfen, seine Meinungen abgeschworen, wurde er rückfällig und bekannte sich unerschütterlich zu seinen früheren Grundsätzen. Am 30. Mai 1416 verzehrten ihn die Flammen des Scheiterhaufens, deren Widerschein bald so blutig über Deutschland und Böhmen herauf leuchten sollte. Zwei Jahre später wurde das Concilium zu Konstanz geschlossen, dessen Thätigkeit, mit Ausnahme der Beendigung des Kirchenzwiespaltes und der Verdammung ketzerischer Meinungen, weit hinter den davon gehegten Erwartungen zurückgeblieben war.

Während die herzoglichen Brüder, Ernst und Friedrich, bald mit, bald gegen einander rüsteten, und der Vertrag von Konstanz beträchtliche Gebietstheile der Leopoldinischen oder steyermärkischen Linie verschlang, regierte der Herzog Albrecht in Oesterreich friedlich und weise. Seinem Oheim Friedrich hatte er in dem Konstanzer Streite keinen Vorschub leisten können, denn theils verbot ihm sein inniges Verhältniß zu dem Könige Sigmund und sein Dankgefühl für denselben jede entgegenstrebende Stellung, theils wäre es eben so nutzlos, als verderblich gewesen, wider Kirche und Reich in die Schranken treten zu wollen. Aber wo er durfte, beobachtete er gern, was verwandtschaftliche Pflicht ihm eingab. Durch Vorstreckung einer bedeutenden Summe, wofür er jedoch pfandliche Sicherheit annahm, half er seinem Oheime Friedrich, seine Verbindlichkeiten gegen den römischen König erfüllen, und durch seine Vermittelung endete auch die lange Fehde zwischen dem Herzog Ernst und Reinprecht von Walsee. Ueberdies verglich er sich mit Ernst wegen der Herrschaft und Stadt Steyer, die Letzterer seit Jahren in Pfandschaft hatte, und der angebotenen Auslösung immer hartnäckig ausgewichen war. Auf innere Sicherheit und Ruhe richtete Albrecht jederzeit vorzugsweise sein Augenmerk. Sie war um so schwerer zu erhalten, da sie zwar durch keinen äußeren Krieg, wohl aber durch Einfälle von außen, namentlich von Böhmen her, häufig gefährdet wurde, wogegen kein Vertrag so leicht half, da der dortige Landesherr, König Wenzel, nicht die Macht, noch die Umsicht besaß, seine Landherren zu zügeln. Die von Skal brachte er durch Zdenko von Wartenberg dazu, daß sie sich der Gränzfehden auf längere Zeit entschlugen,

und der Feindschaft zwischen Reinprecht von Walsee und Heinrich von Liechtenstein auf Nikolsburg, die für die allgemeine Ordnung leicht hätte bedrohlich werden können, machte er durch Schiedsspruch ein Ende.

Das Concilium zu Konstanz vermochte, durch andere Fragen bestürmt, dem ursprünglichen Zwecke einer Verbesserung der Kirchen- und Klösterzucht nur wenig zu genügen. Und doch sprach sich, namentlich auch in Oesterreich, dies als allgemeiner Wunsch und dringendes Bedürfniß aus. Das um sich greifende Wesen der Irrlehrer, die in dem herrschenden Verfalle der kirchlichen Zucht und Sitte ihren hauptsächlichsten Stützpunkt und Vorwand fanden, legte es ihm um so mehr an das Herz, dem Uebel kräftig zu begegnen. Statt neue Klöster zu stiften, was Anfangs des Herzogs Albrecht Wille gewesen, dünkte es ihm zuletzt ersprießlicher, vorerst die schon bestehenden zu verbessern. Er erbat sich vom Concilium geeignete und mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattete Männer zur Visitation der Klöster in Oesterreich, zu welchem Behufe der Papst Martin bereitwillig die nöthigen Befehle erließ. Mit dem Kloster Melk wurde im Jahre 1418 die Visitation und Reformation begonnen; der bisherige Abt, zu verzagt, um dem Geiste einer besseren Ordnung kraftvoll die Hand zu bieten, legte seine Stelle nieder. Eben so wurden die übrigen Klöster der Benedictiner und Augustiner in diesem und dem folgenden Jahre untersucht und mit neuen Disciplinarvorschriften versehen. Aber meist richteten sich diese auf das Unwesentliche; überdies wucherte das Uebel theils zu dicht, theils zu versteckt, als daß ihm auf solche Weise gründlich hätte begegnet werden können, und so hatte das Unternehmen nur geringen, am wenigsten aber dauernden Erfolg. Auf gleiche Weise erging es auch den ähnlichen Bemühungen des Erzbischofs Eberhard von Salzburg.

In Böhmen gedieh mittlerweile der verbissene Schmerz der Freunde und Schüler Huß'ens über die Hinrichtung ihres Meisters, trotz königlichen Wortes und Geleites, zum furchtbaren Ausbruche. Den König Wenzel tödtete am 15. August 1419 der Zorn und der Schrecken vor der grimmen Erhebung des Aufruhrs. Sein Tod vermehrte die Zuversicht der Empörer und die allgemeine Verwirrung. Die Altgläubigen und die Hussiten würgten einander mit fanatischer Grausamkeit, und der Bürgerkrieg schwoll allmälig weit über die Mauern Prag's hinaus. Der König Sigmund, durch den Tod seines Bruders Wenzel nun auch im Besitze der Krone Böhmens, eilte zu spät, die Gefahr zu beschwören. Vielleicht hätten anfänglich Worte genügt; jetzt konnte

nur das Schwert mehr Frieden erzwingen. Was langsame Güte versäumt hatte, brachte voreilige Strenge nicht wieder ein. Der Herzog Albrecht, als König Sigmund's zukünftiger Schwiegersohn und muthmaßlicher Erbe seiner Kronen, war bei diesen Ereignissen zunächst mitbetheiligt. Er begleitete den König zur Krönung nach Prag. Nach seiner Rückkehr nach Oesterreich erneuerte sich, da in jenem Zeitpunkte jede Glaubensverschiedenheit ihre feindseligste Höhe zu erreichen bestimmt schien, das klägliche Schauspiel einer Judenverfolgung. Es wurde ausgesprengt, die Frau des Meßners der St. Laurentiuskirche in Enns habe dem dortigen reichen Juden Israel von ihr entwendete geweihte Hostien verkauft, damit die Juden ihren Spott damit treiben könnten. Die Angeklagten wurden nach Wien zur Untersuchung gestellt. Die Meßnerin, vielleicht aus Furcht vor der Folter, gestand ihr Vergehen ein. Vergebens betheuerten die Juden ihre Unschuld. Am 20. Mai 1420 wurden alle Juden in Oesterreich ergriffen, in Kerker geworfen und ihr Besitzthum eingezogen. Die Aermeren begnügte man sich, aus dem Lande zu jagen; ein Beweis, daß man, aus erklärlichen Gründen, es nur auf reiche Verbrecher abgesehen hatte. Manche hofften, ihr Schicksal zu mildern, indem sie zum Christenthume scheinbar übergingen; doch fielen später Mehre wieder ab. Die Strenggläubigen unter den Juden aber wiesen alle Bekehrungsversuche mit Standhaftigkeit von sich; eine Anzahl derselben gab in der Verzweiflung sich und ihren Angehörigen den Tod. Die Uebrigen warteten ihr Schicksal ab, das am 12. März 1421 grauenvoll über sie hereinbrach. Sie wurden, obgleich an dem Verbrechen der Meßnerin unbetheiligt, auf einer Wiese bei Erdberg an der Donau verbrannt, alles jüdische Eigenthum eingezogen, den Israeliten, angeblich für immer, der Aufenthalt in Oesterreich verboten. (Erst 1439 erhielten sie von Albrecht die Erlaubniß zurück, in Oesterreich wohnen zu dürfen.) Am 16. April wurde auch die Meßnerin von der Glut des Scheiterhaufens verschlungen.

Am 19. April 1422 wurde der Herzog Albrecht mit seiner Verlobten, der Prinzessin Elisabeth, deren Vater, König Sigmund, er durch die wider die Hussiten geleistete Unterstützung sich neuerdings verpflichtet hatte, in Wien zu St. Stephan feierlich getraut, und alle glänzenden Aussichten, welche sich an diese Vermälung knüpften, dadurch zur möglichsten Sicherheit erhoben. Gern hatte er sich dagegen zu großen Geldopfern verstanden, welche, da der Krieg gegen die empörten Böhmen ihn auf noch beträchtlichere Kosten gefaßt

machen mußte, theils durch eine außerordentliche Steuer auf die Weingärten theils durch zweijährige Einziehung des zehnten Theils aller Einkünfte der geistlichen Güter, die der Papst ihm ausdrücklich verwilligte, gedeckt wurden. Um den Herzog in Ausrottung der Hussiten sowohl mehr zu befeuern, als auch besser zu unterstützen, übertrug der König Sigmund ihm die Statthalterschaft Mährens. Albrecht legte Besatzungen von Söldnern in die vom Könige ihm verpfändeten Städte, und stieß im Spätherbste 1421 mit 12,000 Mann zu dem Heere des Königs, belagerte und eroberte das Raubschloß Jaysitz in Mähren. Noch enger wurde er in die böhmischen Angelegenheiten verflochten, dadurch, daß der König am 4. October 1423 in Ofen ihn und seine Gemalin mit der Markgrafschaft Mähren, als rechtem Fürstenlehen der Krone Böhmen, belehnte, und dies als römischer König bestätigte.

In Tirol bestand der Herzog Friedrich noch immer harte Reibungen mit Einigen vom Adel, denen seine Begünstigung der Städte und der Bauern ein Gräuel war. Besonders machten die Spaur und die Slandersberg ihm durch ihre Widerspänstigkeiten zu schaffen. Schiedssprüche und Uebereinkünfte stellten, da dem erschöpften und geldverlegenen Herzoge die Mittel zu offener Bekämpfung solcher mächtigen Edlen fehlten, zeitweise die Ruhe her, und Paris von Lodron, ein Bundesgenosse der Spaur, büßte seine Auflehnung mit dem Verluste aller seiner Burgen. Aber bald trat das zurückgehaltene Mißvergnügen wieder offener und entschiedener hervor. Ulrich und Wilhelm von Starkenberg stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, und als der Hauptmann an der Etsch und im Bisthum Trient, Wilhelm von Metsch Graf zu Kirchberg, ihnen, als Feinden des Herzogs, einen Fehdebrief zu schicken sich bewogen fand, stifteten sie einen förmlichen Bund unter sich, und luden die Städte zum Beitritte ein. Der Herzog Friedrich gedachte, auf die Kunde davon, dem Ausbruche durch einen schnellen Streich zuvorzukommen. Ehe man es sich versah, brach er die Slandersberg'sche Burg Hochgalsaun. Nun begannen Unterhandlungen, die aber, weil der Adel durchaus seinen Bund, als zu seinem Schutze erforderlich, nicht trennen, und der Herzog denselben nicht dulden wollte, sich mehrmals zerschlugen. Endlich willigten die Landherren in Auflösung des Bundes; der Herzog verzieh den Theilnehmern, und versprach am 31. December 1423 urkundlich, die Landschaft bei allen früher bestätigten Freiheiten zu lassen. Die beiden Starkenberg, als

Hauptunruhestifter, nahm er jedoch aus. Zwar bewilligte er dem Wilhelm von Starkenberg auf Greifenstein einen Waffenstillstand, und forderte die Tiroler Landschaft auf, den Streit zu schlichten. Aber Wilhelm wies alle Vermittelung ab, und trotzte auf seinem, zwischen Terlan und Botzen gelegenen, steilen Greifenstein den Waffen des Herzogs, bis er endlich im Winter 1426 sich heimlich auf und davon machte, und die Feste dann übergeben wurde.

Herzog Ernst soll, zum Nachtheile seines Bruders, bei diesen Tiroler Wirren seine Hand im Spiele gehabt haben. Auch er befand sich, schon vermöge der von seinem Vater Leopold hinterlassenen beträchtlichen Schulden, in stäter Geldbedrängniß, und sah sich daher zu einer Besteuerung der Geistlichkeit in seinen Landen gezwungen. Der Papst hatte jedoch seine, dazumal unumgängliche Einwilligung hierzu nicht gegeben, sondern drohte mit dem Interdicte, und da der Herzog nicht nachgeben wollte, so verkündete am 29. Januar 1424 der Bischof Johann von Eichstädt die päpstliche Bannbulle. Kurz darauf, am 10. Juni 1424, starb der Herzog Ernst im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters. Er hinterließ drei Söhne, Friedrich, Albrecht und Ernst, und drei Töchter; seine Witwe, Cimburg, überlebte ihn um fünf Jahre. Friedrich war am 21. September 1415 geboren; Albrecht 1418; Ernst starb 1432 im Knabenalter. Die älteste Tochter Margaretha, geboren um 1416, vermälte sich 1432 mit dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen, und ward Stammmutter der noch jetzt blühenden beiden sächsischen Linien, der ernestinischen und der albertinischen; Katharina, geboren um 1420, wurde als Kind jenem Kurfürsten Friedrich von Sachsen verlobt, den später ihre ältere Schwester heiratete, und vermälte sich dafür mit dem Markgrafen Karl von Baden; Anna starb 1429 unvermält. In seinen Landen waltete Ernst, der sich, gleich Rudolf IV., bisweilen den Titel eines Erzherzogs anmaßte, gerecht und billig; aber seine Verwandten hatten, wie wir gesehen, von seiner Habgier und Unverträglichkeit zu leiden, die er von seinem Vater ererbt. Er war ein kraftvoller, rüstiger Mann, von dunkler Farbe, durchdringendem, doch unruhigem Auge. In den Waffen und den ritterlichen Uebungen war er wohlerfahren, im Umgange ernst und wortarm, des Schreibens unkundig, wie viele Fürsten seiner Zeit, denn seine Erziehung war vernachlässigt worden; dagegen entschlossen, tapfer und beharrlich in der That, und von seinen Unterthanen geliebt. Er wurde „der Eiserne“

genannt, sey es von der Unbeugsamkeit seines Wollens, oder darum, daß er selten die Rüstung abgelegt hat.

In den Verhältnissen der Lande wurde durch Herzog Ernst's Hintritt Nichts geändert, als daß sein Bruder, der Herzog Friedrich, die Regierung als Aeltester dieser Linie und als Herr dieser Lande übernahm, so lange, bis die Volljährigkeit seiner Neffen eine neue Theilung gestatten würde. Damals wurden auch endlich die Angelegenheiten des Bisthums Trient mit dem Herzoge Friedrich geordnet, und der Letztere, als Voigt, mit jenem Hochstifte ausgesöhnt, nachdem der lange Streit für beide Theile so verderbliche Folgen geäußert hatte. Dagegen war die Empfindlichkeit des Königs Sigmund gegen Friedrich noch immer nicht beschwichtigt, so daß er ihm in mancher Hinsicht offenbar sein Recht versagte. Es kam so weit, daß der König im October 1423 sogar das Reichspanier gegen ihn erheben ließ, aber endlich fand jener sich bewogen, den früheren Verträgen besser nachzukommen und dem Herzoge die übrigen eingezogen gewesenen Herrschaften, um deren rechtmäßige Wiedererlangung Letzterer sich bisher vergebens bemüht hatte, zurückzustellen. Dagegen blieben die ehrwürdigen Familienkleinodien, der Anfang der Ländergröße des Hauses, die Habsburg, Baden und das Eigen, für immer an die Eidgenossen verloren. Durch Verträge und Urfehden wurden nach und nach auch die unseligen Wirren in Tirol beendigt, und Ruhe und Gehorsam in diesem schwer heimgesuchten Lande wieder hergestellt.

Um dieselbe Zeit gerieth der Herzog Albrecht in Spannungen wegen des Bisthums Passau. Gegen seinen Wunsch und Willen hatte der Papst Martin am 10. Jannar 1424 den Leonhard Layminger, aus Baiern, als Bischof von Passau bestätigt. Da Letzterer sich bei früheren Gelegenheiten dem Herzoge mißgünstig erwiesen hatte, so verbot dieser, daß des neuen Bischofs Bullen und Briefe in Oesterreich angeschlagen würden, wollte auch nicht dulden, daß die Geistlichkeit seiner Lande sich an denselben nach Passau wende. Der Papst würde mit kirchlichen Waffen eingeschritten seyn, aber es lag ihm daran, mit dem Herzoge in gutem Einvernehmen zu bleiben, da ihm dessen Beistand wider die Ketzer in Böhmen von großer Wichtigkeit war. Er hoffte vielmehr, den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber dieser blieb fest bei seinem Willen stehen, und deutete sogar auf eine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung. Die Angelegenheit verzog sich bis 1428, wo endlich der Herzog sich mit dem Bischofe von Passau aussöhnte,

dieser aber dagegen ihn mit den, früher den Schaumberg zugestandenen Lehen belehnte, so daß diese Sache sich zum Vortheile des Herzogs entschied.

Der Papst war in dem Passauer Zwiste mit dem Herzog Albrecht nur darum so glimpflich umgegangen, um seine Beihilfe gegen die Hussiten nicht zu verlieren. Um Mähren zu beruhigen, rückte Albrecht mit einem beträchtlichen Heere dort ein, und besetzte fast das ganze Land. Kaum hatte er jedoch den Rücken gewendet, so stürzten sich die Hussiten wieder auf Mähren, rückten bis Lundenburg, und ergossen sich dann verheerend über die Gränze Oesterreich's. Ehe der Herzog zu Hilfe eilen konnte, waren sie mit ihrer Beute schon wieder abgezogen, und es blieb ihm Nichts übrig, als durch Verwüstung der Güter der hussitisch Gesinnten in Mähren Rache zu nehmen. Der Papst rief Alles auf zum Kriege wider diese Feinde der Kirche; doch nur Wenige folgten seinem Rufe, und auch der dieserhalb nach Wien ausgeschriebene Reichstag blieb beinahe gänzlich unbeschickt. Nur der erst kürzlich zum Kurfürsten von Sachsen erhobene Friedrich von Meissen, gleich dem letzten Babenberger der Streitbare genannt, der im Norden Böhmens erfolgreich mitwirken konnte, schloß im Sommer 1425 ein Bündniß mit dem Könige Sigmund und dem Herzoge Albrecht, und versprach zugleich dem Letzteren, in vorkommendem Falle, seine Stimme zu einem römischen König. Im Herbste darauf fielen die Hussiten wiederum mit aller Wuth der Vertilgung in Oesterreich ein, überrumpelten Retz und brannten das Kloster Imbach nieder. Vor Zwettl mußten sie zwar weichen; doch selbst im Fliehen furchtbar, fügten sie ihren Verfolgern blutigen Verlust bei.

Wieder drang der heilige Vater in den Herzog, das Schwert gegen die Hussiten nicht in die Scheide zu stecken. Dieser rüstete 1426 mit Anstrengung; der zehnte Mann in Oesterreich und im Lande ob der Enns wurde zur Heerfolge entboten. Aber die zunehmende Furcht vor der Unwiderstehlichkeit der hussitischen Horden lösete das Heer auf, nach einer vereitelten Belagerung Lundenburg's. Im Spätherbste rückte der unermüdliche Herzog noch einmal in's Feld, erlitt Verlust in einem Gefechte und siegte dafür bei Miemy. Der reißende Strom der Hussitenhaufen wurde dadurch nicht gedämmt; Kostel fiel in ihre Hand; Nikolsburg und Feldsperg sanken in Asche unter ihren Feuerbränden, und die ganze Umgegend wurde ausgesaugt und verwüstet. Auch der Winter setzte diesen abgehärteten Verderbern kein Ziel. Ueber Altweiten rückten sie im Wintermonat 1426 gegen Zwettl, plünderten und verbrannten

das verlassene Kloster, und liefen Sturm gegen die Stadt, wo sie aber auf herzhaften Widerstand stießen und viele Streiter verloren. Unter ihren Erschlagenen war auch einer ihrer Hauptführer, Heinrich von Platz. Abziehend gaben sie alles Umliegende der Verheerung und Plünderung preis. Auch das Kloster Altenburg erlag ihrer Wuth; die Heiligthümer und Kirchenzierden, Gegenstände ihres fanatischen Hasses, wurden zertrümmert und beschimpft. Im März 1427 zog wieder ein hussitischer Haufe, an sechzehntausend Reiter und Fußgänger stark, gegen Zwettl, und berannte die geängstigte Stadt. Im Augenblicke der höchsten Gefahr erschien unter Leopold von Kreigd ein österreichisches Heer, und wendete sich muthvoll gegen die Dränger. Ein mörderischer Kampf entbrannte. Nach vierstündigem Kampfe erstürmten die Oesterreicher die Wagenburg der Hussiten, jene furchtbare bewegliche Mauer, deren Gebrauch Zizka seine Banden gelehrt hatte, und diese Waffenthat entschied die Flucht der Böhmen. Aber statt die entmuthigten Feinde zu verfolgen, stürzten sich die Deutschen, Beute suchend, auf die eroberte Wagenburg, und löseten dabei voreilig die geschlossene Ordnung ihrer Glieder. Schnell nahmen die Hussiten, deren Flucht zum Theil vielleicht nur verstellt gewesen, den Augenblick wahr, sammelten sich, und warfen sich von Neuem auf die gelöseten Reihen der Oesterreicher, die, betäubt von dem entsetzlichen Kriegsgeschrei der Feinde und dem unerwarteten Angriffe, aus einander stäubten. Viele retteten sich in die Stadt, aber auch Viele kamen unter den Schwertern der Nachsetzenden um. Der Oesterreicher Lager fiel in Feindeshände.

Die Einfälle der Hussiten in Oesterreich wiederholten sich nun beinahe in jedem Jahre. Um die Pfingstzeit 1428 rückte einer ihrer zahlreichen Haufen über Mähren und Schlesien ein, streifte raubend und verderbend bis an die Donau, Wien gegenüber, und zog dann mit schwerer Beute heim nach Böhmen. Vergebens wurde der Reichsheerbann gegen sie entboten, der auch den Herzog Albrecht verpflichtete, in Gemeinschaft mit seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich, und dem Erzbischofe von Salzburg, ein Heer nach Böhmen zu führen.

Während des Jahres 1429 blieben Oesterreich und Mähren von den Hussiten verschont, und es wurden sogar Friedensunterhandlungen zwischen ihnen und dem Könige Sigmund begonnen, die jedoch zu keinem Abschlusse gediehen. Aber immer mußte der Herzog Albrecht neue Einfälle

besorgen, und um so mehr war ihm Frieden im Innern und gegen fremde Mächte vonnöthen. Gleichwohl bezeigte er Lust, die Ansprüche geltend zu machen, welche er durch seine Mutter Johanna, Schwester des 1426 kinderlos verstorbenen Johann, des letzten Herzogs von Niederbaiern, auf dessen Erbe zu haben vermeinte, und brachte seinen Schwiegervater, den römischen König, der ebenfalls Ansprüche darauf zu haben behauptete, dahin, daß derselbe ihn damit belehnte, und ihm Niederbaiern als eröffnetes Reichslehen überließ. Aber sowohl die baierischen Hausgesetze, wie die Umstände im Allgemeinen, waren gegen ihn; daher ließ er, zufolge einer am 30. November 1429 getroffenen Einigung, sich von den baierischen Herzogen mit einer Geldsumme abfinden, und stellte ihnen frei, Niederbaiern unter sich zu theilen.

Auch die innere Ruhe Oesterreich's drohte erschüttert zu werden. Die Beisteuern an Geld und Mannschaft zu dem Kriege wider die Hussiten däuchte manchen Landherren in Oesterreich zu beschwerlich. Um sich davon zu befreien, errichteten sie einen Bund unter sich. Der Herzog handelte schnell und erfolgreich dagegen; er ließ das Oberhaupt des Bundes, Otto von Meissau, obersten Marschall und obersten Schänken von Oesterreich, ergreifen und als Gefangenen nach Gutenstein bringen. Dieser gestand schriftlich sein Vergehen ein, stellte Urfehde aus, und trat als Strafe dem Herzoge mehre Festen, Schlösser und Güter ab. Seine Aemter in Oesterreich ließ ihm der Herzog lebenslang.

Im Jahre 1430 war Oesterreich, mehr aber noch Mähren, wiederum von den Hussiten heimgesucht worden, und um so williger gab der Herzog Albrecht den abermaligen Aufforderungen des Papstes wider diese Feinde Gehör. Er hatte den zwanzigsten, Herzog Friedrich, dessen Länder dem Feuerheerde der hussitischen Empörung entfernter lagen, den fünf und zwanzigsten Mann zu stellen; doch ließ Albrecht aus kriegerischem Eifer an einigen Orten gar den zehnten Mann aufbieten, und unterzog sich willig den ungeheuren Kosten, welche diese Rüstungen verursachten. Nach Papst Martin's V. Tode, am 20. Februar 1431, betrieb sein Nachfolger, Eugen IV., den Vertilgungskrieg gegen die böhmischen Ketzer mit nicht geringerem Feuer. Allein die Mängel in der deutschen Kriegsführung zeigten sich bei diesen Kämpfen recht auffallend. Die übertriebene Wichtigkeit, welche man auf die Gewinnung der festen Plätze legte, zerstörte die Einheit des strategischen Planes,

und gab auch diesmal, wie schon so oft, einen unglücklichen Ausschlag. Das gewaltige deutsche Reichsheer, welches — von Einigen auf neunzigtausend Fußgänger und vierzigtausend Reiter geschätzt, und von neuntausend Wagen nebst einer starken Artillerie begleitet — am 1. August 1431 unter dem Oberbefehle des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, und von vielen geistlichen und weltlichen Fürsten geführt, in Böhmen einfiel, während auch von Meissen aus ein Einfall erfolgte, und der Herzog Albrecht durch Mähren mit seinen Schaaren zu den Verbündeten stieß, zersplitterte Zeit und Kräfte wiederum in nutzlosen Belagerungen, legte sich, die Umgegend ausraubend, und an zweihundert Dorfschaften niederbrennend, vor Tachau und Tauß, und glaubte damit Alles gethan zu haben; während es den Krieg im offenen Felde gänzlich verabsäumte, und dadurch dem Feinde zu neuer Kraft verhalf. Die leichten Eroberungen, welche die Deutschen in den Ställen und Scheuern wehrloser Bauern machten, stumpften sie für jedes höhere Wagniß ab. Kaum rückte daher ein hussitisches Heer zur Entsetzung von Tachau heran, so kam ein panischer Schrecken über die Reichsarmee, und, auf den Ruf keines Führers mehr hörend, zerstreute sie sich in unaufhaltsamer Flucht, Lager, Vorräthe und Kanonen in den Händen des Feindes lassend. Der Herzog Albrecht, der zum zweiten Male gegen Böhmen vorrückte, weil er das erste Mal wegen der verspäteten Ankunft der Reichsarmee sich wieder hatte zurückziehen müssen, wurde durch die schmähliche Flucht der Reichsarmee, welcher er sich hätte anschließen sollen, zum wiederholten Rückzuge genöthigt.

Der glänzende Sieg ihrer Freunde machte nun zugleich den heimlichen Hussiten in Mähren Muth, so, daß jetzt auch in diesem Lande die Bauern zu den Waffen griffen, und ungestüm den Kelch im Abendmahle verlangten. Aber des Herzogs Zorn brach schrecklich über sie und ihre Helfer herein. Seine Krieger eroberten viele Marktflecken und Dörfer, und trugen weithin den Raub und die Verwüstung; mehr als fünfhundert hussitische Orte sanken in Asche, und eine große Anzahl der Bewohner fraß das Schwert oder Hunger und Elend. Die beiden Prokope, gefürchtete Häupter der Hussiten, wagten, obschon von Rachsucht glühend, doch nicht, dem Herzoge nach Oesterreich zu folgen, wohin sich dieser, nach zweckmäßiger Bemannung der mährischen Festen, zurückzog, und die Niederlage Prokop's des Kleinen in der Ebene bei Illava in Ungarn stellte Oesterreich noch mehr gegen einen Hauptangriff sicher.

Bruder, sprach jenes schiedsrichterliche Erkenntniß keinen Antheil an der Regierung, doch wahrscheinlich an den Einkünften zu.

Die kirchlichen und kriegerischen Wirren in Böhmen setzten noch immer die Kirche, wie das Reich, in heftige Erschütterung. Ein abermaliges Concilium ward zu Basel anberaumt, um eine Einigung zu versuchen, und im December 1431 eröffnet. Die versammelten Väter stimmten gegen die ketzerischen Böhmen, welche bisher jeden Weg der Gewalt mit Schwert und Feuer zurück gewiesen hatten, einen milderen Ton an, wie sehr auch der Papst Eugen dagegen eiferte, und im Mai 1432 kamen sogar Abgeordnete des Conciliums mit Abgesandten der Böhmen in Eger zusammen, worauf im Januar des folgenden Jahres die Böhmen eine Gesandtschaft nach Basel schickten, an deren Spitze der wilde Prokop jetzt in Friedensgeschäften stand. Wenn es auch zu keiner Einigung kam, so wurde durch diese Verhandlungen ein fast eben so wichtiger Vortheil erzielt, jener der Trennung des bisher durch seine Eintracht unwiderstehlichen Feindes in zwei Parteien. Der gemäßigtere und des endlosen Würgens und Verwüstens überdrüssige Theil der Hussiten stellte sich zufrieden, als ihnen von dem Concil der Genuß des Kelches zugestanden wurde, und trat dem am 30. November 1433 zu Prag geschlossenen Vergleiche bei, dessen Artikel den Namen der Compactaten erhielten. Ergrimmt über diese Nachgiebigkeit der Kelchner, griff die althussitische Partei der Taboriten und Waisen gegen ihre einstigen Genossen zu den Waffen. Mit den Kelchnern vereinigten sich die böhmischen Katholiken. Die Althussiten wurden am 30. Mai 1434 bei Böhmisch-Brod von ihren eigenen Landleuten geschlagen; ihre Anführer, die beiden Prokope, waren unter den Todten. — Eine nicht minder blutige Niederlage erlitten sie bei Lomnicze, und hiermit war die fanatische Kraft der Taboriten und Waisen für immer gebrochen. Nur durch Böhmen selbst war Böhmen zu besiegen gewesen.

In den Jahren, welche dieser Spaltung und endlichen Aufreibung der Hussiten unter einander vorangingen, sah Oesterreich wiederholt den Besuch dieser schrecklichen Gäste. Während Prokop der Große im Jahre 1432 in Ungarn einfiel, und Tyrnau der unersättlichen Raubsucht seiner Horden preisgab, streifte Prokop der Kleine durch Mähren nach Oesterreich. Kloster und Kirche zu Waldhausen wurde zum anderen Male verwüstet. Auf der Heimkehr zu Ende Decembers wurden die Verwüster bei Znaim von den Oesterreichern unter Kreigd und Puchaim überfallen; von beiden Seiten

kämpfte man mit der wüthendsten Erbitterung, und erst die einbrechende Nacht setzte dem Würgen ein Ziel. Der Verlust beider Theile wog sich ungefähr auf; doch setzten die Hussiten ihre Rückkehr ungehindert fort. Der Herzog Albrecht ließ, um sich gegen ähnliche Einfälle nach Möglichkeit zu sichern, die wichtigeren Orte, so z. B. Krems, in besten Vertheidigungsstand setzen; auch bewilligten ihm die Landstände im November 1432 eine Hussitensteuer und ein Aufgebot, und verzichteten für dieses Mal auf ihr Vorrecht, die Hauptleute der Landwehr zu ernennen. Des Herzogs Geldnoth war auf den äußersten Punkt gestiegen. Um der, durch die häufigen Aufgebote erschlafften Kriegslust seiner Landherren eine neue Anregung zu geben, stiftete er einen neuen Ritterorden, den des Adlers, mit der Devise: „Thue Recht," mit strengen religiösen Uebungen, und besonders dem Kampfe wider die Irrläubigen geltend. In Mähren, wo die Religionsspaltung zu heftigen inneren Zerwürfnissen und Fehden führte, gelang es den weisen Bemühungen des Herzogs, am 4. März 1434 einen fünfjährigen Landfrieden zu Stande zu bringen.

Die gemeldete Vertilgung der Althussiten durch die Katholiken und Kelchner bei Böhmisch-Brod und Lomnicze befreite Oesterreich von ferneren Einfällen dieser Furchtbaren. Am 23. August 1436 konnte Böhmens rechtmäßiger König, der Kaiser Sigmund, begleitet von seinem Schwiegersohne Albrecht, seinen Einzug in Prag halten. Nicht lange sollte er sich des schwer errungenen Friedens freuen; denn seine Kraft sank dem Grabe zu. Als seine schöne, junge Gemalin, die Kaiserin Barbara, aus dem Geschlechte der Cillier, ihren Gatten hinwelken sah, leitete sie Umtriebe ein, um nach seinem nahe bevorstehenden Tode die Kronen von Ungarn und Böhmen dem rechtmäßigen Erben, Albrecht von Oesterreich, zu ihren eigenen Gunsten zu entziehen. Aber der kranke Kaiser kam diesen Anschlägen zuvor. Angethan mit dem kaiserlichen Ornate, einen Lorbeerkranz im weißen Haare, ließ er am 11. November 1437 sich in einer offenen Sänfte durch Prag tragen, von da nach Znaim. Hier wurde die Kaiserin Barbara als Gefangene behandelt; ihr Bruder, Ulrich von Cilli, entging ähnlichem Loose durch die Flucht. Albrecht und seine Gemalin Elisabeth eilten nach Znaim, dem sterbenden Kaiser und Vater das ewige Lebewohl zu sagen. Die letzten Momente benutzte der Kaiser, den um ihn versammelten Herren aus Ungarn und Böhmen nochmals seinen Willen kund zu thun: „daß diese Königreiche nach

seinem Tode dem Herzoge Albrecht und dessen Gemalin Elisabeth, seiner Tochter, als ihren rechtmäßigen Herren gehorchen sollten. Darauf gaben ihm Alle ihr Wort. Beruhigt sank dann der Kaiser in seinen Sessel zurück, und schloß die Augen für immer. Mit ihm erlosch am 11. December 1437 der Luxemburgische Mannsstamm, der von geringen Anfängen in kurzer Zeit zu den ersten Thronen der Christenheit und des Welttheils empor gestiegen war.

Ein Bote eilte nach Prag, den böhmischen Ständen den Tod ihres Königs, wie auch dessen letzten Willen rücksichtlich der Erbfolge seiner Tochter und ihres Gemals zu vermelden. Vorher wurden, nach üblichem Brauche, die königlichen Siegel zerbrochen, damit Keiner sich fälschlich ihrer bedienen könne. Die Königin Barbara wurde in Ungarn gefangen gehalten.

Die in Preßburg versammelten ungarischen Stände beschlossen zwar, dem Willen des verstorbenen Königs Sigmund in Bezug auf Herzog Albrecht's Nachfolge nachzukommen; doch sollte des Letzteren Königswahl auf einem allgemeinen Reichstage bestätigt werden. Stürbe er vor seiner Gemalin, so sollten diese und ihre Kinder als Erben des Königreichs anerkannt werden. Albrecht sollte, damit sein Augenmerk nicht zu sehr von den Angelegenheiten Ungarns abgelenkt würde, die etwa ihm anzubietende deutsche Krone nicht ohne Bewilligung des Reichsrathes annehmen. Am 1. Januar 1438 wurden Albrecht und seine Gemalin zu Stuhlweißenburg gekrönt, und Ersterer schlug bei dieser Gelegenheit vier und achtzig Edle zu Rittern. Kaum war er nach Ofen zurückgekehrt, so wurde er durch einen Auflauf des Pöbels gekränkt, durch die Abneigung der Ungarn wider die Deutschen veranlaßt. Die Häuser der Deutschen, welche dem Könige nach Ungarn gefolgt waren, wurden bei diesem Anlasse geplündert. Der König Albrecht trug die neue Krone erst zu kurze Zeit, als daß er sofort mit aller Strenge hätte einschreiten können. Durch gerechte und weise Regierung hoffte er am besten die Gemüther zu versöhnen und ähnlichen Unordnungen für die Folgezeit vorzubeugen. Doch schöpfte er trübe Ahnung aus so unerfreulichem Beginne. Er sah ein, daß seine persönliche Anwesenheit in Ungarn oft und auf lange erforderlich seyn, und daß hinfort Oesterreich seine Gegenwart häufig werde entbehren müssen. Damit nun auch hier der Gang der Dinge keine Unterbrechung erleide, und die Regierung in Wirksamkeit und Ansehen erhalten werde, ernannte er am 9. Februar zu Ofen für die Zeit seiner

Abwesenheit eine Regentschaft für Oesterreich, bestehend aus mehren Prälaten und weltlichen Männern vom Rang und Einfluß.

Nicht so schnell, wie in Ungarn, gelang es dem Könige, in Böhmen seine rechtmäßigen Erbansprüche durchzusetzen. Zwar wurde er dort von einer ansehnlichen Partei bald nach Sigmund's Tode als König ausgerufen, aber sowohl die nochimmer nicht völlig beruhigten Utraquisten, wie die Anhänger der Königin Barbara, waren entgegen, und forderten, daß man den König nur gegen Eingehung mancher Bedingungen anerkennen solle. Die Gemäßigten jener Partei, besonders jedoch die Katholiken, sahen, trotz solcher ungehörigen Einwürfe, Albrecht als ihren König an, luden ihn zur Krönung nach Prag ein, und erwirkten ein Gesetz, kraft dessen Albrecht als rechtmäßiger König von Böhmen anerkannt, und Jedem, der sich diesem Beschlusse widersetze, mit der Todesstrafe gedroht wurde. Ein widerspänstiger Bürger der Altstadt und ein Schneider mußten es blutig erfahren, daß es mit dieser Drohung ernst gemeint war. Die Utraquisten bestanden gleichwohl auf ihrer Forderung, und ließen durch ihren Abgeordneten, Alessius von Sternberg, die Bedingungen vorlegen, an welche des Königs Anerkennung geknüpft seyn sollte. Mit edlem Stolze wies dieser eine solche Zumuthung von sich, auf sein unbestreitbares Recht an die Krone Böhmens sich berufend. Seine abschlägige Antwort brachte die Utraquistenpartei in offene Gährung; sie hielt eine Versammlung in Melnik, und schritt zu einer neuen Königswahl, die auf den dreizehnjährigen Kasimir, Bruder des Königs Wladislav von Polen, fiel. Ihre Gesandten machten diesem seine Erwählung kund, und sprachen den Polenkönig um Beistand an, um sie durchzusetzen. Albrecht's Partei verlor darüber den Muth nicht; sie verdoppelte vielmehr ihren Eifer für den rechtmäßigen Herrn, und rief ihn am 6. Mai noch einmal feierlich als König aus; zugleich warnte sie den König Wladislav vor unstatthafter Einmischung zu Gunsten seines Bruders Kasimir, wiewohl vergeblich.

Bevor sich dieses ereignete, wurde Albrecht von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten am 18. März 1438 zum römischen Könige erwählt, und ihm das Wahldiplom nach Wien gesendet. Er, seinem den Ständen Ungarns gegebenen Worte getreu, nahm diese neue, höchste Krone nicht früher an, als bis der ungarische Reichsrath ihn seines Versprechens entbunden, und seine Vettern, die österreichischen Herzoge der anderen Linie, ingleichen die Abgeordneten des Baseler Conciliums und die Landstände mit Bitten in ihn

drangen, die deutsche Krone nicht von sich zu weisen. Er schickte den Gesandten des Reichstages reiche Geschenke in ihre Wohnungen. Doch ward es ihm unter den waltenden Umständen zur Unmöglichkeit, zur Krönung hinaus zu reisen, daher wurde, mit Bewilligung der Kurfürsten, diese Feierlichkeit auf zwei Jahre verschoben. Das Glück schien beinahe in Einem Momente dem Hause Oesterreich Krone auf Krone zu bieten, und doch galt es noch manchen harten Kampf, ehe sie dauernd gewonnen, für ewige Zeiten befestigt wurden.

In Böhmen schritt der Aufstand drohend vorwärts. Es ward hohe Zeit, daß der König in Person dahin eilte; denn seine Anwesenheit konnte Vieles bessern, theils im Guten, theils mit Gewalt. Am 25. Mai langte er, begleitet von einer österreichischen Schaar und von dreitausend ungarischen Reitern, in Iglau an, wo viele böhmische Große, Ulrich von Rosenberg, Mainhart und Johann von Neuhaus, Krussina von Schwanberg, Johann von Riesemberg auf Skal, Heinrich von Straze, Burian von Gutenstein, Sbinko von Koczow, Laskowecz, Johann Malowecz auf Paczow, Rabstein, Heinrich von Plauen, und Bürger von Prag, Gitschin, Kuttenberg und anderen Städten ihn feierlich empfingen. In Folge mehrtägiger Berathungen gelobte er am 8. Juni, als „erwählter" König von Böhmen, den dortigen Ständen urkundlich: die Compactaten nebst allen Verwilligungen Kaiser Sigmund's für Böhmen aufrecht zu erhalten, auch für Weihung eines Erzbischofs zu sorgen, der, den Compactaten gemäß, in beider oder in einer Gestalt solche Schüler zu Priestern weihe, die das Sacrament eben so ausspenden; jeden Stand in Böhmen, Mähren und Schlesien bei seinen Freiheiten zu schützen; keinen Ausländer, gemäß der von Kaiser Karl und anderen Königen ertheilten Privilegien, zur Erlangung von Aemtern und Schlössern in Böhmen zu lassen; alle Angelegenheiten Böhmens sollten nur mit Rath eingeborener Böhmen zu beschließen seyn; auch sollten Letztere am königlichen Hofe gehalten werden, und mit ihrem Rathe der König, bei Abwesenheit aus dem Lande, regieren. Diese und noch andere Punkte waren von den Ständen verlangt worden; auch sollte die Kaiserin Witwe Barbara in Freiheit gesetzt, und die schlesischen Herzoge bei ihren Rechten geschützt werden, worüber die Stände ebenfalls vom Könige beruhigende Zusicherung erhielten. Albrecht durfte demgemäß jetzt auf die Ergebenheit der Letzteren zählen, ohne sich durch die Drohungen der Utraquisten, welche keinen Andern, als Kasimir

von Polen, für ihren König zu erkennen aussprachen, beirren zu lassen. Am 13. Juni langte er, unter dem freudigen Zurufe des Volkes, in Prag an, und am 29., dem Festtage Peter und Paul, wurde ihm im dortigen Dome zu St. Veit vom Bischofe Philibert von Coutance, in Erledigung des Prager erzbischöflichen Stuhles, die Krone feierlich auf das Haupt gesetzt.

Der König mußte eilen, das Krönungsscepter mit dem Schwerte zu vertauschen, denn schon standen die Utraquisten, durch 5000 Polen verstärkt, gegen ihn in Waffen, und begannen die Güter der königlich Gesinnten gräulich zu verheeren. Wider sie bot der König Albrecht seine Getreuen in allen seinen Reichen und Landen auf, und warb Bundesgenossen, wo er konnte.

Die Angelegenheiten des deutschen Reiches durfte Albrecht, als römischer König, unter diesen Umständen um so weniger versäumen, wenn er, durch die Ereignisse in Böhmen zurückgehalten, sie auch nicht persönlich betreiben konnte. Er ließ sich durch Kaspar Schlick, der schon seines Schwiegervaters Rathgeber und Kanzler gewesen, auf dem in Nürnberg zusammenberufenen Reichstage vertreten, und zu besserer Handhabung der Gerechtigkeit und Ordnung eine Eintheilung des deutschen Reiches in vier Kreise vorschlagen. Als man sich hierüber so wenig einigen konnte, wie über den neuen Entwurf eines Landfriedens, ließ Albrecht auf eine Erneuerung der Bulle Karl's IV. und eine Eintheilung in sechs Kreise antragen; doch auch dies kam nicht zu Stande. Schlick erreichte auf diesem Reichstage Nichts weiter, als daß einige Fürsten Hilfe wider die Aufrührer in Böhmen und deren Verbündete, die Polen, zu senden sich entschlossen.

Der König Albrecht brach am 3. August von Prag auf, und zog gegen Rziczan, wo der Kurfürst Friedrich von Sachsen mit zweitausend Reitern und dreitausend Mann Fußvolk, und der Herzog Johann von Baiern mit tausend Mann zu ihm stießen. Der Zug ging nach Porzietz, dann nach Konopischt. Hier wurden die Feinde in ihrem festen Lager angegriffen, und dasselbe erstürmt. Sie warfen sich in die Stadt Tabor, die sofort am 6. August belagert wurde, welche Belagerung jedoch, nach Wladislav's Einfall in Schlesien, in eine Blokade verwandelt werden mußte. Als nun Georg von Kunstadt auf Podiebrad, und wahrscheinlich auch Alessius von Sternberg auf Hradeck, sich plötzlich auf die Ungarn warfen, mußte der König von seiner Absicht auf Tabor abstehen, und am 29. September sich nach Prag zurück-

ziehen. Der Kurfürst von Sachsen zog mit seinen Hilfstruppen ab; doch unterwegs schlug er am 24. bei Zelenicze nächst Bilin eine utraquistische Schaar, und nahm ihnen fünfzehnhundert Mann gefangen. Unter den Letzteren befand sich auch der Anführer jener Schaar, Peter von Sternberg. Ihn ließ der Kurfürst durch drei Jahre in Rochlitz in der berüchtigten Jupe (nicht Wien allein hatte ein Gefängniß dieses Namens) schmachten, von deren Festigkeit man spottweise rühmte: wer die Rochlitzer Jupen anhabe, der sey vor Frost und Wölfen sicher. Auch die feindlichen Polen zogen ab. Sie hatten während der Belagerung Tabor's nach und nach ihre mitgebrachten Pferde aufzehren müssen, und kehrten daher als Fußgänger heim, obschon sie als Reiter gekommen.

Sowohl der Papst Eugen IV., als das von diesem nicht anerkannte Baseler Concil mahnten dringend zum Frieden, der aber, ungeachtet der im Januar 1439 zu Breslau angeknüpften Unterhandlungen, nicht zu Stande kommen konnte, weil man von polnischer Seite fortwährend die böhmische Krone für Kasimir ansprach. Nur ein kurzer Waffenstillstand zwischen den Königen Albrecht und Wladislav wurde erreicht, der später bis zum 24. April 1439 verlängert wurde.

Am 18. November 1438 war der König Albrecht mit seiner Gemalin nach Breslau gekommen und mit großen Ehren empfangen worden. Auch wurde ihm acht Tage später vom dortigen Fürstenthume ohne Widerrede gehuldigt. Er setzte den Markgrafen Albert Achilles von Brandenburg als Landeshauptmann ein, um dem Unfuge der Fehder zu steuern. Mit den Einrichtungen der Stadt Breslau selbst zeigte sich der König nicht sehr zufrieden; er soll einen neuen Rath eingesetzt und der Stadt eine Strafe von zwanzigtausend ungarischen Ducaten auferlegt haben, dafür, daß sie seinem Gefolge die Quartiere nicht auf dem Markte, sondern in versteckten Gassen angewiesen habe. Mancherlei Zufälle dienten, seine Stimmung zu trüben. Bei einem Falle auf der Treppe seiner Wohnung, im Hause zum goldenen Becher am Ringe, brach er sich das Bein, und bei seiner Abreise im März 1439 sollen die meisten der ihn begleitenden Ungarn haben zurückbleiben müssen, weil sie sich der Bezahlung ihrer Wirthe geweigert, und die Breslauer, nach der einmal erlegten Strafe, dem Gefolge des Königs keine weitere Nachsicht erweisen wollten.

Ungarn hatte bei den stattfindenden böhmischen Händeln ebenfalls zu leiden: denn polnische Schaaren fielen wiederholt in das Zipserland ein,

wurden aber von dem Preßburger Obergespan Stephan von Rozgon jederzeit zurückgetrieben. Abermalige Unterhandlungen begannen am 24. Mai zu Lublau; doch wurde dort nur ein Waffenstillstand erwirkt, giltig bis 8. September. Zugleich wurde eine baldige Zusammenkunft beider Könige verabredet.

Dringende Türkengefahr nöthigte den König, der schon von so vielen Seiten in Anspruch genommen war, auch in dieser Beziehung zu neuer Thätigkeit. Aus Ungarn erging ein allgemeiner Nothschrei an ihn, zum Theil sogar gebieterischer Art, denn einige Magnaten drohten, sich nach einem anderen Könige umzusehen, wenn er nicht schleunig zur Bekämpfung des Feindes der Christenheit mit ihnen auszöge. Auch der Papst Eugen ließ es nicht an Aufrufen fehlen. Der König eilte nach Ofen zum Landtage, wo am 30. Mai 1439 die Stände ihn und seine Gemalin ihrer unverbrüchlichen Treue versicherten. Inzwischen erscholl die Schreckenskunde, Sultan Murad stehe mit 130,000 Mann schon vor Semendria. Mit um so größerer Anstrengung betrieb der König seine Rüstungen; aber die ungarische Heerverfassung, die nur dann erst ein allgemeines Aufgebot des Adels gestattete, wenn der Feind bereits die Gränzen Ungarns überschritten hatte, band ihm die Hände. Selbst viele von Jenen, welche vorher so eifrig zum Feldzuge gedrängt hatten, zeigten sich jetzt, wo es zu handeln galt, unlustig oder säumig. Mit Mühe vermochte der König zu Ende Juli im Lager bei Szegedin ein Heer von 24,000 Mann um sich zu sammeln.

Um diese Zeit erhielt der König auch die Nachricht von dem am 24. Juni zu Innsbruck erfolgten Ableben seines Oheims, des Herzogs Friedrich IV. oder des Aelteren. Nach den schwülen Tagen von Konstanz hatte dieser größeren Theiles in Ruhe und mit vieler Umsicht regiert, durch weise Sparsamkeit den einstigen Spottnamen von der „leeren Tasche" widerlegt, und Schätze gesammelt, die er, durch früher empfundenen drückenden Mangel eingeschüchtert, jetzt oft mit übertriebener Aengstlichkeit zusammenhielt; daher auch König Albrecht in seiner Geldbedrängniß bei ihm im entscheidendsten Augenblicke keine Hilfe fand. Von Friedrich's fünf Kindern, die ihm in zwei Ehen geboren worden, überlebte ihn nur sein fünfzehnjähriger Sohn, Herzog Sigmund, über welchen sein Neffe, der Herzog Friedrich V., die Vormundschaft antrat, so daß jener Todesfall keine Störung veranlaßte.

Unter seinen, sämmtlich im Tode ihm vorangegangenen Brüdern war Friedrich IV. unstreitig der bedeutendste Charakter gewesen. Schön und ein-

nehmend von Gestalt, besaß er einen lebhaften, durchdringenden Geist, dessen Schärfe durch einen gewissen ritterlichen Leichtsinn gemildert wurde, welcher ihm auch in verzweifelten Lebenslagen Muth und Hoffnung bewahrte, und ihn Gefahren zwar nicht vermeiden, aber in ihnen ausdauern lehrte; einen festen, im Punkte der Ehre unbeugsamen Sinn, der aber doch nicht einer schmiegsamen Seite entbehrte. Wäre seine Erziehung sorgfältiger gewesen, so würde jene Rauhigkeit des Wesens, die ihm und allen seinen Brüdern anhing, hinweggewischt, und er einer der besten Fürsten geworden seyn. Er selbst erkannte gar wohl, was ihm fehlte, und verwünschte bisweilen den Mißgriff seines Erziehers, der seinen Leidenschaften geschmeichelt, statt sie zu unterdrücken, und seine Bildung dem Zufalle überlassen hatte.

Vergebens harrte der König im Lager zu Szegedin auf Verstärkungen. Als keine eintraf, brach er das Lager ab, bezog ein neues bei Futak, und beobachtete die Bewegungen des Feindes jenseits der Donau, da es ihm an Mannschaft gebrach, um Semendria entsetzen zu können. In Titerew erhielt er die gefürchtete Botschaft, daß Semendria in des Sultans Hände gefallen sey. Stündlich konnten nun die Osmanen die Donau überschreiten, ohne daß der König vermögend gewesen wäre, sie abzuhalten. Um sein Heer durch Söldner hinlänglich zu verstärken, gebrach es ihm an Geld, und die von den ungarischen Ständen bewilligte allgemeine Steuer brachte für den Augenblick keine Früchte, da sie erst später eingehen konnte. Eine im Lager einreißende, ansteckende Ruhr vollendete das Uebel. Viele starben hin, Muthlosigkeit ergriff die Uebrigen, und endlich lösete das ganze Heer sich auf. Auch der König erkrankte, und als der Feind, gegen welchen nach Auflösung des Heeres ohnehin Nichts auszurichten gewesen wäre, sich nach dem südlichen Serbien gegen Novoberdo wendete, wurde das Lager aufgehoben. Krank und trübsinnig trat der König den Rückmarsch an.

In Ofen erwarteten ihn schon seit geraumer Zeit Abgesandte Polens, gekommen, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Da sie aber auf Rückerstattung jener Güter bestanden, welche der Kaiserin Barbara abgenommen und der Königin Elisabeth verliehen worden waren, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, indem dem Könige Alles daran liegen mußte, der ränkevollen Kaiserin nicht zu neuer Macht in Ungarn zu verhelfen. Die polnischen Abgeordneten verließen Ofen und kehrten in ihre Heimat zurück. Der kranke König sehnte sich nach seinem Oesterreich, und begab sich auf die

Heimkehr. „Wenn ich nur Wien wiedersehe," sagte er, „so werde ich alsbald gesund." In Gran grübelte seine Schwermuth darüber, ob er die polnischen Gesandten nicht zu voreilig entlassen und dadurch vielleicht Böhmen der Gefahr eines neuen Krieges blosgestellt habe, und eilig schickte er ihnen von dort aus zwei Bevollmächtigte nach, um, wenn nicht Frieden, doch verlängerten Waffenstillstand zu vermitteln. Zu erschöpft, um die Reise zu Wagen fortzusetzen, ließ er sich von Gran hinweg in einer Sänfte tragen. Durch den häufigen Genuß von Melonen, womit er seine Fieberhitze abzukühlen meinte, vergrößerte er nur sein Uebel. Man hat behaupten wollen, es sey ihm, wahrscheinlich auf Anstiften der rachesinnenden Kaiserin Barbara, Gift beigebracht worden. Zu Neszmil, in der Komorner Gespanschaft, angekommen, war er unfähig, weiter zu reisen, und fühlte sein nahes Ende. Er ließ seinen letzten Willen aufsetzen, und starb am 27. October 1439, wenig über zwei und vierzig Jahre alt. Seine Leiche wurde nach Stuhlweißenburg abgeführt und dort in der Gruft der Könige beigesetzt. An Kindern hinterließ er nur zwei Töchter: Anna, welche schon als Kind dem Herzoge Wilhelm von Sachsen verlobt, 1446 ihm angetraut, nach unglücklicher Ehe aber, um einer Buhlin, Katharinens von Brandenstein, willen, von ihm verstoßen und bis an ihr Ende 1461 zu Eckartsberga in Verwahrung gehalten wurde, und Elisabeth, welche 1459 dem Könige Kasimir von Polen ihre Hand reichte. König Albrecht's Witwe, Elisabeth, befand sich bei dem Hintritte ihres Gemals in gesegnetem Zustande, und gebar am 22. Februar 1440 den Ladislav Posthumus.

Albrecht, als Herzog von Oesterreich der Fünfte, als römischer König der Zweite genannt, nimmt einen Platz unter den vorzüglichsten Fürsten ein. Was Rauhes und Hartes an seiner Erscheinung haften mag, fällt größeren Theils seiner Zeit zur Last. Sie war es, die ihm das unerbittliche Vertilgungsschwert, den Feuerbrand gegen Hussiten und Juden in die Hand gab, und die Besten seines Zeitalters theilen diesen Flecken mit ihm. Daß er, obgleich schwärmerisch in seinem Glauben, doch auch aufgeklärt in vielen Dingen dieser Art dachte, beweiset die Kirchenreform, die er in seinen Landen veranlaßte, — und daß seine Verehrung für die Kirche ihn nicht blinden Gehorsam lehrte, hat er kundgethan in seinem Streite mit dem Passauer Bisthume. Er war von hohem und kraftvollem Wuchse, seine Augen blau, aber feurig, die Haare blond, die Gesichtsfarbe bräunlich; ein starker Knebelbart

erhöhte sein männliches, doch wohlwollendes Aussehen, welches bei'm ersten Blicke für ihn einnahm. Fest und unerschütterlich in seinen Entschlüssen, erhielten diese durch Hindernisse oder Widerstand nur vermehrten Nachdruck. Darum verglich man ihn im Baseler Concilium einem Viereck, das allwärts gleich unzugänglich. Was er einmal beschlossen, pflegte er mit rascher Entschiedenheit in's Werk zu setzen, und „Geschwind gewinnt" war sein Wahlspruch. Er wußte nicht nur, er begehrte auch geliebt zu werden, und daß „der Unterthanen Liebe die beste Leibwache," sprach er freudig aus gegen seinen Schwiegervater, den König Sigmund, der mit einer Schaar von Trabanten und Höflingen sich zu umgeben pflegte. Tapfer und kriegslustig, hat er doch nie ohne Anlaß den Streit gesucht. Wenn die Waffen ruhten, beschwichtigte er den heißen Männermuth auf der Jagd, seinem Lieblingsvergnügen. Den Tanz überließ er den Weibern, denn der männliche Körper, dachte er, bedürfe stärkerer Uebung. Hochgebildet für seine Zeit, und immer begierig, sein Wissen zu erweitern, verstand und redete er alle Sprachen seiner Unterthanen. Sein gegebenes Wort galt ihm heilig. Den kraftvollen Körper entnervte keine Ausschweifung. Albrecht war Fürst und Ritter im edelsten Sinne.

Achtes Buch.

Oesterreich unter dem Herzoge (Kaiser) Friedrich V. (III.) und dem Könige Ladislav, von 1439 bis 1457.

In einem verhängnißvollen Momente, erdrückt von der Last so vieler Kronen, war der edle König Albrecht heimgegangen. Die Türkengefahr noch nicht beseitigt; in Böhmen noch offene Zwietracht; auch in Ungarn manche gefährliche Gährung, und hier wie dort die Umtriebe der Kaiserin Barbara und ihrer Anhänger geschäftig, die Flamme anzublasen; dazu kein männlicher Erbe vorhanden zur Nachfolge in den Königreichen und im leopoldinischen Theile der österreichischen Lande; die königliche Witwe gesegneten Leibes, ungewiß, ob ein männlicher, ob ein weiblicher Sprößling aus Albrecht's Stamme hervorgehen werde, und in jedem Falle die Aussicht einer langwierigen, immer bedenklichen Vormundschaft: — dies war die Lage der

Dinge, als König Albrecht die Augen für immer schloß. Den nächsten Verwirrungen hatte indeß sein, vier Tage vor seinem Ende aufgesetzter, letzter Wille vorgebeugt, in welchem die möglichen Fälle nach Kräften berücksichtigt waren. Würde seine Gemalin — so hatte er verordnet — eine Tochter gebären, so soll Oesterreich seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich V., zufallen; wäre es aber ein Sohn, so sollen demselben neun Vormünder bestellt werden, und zwar drei aus Ungarn, drei aus Böhmen und den dazu gehörigen Fürstenthümern, einer aus der Stadt Prag, und zwei aus Oesterreich; die oberste Aufsicht aber des Prinzen, der zu Preßburg zu erziehen sey, sollte dessen Mutter in Gemeinschaft mit dem Herzoge Friedrich, oder wer sonst der älteste Fürst des Hauses sey, führen.

In einem Punkte wurde sogleich wesentlich von König Albrecht's Testamente abgewichen. Der Herzog Friedrich glaubte sich vielleicht darin beschwert, daß er, im Falle Albrecht's Witwe eines Sohnes genese, die Vormundschaft mit ihr theilen sollte, und als nun die österreichischen Stände sich in Berchtoldsdorf bei Wien versammelten, wurde in ihrem Beschlusse Albrecht's letzter Wille zwar in den Hauptpunkten beobachtet, aber von einer Theilnahme der königlichen Witwe an der Vormundschaft Nichts erwähnt, und dieselbe ausschließend dem Herzoge Friedrich zugesprochen, welchem zwölf Räthe aus Oesterreich dabei an die Seite gestellt werden sollten.

Aber noch weit stürmischeren Anfechtungen unterlag Elisabeth's Recht in Ungarn. Zwar erneuerten derselben nach dem Tode ihres Gemals viele Magnaten die Zusicherung, sie und ihre Kinder als Erben und Nachfolger auf Ungarns Throne zu erkennen; aber viele Andere, welche aus einem Regierungswechsel, oder besser noch aus einem schwankenden oder ordnungslosen Zustande Vortheile zu ziehen hofften, nahmen es mit den gemachten Zusagen wenig genau, und Manche bereu'ten die der Königin gemachten Zugeständnisse. Endlich fürchteten die Meisten wohl nicht ohne Grund, daß in so stürmischer Zeit, wo die Osmanen wieder so ungestüm an die Vormauer der Christenheit pochten, weder der Muth und die Kraft einer Frau, noch weniger die eines Kindes hinreichend sey, die Gefahr zu bekämpfen. Alle Meinungen vereinigten sich zuletzt in dem Wunsche, daß die königliche Witwe sich wieder verheiraten und Ungarn einen männlichen König geben möchte. Der jugendliche König Wladislav von Polen däuchte hierzu Allen am geeignetsten. Elisabeth wurde mit dieser Zumuthung dergestalt bedrängt, daß sie endlich nach-

gab. Mit ihrer Bewilligung gingen Bevollmächtigte nach Polen, dem Könige Wladislav die Hand Elisabeth's, und mit ihr die Krone Ungarns anzubieten. Nur hatte die Königin sich ausdrücklich bedungen, daß die Vollmachten der Gesandtschaft erlöschen sollten, sobald sie einen Sohn gebären würde. Dieser Fall trat ein. Die Gesandten hatten Krakau noch nicht erreicht, als die Königin am 22. Februar 1440 Ladislav gebar. Elisabeth ruhte nicht eher, als bis, durch beredte Fürsprache ihres Oheims, des Grafen Ulrich von Cilli, und im Einverständniß mit vielen Magnaten, den Gesandten der Befehl nachgesendet wurde, Alles abzubrechen und zurückzukehren. Die Gesandten aber ließen diesen Befehl unberücksichtigt; sie vollführten ihren früheren Auftrag, und Wladislav nahm das Anerbieten an, indem er baldthunlichst nach Ofen zur Krönung zu kommen versprach. Die Abgesandten brachten sein Jawort nach Ungarn, und dadurch, daß die Königin sie wegen ihres Ungehorsams in's Gefängniß werfen ließ, wurde an der Sache Nichts geändert. Ungarn zerspaltete sich nun wieder in zwei Parteien; für den rechtmäßigen König Ladislav und seine Mutter, die rechtmäßige Königin, erhob sich die eine, für Wladislav die andere. Der Bürgerkrieg brach los; die Anhänger beider Könige trieben einander durch gegenseitige Verwüstungen auf das Aeußerste. Elisabeth begab sich von Ofen nach Stuhlweißenburg, und ließ am 15. Mai durch den Erzbischof von Gran ihrem Neugeborenen die Krone des heiligen Stephan auf das Haupt setzen. Die Krone selbst behielt sie durch eine List an sich, damit die Gegenpartei nicht den Wladislav damit krönen könne. Gegen das Testament ihres Gemals aber handelte sie selbst dadurch, daß sie, noch vor der Krönung ihres Sohnes, die Vormundschaft über denselben, die doch dem Herzoge Friedrich gebührte, an dessen Bruder, den Herzog Albrecht, übertrug, der mit jenem in fortwährendem Zwiespalte lebte. Dieser Schritt, der im Widerspruche mit dem Brauche und den Hausgesetzen stand, brachte die Königin in ein unfreundliches Verhältniß zu dem Herzoge Friedrich, dessen Ungunst um so bedenklicher erscheinen mußte, da derselbe am 2. Februar 1440 von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten zum römischen Könige gewählt worden war, und am 11. April diese Würde angenommen hatte.

Wie in Ungarn, so stieß die Anerkennung des königlichen Kindes Ladislav auch in Böhmen auf Hindernisse. Zwar hatten die dortigen Stände die Entbindung der Königin abzuwarten beschlossen, aber bald nach Ladis-

lav's Geburt schritten sie zu einer neuen Königswahl. Die Krone wurde zuerst dem Herzoge Albrecht von Baiern angetragen, an dessen Vorsicht und Redlichkeit jedoch die hierüber gepflogenen Verhandlungen scheiterten. Hierauf wurde dem römischen Könige Friedrich ein Antrag gemacht. Doch auch dieser wies die Krone, welche einem rechtmäßigen Erben entrissen werden sollte, von sich. Endlich siegte der Einfluß der Königin, nachdem sie durch Ulrich von Rosenberg und durch Heinrich Ptaczko von Lipa unterstützt worden war. Letzterer, das Haupt der böhmischen Utraquisten, war Anfangs sehr thätig bei den ersten beiden Wahlversuchen gewesen. Als diese aber mißglückten, hoffte er, unter einem minderjährigen Könige um so größeren Einfluß zu gewinnen, und unterstützte daher Ladislav's Wahl. Dagegen ließ er sich und den Meinhard von Neuhaus, eines der Häupter der katholischen Partei, unter dem Namen von Gubernatoren zu Reichsverwesern wählen. So war Böhmen zwar dem Ladislav gesichert, aber seiner Mutter beinahe aller Einfluß auf die Regierung benommen. Ersteren erkannten, nebst Böhmen, auch Schlesien und die Lausitz als ihren rechtmäßigen Oberherrn an. Die Parteien in Böhmen hatten ihren alten Haß noch nicht vergessen, und bekämpften sich nach wie vor bei dem geringsten Anlasse, bis nach Heinrich Ptaczko's Tode Georg von Podiebrad sich zum Reichsverweser mit beinahe unumschränkter Gewalt emporschwang.

Unterdessen war der König Wladislav von Polen mit seinem Bruder Kasimir und großem Gefolge nach Ungarn gekommen. Am 21. Mai wurde ihm von dem Palatin Lorenz Hedervary die Burg zu Ofen übergeben, und hier huldigten ihm viele Magnaten, unter ihnen Johann Hunyady, als ihrem König. Doch war das nördliche Ungarn, wenn auch durch bloße böhmische Soldtruppen, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge hatten, großentheils von dem Anhange der Königin besetzt. Als Wladislav die Burg Wissegrad in Besitz nahm, wurde begierig nach der heiligen Krone gesucht. Aber sie fand sich nicht vor, weil der Königin List sie unterschlagen hatte. Es blieb dem Wladislav Nichts übrig, als sich mit jener Todtenkrone krönen zu lassen, welche man den Reliquien des heiligen Stephan entnahm. Dies geschah am 21. Juli zu Stuhlweißenburg, und galt Vielen für eine schlimme Vorbedeutung, welche sich bald erfüllte. Gewaltthätigkeiten, die sich Wladislav gleich nach dem Antritte seiner Herrschaft erlaubt haben soll, lichteten die Reihen seiner Anhänger, und führten deren Viele auf Ladislav's Seite.

Die Königin Elisabeth befand sich inzwischen in drückender Geldnoth, welche mehr noch, als der Widerstand ihrer Feinde, ihre Thatkraft lähmte. Sie mußte sogar die entführte heilige Krone bei dem römischen Könige Friedrich versetzen, und fand sich endlich genöthigt, den Letzteren als Vormund ihres Sohnes anzuerkennen, um von ihm nothdürftige Unterstützung zu erlangen. Der Herzog Albrecht gab hierzu, als bisheriger Vormund, seine Einwilligung, und es erfolgte nun anscheinende Aussöhnung unter den Verwandten. Doch half Friedrich's bedächtiger und mißtrauischer Sinn nur gegen möglichste Sicherstellung mit Geld aus. Die Königin mußte ihm, für das gemachte Darlehen, ihre Witwengüter und noch darüber verpfänden, obschon der geringe Betrag der vorgestreckten Summe in keinem Verhältnisse zu so großen Pfändern stand. Oedenburg, das sie ihm ebenfalls zugesagt, sobald es in ihre Gewalt gekommen, mußte sie versprechen, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes nicht auszulösen. Sie befand sich dadurch völlig in den Händen des römischen Königs. Dieser ließ dem jungen Ladislav eine treffliche und sorgfältige Erziehung geben; aber er wies ihm seinen Aufenthalt außerhalb seiner Erblande, in Steyermark, an, und zog sich dadurch den Verdacht zu, als halte er ihn gefangen. Schwere Sorgen und Kämpfe, fortwährende Ermahnungen, ihn zurückzuführen, und Zwiste aller Art entsprangen aus dieser übel gewählten Vorsicht für den königlichen Vormund.

Des Königs Friedrich Geldliebe machte ihn nicht selten am unrechten Orte karg. Ulrich Eyzinger war arm aus Baiern nach Oesterreich gekommen. Es gelang ihm hier, die Gunst des Königs Albrecht zu gewinnen, der ihn endlich in den Freiherrnstand erhob und ihm das Amt eines Huebmeisters übergab. Als solcher hatte Eyzinger die Einnahmen und Ausgaben der Hofkammer zu besorgen, und häufte durch schlaues, nicht immer redliches Schalten außerordentliche Reichthümer für seine eigene Person. Allen konnte er mit Geld aushelfen; der König Albrecht selbst schuldete ihm eine beträchtliche Summe. Nach des Letzteren Tode machte Eyzinger seine Forderung geltend bei dem Könige Friedrich; aber dieser zog ihn mit der Befriedigung hinaus. Hierüber erbittert, setzte Eyzinger sich in Einverständniß mit den Söldnern, die ebenfalls ihren rückständigen Sold vom Könige nicht in Güte erlangen konnten und sich jetzt auf eigene Faust, durch Raub und Plackerei im Lande, bezahlt zu machen gedachten. Mit ihrem und seiner Freunde Beistande sagte im Mai 1441 Eyzinger dem Könige förmliche Fehde an, so daß die Stände

einschreiten und den König wegen Eyzinger's und der Söldner Bezahlung angehen mußten.

Auch die Angelegenheiten der Königin und ihres Sohnes wurden ein Gegenstand ständischer Berathung. Doch kam man dieserhalb zu keinem Entschlusse. Nur die Stadt Wien erbarmte sich der bedrängten Königin, und sendete ihr tausend Gewaffnete nebst schwerem Geschütze zu Hilfe nach Preßburg. Die Königin, von dem Könige Friedrich nur gegen harte Bedingungen und niemals ausreichend unterstützt, fand in ihrer fortwährenden Bedrängniß endlich Veranlassung, sich dem Könige Wladislav, ihrem und ihres Sohnes Gegner, zu nähern. Er, von den Türken bedroht und des Bürgerkrieges müde, bot bereitwillig die Hand zu einem Vergleiche. Dabei war jedoch nöthig, daß Ladislav in Ungarn erzogen und die ungarische Krone zurückgestellt würde. Ueber Beide hatte der König Friedrich zu verfügen. Die Königin bat ihn dringend um den Sohn und um die verpfändete Krone. Er verweigerte Beides entschieden, und wollte nur „halten, was er schriftlich versprochen."

Die Waffen der Anhänger des Ladislav waren mittlerweile im Westen unglücklich, im Norden Ungarns von Erfolg gewesen, und der sich ungefähr aufwiegende Vortheil und Nachtheil erleichterte beiden Parteien die gegenseitige Annäherung. Der Cardinal Julian, schon vorher eifriger Vermittler, setzte sein löbliches Werk mit erhöhter Zuversicht fort. Zwar erschwerte die kriegerisch gesinnte Partei in Ungarn, an deren Spitze der Türkenbesieger Hunyady stand, den Gang der Friedensunterhandlungen; dennoch geriethen sie nicht in's Stocken. In Raab kamen endlich die Königin Elisabeth und der König Wladislav persönlich zusammen, und der Friede schien hier ausgemacht worden zu seyn, obschon die Bedingungen desselben ein Geheimniß blieben. Bald darauf folgte Elisabeth dem Könige nach Ofen, wo Alles in Richtigkeit gebracht werden sollte. Aber auf ihrer Rückkehr erkrankte sie, und schon am Weihnachtstage 1442 erlag sie dem Tode, wie es heißt, durch Gift, das ein Verruchter ihr beigebracht, um ihre zur Wahrscheinlichkeit gewordene Vermälung mit Wladislav zu hintertreiben.

Ihr Tod steigerte die Verwirrung. Ihre Anhänger, dem Bunde mit Wladislav von jeher abgeneigt, brachen nun alle Verhandlungen ab, und beschlossen, das Recht Ladislav's unbedingt und ohne Abbruch zu erkämpfen. Sie luden den König Friedrich ein, ihrem Bunde beizutreten, und, um die

Begeisterung der Ungarn zu erwecken, den jungen König Ladislav aus Steyermark hinweg näher an die ungarische Gränze zu führen. Aber Friedrich, immer bedächtig und umständlich, vielleicht auch Gefahr von Ungarn aus für seine eigenen Erblande fürchtend, schützte vor, daß ein Krieg wider Wladislav, der sich als Vertheidiger der Christenheit wider die Türken erhoben, ihm nicht gezieme, und begnügte sich, einen zweijährigen Waffenstillstand zwischen diesem und der Partei des Ladislav zu vermitteln.

Eigene und Angelegenheiten des Reiches nahmen unterdessen die Thätigkeit König Friedrich's in Anspruch. Zu Aachen ließ er sich am 17. Juni 1242 durch den Erzbischof Dietrich von Köln krönen als König Friedrich IV. Später zog er nach Zürich, welche Reichsstadt, gedrängt von den Eidgenossen, und darum ihres alten Zwistes mit dem Hause Habsburg vergessend, einen Bund mit ihm beschwor, und, in Folge einer Uebereinkunft, seinem Hause die Grafschaft Kyburg jenseit des Glattflusses übergab. Der König hoffte mit dieser Erwerbung einen Grund zu Wiedererlangung dessen zu legen, was der Vertrag von Konstanz 1417 in den vorderen Landen seinem Hause entrissen. Sein Bemühen, das gegen den Willen des rechtmäßigen Papstes versammelte Concil zu Basel zum Auseinandergehen zu bewegen und dadurch den kirchlichen Zwiespalt zu beendigen, mißlang, wie so manches heilsame Unternehmen anderer deutschen Könige.

Aber den meisten Grund zu Sorge und Unruhe fand der König in seinem eigenen Hause, gegenüber seinem Bruder, dem Herzoge Albrecht. Bei der Brüder verschiedenartiger und zuwiderlaufender Sinnesart, durfte stäter Zwist nicht Wunder nehmen. Friedrich war karg, bedachtsam und verweigernd; Albrecht verschwenderisch, unüberlegt und kecklich in's Uebertriebene fordernd; dieser verlangte meist zu viel, jener gewährte meist zu wenig. Auf dem im April 1442 zu Krems, während des Königs Abwesenheit, abgehaltenen Landtage, führte Herzog Albrecht bittere Klage, daß sein Bruder, der König, einer gleichen Theilung der Erblande ausweiche, auch die damals noch übrige Zeit der Vormundschaft ihm nicht hatte abtreten wollen. Da die Landschaft ihm nicht beistand, schloß er ein Bündniß mit den Grafen von Cilli, fiel mit ihrer Hilfe verwüstend in Krain ein, nahm Krainburg, und wollte auch Laibach in seine Gewalt bringen, wo aber die Bürger seinen Angriff abschlugen. Er durchzog sodann verheerend das Land, bis königliche Truppen sich ihm mit Erfolg entgegenstellten. Am 30. März 1443 kam zu

Neustadt ein Abkommen zu Stande, wobei der Herzog Albrecht zu einem Regierer der, eigentlich dem Herzog Sigmund zustehenden Herrschaften jenseit des Arlberges ernannt wurde, wodurch der König den gefährlichen Bruder weiter aus seiner Nähe entfernte, ohne dem Frieden aus eigenen Mitteln ein Opfer zu bringen. Auch die Fehde mit den Grafen von Cilli wurde vorläufig durch Vergleich beigelegt.

Im Innern Oesterreich's herrschte große Unruhe. Theils wurden durch das Gerücht, Friedrich gehe damit um, den jungen Ladislav von der Erbfolge in Oesterreich auszuschließen, und sich selbst als Herr dort einzusetzen, Parteiungen und Feindschaften erzeugt, theils das Land von frechen Räubern geängstigt, zu deren Unterwerfung des Königs von zu vielen Seiten in Anspruch genommene Kräfte nicht ausreichten. Mit dem Herzoge Albrecht war zwar Frieden geschlossen worden; aber dessen unbezahlt gebliebene Söldner suchten im Stegreife Ersatz, und raubten und plünderten im Lande herum, wo sich nur die Gelegenheit dazu bot. Auch die Gränznachbarn setzten dem Lande auf ähnliche Weise zu; aus Böhmen und Mähren, am ärgsten aber aus Ungarn, wo der durch die Türken genugsam beschäftigte König Wladislav geringe Gewalt über den unruhigen Adel besaß, fluteten räuberische Horden in das Land, und was die Fremden verschonten, wurde von einheimischen Schnapphähnen verwüstet und beschädigt. Der König hatte sich in so viele Angelegenheiten zugleich eingelassen, daß er endlich den wenigsten gewachsen war. So gering war seine Macht, daß einer der fremden Unruhstifter, Pankraz de Szt. Miklos, der in das Viertel Unter-Manhartsberg eingefallen war, dort durch volle sieben Jahre sich unter fortwährenden Plackereien erhalten konnte, und sich dabei fast wie ein Regent benahm, indem er Steuern ausschrieb, sich Treue schwören ließ und Lehen ertheilte. Alle Sicherheit des Eigenthums war dahin.

In Ungarn war noch immer kein Ende der Verwirrungen abzusehen; nur zeitweise Ruhe, aber kein geordneter Zustand war zu ermöglichen. Johann Giskra von Brandeis, der Feldhauptmann der Partei des Ladislav, vom Könige Friedrich als solcher anerkannt, ließ sich zwar in verlängerte Waffenstillstände ein, war aber zu keinem festen Abkommen zu bewegen, das die Rechte des jungen Königs hätte gefährden können. So standen also beide Könige Ungarns noch immer die Hand am Schwerte einander gegenüber. Ein furchtbarer Schlag, unter welchem die ganze christliche Welt erdröhnte,

änderte die Lage der Dinge. Am 10. November 1444 siegten die Osmanen, den gebrochenen Waffenstillstand blutig rächend, bei Varna über das Heer der Ungarn und Polen. König Wladislav, tapfer kämpfend, fiel unter der Hand eines alten Janitscharen. Längere Zeit wollte man in Ungarn nicht an seinen Tod glauben, und seine Anhänger rechneten noch immer auf seine Wiederkehr, so daß auch die Unterhandlungen zu Gunsten des Ladislav sich in die Länge verzogen. Als aber der erschlagene König nicht wiederkehrte, einigten sich beide Parteien zu König Ladislav's Anerkennung, und eine Gesandtschaft ging nach Wien zum Könige Friedrich, von diesem die Auslieferung Ladislav's und der ungarischen Krone zu erlangen. Friedrich gab noch immer ausweichende Antwort. Er verlangte den König Ladislav wie die ihm verpfändete Krone zurück nach geschehener Krönung, welch' Letztere ihm überhaupt unnöthig erschien, weil Ladislav schon früher gekrönt worden. Auch wollte er Preßburg überliefert haben, und dieses nebst der Krone nur zurückstellen, falls Ladislav minderjährig verstürbe. Die Verhandlungen zerschlugen sich an diesen Forderungen, und der Landtag zu Pesth, Ladislav nunmehr als rechtmäßigen König voraussetzend, ernannte am 5. Juni 1446 den heldenmüthigen und redlichen Johann Hunyady zum Gubernator mit den ausgedehntesten Vollmachten.

Wie Friedrich den Ungarn keine Bereitwilligkeit gezeigt, so erwiesen sie ihm Gleiches. Er hatte um Abstellung der Raubzüge Einzelner aus Ungarn nach Oesterreich und Steyermark gebeten, und zur Antwort erhalten: er möge sich selbst helfen. Wider Erwarten benutzte er dieses Recht, rückte bis gegen Güns, brach mehre Raubnester auf ungarischem Boden, und gab achtzig Frevlern ihren Lohn am Galgen.

Diesen kleineren Feindseligkeiten folgten bald größere. Als Friedrich auf keine Weise sich zu Herausgabe des Verlangten verstehen wollte, wurde in Ungarn der Krieg beschlossen. Hunyady ging vorsichtig und unübereilt zu Werke; er machte scheinbar sogar noch friedliche Versuche; insgeheim aber traf er feindselige Maßregeln und suchte selbst die Stadt Wien dem Könige Friedrich abtrünnig zu machen, wiewohl vergeblich. Dabei erklärte er ausdrücklich, der Krieg gelte nicht dem Lande Oesterreich, das ja ohnehin seinem Könige, dem Ladislav, angehöre, sondern der Person Friedrich's. Einfälle und Verwüstungen erfolgten hierauf. Dann wurde zu Radkersburg in Steyermark ein Waffenstillstand auf zwei Jahre

geschlossen, und ein Tag in Wien zur völligen Ausgleichung der streitigen Punkte angesetzt.

Während Ungarn nach dem Könige Ladislav verlangte, geschah ein Gleiches in Oesterreich, obwohl im friedlichen Wege und vom Könige Friedrich nicht minder beharrlich verweigert. Auch Böhmen stellte, wie wir sehen werden, dieselbe Forderung. In Tirol dagegen begehrte man mit vollem Rechte nach dem Herzoge Sigmund, der schon seit länger volljährig geworden war und von Friedrich doch noch immer ohne thätigen Antheil an der Regierung, und von seinem Erblande fern gehalten wurde. Zwar hatte Sigmund nach erlangter Volljährigkeit sich zu einem Vertrage bewegen lassen, wodurch er noch für sechs Jahre auf die Selbstregierung Verzicht leistete. Aber die Tiroler hielten diesen Vertrag für erzwungen, und gingen den König wiederholt um Uebergabe ihres Erbherrn, wie auch des aus Tirol abgeführten Schatzes an, doch immer fruchtlos. Da erhob sich, um die Auslieferung des Herzogs zu ertrotzen, die gesammte Landschaft an der Etsch und in Tirol, und belagerte Trient. Friedrich ließ sich nicht irr' machen; er hielt den Herzog Sigmund in Gratz zurück, benutzte dessen väterliche Erbschaft und entlockte demselben mancherlei Verträge zu dessen offenbarem Nachtheile. Der Aufstand wuchs; nach einem Landtage in Meran erhob sich die Landschaft in Masse, und erneuerte drohend ihre Forderung. Der König mußte endlich nachgeben; er gestattete die Abreise des jungen Herzogs Sigmund, und am 31. December 1445 wurde zu Konstanz eine Ausgleichung geschlossen, wobei der König jedoch sich wiederum auf das Vortheilhafteste bedachte, und sogar seinem stets geldbedürftigen Bruder Albrecht, um ihn auf fremde Kosten zu beschwichtigen, große Summen ausbedung.

Wie die Ungarn, so hatten auch die Böhmen wiederholt die Person ihres Königs Ladislav angesprochen. Friedrich erklärte, er halte es für das Zweckmäßigste, den jungen König bei sich zu behalten; wenn derselbe großjährig geworden, könne er dann seinen Aufenthalt nehmen, wo er wolle. Die Böhmen beruhigten sich dabei; denn sie hatten ihr Verlangen mehr des Anstandes halber gestellt, und der Gubernator, Georg von Podiebrad, konnte, bei der Abwesenheit eines Königs, um so ungestörter seine große Macht walten lassen. Die Spannungen zwischen den Katholiken und den Kelchnern hatten in Böhmen wieder ihren höchsten Grad erreicht, und da von jeder Partei ein Mann an der Spitze der Verwaltung stand, so griff das

Uebel auch oben hinauf. Plötzlich überfiel der utraquistische Podiebrad das Prager Schloß, nahm seinen katholischen Mitgubernator, Meinhard von Neuhaus, gefangen, und hielt ihn bis an dessen Ende (2. Februar 1449) in Haft. Der Bürgerkrieg brach aus. Podiebrad wurde von seinen Anhängern, den Kelchnern, zum alleinigen Gubernator ernannt, und führte siegreich Krieg mit den Häuptern der Katholiken.

Auf ähnliche Weise erging es in Ungarn; auch hier waltete Feindschaft und Eifersucht unter den Häuptern. Der Gubernator Hunyady, seine Macht immer mehr ausdehnend, wurde dieserhalb von dem neuen Palatin, Ladislav Gara, bitter gehaßt. Daraus entsprang mancherlei Verwirrung. Auf der Heimkehr von der unglücklichen Schlacht wider die Türken, die am 18. und 19. October 1448 auf dem Crassovaer oder Amselfeld geliefert worden war, wurde Hunyady durch Georg Brankowich in Semendria festgehalten, und mußte, als dieser ihn freigab, seinen Sohn Ladislav bei ihm zurücklassen. Die Freilassung des jungen Königs wurde, da seine Abwesenheit auch hier das willkürliche Schalten der Häupter begünstigte, von Ungarn aus ziemlich lau betrieben, und durch ein am 22. October 1450 zu Preßburg getroffenes Abkommen wurde dem König Friedrich sogar wider Herkommen und Hausgesetze eine Verlängerung der Vormundschaft über Ladislav bis zu dessen achtzehntem Jahre zugestanden; auch die ungarische Krone durfte bis dahin in seinen Händen bleiben.

Gefahrvoller gestaltete sich plötzlich König Friedrich's Lage in Oesterreich. Er hatte versprochen, den jungen König Ladislav seinen Aufenthalt in Wien nehmen zu lassen, hielt ihn aber statt dessen noch immer in Steyermark zurück. Dies steigerte das vorhandene Mißvergnügen, und ein böser Zufall that das Uebrige. Des Königs Bruder, der Herzog Albrecht, mußte in seiner stäten Geldnoth mehre ihm zugehörige Schlösser in Ungarn verkaufen. Wegen des Schlosses Forchtenstein wurde er mit dem berüchtigten Eyzinger Handels einig. Der König nahm jedoch sein Vorkaufsrecht in Anspruch, und Eyzinger behauptete, dieserhalb zu großem Schaden zu kommen, verlangte daher entweder das Schloß, oder Entschädigung. Als man ihm weder das Eine, noch das Andere gewährte, verließ er drohend Wien, und fand nur zu schnell Gelegenheit, seine Rache zu kühlen.

Der König Friedrich stand in seinem fünf und dreißigsten Jahre; er dachte daher mit Ernst an seine Verheiratung. Seine Wahl fiel auf Eleonoren

von Portugal, Nichte des Königs Alfons V. von Aragonien, Neapel und Sicilien, über deren Schönheit und Edelsinn der Ruf nicht genug berichten konnte, und es ward ihm der Vorzug vor dem Kronprinzen von Frankreich, für welchen ebenfalls um die Prinzessin geworben worden war. Er wollte, um die Handlung zu verherrlichen, die Vermälung mit seiner Kaiserkrönung zu Rom verbinden, und setzte daher in Wien, für die Dauer seiner Abwesenheit, Männer, auf deren Treue er rechnen konnte, zu Regierungsverwesern für Oesterreich ein. Weil er hiebei die Landstände nicht zu Rathe gezogen, so brach, sogleich nach seiner Abreise, heftige Gährung aus ob der vermeintlichen Verletzung der Landesprivilegien. Eyzinger vor Allen erhob laut seine Stimme darüber, und wiegelte Volk und Stände arglistig auf. Der König, in unzeitiger Nachgiebigkeit, hoffte den Schreier zu beruhigen, wenn er ihn und dessen Bruder zu der Statthalterschaft beizöge; aber er vermehrte dadurch nur den Hochmuth des rachsüchtigen Mannes, der jenes Anerbieten mit scheinbarer Uneigennützigkeit ausschlug, und das Volk besonders dadurch aufzulärmte, daß der König den Ladislav, statt ihn in Wien zurückzulassen, mit sich nach Rom geführt hatte.

Eyzinger sammelte alle Tage neue Anhänger, und veranstaltete zu Martperg an der mährischen Gränze eine Zusammenkunft vieler gleichgestimmten Edlen, welche sämmtlich beschworen, nicht eher zu ruhen, als bis Friedrich den Ladislav ausgeliefert haben werde, und nöthigen Falls die Waffen wider den König zu ergreifen. Sie schickten dem Könige Abgeordnete nach Neustadt nach, die jene Forderung ihm ausdrücklich hinterbrachten. Als der König sie abschlägig beschied, hielten sie eine zweite Versammlung, und wiederholten ihre Forderung mit noch größerer Entschiedenheit. Die königlichen Räthe schöpften Besorgniß, weil der Anhang der Verschwornen immer weiter griff, und sie baten den König, nach Wien zurück zu kehren, und durch seine Gegenwart die Gefahr niederzuschlagen. Dies hätte jedoch dem Könige unrühmlich bedünkt, und er setzte daher mit Ladislav seine Reise fort. Eyzinger und seine Helfer aber entwickelten eine immer größere Thätigkeit. Der König bekämpfte ihren Aufstand, statt mit Waffen, mit bloßen Erlassen und Ermahnungen, welche den Empörern nur die Ohnmacht ihres Gegners zeigten. Das Volk wurde von ihnen endlich für offene Gewaltstreiche bearbeitet, und der Magistrat von Wien mußte, nach längerem Widerstreben, zuletzt zur Berufung eines Landtages, wider den königlichen Willen, seine Zustim-

mung geben. Wiederum erfolgten Erlasse und schriftliche Vorstellungen des Königs, die so wenig fruchteten, wie die früheren. Eyzinger und seine Anhänger zogen triumphirend in Wien ein, und Jener hielt auf dem Hofe zu Wien, auf derselben Rednerbühne, von welcher herab vor Kurzem der fromme Capistran die Herzen gerührt und erbaut hatte, eine rebellische Rede an das Volk, dem er, um dessen Begeisterung zu wecken, Ladislav's Schwester, Elisabeth, zeigte. Eyzinger wurde zum obersten Hauptmann ernannt, und eine neue Regierung angeordnet, die man zwölf Männern anvertraute, mit der Vollmacht, über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Die Landstände ob der Enns traten, auf ergangene Einladung, dem Bunde bei, und es wurde nun dem Könige der Gehorsam förmlich aufgekündigt, Ladislav's Befreiung unumwunden gefordert.

Vergebens wurde der König Friedrich von seinen Treuen bestürmt, den Aufstand schnell und in Person zu unterdrücken. Er beschränkte sich nach wie vor auf Erlasse, ohne seine Reise zu unterbrechen. Am 9. März 1452 hielt er seinen feierlichen Einzug in Rom; am 15. März wurde ihm hier die Krone der Lombardei aufgesetzt, am anderen Tage seine Vermälung mit Eleonoren von Portugal, am 19. seine ersehnte Kaiserkrönung vollzogen. Er war der erste und zugleich der letzte römische König des hohen Hauses Habsburg-Oesterreich, der in Rom gesalbt und als Kaiser gekrönt wurde.

Der Kaiser hatte seine ganze Aufmerksamkeit dergestalt nach Rom hingerichtet, daß er kaum gewahrte oder gewahren wollte, wie hinter ihm der Aufstand in Oesterreich riesengroß das Haupt erhob. Selbst in seiner nächsten Umgebung riß der Abfall ein. Reinprecht von Walsee, der ihm versprochen hatte, ihn zur Krönung nach Rom zu begleiten, entwich plötzlich aus seiner Nähe und sagte ihm seine Dienste auf; viele Edle folgten diesem schnöden Beispiele. Auch der Graf Ulrich von Cilli, insgeheim schon seit länger mit Eyzinger verbunden, ließ jetzt die Maske fallen und entzog sich dem Dienste des Kaisers. In Rom war der Kaiser Anfangs mit Mißtrauen aufgenommen worden, weil man in jedem deutschen Könige dort einen Eroberer argwöhnte. Als jedoch sein friedlicher Sinn kund wurde, bereitete man ihm große Ehren. Den Papst bat er, das kaiserliche Ansehen gegen die Empörer in Oesterreich zu unterstützen durch Verhängung kirchlichen Bannes Der Papst versprach ihm dies, rieth ihm aber, des sicheren Erfolgs wegen, zu

den geistlichen Waffen auch das weltliche Schwert zu gesellen, das der Kaiser so widerstrebend zog.

Während Friedrich, alles Uebrige hintansetzend, sich in Rom mit neuen Kronen schmückte, wankte daheim in Oesterreich seine Herrschaft mehr und mehr. Der Graf Ulrich von Cilli stellte sich an die Spitze der Verschworenen, und zog die Ungarn und Mährer mit in das Bündniß, welches auch von Hunyady unterzeichnet wurde. In Böhmen traten nur die von Rosenberg, von dem Kaiser oft ausgezeichnet und mit Wohlthaten überhäuft, dem Bunde bei. Der Herzog Ludwig von Baiern unterstützte die Verschworenen mit Geld, und ließ sich dafür ein Gebiet in Oesterreich verpfänden. Auf dem Stephansthurme zu Wien wurden, zur Erbauung des schaulustigen Pöbels, die Fahnen Oesterreich's, Ungarn's, Böhmen's und Mähren's aufgepflanzt, als Zeichen enger Vereinigung unter der rechtmäßigen Herrschaft des Ladislav. Ständische Abgeordnete suchten den Kaiser in Florenz auf, das frühere Ansinnen zu wiederholen. Zugleich wurde dort ein Versuch gemacht, den Ladislav zu entführen. Auch in Rom suchten die Abgeordneten, dem Kaiser Feindschaft zu erwecken, wurden aber vom Papste würdig bedeutet. Gegen den päpstlichen Bann schützten sich die Verschworenen durch Berufung an ein allgemeines Concilium.

Endlich kehrte der Kaiser in die Heimat zurück, hielt in Villach Rath, faßte zuweilen einen kühneren Entschluß, gerieth aber immer schnell wieder in sein gewöhntes System der Zögerung oder halber Maßregeln. Von Neustadt aus ermahnte er die Empörer abermals zur Unterwerfung, was, wie leicht voraus zu sehen, vergebliche Mühe blieb. In Salzburg verbot der Erzbischof selbst die Bekanntmachung der päpstlichen Bannbulle; in Passau und Olmütz widerfuhr ihr arger Hohn von den Domherren; in Wien warf man den Notar, der sie verkündigen wollte, in den Kerker, und schlug hier, wie in Salzburg, eine Appellation dagegen an die Kirchenthüren. Als Nichts fruchtete, sah Friedrich endlich die Nothwendigkeit ein, zu den Waffen zu greifen, wovon theils seine Unentschlossenheit, theils seine übertriebene Sparsamkeit, welche die Kosten eines Krieges scheute, ihn so lange abgehalten hatte. Er öffnete seinen Schatz, warb Soldaten, und hatte schnell viertausend Reiter und noch mehr Fußgänger unter den Waffen. Auch Podiebrad sagte Beistand zu, und wollte für höhere Löhnung, als die ihm geboten worden, allein den Aufstand bewältigen. Aber der Kaiser schlug seine Kräfte zu hoch, die seiner

Gegner zu niedrig an, und dies verführte ihn zu zweckwidrigen Maßregeln. Er theilte sein Heer in zwei Haufen, entsendete den einen unter Rüdiger von Starhemberg auf das linke Donauufer, und vertheilte den anderen in den Schlössern und Umgebungen von Neustadt. In Neustadt selbst behielt er nur achthundert Reiter und eben so viele Fußgänger zu seinem Schutze zurück.

Die Verschworenen, um keine Zeit zu verlieren, schlugen schnell los. Eyzinger zog vor das Schloß Ort, nahm es, trotz tapferer Vertheidigung, mit Sturm, ließ es plündern und anzünden. Dagegen eilte Starhemberg mit seinen Reitern an die große Donaubrücke bei Wien, zerstörte und verwüstete die umliegenden Orte, und wurde nur mit Mühe abgehalten, sich der Brücke zu bemeistern und auf Wien loszugehen. In der Hauptstadt glaubte man ihn und den Kaiser schon im Anzuge, und allgemeine Furcht ergriff die Gemüther. Wäre der Kaiser damals wirklich erschienen, so würde er mit leichter Mühe Sieger geworden seyn. Aber sein Zögern gab den Gegnern ihren Muth zurück. Der Bürgerkrieg entfaltete alle seine Schrecknisse; beide Parteien wütheten gegen einander mit Raub und Verheerung. Die böhmischen Truppen, welche Heinrich von Rosenberg dem Eyzinger zuführte, brachten allen Grimm und alle Raubsucht der alten Hussiten mit sich. Die Ungarn leisteten dem Aufstande in Oesterreich keinen thätigen Vorschub, aber an Aneiferung ließen sie es nicht fehlen, und der Kaiser versäumte, wie schon so manche günstige Gelegenheit, auch jene, sich mit Hunyady zu verständigen.

Eyzinger, stolz auf seinen bisherigen Erfolg und seine angewachsenen Streitkräfte, beschloß sofort, den Kaiser in Neustadt selbst anzugreifen. Vergebens suchten die Gesandten von Baiern und Brandenburg, den Uebermüthigen zu einem kurzen Waffenstillstande zu bereden. Erst müsse, gab er zur Antwort, Ladislav herausgegeben werden; er gehe, ihn in Neustadt zu holen. Stündlich wuchs die Gefahr des Kaisers; selbst der entschlossene Starhemberg und des Kaisers geheimer Rath, Aeneas Sylvius, riethen zur Herausgabe des Ladislav. Doch dazu mochte der Kaiser sich nicht entschließen.

Am 27. August 1452 erschien Eyzinger mit seinem Heere, das, ursprünglich etwa 12,000 Mann stark, durch stäten Zulauf endlich auf das Doppelte angewachsen seyn soll, vor Neustadt. Am anderen Tage begannen seine Truppen den Sturm, drängten die in der Vorstadt aufgestellten kaiserlichen Vorposten zurück, und wendeten Alles an, mit ihnen zugleich in das

geöffnete Thor einzudringen. Aber der steyerische Ritter, Andreas Paumkircher, ein Riese an Kraft und Muth, stellte sich den Feinden fast allein entgegen, und hielt sie mit Löwenstärke, ein anderer Cocles, so lange von dem Thore zurück, bis dieses geschlossen werden konnte. Das an sich unbedeutende Gefecht log Eyzinger mit kecker Stirn zu einem glänzenden Siege, den er pomphaft in Wien verkündigen ließ, wobei viel von der Menge der erschlagenen Feinde und eroberten Kanonen gefabelt wurde.

Bei all' dem konnte der Kaiser sich nicht verhehlen, daß er dem Kampfe nicht für lange gewachsen sey. Es war ihm daher erwünscht, daß, nachdem er mit Grund zu den Gesandten von Baiern und Brandenburg sein Zutrauen verloren hatte, der Erzbischof Sigmund von Salzburg und die Bischöfe Johann von Freisingen und Friedrich von Regensburg zu ihm nach Neustadt kamen, und ihm ihre Vermittelung anboten. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Auf Ersuchen des Grafen von Cilli begab sich der Kaiser selbst hinaus vor die Stadt. Knieend empfingen die Anführer der Empörer den Gesalbten, der mit ihnen zu unterhandeln kam. Gleichwohl konnte man sich noch nicht einigen, da der Kaiser nicht von der Vormundschaft abstehen wollte. Doch wurde der Waffenstillstand verlängert, um die Unterhandlungen fortsetzen zu können. Am anderen Tage unterhandelten die Bischöfe nebst sechs Räthen auf kaiserlicher Seite; die Gegner schickten sechs ihrer Anführer als Unterhändler. Ueber einige Punkte verständigte man sich. Dann kam auch der Kaiser hinzu, von den feindlichen Häuptern, bei denen diesmal auch Eyzinger war, wiederum knieend begrüßt. Aber zu einer Einigung gelangte man nicht, und der Waffenstillstand drohte abzulaufen. Neue Feindseligkeiten und neues Kriegselend standen in Aussicht. Da ging der Markgraf Karl von Baden, des Kaisers naher Verwandter, hinaus in das feindliche Lager, bewirkte nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes, und brachte, unter Beihilfe der Bischöfe, den Frieden auf folgende Bedingungen zu Stande: „Die Belagerung wird aufgehoben, und das Heer der Verbündeten entlassen. Am dritten Tage wird Ladislav dem Grafen Ulrich von Cilli übergeben, der ihn bis zum 11. November außerhalb Wien's zu verwahren hat. An diesem Tage werden Bevollmächtigte der Stände von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Mähren in Wien erscheinen, um über Ladislav's fernere Erziehung, über den Ort seines Aufenthaltes und über die Art der Regierung Alles zu ordnen. Es werden dabei die drei Bischöfe, die zwei

Herzoge von Baiern, die Markgrafen von Baden und Brandenburg persönlich oder durch Bevollmächtigte erscheinen, um die Forderungen beider Theile zu vernehmen, und durch einen endlichen Ausspruch den Frieden herzustellen. Die Gefangenen, die geraubten Gegenstände, soweit sie zu ermitteln, werden beiderseits zurück gegeben. Käme in jener Versammlung kein Frieden zu Stande, so habe der Graf von Cilli den König Ladislav noch ferner zu hüten, und der Kaiser dürfe sich seine ferneren Ansprüche vorbehalten."

Hätte der Kaiser sich nur noch wenige Tage in Neustadt gehalten, so würde es an ihm gewesen seyn, Bedingungen vorzuschreiben, denn Podiebrad war mit 17,000 Mann zu seinem Beistande im Anzuge, und auch 6000 Steyermärker waren für den Kaiser zum Aufbruche bereit. Was vorher durch Zaudern, wurde jetzt durch Uebereilung verdorben. Als Podiebrad den Abschluß des Neustädter Friedens vernahm, brach er seinen Marsch ab, und beschränkte sich auf Verwüstung der Schlösser seiner Feinde. Der Kaiser, immer die gefürchteten Kosten im Auge, ließ alle weiteren Rüstungen einstellen, und machte sich dadurch noch wehrloser.

Am 4. September wurde der junge König Ladislav bei dem steinernen Kreuze vor dem Wiener Thore von Neustadt dem Grafen von Cilli übergeben, und von dem Volke mit lautem Jubel empfangen. Der Eyzinger, dem sein verwegenes Spiel so vollkommen geglückt war, weinte vor Lust und Rührung. Laut des Friedensvertrages hätte der Graf von Cilli den jungen König nicht vor dem 11. November nach Wien führen dürfen. Aber nachdem man dem Kaiser so Vieles abgetrotzt, meinte man, sich auch an diesen Punkt der Uebereinkunft nicht binden zu müssen. Ladislav verweilte nur einige Tage in Bertholdsdorf, und schon am 13. September wurde sein Einzug in Wien gehalten. Alt und Jung drängte sich jubelnd um den schönen königlichen Knaben, der Allen ein um so kostbareres Kleinod däuchte, weil er mit Gefahr und Mühe einem Kaiser abgekämpft worden war.

Der Friede zwischen dem Kaiser und den Verbündeten war nur mündlich abgeschlossen, doch die schriftliche Ausfertigung der Urkunde binnen acht Tagen ausdrücklich bedungen worden. Als nun der Kaiser sah, wie willkürlich seine Gegner bereits einen der Vertragspunkte übertraten, drang er um so mehr auf geschriebenes Wort. Da läugneten der Cillier und der

Eyzinger keck, mündlich derlei Punkte zugegeben zu haben, und der sonst so mißtrauische und vorsichtige Kaiser ward diesmal bitter getäuscht.

Der Graf von Cilli und Eyzinger hofften nun, im Namen des zwölfjährigen Königs nach Gefallen schalten zu können; immer sprachen sie ihm von seiner glorreichen Befreiung vor, um ihn dadurch zu unbegränzter Dankbarkeit zu verbinden, und so erlangten sie freilich mit Leichtigkeit Alles von dem Knaben, der aus gedrückter, unfreier Stellung sich plötzlich auf die schwindelndste Höhe der Macht und des Glanzes versetzt sah.

Mittlerweile langte eine prunkvolle Gesandtschaft aus Ungarn an, dem Könige zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft — so wurde des Kaisers Vormundschaft von ihnen genannt — Glück zu wünschen. Geblendet von diesem neuen Glanze, und der Heimat gedenkend, welcher er so frühzeitig entrissen worden, rief der König nach einigem Besinnen den Ungarn plötzlich zu: „Ich bin ein Ungar, und will darum auch bei Euch bleiben.“ Dieses Wort erregte neuen Jubel bei den Ungarn, und sogleich wurden die anwesenden kaiserlichen Gesandten in hohem Tone wegen Auslieferung der Krone und der Schlösser bedeutet, mit Hinweisung auf Anwendung von Waffengewalt, falls das Begehren verweigert würde.

Minder glänzend und für den königlichen Knaben minder anlockend, trat die böhmische Gesandtschaft auf. Die Abgeordneten verlangten in trockenen Worten seine Anwesenheit in Böhmen, wo der lange verwaiste Thron, um die Uebel auszurotten, schleunigst, ja, wenn Ladislav zu kommen zögere, nöthigen Falls mit einem Anderen besetzt werden müsse. Auch wurden dabei Bedingungen gestellt, die besonders auf Glaubenssachen zielten, weil die Utraquisten in Böhmen bereits festen Fuß gewonnen hatten. Der junge König, fromm erzogen, brach in die Worte aus: „Wollen mich die Böhmen zu ihrem Könige, so müssen sie Christen und meines Glaubens seyn.“ Doch der Graf von Schaumberg wendete frostig ein: Solches sey Sache des römischen Stuhles, und ob die Böhmen Christen, Heiden oder Sectirer, sey gleichgiltig, wenn sie nur dem Könige die schuldigen Steuern entrichteten. Dieser unumwundene Wink hatte das Gute, daß man sich behutsamer gegen die Böhmen benahm. Es wurde ihnen zugesagt, daß Alles, was ihnen durch die Könige Sigmund und Albrecht zugesichert worden, in Kraft bleiben solle, und daß der König am 24. Juni 1453 in Iglau von einer böhmischen Gesandtschaft abzuholen sey, um in Prag gekrönt zu werden.

Ladislav hatte, genau genommen, nur seinen Kerker gewechselt, eine dunkle Haft mit einer glänzenden vertauscht. Aus der Vormundschaft eines Kaisers war er, ohne daß es den Namen hatte, in die des Cilliers und des Eyzinger's gerathen, welche, Einer eifersüchtig auf den Anderen, Beide nach dem höchsten Einflusse strebten, und solchergestalt ein immer verworreneres Netz von Intriguen um den jungen König spannen. Der Graf von Cilli ging insgeheim damit um, sich zum Gubernator in Ungarn zu machen. Zu diesem Behufe begann er, Umtriebe gegen den derzeitigen Gubernator Hunyady einzuleiten. Doch dieser war auf seiner Hut; er verband sich mit seinem bisherigen Gegner Giskra, sammelte Streitkräfte, und nahm eine feste Stellung an, um seinen Posten nicht früher zu verlassen, als bis Ladislav der That nach der Regierung vorstehen würde.

Unter solchen Aussichten kam der im Neustädter Vertrage nach Wien anberaumte Versammlungstag heran. Es erschienen daselbst die Herzoge Ludwig und Otto von Baiern, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, die Bischöfe von Freisingen, Regensburg und Eichstädt. Der Herzog Albrecht von Baiern und der Erzbischof von Salzburg wurden durch Bevollmächtigte vertreten, ebenso der Kaiser, welcher drei Räthe, unter ihnen den berühmten Aeneas Sylvius Piccolomini, sendete. Eine in Wien ausbrechende Seuche hätte beinahe die Versammlung aus einander gestäubt; doch die Oesterreicher gaben dies nicht zu. Auch mit Formstreitigkeiten wurde viele Zeit verloren, so daß die böhmischen und schlesischen Abgeordneten darüber die Geduld verloren und nach Hause zogen. Dafür kam Hunyady mit drei Abgesandten des ungarischen Reiches in Wien an. Nach langem Hin- und Herreden, wodurch mehr als einmal die Versammlung sich aufzulösen drohte, wurden endlich dem Kaiser von den ungarischen und österreichischen Ständen folgende Vorschläge gemacht: er möge alle ihm verpfändeten Schlösser behalten, dagegen die auf andere Weise in seinen Besitz gelangten sammt der ungarischen Krone herausgeben; Oesterreich werde, zur Auslösung der von ihm versetzten Güter, 80,000 Gulden ihm zahlen, wodurch er 50,000 Gulden gewinne. — Der Kaiser, dem dieser Antrag nach Neustadt überbracht wurde, sträubte sich lange, darauf einzugehen; endlich kam sein Bruder Albrecht, und stimmte den Kaiser, der ohnehin einen kräftigen Entschluß nie lange festzuhalten verstand, zur Nachgiebigkeit. Wahrscheinlich mit Beibehaltung jenes Abkommens mit Oesterreich,

kam nun auch noch eines mit Ungarn zu Stande, nach welchem der Kaiser von den Ungarn 50,000 Goldgulden bekommen, und bis zur Auszahlung dieser Summe einige Schlösser zum Unterpfande behalten sollte, dagegen die ungarische Krone herauszugeben versprach.

Auf diese Bedingungen hätte also der Frieden abgeschlossen werden sollen; aber auch dazu kam es nicht, indem der Graf von Cilli durch seine Intriguen den jungen König Ladislav zu bewegen wußte, das Friedensinstrument nicht zu unterzeichnen. Es verblieb also, womit Vielen gedient war, Alles im alten Zustande, und die große, vielerwartete Versammlung war durchaus fruchtlos geblieben.

Tief war das Ansehen des Kaisers gesunken, nicht nur in Oesterreich wo siegende Empörer geschlossene Verträge höhnten, und übermüthig ihr Schwert in die Wage warfen, sondern auch im deutschen Reiche, wo die Kurfürsten eigenmächtig Convente ausschrieben, und das Reichsoberhaupt völlig bei Seite setzten. In seinem eigenen Hause erwuchs dem Kaiser Widerstand und Gefahr; denn sein Vetter, der Herzog Sigmund, schloß 1455 ein Bündniß mit dem Könige Ladislav, um vereint ihre Forderungen an den Kaiser durchzusetzen, und wenig fehlte, so hätte auch des Kaisers Bruder, der Herzog Albrecht, sich diesem Bündnisse angeschlossen. Nachdem Letzterer bis zum Jahre 1450 Regierer der gesammten vorderen Lande gewesen war, schloß er, bei stets unausreichenden Mitteln und ungenügender Macht, zu Innsbruck mit dem Herzoge Sigmund eine Einigung auf acht Jahre, nach welcher, bei Albrecht's früherem unbeerbten Tode, alle bisher von ihm regierten Lande jenseits des Arls, desgleichen Hohenberg und Forchtenstein an Sigmund, dagegen bei inzwischen eintretendem unbeerbten Hintritte des Letzteren, Tirol, Feldkirch und dessen übriges Eigenthum an Albrecht fallen sollte. Auch dieses Abkommen war gegen die Hausgesetze und, da demselben die Einwilligung der anderen Glieder des Hauses fehlte, ohne Giltigkeit; denn die Lande, um welche es sich hier handelte, waren kein freies Eigen, über welches nach Willkür hätte verfügt werden können, sondern gehörten einem größeren Ganzen an, woran jedem Fürsten des Hauses, zumal dem Aeltesten, Ansprüche zustanden.

Der Kaiser sah diese Dinge wohl nicht in dem schlimmen Lichte, in welchem sie ihm eigentlich erscheinen hätten sollen. Die Verherrlichung seines Hauses, das durch dergleichen Theilungsverträge doch am ernstlichsten

gefährdet wurde, beschäftigte seine Gedanken fortwährend. Einen Beweis gab er dadurch, daß er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, doch mit Bewilligung der Reichsstände, am 6. Januar 1453 den Herzogen Oesterreich's aus seiner Linie, nebst deren Erben und Nachkommen, das Recht verlieh, sich künftig Erzherzoge nennen zu dürfen, ein Titel, der schon vom Herzoge Rudolf IV., dann auch von des Kaisers Vater, Ernst dem Eisernen, bisweilen, doch ohne Berechtigung gebraucht, nunmehr dem erlauchten Hause vom Kaiser und vom Reiche für alle Zeiten feierlich zuerkannt und verbürgt war.

Gleichzeitig errichtete der Kaiser eine Hausordnung auf Lebenszeit mit seinem Bruder Albrecht, nach welcher Ersterer alles bisher Regierte, Albrecht die Lande jenseits des Arls, fortverwalten sollte. Auch sollte der Erzherzog Albrecht wegen der vielen veräußerten und verpfändeten Theile seiner Lande mit dem Herzoge Sigmund verhandeln dürfen, doch unbeschadet jener Hausordnung.

Da der Graf Ulrich von Cilli seine selbstsüchtigen Plane in Ungarn durch den Gubernator Hunyady gehemmt sah, so trachtete er dafür, mit dem Gubernator Böhmens, Podiebrad, dessen gutes Verhältniß zu dem Kaiser ihm gefährlich werden konnte, sich in Einvernehmen zu setzen, und schloß daher mit demselben ein Bündniß, angeblich zum Schutze des Königs Ladislav. Vergebens aber bemühte er sich, Körper und Gemüth des jungen Königs durch Völlerei und Weichlichkeit abzustumpfen und dadurch dessen Selbstständigkeit zu hintertreiben. Ladislav, durch eine fromme und verständige Erziehung — das Einzige, was er dem Kaiser zu verdanken hatte — gegen solche Einwirkungen gestählt, war von dieser Seite nicht anzugreifen. Daß der Graf jedoch, zu Gunsten seiner Alleinherrschaft, den Eyzinger völlig von dem Könige abgeschnitten, ihn alles Einflusses beraubt, und dadurch den rachsüchtigen Mann auf das Aeußerste gebracht hatte, führte unerwartet zu seinem Sturze. Zwar sah der Graf die Gefahr, welche ihm daraus erwuchs, und sparte daher nicht Lüge noch Betrug, um den Eyzinger durch boshafte Anklagen, namentlich auch gegen Hunyady, in's Verderben zu stürzen; aber Eyzinger, nicht minder schlau, als der Graf, wich geschickt den gegen ihn gerichteten Streichen aus, und traf seine Maßregeln, um durch den Sturz des Feindes dem eigenen zuvorzukommen. Viele Mißvergnügte traten ihm bei, und da gegen den Grafen sich allerdings hinreichender Stoff zu begründeten Klagen fand, so kam Alles nur darauf an, eine Gelegenheit zu

erspähen, um diese Klagen offen vor den König zu bringen, den der Graf natürlich auf allen Schritten überwachte. Dies wurde daher fast nur auf einem Landtage möglich, und da es sich eben traf, daß der König zu seiner nothwendigen Reise nach Böhmen die Stände Oesterreich's um eine Geldhilfe angehen mußte, so wurde, angeblich um diese Angelegenheit zu ordnen, auf Betrieb der Eyzinger'schen Partei ein Landtag nach Korneuburg ausgeschrieben. Hier bat Eyzinger in der Versammlung den König, wegen Besprechung dringender Angelegenheiten, auf kurze Zeit alle Nicht-Oesterreicher aus dem Saale gehen zu heißen. Der König konnte dies nicht verweigern, und auch der Graf von Cilli mußte daher den Saal verlassen. Kaum war er draußen, so brachen die Landstände mit ihren Klagen gegen den Grafen los, der den König und das Land in's Verderben stürze, und bestanden auf seiner schleunigen Entfernung. Der König, überrascht und betroffen, sagte sie zu, und erklärte dann dem wieder eintretenden Grafen, ohne jedoch von dem Vorgefallenen Etwas zu verlautbaren, daß er von Korneuburg nicht sogleich nach Prag, sondern erst nach Wien gehen werde. Hier besetzte in der Nacht Eyzinger die Burg, mittels verborgenen Eingangs, mit seinen Anhängern, und als am anderen Tage der Graf zum Könige wollte, fand er das Gemach verschlossen. In seinem Uebermuthe schlug er mit Händen und Füßen an die Thüre; da eröffnete ihm Eyzinger, für den zagenden Ladislav das Wort nehmend: der König bedürfe seiner Dienste nicht mehr und gebiete ihm, sich vom Hoflager zu entfernen. Der Graf mußte, um nur seines Leibes sich zu versichern, eiligst aus Wien fortreiten, von Schimpfworten und Steinwürfen verfolgt, und seine angemaßte Herrlichkeit hatte ihr Ende.

Leider räumte der Cillier seine Stelle einem Manne, der wenig besser war, als er selbst; denn Eyzinger gelangte nun wieder zum vornehmsten Einflusse. Auf einem Landtage zu Krems ließ dann Ladislav erklären, daß er bis zu seinem zwanzigsten Jahre auf die Regierung des Landes Verzicht leiste, und es wurde sofort alle Gewalt den zwölf Anwälden übergeben, zu denen ein jeder der vier Stände drei Mitglieder wählte.

Nachdem dies geordnet war, trat Ladislav, wahrscheinlich durch den reichen Eyzinger mit Geld unterstützt, die so nothwendige Reise nach Böhmen an. In Znaim empfing ihn der Gubernator Podiebrad mit vielen böhmischen Großen; in Iglau beschwor er, die Freiheiten und Gerechtsame Böhmens zu schützen, und Nichts von dem Lande abtrennen zu lassen.

Dann zog er nach Prag, wo am 28. October 1453 der Graner Erzbischof in Assistenz des Bischofs von Olmütz, im Dome zu St. Veit, ihm die Krone Böhmens auf das Haupt setzte; indem dem utraquistischen Erzbischofe Rokyczana die päpstliche Bestätigung fehlte. Der junge König, streng in römischen Grundsätzen erzogen, zeigte sich den Calixtinern auffallend abgeneigt, während er den Katholiken um so größere Gunst erwies. Dadurch sicherte er sich zwar die Liebe der Altgläubigen, erregte aber dafür eine Partei gegen sich, die, nicht minder zahlreich und mächtig, durch Fanatismus und Verwegenheit doppelt zu fürchten war. Von Prag, wo er sich während des Winters von 1453 auf 1454 und auch noch durch einen großen Theil des Sommers aufhielt, ging der König nach Breslau, empfing auch hier die Huldigung, und zog am 6. Februar 1455 mit großem Gepränge wieder in Wien ein.

Hier hatte inzwischen der so schmählich vertriebene Graf Ulrich von Cilli aus seiner Verbannung alle Waffen der Intrigue und Arglist gegen seinen Todfeind, den Eyzinger, spielen lassen, und diesen bei dem Könige, wie bei der Landschaft auf das Aergste angeschwärzt. Vielleicht hatte der König mehr persönliche Zuneigung zu dem Cillier, als zu dessen Gegner; genug, dem Grafen gelang sein Anschlag, er wurde zurückberufen und von dem Könige mit den größten Ehrenbezeigungen wieder aufgenommen. Auch das Volk, welches ihn im verflossenen Jahre mit Schimpf und Steinhagel verjagt hatte, jubelte in seinem Wankelmuthe ihm freudig zu. Eyzinger entfernte sich noch zu rechter Zeit, um nicht von der Rache des siegenden Feindes ereilt zu werden.

Mit neuer furchtbarer Gewalt klopfte der Osmane an die Pforten des christlichen Europa. Stumpfe Gleichgiltigkeit, unentschlossenes Zögern, dann starres Entsetzen räumten ihm überall die Straße, die er mit seinem blutigen Halbmonde zog. So fiel Konstantinopel, wo der erste und älteste Thron der Christenheit gestanden, zerstört und entweiht in die Hände der Moslemin; so wälzte sich ihr Schwall näher und näher dem Herzen des gläubigen und gesitteten Welttheils. Noch einmal erhob der Vorkämpfer des kleinen christlichen Heldenhaufens, der große Hunyady, das unbesiegte Schwert; noch einmal begeisterten Capistrano's Worte zum herrlichsten Siege; da riß der Tod beide Männer in die Gruft, und wehrlos stand die verwaiste Christenheit im Angesichte der schrecklich heranstürmenden Blutfahne des Propheten.

Den Haß, welchen der Cillier, trotz vielfacher Freundschaftsversicherungen, gegen den todten Helden Hunyady gehegt, trug er auch auf dessen Sohn, den Grafen Ladislav Hunyady, über. Daß derselbe die Festungswerke Belgrad's herstellen ließ, stellte er dem Könige als eine gefährliche Eigenmächtigkeit vor, und arbeitete auf vielfache Weise an dem Verderben seines Gegners. Der Graf Ladislav erhielt Kunde von des Cilliers boshaften Anschlägen, und als nun dieser mit dem Könige Belgrad zu besuchen kam, wurde er, auf Hunyady's Veranstaltung, plötzlich von den Seinigen abgeschnitten, und befand sich in des Feindes Gewalt. In einer am 10. November 1456 abgehaltenen ungarischen Versammlung sollte er gegen Hunyady sich wegen eines Schreibens an seinen Schwiegervater, den Despoten von Serbien, Georg Brankovich, rechtfertigen, worin er nicht undeutlich auf die bevorstehende Vertilgung der Hunyady's angespielt hatte. Er läugnete, Schreiben und Inhalt zu kennen. Gleichwohl forderte Hunyady von ihm sofortige Niederlegung aller seiner Würden und Aemter in Ungarn. Da zog der Graf von Cilli seinen Säbel, und führte einen gewaltigen Hieb gegen Hunyady, den dieser durch einen glücklichen Zufall mit dem großen Ringe auffing, welchen er an seiner Hand zu tragen pflegte. Ehe noch der Cillier zu einem zweiten Streiche ausholen konnte, drangen die übrigen Ungarn auf ihn ein, und hieben ihn zusammen, trotz des Panzers, den er unter seinen Kleidern trug. Sein abgeschnittener Kopf wurde in der Gegend umhergesendet, damit Jeder sich von dem Tode des Gehaßten überzeugen könne.

Der König, offenbar in Hunyady's Gewalt, war nicht im Stande, den Tod des Günstlings alsogleich zu rächen. Doch wie der Cillier ihn lebend mit Vielen entzweit, so that er auch todt noch ein Gleiches. Da mit dem Erschlagenen das Geschlecht derer von Souneck, Grafen von Cilli, Ortenburg und im Seger, ausstarb, so fielen seine Besitzungen theils an die ungarische Krone, theils, als Reichslehen, an den Kaiser zurück. Hierüber entstand nun heftiger Streit zwischen dem Kaiser und dem Könige Ladislav, die ein Jeder mehr von den Cilli'schen Gütern sich aneignen wollten, als ihnen zukam. Die Erbitterung, durch alten Groll gefördert, ward so groß, daß der heilige Vater zur Eintracht ermahnen mußte.

In Ungarn hatte die Ermordung des Cilliers alle Partein wieder in die schroffste Sonderung versetzt, und besonders ward jene, den Hunyady's feindliche, geschäftig zu deren Sturze. Ladislav Hunyady sollte an der Spitze

einer Verschwörung stehen, die den Plan entworfen, den König bei Gelegenheit eines Speerrennens zu Ofen gefangen zu nehmen und den Osmanen auszuliefern. Der Anschlag mißglückte, weil der König, gewarnt, mit sehr großer Begleitung zu dem Rennen kam, und die erwartete Verstärkung der Verschworenen zu spät eintraf. Der König kehrte mit seinem Gefolge und in Begleitung der Brüder Ladislav und Mathias Hunyady in die Burg zurück, und ließ hier die Letzteren unerwartet gefangen nehmen. Der ältere, Ladislav Hunyady, wurde, als Hochverräther, auf der Stelle enthauptet, der jüngere, Mathias, als Gefangener für große Geschicke aufbewahrt. Von den übrigen Verhafteten wurden mehre wieder entlassen; anderen glückte es, sich selbst zu befreien. Sie eilten auf ihre Güter, die Waffen zu ergreifen, und ein wilder Kampf aller Parteien ergoß sich wiederum über Ungarn. Des Königs Stimme wurde in der allgemeinen Verwirrung von Niemand beachtet; seine Herrschaft bestand nur dem Namen nach.

Durch des Cilliers blutigen Ausgang war der junge König einer drückenden Sklaverei enthoben; denn der Eyzinger, obgleich auf Podiebrad's Verwendung wieder zu Gnaden aufgenommen, gelangte doch nicht mehr zu seiner früheren Macht. Auch in Ungarn konnte, nachdem der Andrang der Osmanen sich durch Niederlagen gebrochen, und Giskra kraftvoll gegen die Freunde der Hunyaden kämpfte, für den König sich noch Alles vortheilhaft gestalten. Dieser, nach nun erfülltem achtzehnten Lebensjahre, dachte ernsthaft an seine Vermälung. Seine Wahl traf des Königs Karl VII. von Frankreich Tochter, Magdalena. Nur der Ort seiner Vermälung setzte ihn in Verlegenheit, denn die Ungarn, wie die Böhmen und Oesterreicher, verlangten, daß diese Feierlichkeit in ihrem Lande vor sich gehe. Da nöthigte ihn die Kühnheit des Podiebrad, der mit zahlreicher Reiterei bis an die Donaubrücke bei Wien kam, sich für Prag zu entscheiden. Dorthin verfügte er sich, und entsendete von da eine glänzende Gesandtschaft zur Werbung nach Paris. Wieder konnte der König sich nicht enthalten, den Utraquisten seine offene Abneigung an den Tag zu legen. Dies erweckte ihm großen Haß, der durch allerhand lügenhafte Gerüchte Nahrung erhielt.

Die Zusammenkunft hoher Gäste sollte die Hochzeitsfeier verherrlichen, und der König hoffte, bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Rüstung wider den Erbfeind der Christenheit zu Stande zu bringen. Er war gesund und heiter. Aber in der Nacht vom 22. zum 23. November 1457 fühlte

er, nach genommenem Nachtmahle, Schmerzen in den Eingeweiden, welche mit großer Heftigkeit zunahmen. Die am Morgen herbeigerufenen Aerzte erklärten seinen Zustand hoffnungslos. Podiebrad trat voll Rührung an das Lager des sterbenden königlichen Jünglings, der ihm noch an das Herz legte, das Land gerecht zu regieren, und dann unter Gebeten verschied. Er stand in seinem achtzehnten Jahre, als er in die Gruft sank, wahrscheinlich durch Gift, doch ohne daß der Thäter aufgekommen.

Zu kurz war Ladislav's Leben, zu gezählt die Tage seiner Selbstständigkeit, als daß sich ein Bild seines Charakters entwerfen ließe. Von Kronen beschwert, deren er keine wirklich trug, von wilden Parteien eingeschüchtert, von selbstsüchtigen Rathgebern geleitet, konnte er kaum selbst wissen, was an seinem Handeln ihm, was Anderen davon angehörte. Ladislav war von zarter Gestalt, kleiner, als sein hoch aufgesprossener Vater; von jugendlich blühender Gesichtsfarbe; sein ausdrucksvolles dunkles Auge, seine schön gebogene Nase sprachen Adel und Wohlwollen aus. Goldene Locken beschatteten das schöne Antlitz. Weil er so holdselig von Gestalt und Zügen, so anmuthig und herzgewinnend in seinem Wesen war, nannte man ihn: „die Wonne der Welt."

Neuntes Buch.

Oesterreich nach dem Tode des Königs Ladislav bis zu jenem Kaiser Friedrich's III.; von 1457 bis 1493.

Unvermält, kinderlos war König Ladislav der Nachgeborene aus der Welt geschieden, und mit ihm die Albrechtinische oder österreichische Linie des Hauses Habsburg erloschen, während die Leopoldinische oder steyermärkische in dem Kaiser Friedrich III., dem Erzherzoge Albrecht und dem Herzoge Sigmund fortblühte. Die einzelnen Theile der Ladislav'schen Verlassenschaft unterlagen verschiedenartigen Erbbedingungen, und so ließ, zumal in so erregter Zeit, sich schwer voraussetzen, daß sie ungekürzt in die Hände eines Einzigen übergehen werde. Hinsichtlich des Landes Oesterreich konnte kein Zweifel walten; es mußte, schon zufolge unumstößlicher kaiserlicher Handfesten, an die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen fallen. Desgleichen bestanden noch rechtsgiltige Erbverträge mit Böhmen, nach welchen

die Fürsten von Oesterreich auch in diesem Königreiche die Nachfolge zu fordern hatten. Nur mit Ungarn hatte der frühere Erbvertrag aufgehört, und hier hätte das Erbrecht der ältesten Schwester des Königs Ladislav, der Prinzessin Anna, Gemalin des Herzogs Wilhelm von Sachsen, gebührt. Alle diese traten als Bewerber auf; außerdem noch Ladislav's jüngere Schwester, die mit dem Könige Kasimir von Polen vermälte Prinzessin Elisabeth, und mit besonderem Eifer für Böhmen der König Karl VII. von Frankreich, als Vater der Verlobten Ladislav's.

Alles kam anders. Während Albrecht und Sigmund, ohne den gemeinsamen Vortheil ihres Hauses zu berücksichtigen, ihr Interesse von jenem des Oberhauptes ihres Geschlechts eigennützig schieden, und, getrennt von dem Kaiser, jeder für sich ihre Plane verfolgten, ging das Verlangte Allen zugleich verloren. In Böhmen erklärte Georg von Podiebrad, mit Bezug auf die Worte des sterbenden Königs Ladislav, die Fortdauer seiner Statthalterschaft, und von Rokyczana und der utraquistischen Partei unterstützt, wurde er bei einer am 2. März 1458 angestellten sogenannten Wahl zum Könige ausgerufen. Die Erbvereinigung mit Oesterreich blieb dabei ganz unberücksichtigt, und die Macht des neuen Königs, wie seine Klugheit und Tapferkeit, ließ keinen Einwand zu. Böhmen war wieder auf lange Zeit für Habsburg verloren.

Ungarn war durch den unerwarteten Tod des Königs in noch größere Gährung versetzt. Die Partei der Hunyaden regte sich am gewaltigsten. An ihrer Spitze stand der Schwager des verstorbenen großen Hunyady, Michael Szilagyi de Horoghzeg; ganz Siebenbürgen war in seiner Gewalt, und die Mehrzahl der Großen von dort bis gegen Ofen unter seinen Anhängern. Als nun die von Ladislav bestellten Reichsverweser nebst mehren Ständen in Ofen eine Versammlung hielten, erschien plötzlich Szilagyi mit einem starken Heere, umstellte die Versammlung mit seinen Wachen, und setzte am 24. Januar 1458 mit Gewalt die Wahl seines Neffen, des durch den König Ladislav in die Gefangenschaft fortgeführten Mathias Hunyady, Grafen von Beszterze, zum Könige von Ungarn durch. Der Erwählte befand sich in milder Haft in Prag bei Georg Podiebrad, der, die große Zukunft seines Gefangenen ahnend, demselben seine Tochter, Katharina, verlobt, ihn auch schon vor geschehener Wahl freigegeben hatte. Der neue König von Ungarn belohnte seinen Gastfreund Podiebrad durch ein Schutz- und

Freundschaftsbündniß und durch erneuerte Zusage, sich binnen Jahresfrist mit Katharinen zu vermälen.

So war jener Verein herrlicher Kronen, welche das Glück auf König Albrecht's und seines Sohnes Haupt gesammelt, wieder aus einander gesprengt, und dem Hause Habsburg blieb von dem großen Erbe nur Oesterreich, d. i. Nieder-, Inner-, Ober- und Vorder-Oesterreich, übrig; aber auch dessen ruhige Besitznahme wurde verkümmert durch Zwiespalt und Neid unter den Gliedern des Hauses. Nach dem Familiengesetze kam dem Kaiser, als dem Aeltesten des Hauses, die ungetheilte Erbfolge in Oesterreich zu. Aber der Erzherzog Albrecht berief sich auf manche geschehene Abweichungen von diesem Herkommen, und stempelte sie zur Regel, und der Kaiser hatte, noch von seinen Streitigkeiten mit Ladislav her, eine mächtige Partei gegen sich. Albrecht eilte nach Wien, half durch abermalige Verkäufe und Verpfändungen seinem Geldmangel ab, warb Söldner, und nahm gegen seinen Bruder eine streitfertige Stellung an. Auch der Ansprüche Herzog Sigmund's wurde von den Parteien nicht vergessen.

Die Zwietracht der Fürsten unter einander gab manchem der Landherren gewünschten Vorwand, bis zur Ausgleichung des Streites keinem von Allen Gehorsam zu leisten; einstweilen wurde die Regierung des Landes in die Hände des Burggrafen von Magdeburg-Hardeck, des Grafen von Schaumberg, des Walseers und des Ulrich Eyzinger gelegt. Die Angelegenheit zu ordnen, wurde ein Landtag in Wien angesetzt. Ehe jedoch der argwöhnische Kaiser nach Wien kam, mußte sein Bruder Albrecht, dessen Söldner die Umgegend von Wien besetzt hielten, ihm sicheres Geleit versprechen; ein Beweis, wie übel es um das brüderliche Vertrauen stand. Bis der Streit geschlichtet sey, blieb den Fürsten, einem wie dem anderen, die Burg verschlossen, worüber Albrecht und Sigmund sich heftig ereiferten. Um sie zu besänftigen, wurde ihnen die Burg wieder geöffnet, und jeder der Fürsten quartierte sich in einer eigenen Abtheilung des Gebäudes ein. Acht Wochen wurden auf dem Landtage mit fruchtlosen Ansprüchen, Berathungen und Vorschlägen verloren; nur über die Theilung des Familienschatzes einigten sich die Fürsten. Albrecht verlor zuletzt die Geduld, und ließ, seinem ausdrücklichen Versprechen zuwider, eine große Anzahl seiner Söldner in die Stadt rücken. Der dadurch erschreckte Kaiser verrammelte sich in seiner Wohnung, und wollte abreisen. Nur die Zusage der Wiener, ihn im Nothfalle kräftig wider seine Gegner zu schützen, bewog ihn zu bleiben. Endlich vermittelten

am 27. Juni 1458 die Stände einen Vergleich auf drei Jahre. Der Kaiser sollte Niederösterreich, Albrecht das Land ob der Enns besitzen. Wem sein Antheil größeren Gewinn brächte, der sollte Ersatz dafür leisten. Sigmund sollte ein Drittheil der Einkünfte von ganz Oesterreich beziehen. Ueber den Besitz der Stadt Wien, wovon Albrecht die eine Hälfte ansprach, wurde noch nichts entschieden. Am 2. Februar 1459 sollte ein allgemeiner Landtag gehalten, und auch diese Streitfrage geordnet werden. Bis dahin versprachen beide Fürsten, sich aller Einmischung in die Verwaltung der Stadt zu enthalten, und empfingen deren Huldigung.

Am 29. Juni verließ der Kaiser Wien, wo er sich vor Albrecht's Kriegern nicht sicher glaubte, und ging nach Neustadt. Hier hatte er eine nochmalige Unterredung mit seinem Bruder, durch welche jedoch so wenig ausgerichtet wurde, daß es vielmehr beinahe zum offenen Bruche gekommen wäre. Da erwirkte am 21. August die Landschaft einen neuen Vertrag, wodurch der Kaiser Wien ungetheilt, desgleichen Neuburg am Inn, Albrecht aber Schloß Liechtenstein und Bruck an der Leitha erhielt; Letzterem zahlte der Kaiser noch überdies 32,000 Pfund Pfennige.

Diese Abänderungen des Wiener Vertrages waren für Albrecht minder vortheilhaft, und wohl nur seine fortwährende Geldbedrängniß hatte ihn dazu getrieben. Der Kaiser empfing durch seine Bevollmächtigten am 27. August den Eid der Stadt Wien.

Die Ruhe schien somit hergestellt und verbürgt; aber ein übereilter Schritt des Erzherzogs Albrecht hätte sie beinahe völlig gestört. Mißtrauisch gemacht gegen den Ulrich Eyzinger, ließ er diesen plötzlich ergreifen und festsetzen. Eyzinger's Brüder und Verwandte sendeten ihm deshalb Fehdebriefe zu, und baten den König Georg von Böhmen um Beistand. Alsbald ließ dieser böhmische Truppen in Oesterreich einfallen, welche, Gelersdorf besetzend, die Umgegend furchtbar verwüsteten, und dann, nach hussitischer Weise durch eine Wagenburg gedeckt, gegen Korneuburg vorrückten, wo der Erzherzog Truppen gegen sie sammelte. Letzterer wäre, durch eine verstellte Flucht der Feinde irregeführt, beinahe in einen Hinterhalt gefallen, und eilte daher erschreckt über Korneuburg, das er mit einiger Besatzung versah, nach Neustadt, wo er, um den Anlaß des Streites von sich zu wälzen, dem Kaiser anheimstellte, über den Eyzinger zu schalten nach Belieben. Der König Georg folgte mit drei Heerhaufen den Schaaren Albrecht's auf dem

Fuße, und brach, von da aus Wien bedrohend, gegen Krems und Stein auf, deren Bürger tapferen Widerstand leisteten. Vor Krems kamen kaiserliche Abgeordnete zu Georg, über seinen feindlichen Einfall ihn zur Rede zu stellen. Georg erklärte, daß seine Fehde nur dem Herzoge Albrecht gelte, und als er vernahm, daß dieser das Land dem Kaiser überlassen, erklärte er sich zu einer Zusammenkunft bereit. Da diese jedoch unterblieb, zog Georg mit seinem Heere an der Donau abwärts, zündete auf seiner Straße alle Ortschaften an, und lagerte in Aspern. Der Angstschrei der unglücklichen Bewohner schlug endlich an des Kaisers Ohr; er erhob sich nach Wien, und es wurde eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Böhmenkönige bei der äußeren Donaubrücke festgesetzt. Hier kam am 2. October 1458 der Friede zu Stande, der den so unnütz erregten, für die Unterthanen so verderblichen Krieg beendigte. Albrecht mußte den Eyzinger dem Kaiser überliefern, und dieser gab ihn frei, gegen Urfehde. Die Gränzfehden zwischen österreichischen und böhmischen oder mährischen Edlen dauerten auch nach dem Frieden fort.

Allgemein ging in Oesterreich die Klage, daß der Kaiser nicht nur keine Maßregeln ergriffen, den Einfall der Böhmen mit Gewalt abzuwehren, sondern auch, durch grundloses Hinausziehen der von Podiebrad angebotenen Besprechung, die Leiden des Landes verlängert habe; eine Stimmung, die nicht wenig zu späteren Vorfällen beitrug. Aber ehe diese noch eintraten, zeigte sich nähere und dringendere Gefahr. Der neuerwählte König von Ungarn, Mathias, fand für nöthig, seiner Wahl durch die heilige Krone die erforderliche Weihe zu geben, und schickte deshalb eine Gesandtschaft an den Kaiser, um wegen der Herausgabe dieses Kleinods zu unterhandeln. Aber Friedrich hatte sich bereits mit der, den Hunyaden feindlichen Partei in Ungarn in Einvernehmen gesetzt, und gab sich eigenen Entwürfen auf den ungarischen Thron hin. Vergebens ermahnte, von Mathias um Vermittelung angesprochen, der Papst Pius II. — früher als Aeneas Sylvius Piccolomini des Kaisers Rath und Biograph, und auch jetzt noch dessen dankbarer Freund und Verehrer — den Kaiser, von solchen Planen abzustehen, und wider den König Mathias, der sein Schwert gegen die Osmanen zu ziehen beschlossen, nichts Feindseliges zu unternehmen. Der Kaiser hatte sich schon zu weit in diese Angelegenheit eingelassen, um noch zurück zu können, und so kam es, daß er am 4. März 1459, angeblich in Neustadt, sich durch eine ungarische Partei zum Könige Ungarns wählen ließ. Er verkündigte am

19. Juni öffentlich seine Annahme, und ließ sich durch den Erzbischof von Salzburg die in seinem Gewahrsam befindliche ungarische Krone aufsetzen. Dies war die Losung zum Kriege. Der feurige Mathias wendete seine Rüstungen, die ursprünglich den Türken hatten gelten sollen, jetzt plötzlich gegen seinen neuen Feind, den Kaiser; während Ujlak und andere Große in Ungarn selbst Truppen für den Letzteren warben.

Um seine Gegner noch vor ihrer völligen Vereinigung zu überfallen, sendete Mathias unter Simon Nagy einen Heerhaufen gegen Oesterreich. Der Kaiser schickte wider ihn fünfzehntausend Oesterreicher von dem Aufgebote unter Ulrich von Graveneck, der sich bei Körmend mit den Truppen des Ujlak und anderer kaiserlich gesinnten Magnaten vereinigte. Es kam zu einer hartnäckigen Schlacht, die vom frühen Morgen bis zum Abende dauerte; nach tapferem Widerstande mußte Nagy weichen. Der Sieg würde den Kaiserlichen noch weit größere Vortheile gebracht haben, hätten die in ihren Reihen fechtenden Ungarn sich nicht geweigert, ihre Landsleute zu verfolgen. Bald darauf traten sogar jene Magnaten, die sich für Friedrich erhoben, offen zu Mathias über, und wendeten ihre Waffen gegen den Kaiser, worauf dessen Truppen am 14. April zwischen Güns und Pinkafeld gänzlich geschlagen wurden.

Hatte den Kaiser sein anfängliches Kriegsglück kühn gemacht, so schlug ihn, bei seiner wandelbaren Sinnesart, sein nachfolgendes Mißgeschick um so mehr nieder. Als daher Mathias neuerdings die heilige Krone ihm abverlangen ließ, erklärte er sich bereit, sie auszuliefern; nur forderte er nicht nur Entrichtung der Pfandsumme, Rückzahlung seiner, der Königin Elisabeth gemachten Darlehen und Ersatz der Auslagen für König Ladislav's Erziehung, sondern auch lebenslänglichen Gebrauch des Titels eines Königs von Ungarn. Ueber diese, theils begründeten, theils schwer zu gewährenden Forderungen zerschlugen sich die Unterhandlungen, und der offene Krieg würde fortgedauert haben, hätte nicht auf einer Seite des Kaisers Unentschlossenheit und Kriegsscheu, auf der anderen des Mathias Bedrängniß durch die Osmanen, denselben zurückgehalten. Mathias begnügte sich, seine Anhänger zu fortgesetzten Fehden gegen Oesterreich's Gränzen aufzureizen.

Während dieser Ereignisse lebte der Herzog Sigmund in heftigem Zwiespalte mit dem Bischofe von Brixen, Nikolaus de Cusa. Durch die von Letzterem in Sonnenburg vorgenommene Reformation erhielten diese Zerwürf-

nisse neue Nahrung. Zuletzt glaubte der Bischof seine Person durch den Herzog gefährdet, und entfloh 1457 nach Buchenstein; der heilige Vater machte dem Herzoge ernsthafte Vorstellungen; mehrfach unternommene Vermittlungsversuche führten zu keinem Ziele. Am 13. April 1460 ließ der Herzog plötzlich das Schloß Brunnecken, auf welchem der Bischof sich aufhielt, umzingeln und zwang ihn zu einem drückenden Vergleiche, dem das Brixener Kapitel beitrat. Aber gleich darauf begab sich der Bischof in sichere Zuflucht, und beklagte sich bei dem Papste Pius II., der den Vergleich für erzwungen und ungiltig erklärte, und sogar die Eidgenossen, wie auch den Herzog Franz Sforza von Mailand gegen den Herzog aufregte. Dieser appellirte an einen künftigen Papst oder an ein allgemeines Concil, worauf Pius II. ihn und seine Anhänger mit geistlicher Strafe belegte. Unter der tirolischen Geistlichkeit riß bei diesen Zerwürfnissen große Verwirrung, und sogar große Verderbniß ein. Der Herzog Sigmund beharrte in seinem Widerstande, ungeachtet vielseitiger Abmahnung, und der Papst ward hierdurch dergestalt aufgebracht, daß er jedem Kirchenoberhaupte gestattete, den Herzog in den Bann zu thun, auch das Interdict gegen ihn und seinen Anhang auf den Kanzeln verkündigen ließ. Zugleich lud er den Herzog vor sein geistliches Gericht, sich zu rechtfertigen. Statt zu erscheinen, beging der Herzog neue Feindseligkeiten gegen des Bischofs Freunde, wofür am 2. April 1461 eine päpstliche allgemeine Bannbulle gegen ihn erfolgte. Der Herzog vertheidigte sich durch fortgesetzte Protestationen, und der Streit zog sich bis zum Jahre 1464 hinaus, wo durch Herzog Sigmund's Aussöhnung und Uebereinkunft mit dem Kaiser auch diese Angelegenheit geschlichtet wurde.

Am gefährlichsten wurde bei diesen Zwistigkeiten für den Herzog der Anlaß, den die schwyzerischen Eidgenossen zu Feindseligkeiten wider ihn gewannen, nachdem der Papst selbst sie dazu aufgefordert. Zwei Tiroler Flüchtlinge, die Brüder Gradner, die einst großen Einfluß auf den Herzog ausgeübt, dann aber, auf Veranlassung des Erzherzogs Albrecht und der Landschaft, entlassen worden waren, wiegelten die Eidgenossen noch mehr gegen ihn auf, hoffend, auf solche Weise mit Gewalt ihre Rückkehr nach Tirol zu erzwingen. Obgleich im beschworenen Frieden mit dem Herzoge lebend, machten ihm die Eidgenossen Stadt und Schloß Rapperswyl vollends abwendig, worauf von hier, wie auch von Unterwalden, Lucern und Zug, Fehdebriefe an ihn ergingen. Vergebens warf er ihnen ihren Friedensbruch

vor, und drang auf Schiedsrichter. Sie überfielen, auf Beute ausgehend, seine Lande, nahmen Wallenstätt, belagerten Winterthur, nöthigten den ganzen Thurgau, ihnen zu schwören, machten auch Schaffhausen gegen ihn fehden, brachten Diessenhofen zur Uebergabe und Frauenfeld zur Huldigung, und stürmten Fussach. Weiteren Fortschritten der eidgenössischen Waffen setzte endlich am 7. December 1460 ein, durch Zuthun des Bischofs Johann von Basel zu Stande gebrachter Waffenstillstand ein Ziel, der am 1. Juni 1461 auf fünfzehn Jahre verlängert wurde. Aber alles Eroberte und Geraubte hatte während dieser Zeit den Eidgenossen zu verbleiben, und so ging der Herzog mit schwerem Verluste aus einem unverschuldeten Kampfe.

Da die hohe Ersatzsumme, welche der Kaiser für Auslieferung der ungarischen Krone forderte, nicht so schnell eine friedliche Beilegung der ungarischen Angelegenheiten hoffen ließ, und die feindselige Stellung seines Bruders Albrecht ihn auch noch von einer anderen Seite bedrohte, so meinte der Kaiser keinen anderen Ausweg vor sich zu sehen, als sich dem Könige Georg von Böhmen in die Arme werfen zu müssen, der doch, gleich Mathias, ihn einer, obendrein dem Hause Oesterreich ausdrücklich verbürgten Krone beraubt, und überdies erst vor Kurzem ihn und sein Land in die bitterste Bedrängniß gebracht hatte. Georg, seine eigenen Plane verfolgend, bot ihm hierzu gern die Hand, und der Kaiser trieb die Zuvorkommenheit so weit, daß er Ersterem bis nach Brünn entgegenging, und ihn hier feierlich mit Böhmen belehnte. Dann schloß er mit ihm ein Schutzbündniß, wobei Georg sich verpflichtete, dem Kaiser zur Erwerbung Ungarns beizustehen, und, im Falle glücklichen Erfolgs, sich auf drei Jahre die Hälfte der Einkünfte Ungarns, nebst einer lebenslänglichen Jahresrente von 60.000 Goldgulden, versichern ließ. Bitter empfand man es in Oesterreich, daß der Kaiser so bereitwillig eine Krone zu Lehen gab, die durch Recht und Erbvertrag ihm und seinem Hause gebührt hätte, und Alles dies, um eine andere Krone zu gewinnen, rücksichtlich welcher dazumal seine Ansprüche weit größeren Einwürfen begegnen mußten.

Eine finstere Zeit für Oesterreich begann, reich an Elend und befleckt mit Freveln. Unter allen Ständen wucherte Mißvergnügen und Widersetzlichkeit; auch war vielfältiger Grund zur Unzufriedenheit vorhanden. Eine Menge neu angelegter Zölle, vor Allem aber die grobe Verschlechterung der Münze, lastete drückend auf Verkehr und Handel. Von so schlechtem Gehalte

ward die Scheidemünze ausgeprägt, daß sie, vom Volke mit dem Spottnamen „Schinderlinge" verrufen, nur zum zwölften Theile des Werthes der früheren, ächten, angenommen wurde. Der Kaiser ließ nicht nur aus seinen eigenen Münzstätten eine Unzahl solcher Schinderlinge hervorgehen, sondern auch sein Bruder und mehre seiner Unterthanen prägten, mit seiner Genehmigung, keck dergleichen Münze mit Bild und Umschrift des Kaisers. So wurde das Land mit Schinderlingen überschwemmt, und das Volk zu großem Verluste gebracht, während die treulosen Pächter der Münzstätten sich auf allgemeine Kosten unverschämt bereicherten. Die Preise aller Lebensmittel stiegen dadurch auf eine ungemessene Höhe, und Noth und Hunger war allenthalben, durch Mißernten und die Nachwirkungen feindlicher Einfälle vermehrt. Das Elend zu vollenden, nahmen auch die Räubereien ihren Fortgang, und der berüchtigte Ladwenko trieb sein Wesen ohne Scheu und zum Jammer der Einwohner nach wie vor.

Friedrich griff nirgend entscheidend ein; Entwürfe großer, doch oft auch ziemlich kleiner Art zogen ihn meist von jenen Angelegenheiten ab, die seiner Abhilfe am ersten bedurft hätten. Auf solche Weise führte er sich selbst in eine Fehde hinein, die, in Anlaß und Fortgang der Eyzinger'schen sehr ähnlich, doch noch weit verderblichere Folgen für ihn und seine Unterthanen nach sich zog. Er hatte, noch während seines Zwiespaltes mit dem Könige Ladislav, einem ihm anhänglichen, sowohl reichen als angesehenen Manne, dem Gerhard Fronauer, aus ritterlichem Geschlechte, das Schloß Ort durch Scheinverkauf übergeben, damit der Cillier es nicht für Ladislav ansprechen könne. Fronauer galt daher vor der Welt als Besitzer des Schlosses, obschon er es in Wirklichkeit nicht war. Als er nun aber unerwartet in einer Fehde wider den Freibeuter Ladwenko fiel, und sein reiches Erbe seinem Bruder Konrad ließ, da nahm dieser die Miene an, als wisse er Nichts darum, daß der Verstorbene das Schloß Ort nur zum Scheine besessen, und waltete darin als in seinem freien Eigenthume. Der Kaiser, jetzt ohnehin Herr in Niederösterreich, verlangte das Schloß zurück. Aber Fronauer behauptete, in seinem guten Rechte zu seyn, und verschanzte sich in dem Schlosse; sogar die anständige Summe, welche der Kaiser ihm bot, um den Handel in Frieden zu beendigen, wies er zurück, und eben so wenig achtete er auf das gegen ihn geschöpfte richterliche Erkenntniß. Da ließ der Kaiser endlich das Schloß Ort belagern; es wurde nach hartnäckigem Widerstande genommen und

erhielt eine schwache Besatzung. Der trotzige Fronauer warb unter der Hand ungarische und mährische Söldner, überfiel das Schloß und eroberte es zurück. Um es zu behaupten, richtete er sich eine förmliche Festung ein, brandschatzte die Gegend, trieb Zwangzölle ein, und belegte selbst die über die Donaubrücke nach Wien gehenden Lebensmittel mit Abgaben. Der Kaiser bot wider ihn die Städte auf, und rief Söldner herbei, die aber, als sie in Schinderlingen ausgezahlt wurden, alsbald zu Fronauer übergingen und dessen räuberische Horde verstärkten. Nicht minder liefen ihm auch die zahlreichen Mißvergnügten zu, und weil die Gutgesinnten vor ihm keine Ruhe hatten, so trat auch ein großer Theil der Letzteren, obschon gezwungen, ihm bei.

So entwickelte, aus unbedeutenden Anfängen, sich plötzlich eine Flamme, die ganz Oesterreich zu ergreifen drohte; denn Fronauer, ganz das Beispiel Eyzinger's nachahmend, trachtete, um nicht zuletzt als Feind des Landes geopfert zu werden, sich das Ansehen eines Beschützers desselben zu geben. Weil der Kaiser die niederösterreichischen Stände, hinsichtlich ihrer Klagen ob der Schinderlinge und der vielen Mauthen, nach seiner Weise unbestimmt und vertröstend beschieden hatte, meinten nun Fronauer und seine Helfer, ein Recht zu haben, den Kaiser zur Rede zu stellen. Sie hielten, vorgeblich wegen dringender Gefahr des Vaterlandes, Zusammenkünfte, und luden durch förmliche Ausschreiben die Landstände und Städtedeputirten zu einer Hauptversammlung, unter Androhung schwerer Strafen für die Ausbleibenden.

Der Kaiser bekämpfte, wie damals bei den Eyzinger'schen Händeln, den Aufstand wiederum mit schriftlichen Erlassen, die bei der allgemeinen Aufregung keine Wirkung thaten. Die Versammlung hatte unter großem Zulaufe Statt, und es wurden die Beschwerden aufgesetzt, denen der Kaiser schleunigst ein Ende machen sollte. Sie betrafen die schlechte Münze; die neuen Zölle auf Wein, Getreide und Salz; die Besetzung der Aemter; die Unsicherheit der Landstraßen; die fremden Juden; die Lehenertheilung; die Bestätigung der alten Privilegien, und die Auszahlung der noch rückständigen Söldnerlöhnung.

Abgeordnete überbrachten diese Beschwerdepunkte dem Kaiser, der wegen der Art der Vorlage gerechten Unwillen bezeigte. Neue Versammlungen wurden gehalten, und um den Kaiser mehr zu bedrängen, baten die Stände den König Georg von Böhmen, dem solche Einmischung willkommen seyn

mußte, um seine Vermittelung. Dieser faßte zwar, um zur Zeit mit keinem von beiden Theilen entschieden brechen zu müssen, seine Antwort in sehr unbestimmte Ausdrücke, erklärte aber doch, die Familie der Eyzinger, welche sich unter seinen Schutz begeben, nicht hilflos lassen zu können. Die Folge war, daß Fronauer und noch andere österreichische Unterthanen, ganz im Widerspruche mit den Gerechtsamen des Landes, sich nunmehr als Schutzverwandte Böhmens erklärten, und, auf fremden Beistand pochend, gegen ihren rechtmäßigen Gebieter um so trotziger sich geberdeten. Vergebens mahnte der Cardinal Bessarion zum Frieden und zur Ordnung. Gelöset waren alle Bande der Treue und des Gehorsams; der innere Krieg begann. Der wilde Fronauer warb Söldner und Freibeuter, und überfiel die Güter derer, die wegen des Schlosses Ort abfällig gegen ihn geurtheilt; alle kaiserlich Gesinnten wurden als Feinde behandelt. Am übelsten erging es den Klöstern auf beiden Seiten der Donau; denn Fronauer war vor Allem bedacht, sich des Stromes zu versichern, zu dessen beiden Seiten er sogenannte Taber errichtete, und von den vorüberfahrenden Schiffen Zölle erhob; Dinge, die man dem Kaiser so übel genommen und nun von einem Freibeuter, der ebenfalls dagegen zu eifern sich die Miene gegeben, geduldig ertragen mußte.

In Wien wurde, durch den, dem Kaiser ergebenen Magistrat und durch einige ähnlich gesinnte Hauptleute, zur Zeit noch Ordnung erhalten. Es würde hier Alles besser gegangen seyn, hätte der Kaiser sich entschließen können, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aber hielt er sich fortwährend in Neustadt und Graz auf während seine Gemalin mit ihrem am 22. März 1459 in Neustadt gebornen Sohne, dem herrlichen Maximilian, sich in Wien befand und durch ihre Gegenwart viel zur Erhaltung der guten Gesinnungen der Stadt beitrug.

Der König Georg benahm sich bei diesen Vorfällen mit zweideutiger Glätte. Er sprach schöne Worte von Vermittelung des Friedens, widerrief auch die früheren Verträge nicht, dem Kaiser wider alle seine Feinde beizustehen; aber gleichwohl nahm er vorgeblich Anstand, wider seine Dienstleute, so nannte er die Aufrührer, seit sie sich unter böhmischen Schutz gestellt, zu Felde zu ziehen. Als Letztere ihn um Rath fragten, verwies er sie an die anderen Herzoge von Oesterreich, die ihre Rechte am besten wahrnehmen könnten; wohl voraussehend, daß der Erzherzog Albrecht diese Gelegenheit, wider seinen Bruder, den Kaiser, aufzutreten, sich nicht entgehen lassen werde.

Die Verschworenen ließen sich dies nicht zweimal sagen. Schnell schickten sie Abgeordnete an den Erzherzog Albrecht und den Herzog Sigmund, mit der Bitte, ihnen wider den Kaiser beizustehen. Sigmund, dem ähnliche Anlässe bisher wenig Vortheil gebracht hatten, wies die Angelegenheit seinem Vetter Albrecht zu, der mit großer Bereitwilligkeit auf den Antrag einging, ohne der kürzlich geschlossenen feierlichen Einigung mit seinem Bruder zu gedenken. Neue Erwerbungen, neue Einkünfte standen dem immer darbenden Albrecht dadurch in Aussicht. Der König Georg bestärkte ihn in seinem Beschlusse durch anscheinend wohlgemeinte schriftliche Vorstellungen, sich der unterdrückten Einwohner anzunehmen, damit nicht etwa durch verzweifelten Aufruhr die Lande seinem Hause entrissen würden. Endlich schlossen Beide ein Bündniß mit einander, durch welches der König Georg dem Erzherzoge zum Besitze von ganz Oesterreich zu verhelfen versprach; doch müsse derselbe — damit Georg's Einmischung eine Beschönigung gewann — dann ganz nach dem Herkommen regieren. Albrecht, überaus thätig und unermüdlich, warb nun Bundesgenossen auf Bundesgenossen; den Herzog Sigmund bewog er zum Beitritte, dadurch, daß er ihn zu seinem Erben erklärte. Auch der Herzog Ludwig von Baiern wurde für den Bund gewonnen, und endlich sogar mit dem kühnen Könige Mathias von Ungarn ein Schutzbündniß wider den Kaiser geschlossen. Bei dem Ausbruche des Krieges sollte Albrecht in Niederösterreich, Mathias mit einem Heere in Steyermark eindringen, um dem Kaiser von zwei Seiten zugleich zuzusetzen. So gab Albrecht selbst die Erblande seines Hauses den Verheerungen eigennütziger Fremden preis, und stürzte die Unterthanen, zu deren Hilfe er zu kommen vorgab, in weit größere Gefahr, als jene, welche zu bekämpfen war.

Die Verschworenen versicherte Albrecht feierlich seines Beistandes, und sie erneuerten das frühere Bündniß mit ihm. Fronauer erkannte ihn als den künftigen Regenten des Landes unter der Enns an, und stellte demselben die auf beiden Seiten der Donau von ihm errichteten Verschanzungen zur Verfügung. Die Unterwerfung dieses Mannes, dem so großer Anhang zu Gebote stand, dem der größte Theil Niederösterreich's auf dem linken Donauufer bereits gehuldigt hatte, und dessen Schanzen den Fluß nach Willkür öffnen und sperren konnten, war dem Erzherzoge von größter Wichtigkeit.

Immer mehr wuchs die Bedrängniß des Kaisers. Nicht nur standen seine Erblande, seinen leiblichen Bruder an der Spitze, im offenen Aufruhre

gegen ihn; auch im Reiche wurde seine Stellung gefährdet. Viele der Fürsten waren ihm feindlich gesinnt; die Wenigsten achteten sein Ansehen; dazu kamen die Umtriebe Einzelner, sonderlich des Königs von Böhmen. Wider des Kaisers Willen und Befehl hielten die Reichsfürsten Versammlungen, und von einer Absetzung Friedrich's war ernsthaft die Rede. Gefahr von so vielen Seiten mußte ihn endlich zu Gegenmaßregeln treiben. Er schloß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit dem Markgrafen Karl von Baden und dem Grafen Ulrich von Würtemberg im Juli 1461 ein Bündniß, welches zunächst den Vortheil brachte, daß es den Herzog von Baiern hinderte, dem Erzherzoge Albrecht entschiedenen Beistand zu leisten.

Albrecht, nachdem er in Linz seine Streitkräfte versammelt hatte, zeigte nun offen dem Reiche an, daß er wider seinen Bruder, nicht als Kaiser, sondern als Regenten von Oesterreich, den Krieg beschlossen habe, um zu verhüten, daß Oesterreich zuletzt einem fremden Herrn zufalle, nachdem ohnehin schon Viele, durch die Lage der Dinge gedrängt, sich unter fremden Schutz gestellt hätten. Dann kündigte er dem Kaiser den Krieg an, indem er ihn der Trägheit, der Erpressungen und der Sorglosigkeit für die öffentliche Sicherheit beschuldigte. Auch ganz Niederösterreich wurde davon in Kenntniß gesetzt, und Allen, die nicht beitreten wollten, oder gar Widerstand leisten würden, mit Verheerung und Raub gedroht. Während der König von Böhmen, obgleich des Kaisers Feind, Friedensvermittelung versuchte, brachte der Erzherzog nicht nur viele Landherren, die bisher zu dem Kaiser gehalten, auf seine Seite, sondern zwang auch alle offenen Orte, ihm den Eid der Treue zu leisten. In Larenburg stießen viertausend Ungarn, von Mathias gesendet, zu ihm. Auch Wien versuchte er dem Kaiser abwendig zu machen, und als dies durch Aufforderung nicht gelang, schlich er mit einem Häuflein seiner Truppen unvermerkt in die Nähe der Hauptstadt, drang bis über den Stadtgraben vor, und besetzte das Nikolaikloster außerhalb des Stubenthores. Da meldete die Sturmglocke die Nähe der feindlichen Gäste; die Bürger und die kaiserlichen Söldner eilten auf die Brücken, und drängten, nach dreistündigem Gefechte, Albrecht's Truppen zurück.

Unter Vermittelung der böhmischen Abgeordneten wurde endlich, zwar kein Friede, der vielleicht auch nicht in ihrer Absicht lag, doch ein Waffenstillstand zwischen sämmtlichen streitenden Parteien abgeschlossen, giltig vom 6. September 1461 bis 24. Juni des folgenden Jahres. Während des-

selben sollte am Abschluße eines Friedens gearbeitet werden, Albrecht seine ungarischen und baierischen Hilfsvölker sogleich entlassen, und in sein Land zurückkehren. Von einer Herausgabe der Eroberungen Albrecht's und der von ihm besetzten Plätze war dabei nicht die Rede, und der Erzherzog war auch keineswegs dazu geneigt. So lag also in dem Waffenstillstande selbst schon der Keim fernerer Zwietracht, welcher nach wie vor König Georg's Einmischung in Oesterreich's und seiner Fürsten Angelegenheiten, in Aussicht stellte; denn so und nicht anders hatte der schlaue König es gewollt.

Das unglückliche Oesterreich hatte bei dieser Waffenruhe Nichts gewonnen; denn die von beiden Theilen entlassenen Söldner, meist aus Ausländern bestehend, hatten keine Löhnung erhalten, und stürzten sich jetzt mit gesteigerter Wuth und Raubsucht auf das wehrlose Land. Die gepeinigten Landleute gaben ihr Eigenthum preis und entflohen; viele Orte verödeten dergestalt, daß man weder Menschen, noch Vieh dort antraf; Weingärten und Aecker blieben unbearbeitet; denn Niemand wagte, bei der allgemeinen Unsicherheit, sich hinaus auf's freie Feld. Zudem kehrte Albrecht sich nicht an die Bedingungen des Waffenstillstandes; er schrieb ohne Scheu Landtage nach St. Pölten und Melk aus, und verlangte, besonders von den ihm abgeneigten Prälaten, schwere Steuern; während der Kaiser es streng verbot, jene ungesetzlichen Landtage zu besuchen, oder diese Steuern zu erlegen. Wem sollte unter solchen Umständen das Land gehorchen? Hier gebot machtloses Recht; dort drängte grausame Gewalt. Endlich wollte der Kaiser auch jene Orte zurückhaben, die durch Albrecht erobert und besetzt worden waren, und welche, bei ausgesetztem Kampfe, ihrem rechtmäßigen Herrn wieder anheimfallen sollten. Er befahl daher seinen Hauptleuten, dergleichen Plätze zurück zu erobern, und den Bewohnern den erneuten Eid für den Kaiser abzunehmen. Dies entfesselte von Neuem die Wuth der Parteien, und die Feindseligkeiten brachen wieder aus, in ärgerem Maße, denn je. Unerhörte Grausamkeiten rief der erneute Kampf hervor; in den verarmten und schon ausgeplünderten Gegenden hielt die Raubsucht schreckliche Nachlese. Wo keine Erwachsenen mehr zu mißhandeln und zusammen zu fangen waren, griff man die Kinder auf, die nicht zu fliehen vermochten, und verhandelte sie als gute Beute. Die Kirchen, mit Wällen umgeben, dienten dem Raubgesindel als Festungen.

Beiden Parteien wurde allmälig des Elends zu viel. Verhandlungen wurden angeknüpft und abgebrochen, weil Jeder bei dem Frieden nur gewinnen, Keiner Etwas opfern wollte. Auf einem Landtage zu Wien sollte über den Frieden berathen werden. Der Kaiser willigte ein; der Erzherzog erhob Schwierigkeiten, weil er ohne Beistimmung seiner Verbündeten Nichts zugestehen könne. Als aber seine eigenen Anhänger von ihm abzufallen drohten, wenn er das Friedenswerk behindere, willigte er ein, den Wiener Landtag durch Abgeordnete zu beschicken.

Der Wiener Magistrat hatte bisher sich eifrigst bemüht, die Stadt in der Treue für ihren rechtmäßigen Gebieter, den Kaiser, zu erhalten, und ausdrücklich anbefohlen, daß Jeder, der den Landtag zu besuchen käme, der Bürgerschaft versprechen müsse, Nichts wider den Kaiser und die Stadt im Sinne zu führen, sondern nur dem Frieden nachzutrachten. Dies versprachen zwar alle Ankommenden; dennoch spannen einige Anhänger Albrecht's Umtriebe an, hetzten den Pöbel auf, und leiteten ihre Anschläge so geschickt, daß bei einem jäh veranlaßten Tumulte am 19. August 1462 Bürgermeister und Rathsherren gefangen genommen und ihrer Aemter entsetzt wurden. Die Seele dieser Bewegung war das Rathsmitglied Wolfgang Holzer, in früherer Zeit Ochsen- und Pferdehändler, später ein eifriger Helfer des Eyzinger und wüthender Feind des Cilliers, den er mit Spott und Hohn verfolgt und nach dessen Wiedererhebung bitter dafür gebüßt hatte, sodann durch Eyzinger Huebmeister und Rathsherr; ein Mann von wildem Ehrgeize, kecker Entschlossenheit und beredter Gewandtheit, um den großen Haufen für jeden seiner Entwürfe zu gewinnen.

Nach diesem plötzlichen Umsturze der Ordnung in Wien, sendeten die Anhänger des Kaisers schleunigst Botschaft an denselben, dringend um seine Ankunft bittend, damit nicht noch größere Gefahr eintreten möchte. Die schlimme Kunde fand ihn im Mürzthal. Eilig brach er, an der Spitze von viertausend Kärntnern und Steyermärkern, auf; aber während des Marsches war, wie dies bei ihm zu ergehen pflegte, seine anfängliche Entschlossenheit schon wieder herabgestimmt worden, und er gelangte blos bis Neustadt. Hier kamen Abgeordnete von Wien zu ihm, mit Entschuldigungen wegen Absetzung des Magistrates, mit Versicherungen angeblicher Treue, und Bitte um schnelle Herstellung des Friedens. Drei Tage lang sann der bedächtige Kaiser über die Antwort nach, die er geben sollte; dann ertheilte er tröstlichen und versöhnlichen Bescheid,

versicherte die Stadt seiner gnädigen Gesinnungen, und daß er in keiner anderen Absicht dahin komme, als um Frieden zu stiften.

In Wien war unterdessen wegen des langen Ausbleibens der Gesandten große Gährung; man hatte ausgesprengt, der Kaiser habe sie hinrichten lassen und den angesehensten Männern in Wien ein gleiches Schicksal zugedacht. Man beschloß, sich auf das Aeußerste zu wehren, den Kaiser nicht in die Stadt einzulassen, und ihm die Köpfe der abgesetzten Rathsmänner hinaus zu schicken, die er, wie es hieß, zu befreien komme. Dergleichen Drohungen stieß besonders Holzer aus, der, einen Helm auf dem Kopfe, zornschnaubend und ganz streitfertig, mit seinen Bewaffneten das Thor hütete. Selbst nachdem die vermeintlich hingerichteten Abgeordneten wohlerhalten und mit friedlicher Botschaft vom Kaiser zurückkehrten, lärmte Holzer noch fort, denn es war ihm unbequem, den obersten Gebieter in einer Stadt einziehen zu sehen, wo er selbst den Herrn zu spielen beabsichtigte. Wirklich ließ man den Kaiser, als er bei später Abendstunde in Wien seinen Einzug halten wollte, nicht mehr herein; er mußte bis zum anderen Morgen vor der Stadt in einem Gezelte übernachten, weil noch immer die Meinung herrschte, er komme als Feind und mit einem mächtigen Heere. Aus diesem Grunde wurde Wien auch in aller Eile in möglichen Vertheidigungsstand gesetzt. Friedrich erzürnte sich, wie es schien, wenig über diesen Argwohn, sondern scherzte gegen die Abgeordneten selbst darüber, daß man ihn im Staube habe übernachten lassen. Das Volk wollte sich endlich selbst überzeugen, ob der Kaiser wirklich mit so großer Kriegsmacht herangezogen sey. Es strömte in Menge hinaus vor das Thor, fand den Kaiser unbewaffnet und mit friedlicher Miene. Da schien bei den Wienern die alte Treue für das Herrscherhaus den Sieg behaupten zu wollen; die Vordersten des Volkshaufens fielen, als der Kaiser wohlwollend ihnen entgegentrat, ehrfurchtsvoll auf's Knie, und vernahmen gern die friedlichen Worte, die der Kaiser an sie richtete. Auch Holzer bequemte sich jetzt, für die gnädigen Gesinnungen zu danken, bat aber doch den Kaiser, seinen Einzug auf den folgenden Tag zu verschieben, und bis dahin seine Söldner zu entlassen; ein Gleiches solle von der Seite der Stadt geschehen. Auch dieses war der nachsichtige Kaiser zufrieden. Dennoch wollten in der Stadt noch immer Einzelne seinen Gesinnungen nicht trauen, und nicht ohne Mühe setzten die Besseren es durch, daß dem Kaiser endlich am dritten Tage die Thore Wiens geöffnet wurden. Vielen, vor Allen der Gemalin des Kaisers,

däuchte die Nachgiebigkeit desselben übertrieben, und Eleonore warnte ihren Sohn Maximilian schon dazumal vor einer ähnlichen Güte, die an Schwäche gränze.

Nach des Kaisers Einzuge wurde von den Ständen über den Frieden zwischen dem Kaiser, seinem Bruder und ihnen selbst berathen; doch ohne daß man auf einer oder der anderen Seite zu einem Beschlusse gelangte. Die künstliche Ruhe währte nicht lange. Der Kaiser hatte am 7. September den Sebastian Ziegelhauser als neuen Bürgermeister eingesetzt. Weil dieser jedoch nicht nach dem Herkommen erwählt worden sey, verdrängten ihn der Rath und die Gemeinde von seinem Posten, und setzten den Holzer für ihn ein. Bald stieg die Widersetzlichkeit noch höher. Auf Verlangen der Stadt hatte der Kaiser seine Söldner entlassen, konnte ihnen aber die vollständige Löhnung nicht zahlen, und forderte von der Stadt eine Beihilfe von sechstausend, dann nur von dreitausend Gulden. Sie wurde ihm verweigert, zum größten Nachtheile der Stadt; denn die unbefriedigten Söldner raubten und wütheten nun schrecklich in der ganzen Umgegend, erschlugen die Leute, und hinderten die Bürger, ihre Weinlese einzubringen. Statt sich selbst, maß man die Schuld dem Kaiser bei, der seine Hauptstadt nicht einmal gegen Räuber zu schützen wisse, und allgemein wurde gemurrt und gedroht. Das Volk wurde geflissentlich aufgehetzt; dem Kaiser blieb nur eine geringe Anzahl getreu; man nannte sie spottweise die „Heckler."

Wegen Meinungsverschiedenheit in der Bestrafung eines eingefangenen Räubers entzog der gereizte Kaiser dem Bürgermeister das alte Vorrecht, Verbrechen untersuchen und bestrafen zu dürfen. Hierüber achtete sich die ganze Bürgerschaft beleidigt, und um sich Genugthuung zu verschaffen, nahmen die Mißvergnügten das landesfürstliche Ungeld und die Stadteinkünfte in Beschlag. Endlich warfen sie zwei kaiserliche Räthe in's Gefängniß, und schickten am 5. October dem Kaiser einen förmlichen Absagebrief in die Burg. Holzer war bei diesen Anschlägen überaus thätig, und eiferte den Widerstand an, wo er zu erschlaffen drohte. Die Feindseligkeiten wurden immer ernsthafter. Die zweihundert Reiter, welche sich in der Burg bei dem Kaiser befanden, begannen mit Pfeilen heraus zu schießen; einige Vorübergehende wurden getödtet und verwundet. Dadurch geriethen die Bürger in die höchste Wuth; sie führten Kanonen auf, und fingen an, die Burg zu belagern und zu beschießen. Einige Thürme der Burg wurden durch die Kugeln

zerschmettert, und ein Paar Seitengebäude niedergerissen. In ihrer Erbitterung gedachten die Empörer dennoch der Kaiserin und ihres Sohnes. Um sie zu schonen, trugen sie dem Kaiser an, er möchte Gemalin und Kind aus der Burg entlassen; er erklärte, mit den Seinigen untergehen, oder die Bestrafung der Frevler erwarten zu wollen. Tag und Nacht kreuzte sich das Feuer aus und nach der Burg, doch ohne großen Schaden anzurichten, da man auf beiden Seiten der Bedienung des Geschützes wenig kundig war.

Den Wienern wurden mittlerweile von vielen Rittern aus Oesterreich und Steyermark Fehdebriefe zugesendet, wegen der dem Kaiser angethanen Schmach. Um sich kräftiger wehren zu können, wurde von der Stadt der Erzherzog Albrecht um Beistand wider den Kaiser gebeten. Er, noch immer im Besitze vieler von ihm eroberten Plätze in Oesterreich, war des Antrags herzlich froh, und zog schon am 2. November mit seinem streitbaren Anhange in Wien ein. Durch seine Ankunft erhielt der Bürgerkrieg neue Nahrung; seine Begleiter beschickten den Kaiser mit zahlreichen Fehdebriefen, und was vorher ruhig zugesehen hatte, griff nunmehr zu den Waffen. Drei Tage nach seinem Einzuge ließ Albrecht einen sogenannten Landfriedenbund in Wien bekannt machen, den er auf zwei Jahre mit den Landständen gegen die Regierung des Kaisers abgeschlossen hatte; dieser sollte nur Frieden haben gegen Abtretung Niederösterreich's. Es wurde von dem Kaiser verlangt, daß er die Regierung zu Gunsten seines dreijährigen Sohnes Maximilian niederlegen, und den Erzherzog Albrecht als Vormund einsetzen sollte. So schmähliche Bedingungen wies der Kaiser mit Entrüstung zurück; das Unglück verlieh ihm, dem sonst Zaghaften, Seelengröße und Entschlossenheit. Sein Muth stieg: denn Hilfe von Böhmen war nahe.

Als ein Retter in der Noth erschien Prinz Victorin, König Georg's Sohn, mit der Vorhut der böhmischen Hilfstruppen, zog von Krems und Stein, wo man ihm, als Freund des Kaisers, freudig die Thore öffnete, nach Ort, überschritt die Donau, und vereinigte sich bei Fischamend mit den aus Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Krain herbeigeeilten Anhängern des Kaisers. Am 13. November erreichte er Wien, und begann den Sturm; aber dreimal brach sich sein Angriff an der verzweifelten Gegenwehr der Stadt. In der Burg war inzwischen großer Mangel eingetreten, und eine baldige Entscheidung der Dinge wurde dem Kaiser dringendes Bedürfniß, zumal die nun selbst belagerten Wiener ihre Anstrengungen in Belagerung der Burg

verdoppelten. Aber schon am 14. November traf der König Georg selbst, an der Spitze des böhmischen Hauptheeres, in Korneuburg ein, von wo er sofort dem Erzherzoge Albrecht Friedensunterhandlungen anbieten ließ. Nur widerstrebend willigte dieser ein; aber die überlegene Macht des Königs und der zunehmende Mangel in der belagerten Stadt gestatteten keine Wahl. Während der mehrmals verlängerten Waffenruhe unterhandelte man, und einigte, nach mancherlei Schwierigkeiten, sich endlich über die Friedenspunkte, beschwerlich für den Kaiser und doch nicht vortheilhaft genug den Unruhestiftern, am wenigsten dem Holzer. Albrecht erhielt ganz Oesterreich auf acht Jahre, mußte aber alle Eroberungen herausgeben und dem Kaiser jährlich viertausend Ducaten zahlen.

Am 4. December wurde der Kaiser aus der Burg entlassen; er ging nach Korneuburg zum Könige Georg, die Kaiserin mit dem Kronprinzen nach Neustadt. Albrecht's zügellose Truppen plünderten einige Wagen mit kaiserlichem Gepäck, und Holzer räumte die Häuser Derjenigen aus, welche dem Kaiser gefolgt waren.

Wie die früheren Einigungen, so that auch diese letzte dem Uebel keinen Einhalt, und bewirkte keine wesentliche Aenderung der Dinge. Albrecht's Söldner, trotz einer dieserhalb ausgeschriebenen Steuer nicht hinlänglich befriedigt, wiederholten das alte, verderbliche Spiel mit Ausplündern und Verwüsten der Gegend, und der Frieden brachte fast noch ärgeres Leiden, als der Krieg, weil jetzt keine Partei die andere mehr im Zaume hielt. Zudem wurden die Bedingungen des Vertrages von keinem Theile beachtet. Albrecht, der sich jetzt als vollkommenen Gebieter in Oesterreich ansah, schrieb Landtage aus; während der Kaiser, vergessend, daß er auf acht Jahre sich seiner Macht begeben, dieselben zu besuchen streng' verbot. Niemand wußte, auf welchen Landesfürsten man hören sollte; Gehorsam und Widersetzlichkeit brachte gleiche Gefahr. Die Ursache, welche den Kaiser dazu veranlaßte, war Albrecht's vertragswidrige Weigerung, die eroberten Schlösser dem Kaiser heraus zu geben; die Folge davon aber, daß der Kaiser seinen Hauptleuten die Erneuerung der Feindseligkeiten befahl, und Vollmachten gab, ihn an seinem Bruder Albrecht und an den Wienern zu rächen. Auch erklärte er seinen Bruder aller Reichslehen verlustig, und sprach über ihn, wie über die Wiener, die Acht aus. Zugleich belegte des Kaisers standhafter Freund, Papst Pius II., Alle mit dem Banne, welche Theil an der Belagerung des Kaisers

in der Burg genommen. Doch diese geistlichen und weltlichen Verdammungssprüche verhallten beinahe ungehört in dem Geklirre der Waffen und dem Toben der Parteien. Die unbezahlten Söldner führten Krieg wider Alle zugleich. Deutsche und Böhmen machten gemeinschaftliche Sache, rotteten sich dreitausend Mann stark zusammen, sagten dem Erzherzoge ab, und wütheten von Wien bis Steyer gegen Menschen und Land. Nachdem Albrecht diesen Freveln längere Zeit unthätig zugesehen, zahlte er endlich die Söldner aus, und nahm einige wieder in seinen Sold. Ihre Vertilgungswuth und Meuterei hatte aber dergestalt sich eingewurzelt, daß sie auch jetzt noch ihr Unwesen nicht mit einem Male ließen. Beim Abmarsche brannten sie noch mehre Plätze und Klöster nieder. Um den Wienerberg herum fingen diese Wütheriche, aus bloßer Lust am Martern, gegen vierhundert Hauer, erschlugen deren einige, und führten die anderen nach Mödling, wo sie dieselben schichtweise über einander legten und schauerlich preßten und peinigten.

Als der Kaiser mit Gewalt seinen Bruder nicht zum Weichen bringen konnte, versuchte er es mit List. Der Bürgermeister Holzer, unzufrieden mit dem Erzherzoge noch von dem Friedensschlusse her, zugleich von unersättlicher Habgier verblendet, ließ sich von dem Preßburger Cleriker, Georg von Schönberg, einem eifrigen Anhänger des Kaisers, bereden, um sechstausend Gulden den Erzherzog aufzuheben, und die Stadt dem Kaiser zu überliefern. In der Nacht des 7. April 1463 berief er die vornehmsten Bürger und Einwohner in sein Haus, sonderte sie nach Klassen und Parteien von einander ab, daß sie Nichts von einander wußten, und verschloß die dem Erzherzoge ergebenen Rathsmänner in einem unzugänglichen Gemache. Dann spiegelte er den Uebrigen vor, der Erzherzog beabsichtige, in jedes Bürgerhaus zehn bis zwanzig Söldner zu legen, und von ihnen die Soldrückstände mit Gewalt beizutreiben; doch wolle und könne er sie vor dem Erzherzoge schützen; denn er habe über vierhundert deutsche Reiter zu verfügen, auf deren Treue man sich verlassen dürfe.

Durch diese Lügen gelang es dem Holzer, die Versammlung für seinen Anschlag zu stimmen. Am 10. April Morgens rückte, auf seine Veranlassung, der Ritter Augustin Tristam mit vierhundert Reitern durch das Stubenthor in die Stadt, Holzer mit bloßem Schwerte vor ihnen her. Auf dem hohen Markte stellte sich der Trupp auf. Als der Erzherzog davon vernahm, zeigte er sich sehr bestürzt; denn er war ganz ungerüstet. Er ließ Sturm

läuten und den Einwohnern seine Gefahr kund geben. Der Holzer, über den Vorgang befragt, versicherte, es gelte nicht dem Fürsten, sondern der Sicherheit der Stadt; der Erzherzog dürfe ruhig seyn. Als dieser ihm nun befehlen ließ, die Reiter wieder aus der Stadt zu führen, war er dazu bereit, weil er den rechten Augenblick schon versäumt sah. Mittlerweile war aber das Stubenthor verschlossen worden; das vom Erzherzoge aufgebotene Volk überfiel die Reiter, versprengte und erschlug sie, oder nahm sie gefangen. Holzer entkam zu einem anderen Thore hinaus; aber in Nußdorf wurde er erkannt, und unter Schimpf und Hohn gebunden in die Stadt zurück gebracht. Doch selbst auf der Folter bekannte er Nichts. Am 15. April wurde Augustin Tristam auf dem hohen Markte enthauptet. Die anderen Anstifter sollten geviertheilt werden. Sie riefen das Volk an, daß es den Erzherzog anflehe, sie ebenfalls nur enthaupten zu lassen. Es wurde bewilligt; nur den Holzer nahm der Erzherzog aus; für ihn blieb es bei dem grausamen Spruche. Der Henker schnitt ihm das Herz aus dem Leibe und zeigte es ihm, damit er sein falsches Herz sehe. Standhaft, die wilde Todesangst durch Gebete bekämpfend, erlitt Holzer seine gräßliche Strafe. Sein Kopf wurde vor dem Stubenthore, durch welches er die Reiter eingelassen, sein geviertheilter Leib an den Heerstraßen zur Warnung aufgesteckt.

Manchen, die dem Erzherzoge nicht wohlwollten, wurde nachgesagt, sie hätten an der Verschwörung Theil genommen. Man wollte sie schuldig glauben, besonders die Reicheren. Da sie nicht zu überführen waren, so wurden sie von Albrecht blos zu einer Geldstrafe von 24,000 Gulden verurtheilt, womit ihm besser gedient war, als mit ihrem Blute; er verwies sie nach Vöcklabruck. Sie zogen fort mit Weibern und Kindern, und mußten vor ihrem Weggange noch schriftlich bekennen, daß sie das Leben verwirkt, und es nur der Gnade des Erzherzogs verdankten. Später durften sie wohnen, wo sie wollten, nur nicht in Wien. Ihr Reichthum war ihr Verbrechen gewesen.

Der unselige Bruderzwist nahm bei solchen Vorgängen kein Ende, sondern wurde fortwährend angeregt. Auch konnte der Kaiser, selbst nach geschlossenem Frieden, es den Wienern nicht vergessen, daß sie ihn in seiner Burg belagert, und daß er durch ihre Schuld auf lange Jahre von der Herrschaft seiner Erblande ausgeschlossen sey. Er ließ Wien in einiger Entfernung mit Schanzen umgeben, jedes zerstörte oder verfallene Schloß mit

seinen Söldnern besetzen, und Stadt und Umgegend auf allerlei Weise ängstigen. Es war keine Sicherheit mehr in der ganzen Umgebung, und aller Verkehr hatte ein Ende. Durch Vermittelung der Kaiserin und der Markgräfin Katharina von Baden, Schwester der verfeindeten fürstlichen Brüder, wurden endlich Beide zur Bewilligung eines Landtages in Tuln und einstweiligem Waffenstillstande bewogen. Fast zeigte sich jetzt der unverträgliche Albrecht mehr zum Frieden geneigt, als der sonst sanftmüthige Kaiser, besonders weil es Ersterem, wie fast immer, dringend an Geld gebrach. Den Kaiser stimmten einige Räthe des Erzherzogs, die derselbe plötzlich entlassen, unnachgiebig. Er hatte, da man in Tuln sich nicht zu einigen vermochte, unter Verlängerung des Waffenstillstandes, einen neuen Landtag nach Hadersdorf vorgeschlagen, und nun verbot er gleichwohl, denselben zu besuchen. Unter solchen Umständen würde der Bruderkrieg noch lange nicht beendigt, oder noch oft zu neuem Ausbruche gekommen seyn; als ein unerwartetes Ereigniß den Knäuel lösete. Der Erzherzog Albrecht erkrankte, und starb am 2. December 1463, erst fünf und vierzig Jahre alt, eines schnellen Todes. Wahrscheinlich hatte Gift das kühne Leben so plötzlich zerstört. Bei besserem Willen, geringerer Leidenschaft und mäßigeren Bedürfnissen, würde Albrecht vielleicht zum Segen Oesterreich's gewirkt haben, denn er besaß, was seinem Bruder, dem Kaiser, fehlte: schnellen Blick, geschicktes Ergreifen der Gelegenheit, Entschlossenheit und Thatkraft. Aber Verschwendungssucht und, in natürlicher Folge, Mangel und Habgier wendeten diese schönen Gaben zum Nachtheile seines Hauses, zum Verderben seiner Erblande. Unnatürlich, trostlos war sein Leben wie sein Ende. Die Hand am Schwerte, zum Kampfe wider den leiblichen Bruder gezückt, schied er aus einer Welt, die, statt ihn zu beweinen, sich seines Todes freuen mußte; und selbst der sanfte Bruder blickte unversöhnt in die Gruft hinab, die den Feind barg, welcher mit ihm unter Einem Mutterherzen gelegen.

Nach Albrecht's kinderlosem Hintritte konnte der Nachfolge des Kaisers in ganz Oesterreich kein Hinderniß mehr entgegen stehen, und nur etwa mit dem Herzoge Sigmund hatte er wegen dessen Rente nöthige Verabredung zu treffen. Dennoch zögerte man in Wien, wahrscheinlich mehr aus Furcht vor des Kaisers gerechter Rache, als in der Absicht wirklichen Widerstrebens, mit der Huldigung. Als aber der Kaiser alles Vorgefallene zu vergeben und zu vergessen, die alten Privilegien zu bestätigen, und nach

Kräften für Wiederherstellung der Ruhe zu sorgen versprach, zeigte sich in Wien große Freude; im Stephansdome wurde ein feierliches Dankfest gehalten, und in den Straßen Freudenfeuer angezündet. Die von dem Erzherzoge Albrecht und dem Bürgermeister Holzer widerrechtlich aus ihrer Heimat und ihrem Besitzthume vertriebenen Bürger wurden zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt. Der Kaiser nahm die wider die Stadt ausgesprochene Reichsacht, der päpstliche Legat den Kirchenbann zurück, und die Zukunft gestaltete sich wieder heiterer.

Noch schneller und unbedingter erfolgte die Unterwerfung im Lande ob der Enns, wo Albrecht's Verschwendung schon seit länger die Sehnsucht nach einem anderen Herrn erzeugt hatte. Wolfgang von Walsee wurde hier von dem Kaiser als Landeshauptmann eingesetzt. Auf dem am 2. Januar 1464 zu Linz abgehaltenen Landtage, wo jene Unterwerfung geschah, machte der Herzog Sigmund einen Versuch, als Erbe Albrecht's aufzutreten, und die Regierung im Lande ob der Enns anzusprechen. Die Stände wiesen ihn ab, und erklärten den Kaiser als ihren rechtmäßigen Herrn.

Alles schien auf einen dauerhaften inneren Frieden hin zu arbeiten; doch nicht mit einem Male besänftigten sich die zu tief aufgeregten Wogen, und selbst Handlungen der Gerechtigkeit stießen gegen einzelne Interessen an, und bewirkten Mißvergnügen. Als die von Albrecht ungerecht Vertriebenen wieder in ihre Güter eingesetzt wurden, murrten Diejenigen, welche durch Kauf oder Schenkung seitdem in den Besitz dieser Güter gelangt waren. Es gedieh zu feindlichen Zusammenkünften, und neue Unordnungen drohten sich zu entspinnen. Aber Georg von Volkenstorf, der als Statthalter im Namen des Kaisers waltete, griff entschieden und kraftvoll ein. Die Rädelsführer wurden in Haft genommen, und die widerrechtlich Verwiesenen gelangten wieder zu ihrem Eigenthume.

War auch diese Gefahr beseitigt, so drohte noch die schlimmere durch die, in dem Bruderkriege von beiden Theilen gebrauchten, meist böhmischen und mährischen Söldner, welche trotzig auf ihrer Löhnung bestanden, und diese einstweilen durch Räubereien und Plünderung hundertfach eintrieben. Da sie unbillige Forderungen machten, verlangte der Kaiser, daß man sich berechnen solle, und erbot sich, in solchem Falle sie zu befriedigen. Doch nur Wenige waren damit zufrieden, wurden bezahlt und legten die Waffen nieder. Die Meisten suchten die Ausgleichung absichtlich in die Länge zu

ziehen, um einstweilen ihr räuberisches Handwerk fortzusetzen, und obschon ihnen der Kaiser antrug, sich dem Ausspruche des Königs von Böhmen oder einer Versammlung der österreichischen Edlen zu unterwerfen, plünderten sie die ganze Gegend von Wien bis Neustadt aus, überfielen Heiligenkreuz und Mariazell, befestigten Gotteshäuser und Kirchhöfe, und sagten dem Kaiser ab. Smykowsky, einer ihrer Hauptanführer, fiel mit einem, tausend Mann starken Haufen sogar in die Steyermark ein, schlug die Bewohner todt, oder schleppte sie als Gefangene mit sich fort, und brannte die Orte nieder, wo Nichts mehr zu rauben war. Endlich ließ der Kaiser ein allgemeines Aufgebot wider jene Rotten ergehen; im Frühjahre 1464 zog die Landwehr gegen die Räuber aus. Zwar wurden diesen in einzelnen Gefechten mehre Schlösser abgenommen; doch erst im folgenden Jahre, als der kriegserfahrene Georg von Pottendorf sich an die Spitze der Landwehr stellte, und eine hinreichende Schaar um sich sammelte, hatte der Krieg gegen die Räuber einen gewünschten Erfolg. Bei der Belagerung des Schlosses Berchtoldsdorf, das Smykowsky für den Grafen von Pösing und St. Georgen besetzt hatte, wurde jener Anführer erschossen, und das Schloß zur Uebergabe gebracht. Weil aber dieses Schloß auf ungarischem Boden stand, so wurde von dieser Seite der Angriff als eine Gebietsverletzung ausgelegt, und hatte einen empfindlichen Notenwechsel zwischen dem Kaiser und dem Könige Mathias zur Folge. Als übrigens die Räuber sahen, daß man in Oesterreich gegen sie Ernst zu machen beginne, und daß ihr Gewerbe hier zu stocken drohe, fielen sie in Ungarn ein, errichteten bei Tyrnau ein befestigtes Lager, und trieben in dortiger Gegend Raub und Mord, wie vorher in Oesterreich. Aber der König ließ eiligst Truppen, mit welchen sich auch Pottendorf's Schaar vereinigte, gegen sie aufbrechen, und nach einer verzweifelten Gegenwehr wurden die Räuber, die an zweitausend Mann zählten, aufgerieben, die Gefangenen größtentheils hingerichtet, theils in Ketten gehalten bis an ihren Tod. Dies war das Ende der „Brüder," wie sich die böhmischen und mährischen Räuber in Oesterreich genannt hatten, nachdem das Land so lange unter ihrem unbarmherzigen Geißel geseufzt hatte.

Niederösterreich war durch den Untergang jener Würgerrotte endlich beruhigt; aber um so größere Gefahr durch Feindesmacht erwuchs dem Lande ob der Enns. Auf dem früheren Landtage zu Linz hatte der Kaiser dem Georg von Stain zugestanden, daß derselbe für seine Schuldforderung an

den verstorbenen Erzherzog Albrecht die Summe von sechstausend Gulden erhalten, überdies auch Schloß und Stadt Steyer noch ein Jahr innehaben und die Einkünfte davon beziehen, dann aber sein Pfand an den Kaiser zurückstellen solle. Wahrscheinlich erhielt Stain jene Summe nicht; daher weigerte er sich auch nach abgelaufenem Jahre, Steyer heraus zu geben, waltete hier vielmehr als unumschränkter Herr, und vergab sogar Lehen. Um sich in seinem angemaßten Eigenthume zu vertheidigen, hatte er einige hundert böhmische Söldner sich zugelegt, und, obgleich sein Aufenthalt in Oesterreich war, sich unter den Schutz des Königs von Böhmen begeben. Bald fand er einen Gleichgesinnten und Helfer an Wilhelm von Puchhaim. — Die Kaiserin Eleonore war am 8. August 1466 von einem Sohne, Johann, entbunden worden, der jedoch nach sechs Monaten wieder verstarb. Zu Herstellung ihrer Gesundheit bediente sie sich der Heilquelle zu Baden bei Wien, und besuchte dann das Kloster Heiligenkreuz. Von da nach Neustadt zurückkehrend, wurde unterwegs bei dem Schlosse Rauhenstein, welches dem Puchhaim gehörte, ihr Gepäck von den Leuten dieses Ritters überfallen und geplündert, wahrscheinlich ohne sein Wissen. Zwar wurde ihnen die Beute sogleich wieder abgejagt; aber die beleidigte Kaiserin ließ durch Hauptleute ihres Gemals, denen sich auch Wiener und Hilfstruppen aus den benachbarten Orten anschlossen, Rauhenstein belagern, das Schloß mit Sturm nehmen, und die Besatzung sammt dem Pfleger gefangen nach Neustadt bringen. Der ergrimmte Puchhaim eilte, sich an Stain anzuschließen, und dies gab die Losung zu einem allgemeinen inneren Kriege im Lande ob der Enns. Die beiden Ritter überfielen die Güter des Kaisers und seiner Anhänger, und fügten besonders der wehrlosen Geistlichkeit empfindlichen Schaden zu. Dagegen wurden wiederum ihre und ihrer Freunde Güter von anderen Landherren, die theils für den König, theils aus Raublust die Waffen ergriffen, verheert. Die friedlichen Bewohner mußten, wie gewöhnlich, am härtesten für den Streit der Edlen büßen. Puchhaim hausete im unteren Mühlviertel, nahm Kloster Waldhausen, Schloß Sarmingstein und noch viele andere Plätze in jener Gegend. Stain beunruhigte auf gleiche Weise die Gegend von Steyer.

Um diesem Unfuge ein Ziel zu setzen, berief der Kaiser einen Landtag nach Linz, wo nicht nur gegen das wieder erwachende Faustrecht, sondern auch gegen die gefährliche Sitte, daß österreichische Unterthanen sich unter böhmischen Schutz stellten, um ungestraft gegen ihren rechtmäßigen

Landesherrn Trotz und Aufruhr zu üben, Maßregeln ergriffen werden sollten. Steyer wurde zwar von kaiserlichen Truppen besetzt; aber die unter Stain heranziehenden Feinde, meist Böhmen, nöthigten die Besatzung, nachdem sie acht Stürme ausgehalten, den Platz zu räumen. Dieser Erfolg steigerte die Verwegenheit der Freibeuter, die ihre Streitkräfte jenen des Kaisers überlegen wußten. Puchhaim zog nach Baumgartenberg, plünderte das Kloster aus, und brannte mehre Schlösser des ihnen verhaßten Walseers nieder. Stain breitete sich im Traunviertel aus, brandschatzte und schädigte St. Florian, versuchte Lambach zu stürmen, erschlug in Kirchdorf gegen zweihundert Landleute, und ließ von Steyer bis Gmunden Alles furchtbar ausrauben und verheeren. Der machtlose Kaiser mußte zuletzt mit den Sattelrittern in Unterhandlung treten, und den Frieden von ihnen erkaufen. Stain kam mit sicherem Geleite nach Linz, wurde vom Kaiser mit zehntausend Gulden zufrieden gestellt, und trat ihm nun Steyer wieder ab, das jedoch durch kaiserliche Truppen erst den böhmischen Söldnern, die es für Stain besetzt hielten, entrissen werden mußte.

Bei dem Landtage, den der Kaiser in Linz hielt, erschienen auch böhmische Abgesandte, und forderten im Namen ihres Königs hohe Geldbeträge für die damalige Befreiung des Kaisers aus der belagerten Burg; auch sollte Letzterer, bei sonstiger Gefahr, die von Starhemberg gefangen gehaltenen Böhmen losgeben. Der Kaiser behauptete dagegen, der Böhmenkönig sey durch die bereits erhaltene Summe hinreichend bezahlt, und beklagte sich, daß derselbe kaiserliche Unterthanen, zu großem Nachtheile Oesterreich's, in seinen Schutz nehme, auch seinem bei der Krönung geleisteten Versprechen, dem katholischen Glauben treu zu bleiben, übel nachkomme. Unter Drohungen verließen die böhmischen Gesandten Linz. Noch seufzte das Land unter vielen Lasten. Der Gravenecker, als Befehlshaber von Steyer, legte, zu Herstellung der Festungswerke, den Bewohnern dieser Umgegend schwere Steuern und Frohnen auf, die überdies ungleich vertheilt wurden, und den durch die inneren Fehden hart mitgenommenen Leuten doppelt schwer fielen. Nirgend war Schutz und Sicherheit, und das Recht drückte so gut, wie das Unrecht. Zu diesen Leiden gesellte sich noch die Aussicht eines Krieges mit Böhmen; denn König Georg's Sohn, der Prinz Victorin, erließ, nachdem seine Gesandten unverrichteter Dinge vom Linzer Landtage zurückgekehrt waren, einen heftigen Brief an den Kaiser, beschuldigte ihn des Undankes,

bestand auf Auszahlung der verlangten Summe, und drohte im ausbleibenden Falle mit schleunigem Kriege. Wahrscheinlich hielt der Kaiser diese Drohung nicht für Ernst; Geld zu geben fiel ihm schwer; in unglücklicher Sorglosigkeit wartete er ab, was da kommen würde. Da fiel Victorin im Frühjahre 1468 mit einer Heeresschaar in Oesterreich ein, drang über Zwettl, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis gegen Linz, besetzte das Kloster Pulgarn unweit Steyereck, und verschanzte sich daselbst. Ueber die Donau zu setzen, was seine Absicht war, verhinderten ihn jedoch die kaiserlichen Truppen und das Landvolk, und er mußte es bei Verwüstungen der Nordseite Oesterreich's bewenden lassen. Jetzt erst begann der Kaiser sich wider den eingedrungenen Feind zu rüsten. Doch das Glück gab ihm unerwartet einen mächtigen und furchtbaren Bundesgenossen in dem einstigen Gegner, dem Könige Mathias von Ungarn.

Schon im Jahre 1462 hatte der Kaiser mit diesem zu Neustadt sich geeinigt, und gegen sechzigtausend Ducaten die durch zwei und zwanzig Jahre in seiner Pfandschaft gebliebene ungarische Krone nebst der Stadt Oedenburg herausgegeben; er hatte, eine damals übliche Förmlichkeit bei Friedens- und Freundschaftsschlüssen, den König Mathias an Sohnes Statt angenommen, und sich lebenslänglich den Titel eines Königs von Ungarn vorbehalten; auch sollte er oder sein Sohn in diesem Reiche die Nachfolge haben, falls Mathias ohne rechtmäßige männliche Erben verstürbe. Seitdem hatte, vorübergehende Irrungen und Grenzfehden abgerechnet, die dazumal nicht so schwer in's Gewicht fielen, der Friede mit Ungarn bestanden. Durch den Tod der Gemalin des Königs Mathias war das Freundschaftsband gelockert, das ihn und seinen Schwiegervater, den König Georg, eine Weile mit einander verknüpft hatte. Als nun der römische Stuhl den in den Compactaten den Böhmen zugestandenen Gebrauch des Kelches zurück nahm, und, weil dieses keine Wirkung that, einen Kreuzzug gegen Böhmen predigte, den König Georg aber seines Thrones verlustig erklärte, da war der unternehmende und erwerbsüchtige Mathias leicht zu einem Kriege gegen Böhmen gewonnen. Er ließ sich von dem Papste und dem Kaiser die böhmische Krone antragen, und nahm dafür die Verpflichtung auf sich, alle feindlichen Angriffe auf Oesterreich sowohl aus Böhmen, wie aus Mähren her zu verhindern.

Als so mit einem Male der gefürchtete Mathias sich feindlich gegen Böhmen erhob, sah Victorin Podiebrad sich genöthigt, sich aus Oesterreich

eiligst in das, von den Ungarn zunächst bedrohte Mähren zurück zu ziehen, und der Krieg entfernte sich dadurch aus jenem Lande. Oesterreich hatte dabei wiederum schwer gelitten, und auch böse Nachwirkungen wurden ihm nicht erspart. Der Kaiser schrieb eine hohe Steuer aus, um die rückständige Löhnung der Söldner zu decken; dazu kam eine neue Kriegsauflage, um den König Mathias gegen Böhmen zu unterstützen, dessen Könige der Kaiser den Untergang geschworen hatte, und selbst der päpstliche Legat machte Anspruch auf eine Steuer zur Besoldung der gegen Böhmen aufgebotenen Kreuzfahrer. Willkürliche Erpressungen von Seite mancher Feldhauptleute und Beamten des Kaisers vervollständigten das Elend des Landes.

Seit langer Zeit genoß nun der Kaiser wieder einige Ruhe in seinen Landen, wie in seinem Hause; denn auch mit dem Herzoge Sigmund, der, nachdem ihm der Besitz Oberösterreich's fehlgeschlagen, ein Drittheil von den Einkünften Oesterreich's angesprochen, hatte er sich geeinigt, da die hinterlassenen beträchtlichen Schulden Albrecht's den Herzog zur Billigkeit stimmten, mehr aber noch dessen Zwist mit dem Bischofe von Brixen, der weiter oben erwähnt wurde, ihn abhielt, neuen Zwiespalt zu suchen. Dieser Zwist wurde sodann durch Zuthun des Kaisers vermittelt, und der Herzog mit dem Bisthume vollkommen ausgesöhnt.

Die erlangte Ruhe benutzte der Kaiser, um sein während der Belagerung der Burg gethanes Gelübde einer Wallfahrt nach Rom zu vollführen. Er trat die Reise im November 1468 an, und bezeigte in Rom dem heiligen Vater seine Verehrung. Neben dem frommen Zwecke soll ihn auch der weltliche geleitet haben, wegen der Erbfolge des Hauses Habsburg in Ungarn und Böhmen, nach dem Tode der jetzigen Könige, mit dem Papste Rücksprache zu pflegen.

Unruhvoller hatte sich seitdem Herzog Sigmund's Lage gestaltet. An den Eidgenossen hatten die dort angränzenden österreichischen Lande unruhige Nachbarn. Es kam auf beiden Seiten zu häufigen Reibungen, und vergebens hatte zu wiederholten Malen das deutsche Reich seine Stimme erhoben, Ruhe zu stiften. Durch ihre alte Gewohnheit, österreichische Unterthanen und Dienstleute in ihren Verband aufzunehmen, fügten die Eidgenossen der rechtmäßigen Gewalt der Herzoge fortwährend Schaden zu, und ließen keine Gelegenheit zu feindlicher Einmischung unbenutzt. Die geringfügigsten Anlässe wurden hierbei begierig aufgegriffen. So geschah es auch, daß die Stadt

Mühlhausen, welche den Eidgenossen geschworen, weil sie in Zwist mit einem österreichischen Lehensmanne, Heinrich von Egisheim, gerieth, die Eidgenossen zu Hilfe rief, und am 4. Juni 1466 ein fünfzehnjähriges Bündniß mit Freiburg, Bern und Solothurn schloß. Vergebens sprach der Herzog die Fürsten um Hilfe an. Im Mai 1468 zogen, nachdem die Feindseligkeiten schon früher begonnen, fünftausend eidgenössische Männer durch das Gebiet von Basel auf Mühlhausen, und begannen die österreichischen Besitzungen zu verheeren. Eine Abtheilung zog durch den Aargau und die Grafschaft Baden, und breitete sich in der Gegend der Waldstädte aus, nachdem sieben Cantone dem Herzoge Sigmund Fehdebriefe zugesendet hatten. Ihre Streifparteien brandschatzten die Abtei St. Blasius nebst mehren anderen Orten auf dem Schwarzwalde, und trieben die Landleute zurück, welche in den verhauenen Pässen Widerstand zu leisten versuchten. Im Juli rückten sie, das Land weithin verheerend, vor Waldshut. Zwar zog der Herzog mit dreizehntausend Mann, Tirolern, Böhmen und Baiern, zum Entsatze heran, aber auch die Belagerer verstärkten sich auf fünfzehntausend Mann. Des Herzogs Vorhut suchte Mundvorräthe in die Stadt zu bringen, erlitt jedoch Nachtheile. Da sah er sich am 27. August im Lager bei Waldshut zu einem Vergleiche genöthigt, welcher unter Vermittelung des Herzogs Ludwig von Baiern, des Markgrafen Rudolf von Baden und der Städte Basel und Nürnberg geschlossen wurde. Der Herzog versprach demzufolge, bis zum 24. Juni 1469 den Eidgenossen zehntausend Gulden, als Entschädigung für die Kriegskosten, baar zu erlegen. Geschähe dies nicht, so sollten Rath und Gemeinde Waldshut mit denen auf dem Hauenstein den Eidgenossen huldigen. — Dieser Abtretung wollte er durchaus vorbeugen. Dennoch mangelte ihm, da seine Prachtliebe, seine Freigebigkeit für Frauen und Günstlinge ihn, trotz der reichen Erträge seiner Bergwerke, tief in Schulden verwickelt hatten, das Geld, um jene Summe zu zahlen. Daher verpfändete er am 9. Mai 1469, also ziemlich kurz vor dem Verfalltage, zu St. Omer die Grafschaft Pfyrt, den Schwarzwald, die Städte am Rheine, und die österreichischen Besitzungen im Sundgau, Breisgau und Elsaß an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund um fünfzigtausend Goldgulden. Immer mehr schien der Eigenthumsverband in den vorderen Landen sich zu lockern.

Während der römischen Pilgerfahrt des Kaisers zeigte sich bedenkliche Gährung in einem Lande, das bisher in der Treue und Ordnung als

ein Muster gegolten hatte: in Steyermark. Wahrscheinlich war der Kaiser den dortigen Söldnern, namentlich den Hauptleuten, im Solde rückständig geblieben, oder hatte ihre Pfandschaften nicht hinreichend gesichert. Sie schlossen daher unter sich einen Bund gegen den Kaiser, an der Spitze jener Andreas Paumkircher, dessen Riesenkraft und Treue in Neustadt denselben Gebieter gerettet hatte, den er jetzt befehdete; mit ihm Johann von Stubenberg, Johann von Pössing, Nikolaus von Liechtenstein und Andreas von Greissenegg. Sie sagten dem Landeshauptmann, der statt des abwesenden Kaisers in Steyermark gebot, ab, eroberten mehre Städte und Schlösser und raubten nach damaligem Kriegsgebrauche die Gegend aus. Als der Kaiser aus Italien zurückkehrte, unterwarfen sich Stubenberg und Liechtenstein, und erhielten, auf Verwendung der Landstände, Gnade. Ihre Mitverschworenen fehdeten fort, nahmen und besetzten die Schlösser an der ungarischen Gränze, und begaben sich unter den Schutz des Königs Mathias von Ungarn. Die Stadt Leibnitz wurde, durch Paumkircher's Bestechung, den Ungarn eingeräumt. Dennoch mochten die Verschworenen sich für die Dauer nicht behaupten können; denn im Jahre 1471 erboten sich auch Paumkircher und der Greissenegger zur Unterwerfung, und flehten die Gnade des Kaisers an. Dem Paumkircher wurde sicheres Geleit nach Graz vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang zugesagt. Im Vertrauen darauf kam er am 23. April nach Graz, um zu unterhandeln. Mit anscheinender Freundlichkeit ihn aufnehmend, zog man dennoch die Durchsicht seiner Papiere absichtlich in die Länge, tafelte dann lange, und nahm Nachmittags das Geschäft wieder vor. So näherte sich die Stunde, wo sein sicheres Geleite ablaufen sollte. Dem Paumkircher ward bange; er bat um Verlängerung des Geleites; man gab ihm zur Antwort, es müsse der Kaiser darüber befragt werden. Fort und fort vertröstet, wartete er beinahe bis zum letzten Augenblicke. Da, zu spät, stieg ihm ein schrecklicher Argwohn auf; er schwang sich auf sein Pferd, und jagte mit der Eile der Todesangst vom Schlosse herab dem Stadtthore zu. Schon hatte er es erreicht; als die äußere Pforte rasselnd vor ihm zuschlug. Die Spätglocke ertönte, den Ablauf der Geleitszeit kündend; sie war sein Grabgeläute. Ein Priester und ein Scharfrichter traten herbei, ihn in Empfang zu nehmen. Vergebens bot er sechzigtausend Gulden und Auslieferung aller seiner Schlösser für sein Leben. Sein Haupt fiel in der nämlichen Stunde. Der Greissenegger theilte sein

Schicksal. Gerecht war die Strafe, aber hart, und durch die arglistige Weise, wie sie herbeigeführt und verhängt worden, erregte sie Mißbilligung. Was Baumkircher begangen, hatten vor ihm ungestraft Viele gethan, die nie sich zur Unterwerfung erboten, nie reuig um Gnade flehten, nie durch frühere heldenmüthige Aufopferung, wie er, den Dank ihres Oberherrn verdient hatten. —

Mit Ungarn hatten sich die Verhältnisse wieder unfreundlicher gestaltet; denn Mathias betrachtete des Kaisers heimliche Sehnsucht nach dem ungarischen Throne mit Mißtrauen, und der Kaiser nahm es jenem übel, daß derselbe steyermärkische Mißvergnügte in seinen Schutz aufgenommen habe. König Georg von Böhmen, hart bedrängt von den Heeren seines früheren Tochtermannes, sah seinen eigenen Sohn, Victorin, in der Gefangenschaft des Feindes, und seine Krone wanken. Er konnte sich nicht verhehlen, daß es unmöglich seyn werde, die Letztere seinen Nachkommen zu sichern, und schlug daher, um wenigstens des Mathias Anschläge zu vereiteln, den böhmischen Ständen den Prinzen Wladislav, Sohn des Königs Kasimir von Polen, zu seinem Nachfolger vor. Der Antrag wurde gutgeheißen, so von Seite der Stände Böhmens, wie des polnischen Hofes. Mitten unter Zurüstungen zur entschlossenen Fortsetzung des Krieges, verschied der staatskluge und tapfere König Georg am 22. März 1471. Der Kaiser, aus erwähnten Anlässen wider Mathias gestimmt, hatte sich seit einiger Zeit enger an Polen angeschlossen, um gegen Gefahren von Ungarn her gerüstet zu seyn. Dieser Umstand führte zu Klagen des Mathias, welche vom Kaiser mit ähnlichen Beschwerdegründen beantwortet wurden und die Spannung steigerten. Bei dem, nach König Georg's Tode, zwischen Mathias von Ungarn und Wladislav von Polen sich entspinnenden Streite um die böhmische Krone, würde der Kaiser vielleicht entschiedener zu Gunsten des Letzteren aufgetreten seyn, hätte nicht die fortwährend wachsende Gefahr durch die Türken ihm die Hände gebunden. Denn im Jahre 1471 geschah der zweite Einfall dieser Erbfeinde aus Bosnien in Krain. Sie drangen vor bis gegen Laibach und Krainburg, wo sie, obschon zurückgeschlagen, doch Schaaren christlicher Einwohner in die Sklaverei forttrieben. Ein anderer ihrer Haufen zog im November desselben Jahres gegen den Karst. Im April 1473 drangen sie, zu allgemeinem Entsetzen, in Kärnten ein; ihre Senger und Brenner streiften bis in die Gegenden von Victring, Klagen=

furt und Bleiburg, und schleppten viele tausend Christen in Ketten über die Save.

Bitter quälte den stolzen und düsteren Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, der Gedanke, daß er seine reichen und weitläufigen Besitzungen theils vom deutschen Reiche, theils von der Krone Frankreich zu Lehen trage. Wenn er selbst eine Krone auf sein Haupt setzen könne, hoffte er dies Verhältniß der Abhängigkeit am besten zu verwischen. Eroberungen durch sein tapferes Schwert, Erwerbungen durch die Fülle seines Reichthums sollten sein erträumtes Reich ausdehnen; in Elsaß hatte er durch Sigmund's Verpfändung bereits Fuß gefaßt. Sollte die Verwandlung seines Herzogthums in ein Königreich sich nicht durchsetzen lassen, so wollte er sich doch die römische Königswürde sichern. Stürbe Friedrich, so wollte er ihm als Kaiser nachfolgen; des Ersteren Sohn, Maximilian, sollte dann als römischer König ihm zur Seite stehen, und ihn dereinst in der Kaiserwürde beerben. Eine Vermälung zwischen seiner Tochter und Erbin, Maria, und dem Erzherzoge Maximilian sollte die Grundlage dieses stolzen Gebäudes bilden. Um Alles zu besprechen, trug er dem Kaiser eine Zusammenkunft in Trier an, woselbst am 29. September 1473 der Kaiser mit dem jungen Erzherzoge Maximilian eintraf, und vom Herzoge Karl mit ungeheurem Glanze empfangen wurde. Aber gegenseitiges Mißtrauen vereitelte Beider Absichten. Der Herzog wollte die Vermälungsurkunden nicht früher ausstellen, als bis er zum Könige gekrönt sey; der Kaiser nicht eher die Kaiserwürde verleihen, als bis er jene Urkunden in der Hand hielte. Mittlerweile traten Zwistigkeiten zwischen dem beiderseitigen Gefolge ein; auch fühlte der einfach auftretende Kaiser sich von dem gesuchten Glanze des Herzogs verdunkelt. Daher kam es, daß der Kaiser plötzlich insgeheim aufbrach, ohne Abschiedsgruß, worüber der jähzornige Herzog in den heftigsten Unwillen gerieth.

Gar bald fand der beleidigte Herzog Karl Gelegenheit, den Kaiser seinen Zorn fühlen zu lassen. Der Erzbischof Ruprecht von Köln lag im Streite mit seinem Kapitel, welches ihm in dem Domherrn Landgrafen Hermann von Hessen einen Verweser an die Seite stellte, den der Kaiser begünstigte. Dagegen rief der Erzbischof Ruprecht den Herzog von Burgund, als seinen Verwandten, um Beistand an. Dieser brach mit einem großen Heere in das Erzstift auf, und lagerte sich vor der, dem Kapitel ergebenen

Stadt Neuß am Rheine. Köln flehte dringend um Hilfe vom Reiche. Der Kaiser ließ ein Aufgebot gegen den Herzog ergehen.

Mittlerweile war es dem, über seines Vasallen, des Burgunderherzogs, Macht besorgten König Ludwig XI. von Frankreich gelungen, den Herzog Sigmund zu Konstanz durch ein, von zehn zu zehn Jahren zu erneuerndes Uebereinkommen, die „ewige Richtung" genannt, mit den Eidgenossen zu versöhnen, um an ihm einen Verbündeten gegen Burgund zu gewinnen, nachdem er ihn schon früher durch ein zugestandenes Jahrgeld für sich gestimmt hatte. Sodann schloß Sigmund ein zehnjähriges Bündniß mit dem Bischof Ruprecht von Straßburg, dem Herzoge Ludwig von Brixen, dem Bischof Johann von Basel und den Reichsstädten Straßburg, Basel, Kolmar und Schlettstadt. Sie sehnten sich, der gefährlichen burgundischen Nachbarschaft ledig zu werden, und aus diesem Grunde erboten sich, auf Zuthun Frankreichs und der beiden Bischöfe, die genannten vier Städte, die von Sigmund an Burgund zu zahlende Pfandsumme vorzuschießen. Sofort ließ Sigmund dem Herzoge Karl die Pfandsumme aufkündigen, und zahlte dieselbe nach Basel, obschon Karl sie nach Besançon erlegt wissen wollte. Der burgundische Statthalter, Peter von Hagenbach, hatte das Volk in den verpfändeten Gebieten dergestalt bedrückt, daß ein ungemessener Jubel erscholl, als die Nachricht eintraf, der Herzog Sigmund habe die Pfandsumme gezahlt und werde nun dort wieder als Herr walten. Die in Breisach erhoben sich gegen ihren burgundischen Verweser, Hagenbach, verjagten seine ausländischen Wachen, nahmen ihn fest, und ließen ihm, für seine Bedrückungen, den Kopf abschlagen. Da, nach solchem Vorgange, Fehde mit dem rachgierigen Herzoge Karl nicht ausbleiben konnte, so ließ Sigmund die freiwillig sich ihm ergebenden Plätze der verpfändeten Lande durch die nunmehr befreundeten Eidgenossen besetzen. Eine Abtheilung derselben schlug die zum Widerstande heranziehenden Burgunder bei Hericourt, welches dann eingenommen und an den Herzog Sigmund zurückgegeben wurde.

Nachdem der Kaiser sich durch ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich gestählt hatte, wozu auch noch der Beistand des Herzogs Sigmund, der Eidgenossen, Lothringens und mancher anderen Verbündeten kam, wurde Karl von Burgund in seiner Stellung vor Neuß heftig bedrängt. Dies und der Einfall der Franzosen in die Picardie kühlte die kriegerische Hitze des stolzen Burgunders allmälig ab; er zeigte sich zu Unterhandlungen

bereit, und bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser auf einer Rheininsel bei Neuß wurde der Friede geschlossen, nach welchem beide Theile von Neuß abzogen. Bei dieser Gelegenheit wurden von den beiden Fürsten auch die früheren Heiratsversprechen erneuert.

Ueber dritthalb Jahre war der Kaiser von seinen Erblanden in allerlei Angelegenheiten abwesend geblieben, und Manches hatte sich inzwischen dort begeben, was ihm nicht wünschenswerth seyn konnte. Auf seinen Betrieb war schon früher Wladislav von dem Reiche als König von Böhmen anerkannt worden, und die böhmischen Abgesandten hatten ihm, in Wladislav's Namen, sogar das Recht eingeräumt, einen obersten Feldhauptmann in dem gemeinschaftlichen Kriege wider Mathias zu ernennen, gegen welchen er auch noch ein Bündniß mit dem Könige Kasimir von Polen einging. Da sohin Oesterreich alle Ursache hatte, sich feindlicher Behandlung von Mathias zu versehen, so waren, in des Kaisers Abwesenheit, mehre Landherren eigenmächtig in Ebersdorf zusammengekommen und hatten, um die nöthigen Maßregeln zu treffen, einen Landtag nach Wien ausgeschrieben. Aber noch weit schwerere und gefahrvollere Uebel schwebten über dem Lande. Mehre böhmische Große, die nicht dem Wladislav, sondern dem Mathias anhingen, sendeten Fehdebriefe nach Oesterreich, unternahmen Streifzüge, wobei sie von den Unruhigen und Raublustigen im Lande selbst unterstützt wurden, und plünderten nach Gefallen. Ueber solchen Unfug ergrimmten manche der Gutgesinnten, sammelten ihre Leute, und zogen gegen die fremden und einheimischen Räuber aus, Gleiches mit Gleichem vergeltend, wodurch die Verheerung nicht abgestellt, sondern nur vervielfältigt wurde. Auf dem linken Donauufer in Niederösterreich stand ein großer Theil des Adels wider einander unter den Waffen; auch im Lande ob der Enns war Fehde, nur daß sie hier den äußeren Feinden galt, die von Böhmen her das Land beunruhigten und verwüsteten.

Vergebens verwendeten sich die österreichischen Stände bei den Königen Wladislav und Mathias, um die feindlichen Einfälle zu hindern. Im Jahre 1474 kündigte der böhmische Oberstihofmeister Leo von Rozmital, in Gemeinschaft mit seinen Helfern, Peter Rogensky, Johann Zrneipan und Anderen, dem Lande ob der Enns Fehde an. Sie besetzten Haslach, belagerten Waldenfels und eroberten Hörschlag. Auf ergangenes Aufgebot sammelten Georg von Schaumberg, Gotthard von Starhemberg, Christoph von

Zelking, Georg von Losenstein, Michael von Traun, Christoph von Hohenfeld und Leonhard von Jörgen ihre Mannen, um Hörschlag wieder zu nehmen. Statt eines Gefechtes kam ein Vergleich zu Stande; Hörschlag wurde an Georg von Schaumberg und Heinrich von Rosenberg bis zum künftigen Friedensschlusse übergeben. Dauernde Einigung wurde aber damit nicht erzielt; denn im folgenden Jahre mußte ein neues Aufgebot zur Belagerung des, wahrscheinlich wieder in Feindeshand gefallenen Schlosses Hörschlag ergehen, und auch noch 1475 gab es Fehde zwischen österreichischen und böhmischen Edlen. Im Mai 1477 sagten Heinrich und Christoph von Liechtenstein dem Kaiser und dem Lande Oesterreich förmlich ab, brachen mit böhmischen und mährischen Söldnern herein, brandschatzten, sengten und plünderten, und fingen das wehrlose Landvolk zusammen.

Ueberaus beklagenswerth war der Zustand des Landes, und um jeden Preis hätte dem Frieden nachgestrebt werden sollen, in dessen Gefolge auch die innere Ruhe zurückgekehrt seyn würde. Aber so tiefen Widerwillen hatte der Kaiser, vielleicht in Ahnung späteren Unheils, gegen den König Mathias gefaßt, daß er, selbst nachdem sich mit Letzterem sein Gegner Wladislav 1475 wegen einer Theilung der böhmischen Besitzungen geeinigt hatte, dem Vertrage nicht beitrat; obgleich Mathias für die Belehnung mit Böhmen sich zur Hilfe gegen Burgund erbot. Ein unglücklicher Zufall diente, die Spannung auf das Aeußerste zu treiben. Der Erzbischof Johann von Gran, vielleicht in Zerwürfnissen mit dem Könige, vielleicht durch Versprechungen des Kaisers verlockt, entfloh 1476 mit großen Schätzen und vielem Gelde nach Wien zum Kaiser, der, um die Kosten der Brautfahrt seines Sohnes Maximilian bestreiten zu können, hunderttausend Goldgulden von dem Flüchtlinge entlehnte, und ihm die Herrschaft Steyer dafür als Pfand ließ. Mathias würde die Aufnahme desselben wahrscheinlich sogleich mit dem Schwerte gerächt haben, hätte nicht seine beabsichtigte Vermälung mit Beatrix von Neapel ihn daran gehindert. Doch eben diese Vermälung erbitterte den Kaiser noch mehr, da sie seine, früher bedungene Anwartschaft auf Ungarn, für den Fall des kinderlosen Hintritts des Königs Mathias, wieder sehr unsicher machte.

Als nun im Jahre 1477 der Kaiser dem Könige Wladislav feierlich die böhmischen Lehen verliehen und ihn in Wien glänzend bewirthet hatte, konnte Mathias, der stets vergebens die Belehnung nachgesucht hatte, seinem

Zorne nicht länger gebieten. Er kündigte dem Kaiser Krieg an, und brach mit einem, auf siebzehntausend Mann angegebenen Heere gegen Oesterreich auf. Mit der reißenden Ungeduld des Zornes stürzte er sich auf das unglückliche Land, stürmte Haimburg, belagerte Bruck, bezwang Trautmansdorf durch Hunger, nahm Marcheck, Greifenstein, Klosterneuburg, Korneuburg, Tuln und St. Pölten, und stand, nachdem in kurzer Frist vierzig Städte und Märkte und über siebzig Schlösser in seine Hand gefallen waren, drohend vor Wien, das er sofort zu belagern begann. Wo er hinkam, erzwang er sich den Eid der Treue und unermeßliche Kriegssteuern. Seine Schaaren breiteten sich im ganzen Lande unter der Enns aus, und hauseten auf eine Weise, die an die Raubzüge der türkischen Senger und Brenner erinnerte. Bis auf wenige Plätze war Niederösterreich in ungarischen Händen. Nur Krems und Stein trotzten, ihrem Landesherrn treu, dem siegreichen Feinde, und ergaben sich nicht.

Der Kaiser sah sich völlig aufgegeben. Das Parteienunwesen bewirkte, daß mehre österreichische Landherren sich schleunigst auf die Seite des Ungarnkönigs schlugen, und mit den Feinden im Durchplündern und Verwüsten des Vaterlandes wetteiferten. Andere trieb die Furcht zu gleichem Schritte, noch Andere des Mathias verlockende Briefe, und so schmolz des Kaisers Anhang tagtäglich mehr zusammen. Aus den treugebliebenen südlichen Ländern aber konnte ihm keine Hilfe kommen, weil innere Fehden, noch mehr aber die Einfälle türkischer Streifbanden in Krain, Kärnten und Südsteyermark, alle waffenfähige Mannschaft zur Abwehr der nächsten Gefahr dort zurückhielten. Immer heftiger wurde auch Wien bedrängt, während die umliegende Gegend zur Einöde sich verwandelte. Der Kaiser war fast so obdachlos, wie seine Unterthanen; er flüchtete nach Linz, von da nach Gmunden, nicht wissend, wie lange auch hier vor dem Andrange der unwiderstehlichen Feinde ihm Ruhe vergönnt seyn werde. Da mußte er endlich einsehen, daß längerer Widerstand nur zum gänzlichen Verderben führen müsse. Mehre auswärtige Mächte riethen dringend zum Frieden; den Zorn des Königs Mathias besänftigte dessen Neuvermälte, die Königin Beatrix. Es wurde ein vierzehntägiger Waffenstillstand, am 1. December 1477 aber zu Korneuburg der Friede geschlossen, und darin bestimmt: „Der Kaiser habe den König Mathias gleich dem Könige Wladislav mit den böhmischen Reichslehen zu belehnen, ihm unter Verbürgung der Stände, am künftigen Martinitage

fünfzigtausend Gulden, und im zweiten folgenden Jahre am nämlichen Tage eine gleiche Summe zu zahlen. Bei Uebergabe der hierüber auszustellenden Schuldbriefe sollen alle von den Ungarn besetzten Orte zurückgestellt werden. Die kaiserlichen Unterthanen, welche dem Könige Mathias beigestanden, erhalten Verzeihung, müssen aber dem Kaiser künftige feste Treue angeloben; sie erhalten auch die ihnen entzogenen Güter zurück, müssen jedoch alle während des Krieges von ihnen errichteten Schanzen niederreißen, und alle, zu Lande oder zu Wasser errichteten Mauthen aufheben. Die mit dem Kirchenbanne Belegten werden losgesprochen. Wegen des ausständigen Soldes der, zu Mathias übergegangenen, kaiserlichen Söldner, soll auf dem alsbald zu eröffnenden Kremser Landtage das Nöthige geordnet werden." Noch mußte der Kaiser versprechen, die Sforza, deren Anerkennung er bisher verschoben, des Herzogthums Mailand zu entsetzen, und den Prinzen Friedrich von Neapel damit zu belehnen, auch demselben seine Tochter, Kunigunde, zur Gemalin zu geben.

Die großen, zum Theil drückenden Zugeständnisse, welche dem Kaiser abgedrungen worden, um einen zwecklos und unüberlegt erregten Krieg zu beendigen, wurden gleichzeitig auf einer anderen Seite reichlich ersetzt. Am 5. Januar 1477 hatte Herzog Karl der Kühne von Burgund in der Mordschlacht von Nancy unter den Streitkolben der Eidgenossen sein heißes Blut verspritzt, und in den gefrorenen Sümpfen Lothringens kühlte der Tod die wilde Fieberglut, welche jenes Leben unaufhörlich durchtobt hatte. Der von drei staatsklugen Fürsten errichtete Riesenbau war unter den Tritten dieses Tollkühnen eingestürzt, und das Haus Burgund ging unter. Eine einzige Tochter erhielt noch die Trümmer, um sie dem höheren, edleren Baue des Hauses Oesterreich zuzutragen. Schnell hatte König Ludwig XI. von Frankreich die Gewißheit des Todes seines Feindes vernommen, die man ängstlich zu verhehlen trachtete. Er jubelte über diese Botschaft, die ihn aller ferneren Besorgniß vor dem kühnen Gegner überhob, und ihm die Aussicht auf neue reiche Erwerbungen öffnete. Sein ganzes Augenmerk ging nun dahin, daß Burgund ihm nicht entschlüpfe; denn wiewohl er die Miene annahm, als ob diese Lehen, da sie Philipp von Frankreich, des Königs Johann Sohn, als Antheil erhalten, bei'm Erlöschen des Mannsstammes an die Krone zurückfallen müßten, so war doch die Klausel eines solchen Heimfalles in der Belehnungsurkunde keineswegs enthalten gewesen, und Maria

von Burgund durfte daher die Erbschaft ihres Vaters mit Fug und Recht antreten. Ludwig, überzeugt, daß bei derartigen Streitigkeiten die Gewalt einen sichereren Anspruch begründe, als die Gerechtigkeit, eilte, seine Forderungen schleunig durch die Waffen zu unterstützen. Aber, die Gewaltthat beschönigend, sendete er seinem Heere Boten voraus an die bedeutendsten Städte von Burgund, mit der Erklärung: er nehme die Person und die Güter der verwaiseten Maria in seinen Schutz; während er zu gleicher Zeit an alle Gemeinden des Königreiches schrieb und Geldhilfe forderte, um die Staaten weiland Herzogs Karl der Krone einzuverleiben. Die Ausführung geschah schnell, wie der Gedanke selbst, und sobald er seine verschiedenen Heerhaufen vereinigt hatte, rückte er schnell nach der Picardie vor, welche sein Erscheinen und sein Name mit Schrecken erfüllte. Ham und St. Quentin öffneten ihm ihre Thore. Peronne fiel in seine Hände durch den niederträchtigen Verrath eines ehemaligen Günstlings von Karl. Roye, Montdidier, Vervin, Landrecy folgten dem Strome des Abfalls. Andererseits hatten die Herren von Chaumont und la Tremouille und der Prinz von Oranien die Stände Burgunds zu Dijon versammelt, und forderten sie auf, die Oberherrlichkeit des Königs anzuerkennen. Diese unterwarfen sich, unter der einzigen Bedingung, daß die Franzosen Burgund räumen sollten, wenn die Nachricht vom Tode Karl's nicht volle Bestätigung erhielte; denn die Völker zweifelten lange an der Wirklichkeit desselben, und es verbreiteten sich damals die unwahrscheinlichsten Märchen in dieser Beziehung, weniger aus Anhänglichkeit an den strengen Fürsten, welcher umgekommen war, als durch Haß gegen Denjenigen, der sich seines Nachlasses bemächtigen wollte.

Indessen verwahrten sich Maria von Burgund und ihre Anhänger höchlichst gegen die von Ludwig vorgebrachten Ansprüche und ausgeübten Gewaltthätigkeiten. In Burgund gelang dem Könige Alles nach Wunsch; Flandern aber und Artois widerstanden seinen Drohungen, wie seinen Lockungen. Maria ließ ihm durch eine Gesandtschaft erklären: daß sie, unter dem Beistande eines Rathes, in welchem die verwittwete Herzogin von Burgund, der Herr von Ravenstein, der Kanzler Hugonet und Imbercourt Sitz und Stimme hätten, die Regierung ihrer Staaten anträte. Ludwig erwiederte den Gesandten: seine Absicht sey, durch die Bande der Ehe seinen Sohn, den Dauphin, mit Marien von Burgund zu vermählen; indessen werde er die der Krone rückfälligen Provinzen in Besitz nehmen, und die übrigen

behalten, bis Maria, zur Volljährigkeit gelangt, ihm die Huldigung geleistet. Weigere man sich, so werde er die Rechte der Krone mit dem Schwerte ansprechen. Die Gesandten, durch den Abfall der Städte erschreckt, welche sich nach einander alle dem Könige ergaben, achteten es der Klugheit gemäß, der Nothwendigkeit zu weichen, nicht bedenkend, wie schwer sie sich dadurch an den Rechten ihrer Herrin vergingen. Demnach entwarfen und unterzeichneten sie auf eigene Verantwortung eine Urkunde, kraft welcher die Stände von Artois Abgeordnete senden sollten, dem Monarchen den Eid der Treue zu leisten. Ferner kam man überein, der König solle Amtleute ernennen, um die Provinzen bis zu Mariens Großjährigkeit zu verwalten. Endlich erklärte man: wenn die Herzogin die schuldige Huldigung zu leisten sich weigern, oder mit einem Feinde Frankreichs sich vermälen würde, so solle die Landschaft Artois, jedoch mit Beibehaltung ihrer Vorrechte und Freiheiten, der Krone einverleibt werden. Der Gouverneur von Arras übergab dem Könige die Stadt, behielt aber die Feste. — Nachdem die Gesandten, wie sie meinten, diesen Handel beendigt hatten, kehrten sie nach Flandern zurück.

Die übel berathene junge Fürstin eilte zu sehr, die Stände zu berufen. Die Gemüther waren in Gährung gerathen, seitdem man Karl's des Kühnen Schwert nicht mehr auf dem Nacken lasten fühlte. Auf lange Unterdrückung folgen fast immer zunächst heftige Gegenreibungen. Die Versammlung war stürmisch. Man hatte knechtische Gesinnung unter dem Joche eines strengen Gebieters bewiesen; einer schwachen Waise gegenüber brüstete man sich mit dem Muthe und der Begeisterung der Freiheit. Die Ränkeschmiede, die Ehrsüchtigen bemächtigten sich der Gewalt, und glaubten, durch die Unterdrückung ihrer jugendlichen Herzogin edle Rache für die Gewaltthaten ihres Vaters zu nehmen. Als sie sich im Besitze der Macht sahen, schickten sie in Mariens Namen Gesandte an Ludwig XI., mit der Bitte, Nichts gegen die Rechte der Erbin von Burgund zu unternehmen, und ihr selbst den Schutz zu gewähren, zu welchem ihn die Bande des Blutes verpflichteten.

Zu seinem eigenen Nachtheile goß der König Oel in die Flamme, indem er die Abgeordneten von den geheimen Eröffnungen in Kenntniß setzte, welche die Herzogin ihm gemacht hatte, ihnen sogar die Briefe vorzeigte, wodurch Maria ihn benachrichtigte, in allen sie betreffenden Angelegenheiten sich an die verwitwete Herzogin, an Ravenstein, Imbercourt und

den Kanzler zu wenden, und ihn um Beistand wider die Genter bat. Ueber diese Täuschung heftig gereizt, kehrten die Botschafter schnell zurück, und ihre Berichte brachten im Volke und bei den Ständen große Bewegung hervor. Die Versammlung trat zusammen. Maria wurde vor sie beschieden. Man warf ihr ein arglistiges Benehmen vor. Die Fürstin, jung und ohne Falsch, konnte an so häßlichen Verrath des Königs nicht glauben. Wie groß war ihre Bestürzung, als man ihr ihre eigenhändigen Briefe vorzeigte, welche der arglistige Ludwig ihren Feinden ausgeliefert hatte. Als das Gerücht von diesem Auftritte sich in der Stadt verbreitete, überließ sich das Volk im Tumulte den heftigsten Ausbrüchen der Wuth. Der Kanzler Hugonet und Imbercourt wurden ergriffen, vom Pöbel gemißhandelt, und auf die Folter gebracht. Umsonst beriefen sich die Unglücklichen auf das Parlament; sie wurden verurtheilt, enthauptet zu werden. Als Maria von diesem grausamen Urtheile Kunde erhielt, verließ sie ihren Palast, und eilte zu den Richtern hin, um ihre Strenge zu erweichen; aber sie wiesen sie mit Härte ab. Da stürzt die junge Fürstin, im Trauergewande, mit fliegendem Haare, auf den Markt, sinkt nieder auf die Knie, und fleht mit lautem Geschrei bei dem Volke um Gnade für ihre Minister. Ihre Jugend, ihre hohe Würde, ihre Anmuth erweichten wohl Einige; aber der große Haufe war jedem menschlichen Gefühle verschlossen, und forderte mit gräßlichem Gebrüll das Blut der Schuldigen. Ihre Häupter fielen zu den Füßen der in Ohnmacht gesunkenen Fürstin, und in diesem Augenblicke gelobte sie unversöhnlichen Haß dem Könige, dessen Verrath allein diese schaurige Katastrophe bewirkt hatte. Sie selbst wurde von ihrer Stiefmutter und ihren übrigen Freunden getrennt, und gleich einer Gefangenen gehalten.

Indessen brachte Ludwig XI., da List nicht half, Arras durch Waffengewalt zur Capitulation, nahm Tournay und Avesne durch Verrath, und bemeisterte sich der Orte Mortagne, Lannoy, Leuse und Quesnoy. In ihrer Noth riefen die Flamänder den Herzog von Geldern zu Hilfe, und vertrauten ihm den Befehl über ihr Heer. Ludwig rückte rasch gegen sie an, lieferte ihnen ein Treffen, und schlug sie in die Flucht. Sie sammelten sich wieder, erlitten aber eine abermalige Niederlage, die ihnen zwölfhundert Todte und tausend Gefangene kostete.

Während die unglückliche Maria sich also von ihren Unterthanen niedergedrückt, und von ihrem mächtigen Feinde eines Theiles ihrer Staaten

beraubt sah, erweckte die Hoffnung, ihre Hand und ihr Erbe zu gewinnen, immerfort den Ehrgeiz einer großen Anzahl von Bewerbern, deren Drängen theilweis ihre Lage verschlimmerte. Die Ausgezeichnetsten waren: der Erzherzog Maximilian, der Dauphin von Frankreich, Johann, der Sohn des Herzogs von Kleve, und der Herzog von Geldern, welcher seine Niederlage nicht überlebte. Die Wünsche und Bitten der Flamänder stimmten allgemein zu Gunsten Maximilian's, wie sehr auch der König Ludwig Alles aufbot, diese Heirat zu hindern. Ihm hatte auch Maria, dem Willen ihres Vaters und früheren Verträgen gemäß, ihr Wort gegeben. Zudem hatte, was der Ruf von des jungen Erzherzogs Ritterlichkeit und Seelenadel berichtete, ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt; ein Bild, das ihr von ihm zukam, steigerte ihre Sehnsucht. So geschah es, daß mitten unter Gefahren, mitten im Gedränge wüthender Parteien, das jugendliche hohe Paar sich liebend zusammenfand, und nicht mehr von einander ließ, wie auch Intrigue und Haß sich mühten, das Band zu zerreißen. Am 18. August 1477 traf Maximilian mit stattlichem Gefolge in Gent ein, und am anderen Tage fand die Trauung Statt. Beider Herzen waren einander wunderbar zugeflogen; sie erblaßten vor Wonne, als sie nach der Trauung sich zum ersten Male umarmten. Ihre Zusammenkunft geschah mit zartem Minnespiele, nach dem Brauche der Zeit. Statt den schon bekannteren Berichten darüber, möge hier jener angeführt werden, den die anwesende Gesandtschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen erstattete, und der für die damaligen Sitten, wie für die Person der Braut, am bezeichnendsten seyn dürfte.

„Nach des Lands Gewohnheit,“ heißt es dort, „empfingen die alte und junge von Burgundia den Herzog (Maximilian) schöne mit einem freundlichen Kusse, und ward dem Herzoge zu verstehen, wie und wo die Jungfrau bei ihr ein Nelkenblümlein trüge, das gebühret seiner Gnaden zu suchen; (er) griff gar züchtiglich danach mit zweien Fingern, aber sein Gnad das nicht mochte gewinnen (finden). Da das der Erzbischof von Trier sah, bald er zu dem Herzoge sprach: Herr von Oestreich, schnüret der Jungfrau auf ihr Gewand, dann wird euch das Blümlein in euer Hand. Da das geschah, Jedermann das Blümlein in des Herzogen Hand sah.“ Zur Erklärung setzten die Gesandten hinzu: „Das Blümlein zwischen der hochgebornen Jungfrau Brust war gelegen.“ Bei den Hoffesten sey „hübschlichen getanzt worden.“ Die „Jungfrau von Burgundia,“ im letzten Theile des Berichts

„Herzogin" genannt, wird der Tracht und Gestalt nach beschrieben: „in ein köstlich gülden Stück sey sie gekleidet gewesen, und auf dem Haupte tragend als ein Horn gemacht, mit weißem Tuche behangen, dadurch viel mancher theure Stein hell erschienen. Ihrer Gnad" — sagt der Gesandte," ist fast guter Sitten, hoher Vernunft, als die gemeine Red' ist, vom Leibe guter Gliedmaßen, rechter Länge, säuberlicher und lieblicher Farb', schwach Gesicht, wenig einen aufgeworfenen, doch rothen Mund, das ihr Gnaden klein (wenig) verstellet."

Die reichen, handel- und gewerbthätigen Niederlande und das blühende Burgund waren die Aussteuer, welche Maria ihrem Gemale zubrachte, dem es beschieden zu seyn schien, die schöne Idee eines neuen arelatischen Reiches zu verwirklichen. Rissen auch die Umstände Manches von dem herrlichen Brautschatze hinweg, so wurde er mindest fremden Händen entnommen, in deren Besitze er zum Verderben des deutschen Reiches hätte wuchern können.

Da Ludwig XI. die ihm verhaßte Ehe geschlossen sah, so gab er in seinem Zorne jede Friedensgeneigtheit auf, und der Krieg dauerte fort mit der vollen Glut des Hasses, der beide Theile beseelte. Orchies, Marchienne und St. Amand wurden von den Franzosen eingeäschert. Der König besetzte Burgund rings mit Truppen, und übergab dem Herrn von Craon die Verwaltung dieser Provinz, wie er sie nannte. Da der Prinz von Oranien nicht unter dem Craon stehen wollte, verließ er die Partei des Königs, und schlug sich auf die Seite der Herzogin. Die Einwohner der Freigrafschaft erhoben sich in Masse, unter Anführung des Herrn von Vaudrai, der eine Abtheilung Craon's durch Hinterhalt überraschte und schlug. Die Eidgenossen boten ihre Vermittelung an, und da diese nicht fruchtete, begünstigten sie, mit Ausnahme Lucern's, die Fehde gegen den König. Bald war die ganze Freigrafschaft den Franzosen entrissen. Nur die Stadt Gray gehorchte noch dem Craon. Da stürmte dieser unerwartet den Feinden entgegen, schlug sie in die Flucht, und nahm ihren Anführer, den Herrn von Chateau-Guyon, gefangen. Während dieser Zeit erregten die Anhänger Mariens Bewegungen in Burgund. An ihrer Spitze berannte Toulongeon die Stadt Chalons. Er war nahe daran, sie zu nehmen; da kam Damas ihr zu Hilfe. Auf der anderen Seite verfolgte Craon hitzig seine Vortheile, bis beim Sturme von Dole sich sein Waffenglück brach. Die aus der Freigrafschaft benutzten

dieses Ereigniß, Gray zu überrumpeln, dessen Besatzung sie in Stücken hieben.

So schienen sich die Ereignisse zum Vortheile Mariens und ihres Gemals zu wenden; aber der König war ihnen an Mitteln, an Geld, überlegen. Maximilian war stark durch die Liebe seiner neuen Unterthanen und durch ihren Haß gegen Ludwig. Allein seine Völker waren durch Kriege zu Grunde gerichtet; das Reich versah ihn nur nothdürftig mit Heerführern und Soldaten, noch weniger aber mit den Mitteln, sie zu bezahlen. Es kam zu Unterhandlungen, und am 8. September 1477 wurde zu Lens in Artois zwischen den Franzosen und Flamändern ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit geschlossen. Maximilian benutzte denselben zu Herstellung einer inneren Ordnung in den Niederlanden. Als Stellvertreter seiner Gemalin, lebenslänglicher Mitbesitzer und Regent, bestätigte er den Provinzen ihre Freiheiten und Gerechtsame, ließ sich von ihnen huldigen, und führte alle Länder Karl's des Kühnen in seinem Titel. Gesetze und Erlässe ergingen gemeinsam in seinem und Mariens Namen. Nach dem Laute des Heiratsvertrages sollten die Kinder, welche dieser Ehe entsprießen würden, dem zuerst verscheidenden Theile des Elternpaares sogleich in der Regierung der Staaten nachfolgen. Im Falle kinderloser Ehe sollte der Ueberlebende der beiden Gatten keine Ansprüche auf die Besitzungen des Verstorbenen haben, sondern diese dessen anderweiten rechtmäßigen Erben zufallen.

Der Waffenstillstand war über dem Vulcane des Krieges aufgebaut, der ihn stündlich zu verschlingen drohte. Beide Theile rüsteten und suchten sich durch Bündnisse zu verstärken. Ludwig suchte die Lütticher zum Aufstande gegen Maximilian zu reizen; doch vergebens. Der Kaiser Friedrich warf ihm vor, er habe auf Cambray's Wällen die Lilien statt des kaiserlichen Adlers aufgepflanzt, und da keine Genugthuung erfolgte, sendete er dem Erzherzoge Hilfstruppen zu.

Um seiner Herrschsucht den Anstrich eines gerechten Verfahrens zu geben, bemühte sich der König Ludwig, den verstorbenen Herzog Karl von Burgund als einen, seiner Lehenspflicht freventlich untreuen Vasallen verurtheilen zu lassen, der durch seine Empörung den Besitz seiner drei Kronlehen, von Burgund, Flandern und Artois, verwirkt habe. Demzufolge erhielt das Parlament Befehl, gerichtlich gegen ihn zu verfahren, und der König machte sogar an Maximilian den seltsamen Vorschlag, in Absicht dieses großen Streites das Urtheil der Pairs in Anspruch zu nehmen.

Inzwischen begannen die Feindseligkeiten von Neuem. Der König berannte Valenciennes, welches capitulirte. Mehre feste Schlösser öffneten ihm ihre Thore. Maximilian sammelte sein Heer, und gewann einige Vortheile, die sich jedoch durch den Verlust eines Treffens wieder aufhoben. Beide Theile wurden dadurch wieder friedfertiger gesinnt; Ludwig schon darum, weil er wußte, daß die verwitwete Herzogin Margaretha von Burgund ihrem Bruder, dem Könige Eduard IV. von England, dringend anlag, sich gegen ihn zu erklären; eine Gefahr, die er nur durch grobe Bestechung der Minister Englands abwendete. Um auch dem Kaiser jeden Vorwand zum Kriege zu rauben, stellte Ludwig den kaiserlichen Adler auf den Mauern von Cambray wieder her, und erkannte die Unabhängigkeit der Stadt an. Zuletzt schloß er mit dem Erzherzoge Maximilian am 11. Juli 1478 einen Waffenstillstand auf ein Jahr, und versprach demzufolge, ihm alle Eroberungen zurück zu geben, die er im Hennegau und in der Freigrafschaft gemacht. Er räumte Bouchain, Quesnoy und Tournay. Die Handelsfreiheit ward wieder hergestellt, und beide Theile ernannten jeder sechs Schiedsrichter, um gemeinsam an dem Abschlusse eines bestimmten Friedens zu arbeiten. Der Herr von Amboise indessen, welcher von dem Waffenstillstande entweder Nichts wußte, oder Nichts zu wissen vorgab, setzte seine Operationen fort, überrumpelte Verdun, und ließ daselbst eine zahlreiche Schaar Burgunder und Deutsche niederhauen.

Bei solchen Gesinnungen des einen Theiles fühlte sich auch der andere an keine strenge Wahrnehmung der Waffenruhe gebunden. Die Besatzung von Cambray bestand zur Hälfte aus königlichem, zur Hälfte aus Kriegsvolk Maximilian's. Plötzlich überrumpelten in einer Nacht die Flamänder die Stadt, und bemächtigten sich sodann mehrer Festungen hinter einander, verloren sie aber bald wieder an die überlegenen Franzosen. Chaumont wurde vom Könige mit bedeutenden Streitkräften nach Burgund gesendet. Er belagerte Dole förmlich; Maximilian rückte heran, der Stadt beizustehen. Bevor aber noch Ludwig's Waffen eine Sturmlücke in den Wall gebrochen, drang sein verführerisches Gold in die Feste, und der bestochene Befehlshaber ergab sich. Eben so schnell unterwarfen sich dem Könige Auxonne und Besançon, und ihrem Beispiele folgte die ganze Freigrafschaft. — Günstigeren Fortgang hatten Maximilian's und der Flamänder Waffen im Norden. Das königliche Heer versuchte umsonst, Douai zu überrumpeln.

Die Flamänder, von Chimai befehligt, nahmen Virton. Maximilian hatte dreißigtausend Mann bei Cambray versammelt, zog nach Terouenne und lieferte dem Esquerdes, welcher ihn zu bekämpfen herbeieilte, am 7. August 1479 die blutige Schlacht bei Guinegate.

Die Franzosen hatten die Anhöhe von Enquin besetzt, und ließen ihre Gegner sich jener von Guinegate bemächtigten. Das Mitteltreffen des flandrischen Heeres bildeten fünfhundert englische Schützen und dreitausend deutsche Arkebusiere. Die französische Reiterei sprengte ungestüm auf diesen Haufen ein, und brachte ihn in Unordnung. Da wähnte Esquerdes, er sey schon Sieger, wagte sich zu weit vor in der Verfolgung der Feinde, und ließ in dem verlassenen Theile des flandrischen Lagers der Plünderungswuth seiner Krieger volle Freiheit. Durch diese Unbesonnenheit stand sein Fußvolk verlassen und jeder Stütze beraubt. Da es indessen die Schlacht für gewonnen hielt, so dachte es nicht an den Kampf, sondern überließ sich dem Plündern der Bagage. Der Graf von Nassau machte sich die Unordnung zu Nutze, griff die französische Reiterei tapfer an, und warf sie auf das, von plötzlichem Schrecken ergriffene Fußvolk, so daß in einigen Augenblicken das französische Heer vollständig in die Flucht geschlagen war.

Dennoch trug auch dieser Sieg keine bedeutenden Früchte, und die Belagerung von Terouenne konnte nicht fortgesetzt werden. Bald darauf folgte ein Verlust zur See, indem der französische Viceadmiral Coulon auf eine holländische Flotte stieß, sie mit überlegener Gewalt angriff und in einen Hafen der Normandie führte. Dieser Verlust und die von den Feinden häufig begangenen Grausamkeiten erzürnten den Erzherzog Maximilian dergestalt, daß er in wilder Jugendhitze die Besatzung des Schlosses Malaunoi, welches er nach heftigem Widerstande in seine Gewalt brachte, aufknüpfen ließ; wogegen Ludwig, der sich gern Anlaß zu Grausamkeiten geboten sah, fünfzig flandrischen Gefangenen dasselbe Schicksal bereitete, die Grafschaft Guigne mit Feuer und Schwert verheerte und durch Esquerdes mehr als siebenzehn Städte in Asche legte.

Die Eidgenossen, im Kriege immer Demjenigen sich anschließend, der sie am besten bezahlte, gingen am 9. September 1479 in Lucern ein Bündniß mit dem Könige ein, angeblich nicht zur Vergrößerung, sondern nur zur Vertheidigung seiner dermaligen Besitzungen. Zwar hatte Maximilian am 14. August ein Bündniß mit dem Könige Eduard IV. von England

geschlossen, und eine Vermälung zwischen seinem Sohne, dem Erzherzoge Philipp, und der englischen Königstochter Anna verabredet; aber dieses Bündniß brachte ihm wenig Nutzen, weil Eduard's Minister, von Ludwig bestochen, die Verwirklichung der von ihrem Gebieter übernommenen neuen Verbindlichkeit hintertrieben. Fortwährend vermehrte Ludwig sein Heer an der Gränze Flanderns und der Picardie. Weil die Bevölkerung von Arras mit standhafter Treue dem Hause Burgund anhing, und dem Könige häufig Widerstand entgegensetzte, vertrieb Ludwig alle Einwohner dieser unglücklichen Stadt von ihrem Heerde, und ersetzte sie durch Landstreicher aus allen Gegenden des Königreiches. Unversöhnlich in seiner Rache, wollte er sogar den Namen von Arras vernichten, und den von Franchise (Freiheit) an dessen Stelle setzen. Aber die Tyrannei findet in den Sitten und in der Meinung Hindernisse, die sie nicht zu beseitigen vermag; Arras behielt seinen Namen und den Haß gegen seinen Unterdrücker. Körperliche Leiden stimmten endlich Ludwig's Thätigkeit und Unternehmungseifer herab, während der Erzherzog Maximilian durch die aufrührischen Bewegungen in mehren niederländischen Provinzen, namentlich in Flandern, Holland und Utrecht, an nachdrücklicher Fortsetzung des Krieges gehindert wurde. Waffenstillstände vertagten die Entscheidung der Waffen. Immer nährte der kühne Maximilian die Hoffnung, den König Eduard und den Herzog von Bretagne dahin zu bringen, daß sie sich mit ihm verbänden, um die Eroberung Frankreichs zu versuchen. Aber der König von England hielt ihn mit leeren Versprechungen hin, vertröstete ihn stets auf den bevorstehenden baldigen Tod des kranken Ludwig, und ohne ihn konnte auch Bretagne nicht aus seiner gezwungenen Unthätigkeit treten.

Ein schweres Unglück zerstörte Maximilian's Hoffnungen in ihrem schönsten Erblühen. Seine Gemalin, Maria, die in einer kurzen Ehe das Glück seines Lebens ausgemacht hatte, starb, fünf und zwanzig Jahre alt, zu Brügge am 16. März 1482, in Folge der Verletzungen durch einen Sturz von ihrem Jagdrosse. Dieses Ereigniß war für Ludwig eben so günstig, als für Maximilian unheilvoll. Nach den bestehenden Verträgen erbte Maximilian's und Marien's Sohn, der vierjährige Erzherzog Philipp, von seiner Mutter alle burgundischen Staaten. Die aufrührischen Genter bemächtigten sich der Person des jungen Philipp, und setzten vier Vormünder ein, um die Regierung Flanderns zu verwalten, indem sie den Erzherzog Maximilian von der Vormundschaft [illegible] Landesverwesung völlig auszuschließen strebten.

Zu gleicher Zeit unterhandelten sie eigenmächtig mit Ludwig XI. wegen des Friedens. Der arglistige Monarch hielt sie mit leeren Versprechungen hin, versicherte sich der Neutralität Eduard's, und bemächtigte sich der Stadt Aire.

Gleichzeitig bedrohte Ludwig den Erzherzog Maximilian mit einem neuen, heftigen Angriffe; er verband sich mit einem verrufenen Bundesgenossen, Wilhelm von der Mark, wegen seiner wilden Grausamkeit der Eber der Ardennen genannt, welcher gegen seinen Wohlthäter, den Bischof von Lüttich, die Fahne der Empörung erhob. Durch Ludwig's XI. Schutz gestärkt, stellte sich Wilhelm an die Spitze von fünfzehnhundert Mann Landstreichern und Strolchengesindel, schlug zweitausend Lütticher, rückte in ihre Stadt, stürmte den bischöflichen Palast, spaltete dem Bischofe eigenhändig mit einer Axt das Haupt, und zwang die erschrockenen Einwohner, seinen Sohn zum Nachfolger des ermordeten Prälaten zu wählen. Diese Gräuelthat blieb nicht lange unbestraft; zwei Jahre später lieferte das Waffenglück den Eber der Ardennen in Maximilian's Hände, der ihm das ruchlose Haupt abschlagen ließ.

Von den niederländischen Aufrührern wurden die Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich fortgesetzt; am 23. December 1482 wurde von den Gentern, in Gemeinschaft mit den übrigen niederländischen Ständen, doch ohne Zuthun Maximilian's, der Friede mit Frankreich zu Arras unterzeichnet. Maximilian's dreijährige Tochter, die Erzherzogin Margaretha, wurde, wie wenig auch ihr Vater dabei befragt worden war, mit dem Dauphin Karl verlobt, und ihr als Heiratsgut die Grafschaften Maçon, Auxerre, Noyers, Salins und Bar sur Seine angewiesen, welche auf die, dieser Ehe entsprießenden Kinder übergehen sollten. Stürbe Margaretha vor der Vermälung, oder kinderlos nach derselben, oder käme die Verbindung, ohne Frankreichs Schuld, nicht zu Stande, so sollten jene Lande an Margarethens Bruder, Philipp, zurückfallen. Stürbe aber Letzterer ohne Nachkommenschaft, so sollten alle seine Staaten auf Margarethen und deren Leibeserben übergehen. Würde die Heirat durch Veranlassung Frankreichs rückgängig, so entsagte dieses Reich, zu Gunsten Flandern's, auch noch allen bisher erhobenen Ansprüchen auf Lille, Douai und Orchies. Die Vormundschaft über den Erzherzog Philipp sollte lediglich den niederländischen Ständen überlassen bleiben, ohne jedwede Einmischung von Seite König Ludwig's, des Erzherzogs Maximilian und des Dauphins. Maximilian, von Allen aufgegeben, konnte Nichts thun, als diesem Vertrage beitreten, der die

Kinder aus der Pflege des Vaters in die Obhut herzloser Fremden gab. Margaretha wurde, um ihre fernere Erziehung am französischen Hofe zu erhalten, von Brügge nach Paris gebracht, wo sie einen prächtigen Einzug hielt. Als Dauphine wurde für sie das Recht angesprochen, Gefangene frei zu lassen; aber das Parlament widersetzte sich, wahrscheinlich nach einem geheimen Auftrage des Königs. Im Juli 1483 wurde Margarethens Verlobung mit dem Dauphin gefeiert, und ihr der Titel: „Königin," beigelegt. Diese Verbindung aber, welche so viele Streitigkeiten beendigen sollte, wurde fast eben so schnell wieder zerrissen, als sie geknüpft war. Am 30. August 1483 starb König Ludwig XI. von Frankreich, und eine Regentschaft übernahm die Zügel des Reiches für den minderjährigen Karl VIII.

Maximilian's bekümmertes Vaterherz konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Sohn in den Händen der zügellosen Genter zu wissen; er sammelte ein Heer, und kämpfte fort gegen die flandrischen Empörer, welche vergebens auf die, von der französischen Regentschaft verheißene Hilfe bauten. In anderen niederländischen Provinzen, so in Ober-Brabant, Hennegau, Holland und Seeland, war der Geist der Treue nicht erloschen; aufopfernd sendeten sie dem Erzherzoge Geld und Mannschaft wider die Empörer. Nach Verlust mehrer Treffen und einiger festen Plätze, schmolz diesen der Trotz. Sie unterwarfen sich dem Erzherzoge durch den Vertrag zu Brügge, den 28. Juni 1485, erkannten ihn als Vormund und Regenten, und gaben ihm seinen Sohn zurück. Maximilian gewährte ihnen huldvoll eine allgemeine Verzeihung, und bestätigte den Provinzen ihre früheren Privilegien. Zwar brach noch während seiner Abwesenheit zu Gent ein abermaliger Aufstand aus; doch wurde derselbe schnell erdrückt, und die Anstifter streng gezüchtigt.

Schneller und erfolgreicher würde der tapfere Maximilian aus dem heißen Kampfe gegen Frankreich und die Aufwiegler in Flandern hervorgegangen seyn, hätten nicht die bitteren Kriegsdrangsale Oesterreich's ihn von aller Unterstützung von dort abgeschnitten. Mit Ungarn war zwar Friede geschlossen: aber Verwüstung und schwere Steuern hatten das Mark des Landes erschöpft, und die Widerspänstigen, ausdrücklich in den Frieden eingeschlossen und durch denselben vor des Kaisers gerechter Strafe geschützt, erhoben um so trotziger ihr Haupt. Neue Fehden mit böhmischen Rittern trübten schon 1478 den jungen Frieden. Der Kaiser, durch räuberische Ein-

fälle von Böhmen gereizt, ließ durch seinen Feldhauptmann, Bernhard von Scherfenberg, selbst die Feindseligkeiten erneuern, Hörschlag zurückerobern, und ohne vorausgeschickten Fehdebrief die Stadt Rosenberg in Böhmen überfallen. Schwer rächten böhmische Edle dieses Unternehmen durch räuberische Einfälle in Oesterreich, mehre geschlossene Waffenstillstände um so weniger achtend, da ihr eigener König nicht die Macht besaß, diese aufrecht zu erhalten. Wo eine Noth aufhörte, rief der Kaiser, zwischen Zaghaftigkeit und Uebereilung nur zu oft schwankend, durch sein Benehmen nicht selten eine andere, größere herbei. Durch ähnlichen Anlaß führte er sich und die Seinigen zuletzt fast an den Rand des Verderbens.

Nach dem Tode des Bischofs Ulrich von Passau, im Jahre 1479, ernannte der Kaiser, nachdem ihm der Papst Sirtus ein Jahr früher die Befugniß hierzu ertheilt hatte, seinen Günstling, Georg Hasler, zu jener Würde. Dagegen wählte das Domkapitel, eifersüchtig auf seine Wahlfreiheit, durch Zuthun des Herzogs Georg von Baiern-Landshut, den Friedrich Mauerkircher. Durch die Drohungen des Papstes und des Kaisers geschreckt, traten zwar mehre Domherren der Wahl des Letzteren bei; aber die Uebrigen bestanden um so hartnäckiger auf ihrer Wahl, und das Kapitel trennte sich. Die Folge war, daß die Mißvergnügten den Beistand des Königs Mathias anriefen, ihm St. Pölten versetzten, und daß der Kaiser nun auch im Passauer Kapitel eine mächtige Partei gegen sich hatte.

Verhängnißvoller gestaltete sich eine andere Angelegenheit ähnlicher Art. Um seinem Schützlinge, dem zu ihm mit seinen Schätzen geflohenen Erzbischofe Johann von Gran, die gewünschte Aussicht auf das Erzbisthum Salzburg zu eröffnen, entlockte der Kaiser dem dermaligen dortigen Erzbischofe Bernhard das Zugeständniß, seinen Nachfolger vom Kaiser ernennen zu lassen. Aber von dem Kapitel und den Seinigen auf die Unzulässigkeit dieses Schrittes aufmerksam gemacht, erklärte Bernhard später sein dem Kaiser gemachtes Versprechen ungiltig, und appellirte an den Papst und die Reichsfürsten; auch eröffnete er bei einer Versammlung zu Salzburg im Januar 1479 den kaiserlichen Abgeordneten ausdrücklich, daß er bis zu seinem letzten Athemzuge sein Land und Volk regieren wolle. Darüber gerieth der Kaiser in heftigen Zorn; er ließ alle Güter des Erzbischofs in Oesterreich und Steyermark mit Beschlag belegen, verbot alle Abgaben an Klöster und Kirchen salzburgischen Gebietes, und allen Handel salzburgischer Unter-

thanen in Oesterreich. Mit ähnlicher Feindseligkeit behandelte er den Bischof von Seckau, Christoph von Trautmansdorf, weil er ihn im Verdachte hielt, zu des Erzbischofs Sinnesänderung beigetragen zu haben. Von vielen Seiten, selbst vom Papste, wurde die Aussöhnung betrieben; aber alle Versuche dieser Art scheiterten an des Kaisers unbeugsamem Grolle. Von ihm bedrängt, suchten der Erzbischof Bernhard und der Bischof von Seckau Hilfe bei dem, zu dergleichen Einmischungen stets bereitwilligen Könige Mathias. Er versicherte sie seines Schutzes, wogegen sie seinen Truppen alle Schlösser und Städte in ihren Gebieten zu öffnen versprachen. Der Vertrag wurde so sorgfältig verhehlt, daß Friedrich nicht das Entfernteste von einem Kriege ahnen konnte, der ihm doch so nahe war. Mathias gab vor, wider die Venetianer, die gegen seinen Willen einen Frieden mit den Türken geschlossen, in's Feld zu rücken, und ersuchte den Kaiser um die Erlaubniß, ungarische Truppen durch Steyermark und Kärnten führen zu dürfen. Arglos erfüllte der Kaiser das Begehren des schlauen Feindes. Im Spätherbste 1479 rückten unverweilt die Truppen des Königs in beide Provinzen ein, und besetzten die, nach dem geheimen Vertrage ihnen offen gehaltenen Schlösser und Städte in den Gebieten von Salzburg und Seckau. Mathias that dies vorgeblich nicht als Feind des Kaisers, sondern als angerufener Schutzvoigt dieser geistlichen Gebiete. Der heilige Vater und der Herzog Georg von Baiern machten neue Versuche, den Kaiser zu beschwichtigen und dem drohenden Unfrieden vorzubeugen; aber er bestand fest darauf, daß der Erzbischof Bernhard seine Stelle dem Johann von Gran räumen solle. Mathias hatte, um den Vorwurf feindseliger Absicht von sich abzulenken, sich dem Ausspruche des Papstes zu unterwerfen erklärt. Friedrich, den bösen Anschlag nicht durchschauend, gab nicht nach, und spielte dadurch dem Könige von Ungarn den nicht unwillkommenen Vorwand in die Hände, ihm am 2. October 1480 von Ofen aus den Krieg zu erklären. Unter den Gründen wurde auch die Nichtzahlung der zugestandenen Contribution aufgeführt, welcher Beschuldigung der Kaiser die entgegensetzte, daß Mathias nicht alle im Kriege von ihm besetzten Schlösser geräumt habe.

Mathias Schaaren standen an der Save, um die Türken für einen, unlängst bis in die Steyermark gewagten Einfall zu züchtigen. Um auch diesen Feinden die Stirn zu zeigen, konnte er nur kleinere Truppenabtheilungen nach Oesterreich senden, und der Krieg zersplitterte auf beiden

Seiten in bloße Raubzüge; obschon Steyermark größtentheils von des Mathias Truppen besetzt war. Ungarische Reiterschaaren durchstreiften das linke Donauufer, und wüsteten bis in die Gegend von Zwettl hin. Das rechte Donauufer wurde nothdürftig von den wenigen kaiserlichen Truppen vertheidigt; spät begann der Kaiser, kräftiger zu rüsten. Seine Söldner fielen in das von Truppen entblößte Oberungarn ein, und gaben hier die in Oesterreich geübte Verheerung zurück. Wiederholte gleichzeitige Einfälle der Böhmen an Oesterreich's Gränzen mehrten den Jammer der Bewohner. Gern hätte Mathias in seinem ungeduldigen Eifer sich mit der vollen Wucht seiner Kriegsmacht auf den Gegner gestürzt; aber die Türken fesselten seinen drohend erhobenen Arm, denn der Sultan Mohammed hatte Rhodus überfallen, Truppen in Apulien gelandet, und setzte nicht nur Neapel und Rom in Furcht, sondern wälzte die Gefahr des Halbmondes auch gegen Ungarn. Mathias wurde dadurch genöthigt, seine Macht zu theilen; die christlichen Mächte wiesen dringend auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen Christenbundes hin; aber der Kaiser wollte von keinem Frieden mit Mathias hören. Die vermittelnden Fürsten erwirkten endlich am 10. Mai 1481 zu Wien einen Waffenstillstand, der später bis zum 25. Juni verlängert wurde.

Der sonst friedfertige Kaiser stürzte sich fast noch begieriger in den Kampf, als sein streitfertiger Gegner; denn er benutzte den Waffenstillstand zu einem allgemeinen Aufgebote in Oberösterreich. Plötzlich erwuchs dem Kaiser in seinen eigenen Landen ein neuer Feind an dem Freiherrn von Hohenberg, der, vielleicht wegen widerfahrener Beleidigung, vielleicht auch aus bloßer Gier nach Beute, die Ungarn aus Steyermark herbeirief, ihnen seine festen Schlösser in der Gegend von Lilienfeld öffnend. Mit ihnen verbündet, übte er Raub und Plackerei bis an die Donau vor, nahm mehre Schlösser, und trieb schwere Brandschatzungen ein. Um diesen und ähnlichen Räubern Widerstand zu leisten, mußte ein zweites Aufgebot erlassen, und die in Ungarn umher schweifenden kaiserlichen Truppen zurückberufen werden.

Mohammed's Tod am 3. Mai 1481 befreite die Christenheit von ihrem schrecklichsten Dränger. Nach seinem Tode schwächte der Zwiespalt seiner Söhne das türkische Reich. Kaum sah Mathias sich von dieser Gefahr befreit, als er seine Schaaren gleichzeitig in die Steyermark und durch Unterösterreich in das Land ob der Enns eindringen ließ.

Als ob bisher nicht das Aeußerste schon gethan worden wäre, so hatte man in den Türkenkriegen neue Grausamkeiten gelernt. Im Menschenzusammenfangen, Häuserniederbrennen und ähnlichem Wüthen gegen die wehrlosen Einwohner, wetteiferten beide Theile, Ungarn und Kaiserliche, mit einander, und besonders die Söldner trieben es mit Feinden und Freunden gleich arg. Die schweizerischen Söldner, die der Domprobst Ebran für den Erzbischof Bernhard geworben, waren beinahe am schlimmsten, wurden aber dafür haufenweise von dem, unter Anführung des Liechtensteiners zusammengerotteten, ergrimmten Landvolke todtgeschlagen.

Zu spät überkam den Erzbischof Bernhard, bei'm Anblicke des unsäglichen Elends, die Reue; zerknirscht stieg er herab von seinem Kirchenfürstensitze, und gönnte ihn (14. Januar 1482) seinem Nebenbuhler, dem Johann von Gran. Doch weder seine, noch des Gegners Länder gewannen jetzt mehr Etwas bei dem verspäteten Nachgeben; jene waren von den Ungarn überschwemmt, in diesen wüthete der Krieg fort. Der Kaiser sah nun zwar seinen Günstling Johann auf jenem Platze, wohin er ihn zu bringen getrachtet hatte; doch die Herzen seiner Unterthanen, welche er um dieser fremden Angelegenheit willen elend gemacht, waren ihm selbst dadurch entfremdet. Es kam so weit, daß er sich in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher glaubte; er ging nach Graz, dann nach Linz und Innsbruck. Wien sah er nie mehr.

Durch zwei Jahre schon hatte das Wüthen gedauert; denn den Namen eines Krieges hatte dieser wüste Kampf nicht verdient, in welchem nur Räuber thätig zu seyn schienen. Eigentliche Heere standen sich nicht gegenüber; denn des Ungarnkönigs Streitkräfte blieben noch immer durch das verrollende Gewitter der Türkengefahr in Anspruch genommen, und noch geringere standen dem Kaiser zu Gebote; da gleichzeitig sein Sohn, Maximilian, sowohl Frankreich, als den Aufruhr in Flandern zu bekämpfen hatte, und die Reichsfürsten ihn nicht einmal gegen die, ganz Europa überschattende Gefahr des Ostens unterstützt hatten. Zunächst strebte der Kaiser, sich gegen Böhmen hin Ruhe zu verschaffen, wo der König Wladislav, gereizt über unbezahlt gebliebene Schuldforderungen, seine Edlen in feindseligen Einfällen gegen Oesterreich mehr bestärkte, als hinderte. Ein Waffenstillstand beschwichtigte den König, Friedensschlüsse die streit- und beutelustigen Landherren in Böhmen und Mähren. Es war die höchste Zeit; denn

immer verlassener stand der Kaiser, immer tiefer drang der Stachel der Kriegsnoth in das unglückliche Land. Des Kaisers Feldhauptmann, der Pottendorfer, der mit geringer Macht doch den Feinden kühn die Spitze geboten, mußte, weil sein Gebieter ihm keine Löhnung für die Söldner schickte, diese entlassen. Aus gleicher Ursache kündigten auch die kärntnischen Söldner den Dienst auf, und ließen sich nur mit Mühe zurückhalten, und der ebenfalls unbezahlt gebliebene Wazlav Wulizko von Zinau verwandelte sich in einen förmlichen Gegner, schrieb Brandschatzungen aus, und beging mit seiner Rotte, die Brüderschaft von Stetteldorf genannt, die ärgsten Unordnungen, bis der Kaiser ihm durch Mauthgefälle und Schuldverschreibungen seine Ansprüche sicherte. Die österreichischen Landherren konnten dem Kaiser nicht beistehen; sie hatten genug zu thun, die Angriffe der Räuber von ihren Gütern abzuwehren. Nicht selten machten sie auch gemeinschaftliche Sache mit denselben, oder sie nahmen, um nur sich zu schützen, ungarische Besatzungen in ihre Schlösser, wodurch sie des Feindes Ausbreitung im Lande noch mehr beförderten.

Unter solchen Umständen machte Mathias, ungeachtet der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit seiner Streitkräfte, gleichwohl schnelle Fortschritte. Durch die Eroberung der damals wichtigen Gränzfeste Haimburg (im October 1482) bahnte er sich die Straße nach der Hauptstadt Wien, welcher er vorläufig die Zufuhr abzuschneiden begann, bis sie sich mit dreitausend Goldgulden einen siebenwöchentlichen Stillstand erkaufte, und während dieser Zeit sich mit Lebensmitteln versah. Durch eine fünfzehnjährige Waffenruhe mit den Türken gesichert, konnte er jetzt seine vollständige Kraft gegen Oesterreich wirken lassen, und gab daher die bei früheren Vermittelungen bewiesene Willfährigkeit zum Frieden auf. Bruck an der Leytha und Korneuburg waren ihm in die Hände gefallen, und nach abgelaufenem Stillstande richtete sich nun sein ganzes Augenmerk wieder auf Wien. Die starken Festungswerke und der Muth der Bürger mußten ihm eine ordentliche Belagerung widerrathen; Mangel und Hunger sollten die mächtige Stadt bezwingen. Im weiten Kreise umstellte er sie mit seinen Truppen, deren Abtheilungen zu Haimburg, Baden, St. Veit, St. Pölten, Mautern, Stockerau, Korneuburg und Enzersdorf ihre Posten nahmen, und streng jeder Zufuhr von Lebensmitteln wehrten. Bald riß große Hungersnoth in der Hauptstadt ein. Da unternahmen die treuen Städte Krems und Stein, in deren Angesichte

die Ungarn am entgegengesetzten Donauufer standen, und mehre Edle des Landes ob der Enns das kühne Wagestück, auf sechzehn, eigens hiezu erbauten Kriegsschiffen, mitten durch die lauernden Feinde, der Hauptstadt Vorräthe zuzuführen. Vergebens empfingen die Ungarn, aus ihrer Strandbatterie und ihrem, bei Stockerau im Flusse selbst errichteten Blockhause, die kühnen Schiffer mit einem wüthenden Kreuzfeuer. Nur eines der Schiffe erlitt starke Beschädigung und verlor vierzehn Mann. Die übrigen kamen mit den Lebensmitteln glücklich an, zum höchsten Jubel der darbenden Hauptstadt. Weil aber viele Obdachlose der Umgegend sich nach Wien geflüchtet hatten, so waren die Vorräthe bald aufgezehrt, und der Hunger kehrte mit allen seinen Schrecknissen zurück. Pferdefleisch ward zu einem Leckerbissen; nach Hunden, Katzen, ja selbst nach Ratten und Mäusen langte die gierige Noth. Abgeordnete der Stadt schlichen mit Lebensgefahr mitten durch die lauernden Feinde zum Kaiser, ihm die Noth seiner Hauptstadt zu klagen, Hilfe von ihm, dem von Gott berufenen Helfer des Landes, zu erflehen. Verdüstert vom Kummer und alter Unbill eingedenk, erwiederte ihnen der Kaiser: die Wiener möchten nur selbst sehen, wie wehe der Hunger thue, nachdem sie ihn in der belagerten Burg ebenfalls hätten hungern lassen. — Solche Antwort gab keinen Trost; Manche legten sie dahin aus: Wien solle capituliren. Als nun die Nikolai-Vorstadt außerhalb des Stubenthores von den Ungarn erstürmt wurde, begann die Stadt zu unterhandeln, und am 1. Juni 1485 hielt König Mathias seinen Einzug in dem eroberten Wien. Tuln ergab sich am 29. Juli. Wiener-Neustadt leistete heldenmüthigen Widerstand durch zwei Jahre. Aber nach dem Falle Wiens war den Waffen des Ungarnkönigs kaum mehr Einhalt zu thun, und in kurzer Zeit beinahe ganz Niederösterreich ihm unterworfen.

Mathias gebahrte sich in dem eroberten Lande wie ein eingeborener Herrscher. Er schrieb einen Landtag nach Wien aus, um die Steuern anzuordnen, und ließ sich als Landesherr huldigen. Der Kaiser widersetzte sich dem zwar durch schriftliche Verbote, und verkündigte seine baldige Ankunft an der Spitze eines Reichsheeres; doch der nächsten Gewalt vermochten sich die Wiener nicht zu widersetzen. Im Lande ob der Enns hinderte die tapfere Entschlossenheit des Landeshauptmanns, Gotthard's von Starhemberg, die Fortschritte der Ungarn, und hielt hier die Herrschaft des Kaisers aufrecht. Räuberischen und verwüstenden Streifzügen der Ungarn war jedoch

nicht vorzubeugen; sie erstreckten sich, unter Anführung des Wilhelm von Tettau, bis an die Stadtthore von Steyer. Im unteren Mühlviertel schaffte des Starhemberg's kraftvoller Arm endlich Ruhe vor dem Feinde.

Ein Hoffnungsstrahl brach endlich durch die tiefe Nacht. Am 16. Februar 1486 wurde der Erzherzog Maximilian auf dem Reichstage zu Frankfurt zum römischen Könige erwählt, und am 9. April zu Aachen feierlich als solcher gekrönt. Sofort suchte dieser den gesunkenen Muth der Oesterreicher zu beleben, versprach ihnen, daß er bald selbst kommen werde, sie von dem harten Joche der Ungarn zu befreien, und forderte sie auf, ihre Waffen mit denen des aufgebotenen Reichsheeres zu vereinigen.

Mit Recht fürchtete Mathias nicht nur den jungen Helden, sondern auch die entschlossene Stimmung, welche dessen Aufruf in Oesterreich erweckte. Um so heißer war sein Bemühen, die Eroberung Oesterreich's zu vollenden, noch ehe die versprochene Hilfe käme. In Wiener-Neustadt gelang, was der Uebermacht der Feinde nicht gelungen, endlich dem schmerzlichen Hunger; am 13. August 1486 ergab sich die Stadt. Stein und Schottwien mußten ein Gleiches thun. Aber an dem unüberwindlichen Muthe der Stadt Krems prallten alle Geschosse der Feindesmacht ab.

An der Langsamkeit und Unverläßigkeit der Reichsrüstung, die auf des Kaisers Betrieb wider die Ungarn beschlossen worden war, scheiterten wiederum die frohen Hoffnungen Oesterreich's auf die verheißene baldige Befreiung vom ungarischen Joche. Während dessen legte auch der König Wladislav von Böhmen, unzufrieden darüber, daß man bei Maximilian's Wahl seine Kurstimme übergangen habe, unfreundliche Gesinnungen an den Tag, und lud, dem Kaiser zum Trotze, die Landstände Oesterreich's ein, sich unter seinen Schutz zu begeben.

Den Befehl über die wenigen Reichstruppen, welche bisher sich versammelt hatten, übertrug der Kaiser dem Erzherzoge Albrecht dem Beherzten von Sachsen, Stifter der noch jetzt in diesem Königreiche blühenden, jüngeren wettinischen Fürstenlinie. Albrecht brach im August 1487 von Nürnberg nach Oesterreich auf, fand aber in Linz keineswegs die dort verhoffte Hilfe an Mannschaft, Geschütz und Geld. Er versuchte, das Schloß Rohrbach den Ungarn zu entreißen. Weil jedoch dasselbe starken Widerstand leistete, zog er, mit Zurücklassung eines Belagerungscorps, nach Oesterreich, eroberte Ybbs und entsetzte Krems. Als aber Mathias mit überlegener Macht gegen

St. Pölten vordrang, sah Albrecht ein, daß nutzloser Widerstand nur zu neuen Verheerungen führen würde, und eröffnete, mit Bewilligung des Kaisers, zu St. Pölten Unterhandlungen mit Mathias. Dem heiligen Vater wurde die Entscheidung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Ungarn anheimgestellt, und, um den Schiedsspruch zu erwarten, der Waffenstillstand nöthigen Falls bis zum 1. November 1488 verlängert. St. Pölten erhielt gemeinschaftliche kaiserliche und ungarische Besatzung. Die Donauzölle sollten getheilt seyn, die übrigen Einkünfte des Landes an jedem Orte Dem zufallen, welcher ihn besetzt hatte. Auch wurde, wie es heißt, noch ausgemacht: Mathias solle, bis er die Hälfte der Kriegskosten ersetzt bekommen, seine Eroberungen behalten; stürbe er vor Abschluß des Friedens, so sollten Letztere ohne Entgeld an den Kaiser zurückfallen; diesem auch in jedem Falle der Titel eines Königs von Ungarn verbleiben, die alten Erbverträge aufrecht erhalten werden.

Während der Kaiser zusehen mußte, wie fremde Gewalt fast unumschränkt mit seinem Eigenthume gebahrte, traf ihn auch noch in seinem eigenen Hause mancher Kammer, vornehmlich durch seinen Vetter, den Herzog Sigmund in Tirol. Durch Fehden und anderen Drang der Umstände, zugleich auch durch seinen Mangel an Sparsamkeit, war Sigmund seit lange tief in Schulden gerathen. Nach dem Tode seiner ersten Gemalin, Eleonore Stuart, hatte er, damals sechzig Jahre zählend, sich 1484 mit der sechzehnjährigen Katharina von Sachsen vermält. Seitdem bildeten sich in seiner Umgebung zwei Parteien; an der Spitze der einen seine junge Gemalin, bemüht, Frieden zwischen ihm und dem Kaiser zu erhalten; die andere, gebildet durch seine Minister, die Metsch, Thierstein, Sargans, Gägnitz u. A., voll eifrigen Trachtens, den Herzog mit Gemalin, Kaiser und allen Friedliebenden zu entzweien, um in der Verwirrung ihren eigenen Einfluß zu begründen. Solche widerstrebende Verhältnisse förderten den Ausfall in des Herzogs Finanzen, und führten, nachdem die meisten Kammergüter schon verkauft oder verpfändet worden, zu Nothhilfen, die dem Gesammthause von großem Nachtheile waren. Im Jahre 1486 trat Sigmund das Recht, die an das Hochstift Augsburg um 32,000 Goldgulden verpfändete Markgrafschaft Burgau einzulösen, an den Herzog Georg von Baiern-Landshut ab. Noch weiter ging er, indem er die kaiserliche Prinzessin Kunigunde, welche der Vater seiner Obhut anvertraut hatte, am 1. Januar 1487, wider des

Kaisers Wissen und Willen, zu Innsbruck mit dem Herzoge Albrecht von Baiern-München vermälte, und demselben, als Brautschatz, den größten Theil seiner Länder sammt der Grafschaft Tirol verschrieb. Am 13. Juli 1486 verkaufte er die schwäbische Landvoigtei, die er erst im vergangenen Jahre mit kaiserlicher Bewilligung von Johann Truchseß von Waldburg eingelöset hatte, mit allen übrigen österreichischen Vorlanden in Schwaben für 50,000 Gulden an die Herzoge Albrecht von München und Georg von Landshut, und behielt nur sich und seinen Erben auf sechs Jahre das Recht der Wiedereinlösung vor. Gleichzeitig verschrieb er dem Markgrafen von Baden pfandweise die Grafschaft Hohenberg, dem Grafen Fürstenberg Prilingen auf dem Walde, und gab noch manches andere Erbgut in fremde Hände.

Auf solche Weise erlitt die habsburgische Hausmacht empfindlichen Verlust. Der Kaiser mußte eilen, mit Entschiedenheit einzuschreiten. Unerwartet langte er im Januar 1488 in Innsbruck an, erklärte alle jene Verträge für ungiltig, und machte den widerrechtlichen Verkauf der Vorlande durch Erlegung der Kaufsumme rückgängig. Sigmund's Minister belegte er mit der Acht, und nahm fortan unmittelbaren Einfluß auf die Regierung Tirols. Von strengen Maßregeln wider den Herzog Albrecht von München, der ihn als Kaiser wie als Vater so schwer beleidigt hatte, war er nur durch Maximilian's Verwendung abzuhalten. Doch mußten Sigmund und Albrecht jede willkürlich geschehene Verfügung über Tirol als nichtig erklären. Ersterem gestattete er, die Landvoigtei in Ober- und Niederschwaben nochmals an den Truchseß von Waldburg zu verpfänden. Um aber allen ferneren Verwirrungen vorzubeugen, vermochte er am 16. März 1489 den kinderlosen Herzog Sigmund, die Regierung aller seiner Länder niederzulegen und in die Hände des römischen Königs Maximilian zu geben, den er an Sohnes Statt anzunehmen erklärte, und sich nur einen Jahresgehalt, sieben Schlösser und freie Jagd und Wohnung im ganzen Lande vorbehielt. Hiermit war jeder weiteren Veräußerung habsburgischen Eigenthums vorgebeugt, und sämmtliche Lande versprachen bald wieder in die Hand Eines Herrn zu kommen.

Auf dem am 7. Juli 1489 zu Frankfurt eröffneten Reichstage, welchen der König Maximilian in Person besuchte, kam zwar nicht die verhoffte und verlangte Hilfe wider Ungarn und Frankreich, wohl aber eine Vereinigung mit dem Könige Wladislav von Böhmen zu Stande, welcher demgemäß der Anerkennung Maximilian's, als römischen Königs, beitrat.

Nachdem der mit Mathias abgeschlossene Waffenstillstand sich seinem Ende näherte, ohne daß die verhoffte Unterstützung gekommen war, wurde derselbe durch Vermittelung des Erzbischofs Johann bis 18. Juni 1489 verlängert. Der Kaiser, obgleich er die Unterhandlungen gut geheißen hatte, erzürnte sich gleichwohl über die Summe von neuntausend Ducaten, womit diese neue Waffenruhe von Mathias erkauft worden war, und forderte, als Strafe, von den Landständen eine gleiche Summe für sich. Aehnliches widerfuhr durch ihn den Kärntnern. Mathias waltete in Wien, als ob er wirklicher und bleibender Landherr wäre. Er ließ sich daselbst einen eigenen Palast erbauen, und bestätigte am 19. Mai 1488 der Stadt ihre Handfesten und Freiheitsbriefe. Gegen den Wortlaut derselben aber verstieß er unaufhörlich; denn seine Steuern waren häufig ganz willkürlicher Art. Er ließ den Reichen eine genaue Schätzung ihres Vermögens abfordern; auf Verschweigung war Todesstrafe gesetzt. Dann besteuerte er sie, wie es ihm gutdäuchte; am schwersten Jene, welche, bei großen Mitteln, doch ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kaiser, nicht beigestanden, oder ihr Gold gar zu dessen Verderben angewendet. Neben dergleichen Erpressungen währten, trotz des Waffenstillstandes, auch Raubzüge der Ungarn fort.

Das treue Tirol, welches Sigmund's Leichtsinn dem Hause Oesterreich zu verlieren auf dem Wege gewesen, hatte jetzt der ritterliche Maximilian unter seinen Schirm genommen; nun galt es, auch Oesterreich wieder zu gewinnen. Es wurde, so viel sich thun ließ, eifrig gerüstet, die Festungswerke von Enns verstärkt, die Gränzstellungen gegen die von den Ungarn besetzten Plätze durch neue Truppenmassen gesichert. Dazwischen wurde, bei dem nahen Ablaufe des Stillstandes, auch am Frieden gearbeitet. Siebenhunderttausend, nach Anderen nur siebzigtausend, Goldgulden soll Mathias für die Räumung Oesterreichs verlangt haben. Der Kaiser war hierüber so erbittert, daß er selbst Maximilian's Vorstellungen, der beiden Theilen zur Nachgiebigkeit und zur Wahl der Mittelstraße rieth, mit Empfindlichkeit zurückwies. Des Mathias schwere Krankheit und sichtliches Dahinwelken ließ ihn hoffen, sein Eigenthum bald ohne große Opfer zurück zu erlangen; bis dahin aber sollten immerhin die Wiener, gegen welche des Kaisers Groll sich noch nicht gelegt, unter dem scharfen Regimente des Ungarnkönigs büßen. Er würde wahrscheinlich alle Schritte zur Herstellung des Friedens unterlassen haben, hätte nicht der heilige Vatter dringend dazu ermahnt. Vor-

nehmlich aus letzterem Grunde mußte der Herzog Otto von Baiern mit sieben kaiserlichen Räthen als Abgesandter des Kaisers nach Ofen reisen, wo Mathias sich eben aufhielt. Vorläufig wurde eine Verlängerung des Waffenstillstandes beschlossen. Die verabredete persönliche Zusammenkunft zwischen den Königen Maximilian und Mathias hinderte des Letzteren Tod zu Wien am 6. April 1490, der den Kaiser und dessen Staaten von ihrem nächsten und furchtbarsten Gegner befreite.

Aber um dieselbe Zeit drohte auch dem Hause Habsburg ein, fast durch ein Wunder der Vorsehung abgewendeter Schlag, der sogar dessen Erlöschen hätte bewirken können. König Maximilian befand sich eben bei seinem Oheime, dem Herzoge Sigmund, in Tirol zu Besuche, und begab sich am Ostermontage 1490 nach der Tafel in Begleitung des gesammten Hofes auf die Jagd; er der kühnste Jäger und Allen voran in Verfolgung der Gemsen. Auf einmal sah ihn der unten versammelte Hof in solchem Verfolgen ganz oben am höchsten Giebel des Felsens erscheinen, und von der schroff überhangenden Wand herunterklimmen, blos auf seinen Springstock gestützt. Plötzlich gibt der Stein nach, und der König rutscht zwei Klafter tief hinab, zu einer Stelle hin, wo kein Entkommen mehr möglich ist, und wo kein Helfer ihm nahen kann. Bald erkannte man das Schreckliche der Gefahr. Man sendete nach Schwatzer Bergknappen; doch ohne Hoffnung. Der König, auf sein Schicksal bereits gefaßt, gab sein Verlangen nach den heiligen Sacramenten zu erkennen, und der von Zirl herbeigeholte Priester zeigte ihm vom Martinsbühel her die Monstranz, und ertheilte ihm den Segen. Zwei und fünfzig Stunden hatte Maximilian bereits in dieser furchtbaren Lage zugebracht, nur einige Bissen Brot und Käse in seiner Waidtasche, den langsamen Tod des Verschmachtens vor Augen. Die Schwatzer Bergknappen waren angekommen. Verwegene Alpenjäger hatten gleichfalls Versuche gemacht, sich jener Stelle zu nähern. Die Knappen hatten auf der obersten Abdachung ein Gerüst aufgeschlagen, in der Absicht, starke Seile von dort hinunter zu lassen, und so den König herauf zu ziehen. Aber bevor sie noch ihre Zurüstungen beendigt hatten, drang ein kühner Gemsjäger durch alle Hindernisse und Todesschrecken, und führte, in Gemeinschaft mit einem Zweiten, den verschmachtenden Fürsten an starker, sicherer Hand mit empor. Noch jetzt bezeichnet ein kolossales Crucifix die Stelle, wo der König die qualvoll langsame Todesgefahr bestand.

Als Maximilian in Ulm die düster-erfreuliche Botschaft erhielt, seines Hauses Feind, der gewaltige Mathias, sey nicht mehr unter den Lebenden, fuhr er zu Wasser nach Linz, und gab hier am 1. Mai öffentlich kund: die ungarische Krone sey, nach der im Jahre 1463 von seinem Vater, dem Kaiser, mit dem Könige Mathias geschlossenen Erbeinigung, ihm zugefallen; er werde alsbald kommen, sie auf sein Haupt zu setzen, das Reich bei seinen Freiheiten und wider die Osmanen schützen. Da er aber, wie seine Pflicht gebot, zunächst seine Erblande zu sichern bemüht war, ging die ungarische Krone ihm an Wladislav verloren, den am 15. Juli die Reichsversammlung zu Ofen zum Könige von Ungarn ausrief. Als die Wahl vor sich gehen sollte, hatte der von Mathias in Wien eingesetzte Befehlshaber, Stephan Zapolya, die Hauptstadt Oesterreich's verlassen, um der Versammlung zu Ofen beizuwohnen. In die Burg hatte er vierhundert Mann gelegt; die Stadt blieb unbesetzt. Auf sie mußte der König Maximilian daher zuvörderst sein Augenmerk richten. Er nahm Darlehen, warb Truppen in Schwaben, musterte in Linz sechstausend Mann, und führte sie nach Klosterneuburg. In Wien erregte die Kunde seiner befreienden Ankunft unendlichen Jubel, und schüchterte die ungarische Besatzung der Burg ein. Auch unter den Ungarn, die im übrigen Oesterreich Plätze besetzt hielten, waren seine Anhänger thätig. Jakob Szekely, der in Steyermark den ungarischen Oberbefehl führte, erkärte sich für Maximilian, und übergab die Orte, welche in seiner Hand waren; nicht minder rührten sich in Croatien und Slavonien des römischen Königs Freunde. Am 9. August war der Fürst Rudolf von Anhalt in Wien eingetroffen, und hatte Anstalten zur Belagerung der Burg begonnen, und am 19. hielt Maximilian unter großen Freudenbezeigungen des Volkes seinen Einzug. Sofort wurde die Burg berannt und beschossen. Zwar gelang der unternommene Sturm nicht, weil Maximilian's Verwundung die Seinigen bestürzt machte; aber die ungarische Besatzung hatte so empfindlichen Verlust dabei erlitten, daß sie am anderen Morgen die Burg übergab.

Die Nachricht, daß die Hauptstadt Oesterreich's den Ungarn wieder entrissen, durchflog, wie ein Lauffeuer, das ganze Land, erhob den Muth aller Bewohner, und schlug jenen der ungarischen Besatzungen nieder. Mehre Orte standen muthig gegen das fremde Joch auf, und befreiten sich selbst; die anderen machte Maximilian's tapferer Arm frei. Wenige Tage nach der Capitulation der Wiener Burg, ging auch Bruck an der Leytha über. Anfangs

September eroberte Maximilian Klosterneuburg, Wiener-Neustadt und viele Schlösser. Im Lande ob der Enns erhielt sich die ungarische Herrschaft länger. Auf die feste Tettauer Schanze bei Ernsthofen gestützt, hielten dort die Ungarn noch immer die Umgebungen in Furcht; sie begannen sogar noch eine zweite Befestigung dieser Art anzulegen, und besetzten zu diesem Zwecke das zerstörte Schloß Schiefereck. Aber der Landeshauptmann, Gotthard von Starhemberg, rückte mit dem Aufgebote vor die Tettauer Schanze, und brachte sie nach fünfwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Am 10. October zogen die Ungarn ab, und die Schanzen wurden niedergerissen.

Maximilian war nicht gesonnen, seine gerechten Ansprüche auf die ungarische Krone so leicht aufzugeben. Der Einfall der Türken in das südliche Ungarn schien in diesem Augenblicke günstig für ihn. Durch Verstärkungen, welche die Herzoge von Baiern, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, war sein Heer auf achtzehntausend Mann angewachsen. Mit ihnen rückte er gegen Ungarn, bezwang Stein am Anger, Eisenstadt und Güns. Oedenburg erklärte sich neutral; Agram war durch kaiserliche Truppen besetzt; Veßprim öffnete dem Könige Maximilian seine Thore; Stuhlweißenburg nahm er mit Sturm. Schon war auch Ofen bedroht; da brachen unter den Söldnern Meutereien aus über die Theilung der Beute und wegen rückständigen Soldes. Mangel an Lebensmitteln und üble Witterung mehrten die Unordnung. Das Heer zerstreute sich, und Maximilian mußte, von weiteren Unternehmungen abstehend, im December über Haimburg nach Oesterreich zurückkehren. Die eroberten Plätze fielen großentheils wieder in die Hände der Ungarn. Da machte ein am 7. November 1491 zwischen dem Kaiser und dem Könige Wladislav geschlossener Vertrag den Feindseligkeiten ein Ende. Beide Theile hatten unentgeltlich alle eroberten Plätze zu räumen, und sicherten einander Hilfe wider die Türken; nur einige Ortschaften blieben dem Kaiser pfandweise bis zur Einlösung überlassen. Der Kaiser erhielt die dem Könige Mathias ausgestellte Schuldverschreibung über hunderttausend Goldgulden zurück. Der ungarische Thron sollte bei Wladislav und dessen männlichen Leibeserben verbleiben; nach deren Aussterben aber dem Hause Oesterreich zufallen; der Kaiser behielt den Titel eines Königs von Ungarn. Wladislav versprach seine Bemühung, um zu bewerkstelligen, daß nach Ausgang seines

Mannsstammes, Oesterreich auch die Thronfolge in Böhmen gesichert bekomme, und verstand sich zur Bezahlung von hunderttausend Goldgulden als Ersatz der Kriegskosten.

Nach diesem vortheilhaften Friedensschlusse wurde auch die innere Ruhe Oesterreich's allmälig hergestellt, und die Widerspänstigen zum Gehorsam verwiesen. Die meuterischen ungarischen Söldnerbanden, welche, nach Oesterreich und Mähren versprengt, hier alle früheren Gräuel zu wiederholen versuchten, wurden im Mai 1493 von dem österreichischen Aufgebote in ihrem befestigten Lager angegriffen und aufgerieben. An den gefangenen Räubern wurde wüthende Rache genommen; sie wurden in Masse todtgeschlagen, aufgeknüpft, manche sogar in Kalköfen verbrannt.

Bevor Maximilian zu jenem glorreichen Ziele der Wiedereroberung und Beruhigung seiner väterlichen Länder gelangte, hatte er auf einer anderen Seite manche schwere Prüfung zu bestehen. Den fortglimmenden Geist des Aufruhrs in Flandern beförderte der neue König von Frankreich, Karl VIII., durch List und Künste. Als er ihn hinlänglich vorbereitet glaubte, brach er zu Anfange des Jahres 1486 gewissenlos den Frieden von Arras, nahm niederländische Schiffe weg, und ließ den Marschall Crevecoeur in das Hennegau einfallen. Schnell schloß Maximilian zu seinem Schutze ein Bündniß mit den Herzogen Ludwig von Orleans und Franz II. von Bretagne wider den König Karl, und eroberte Terouenne, Mortaigne und Lens. Nicht solchen Erfolg hatte der Feldzug vom 1487. Terouenne wurde von den Franzosen zurückerobert, St. Omer von ihnen genommen; Maximilian erlitt am 25. Juli bei Bethune eine Niederlage. Gleichzeitig erregten die Flanderer unter allerlei Vorwänden einen Aufruhr, verlangten Abstellung verschiedener Beschwerden, und sendeten Abgeordnete an Maximilian, welchen dieser, ihre aufrührischen Forderungen ahnend, den Zutritt verweigerte. Da erhoben die Genter frei die Fahne der Empörung; mit Waffengewalt bemächtigten sie am 10. Januar 1488 sich der Stadt Courtray. Maximilian brachte seinen, in Brüssel bedrohten Sohn, Philipp, in Sicherheit nach Mecheln; er selbst brach mit ansehnlichem Gefolge nach Flandern auf, um den Aufruhr zu unterdrücken. Die Stadt Brügge heuchelte Treue, ließ ihm Beistand gegen die Empörer, wie gegen die Franzosen anbieten, und ihn in ihre Mauern einladen. Maximilian, keiner Arglist sich versehend, willigte ein, und zog am 31. Januar in Brügge ein. Kaum war er in der Stadt, so entstand ein

Auflauf; die Thore wurden geschlossen, und der König von den Treulosen gefangen gesetzt. Nicht nur wüthete man mit Folter und Henkerbeil gegen seine deutschen Räthe; sein eigenes Leben war nicht sicher, und als die Empörer den, auf Oesterreichs mächtige Nähe eifersüchtigen Rath von Venedig befragten: was mit dem gefangenen Könige anzufangen? — kam die blutdürstige Antwort zurück: ein Todter könne keinen Krieg mehr beginnen. Die Genter Rebellen verlangten von der Stadt Brügge die Auslieferung des Königs, nicht um ihn zu befreien, sondern um ihn noch fester zu halten. Dies verweigerte zwar Brügge, schloß aber gleichwohl mit Gent und Ypern einen Bund gegen den rechtmäßigen Oberherrn. Mittlerweile bot der junge Erzherzog Philipp mit Sohnesangst Kaiser und Reich zur Rettung seines Vaters auf. Der Papst Innocenz VIII. ermahnte die niederländischen Stände, die aufrührischen Städte zum Gehorsam zu zwingen, und der Erzbischof Hermann von Köln belegte Gent, Brügge und Ypern sammt deren Anhängern mit dem Kirchenbanne. Hierauf verbanden sich die niederländischen Stände zur Befreiung des Königs, und der Herzog Albrecht von Sachsen brach mit einem Heere gegen Flandern auf. Bei einer Unternehmung auf Hulst wurden die Genter und Franzosen von dem Herzoge Christoph von Baiern geschlagen, und die zu Gent versammelten Stände brachten einen Vertrag zu Stande: daß der König frei seyn, und während der Minderjährigkeit seines Sohnes auch ferner alle niederländischen Provinzen verwalten solle, nur nicht in Flandern. Die fremden Söldner sollten entfernt, die festen Plätze vom Könige den Ständen eingeräumt, und von diesen im Namen Philipp's besetzt werden. Alle in den Aufstand Verwickelten sollten Verzeihung erhalten und straflos ausgehen; der Friede von Arras mit Frankreich fortgelten, der Bund mit Bretagne aufgehoben seyn. Als Schadloshaltung zahlte Flandern dem Könige fünfzigtausend Gulden. Als Geiseln für die Erfüllung des Vertrages aber mußte der König einige seiner vornehmsten Begleiter den Brüggern übergeben. Nach viermonatlicher Gefangenschaft erhielt der König, am 16. Mai 1488, seine Freiheit zurück.

Als der greise Kaiser an der Spitze des Reichsheeres gegen Flandern vordrang, um den Sohn frei zu kämpfen, kam ihm dieser in Mecheln schon frei entgegen. Edelmüthig suchte Maximilian seinen Vater von dem Kriege gegen die Niederländer abzuhalten, auf den Vertrag von Brügge und seinen darauf geleisteten Eid sich berufend. Der erzürnte Kaiser aber ließ sich

nicht abreden; ein Fürstengericht sprach, nach Erwägung der Umstände, den König von dem erzwungenen Schwure los. Der Feldzug hatte seinen Fortgang. Am 23. Juni bezogen der Kaiser und der König Maximilian bei Everghem ein Lager. Noch früher hatte die Belagerung von Gent begonnen. Hier aber leisteten die Bürger, durch mehr als dreitausend Franzosen unterstützt, hartnäckigen Widerstand, so daß, bei der Schwäche des Reichsheeres, ungeachtet einzelner erfochtenen Vortheile, diese Belagerung aufgehoben werden mußte. Das Lager wurde nach Buchholt verlegt. Damm wurde von dem Markgrafen Albrecht von Baden vergebens bestürmt; ihm selbst kostete der unnütze Versuch das Leben. Solche Vorgänge steigerten die Verwegenheit der Empörer; sie brachten Brüssel in ihre Gewalt, und warben mächtigen Anhang in Brabant. An den Gränzen der Niederlande machten gleichzeitig die Franzosen Fortschritte; der Herzog von Bretagne wurde am 28. Juli bei St. Aubin von ihnen auf das Haupt geschlagen, und zum Frieden gezwungen. Im October zog der Kaiser heim, dem Herzoge Albrecht von Sachsen den Oberbefehl über die Reichsarmee hinterlassend. Letzteren ernannte im Jahre 1489 Maximilian zu seinem Statthalter in den Niederlanden.

Albrecht setzte den Krieg mit Erfolg fort, und erwarb sich den Ehrennamen des niederländischen Roland. Er eroberte die Stadt Arschotte, und strafte die Spötterei ihrer Bewohner, die eine Sau mit einem Spinnrocken auf den Wall gestellt und dazu gerufen hatten: „wenn die Sau den Rocken wird abspinnen, wird Herzog Albrecht die Stadt gewinnen," grausam durch Niedermetzelung aller Waffenfähigen und Einäscherung des Platzes. Auch bei Dipport, Nieuport und Hall unterlagen die Franzosen und die Rebellen; St. Omer, Geneppe und noch andere Plätze wurden genommen. Gegen Ende 1488 hatte auch Holland sich dem Aufruhre angeschlossen. Hier stellte sich Maximilian selbst an die Spitze der gegen die Empörer ausziehenden Truppen, und leitete die Belagerung der Stadt Rotterdam, die jedoch erst nach seiner Abreise übergeben wurde. Ein Bündniß zwischen Maximilian und dem Könige Heinrich VII. von England war am 14. Februar 1489 unterzeichnet worden, und hierauf englische Truppen, von Calais aus, dem Heere des Herzogs Albrecht zugezogen. Dieses Bündniß drohte dem Könige von Frankreich gefährlich zu werden; daher er friedliche Schritte machte. Am 22. Juli 1489 kam zu Frankfurt ein Vertrag zu Stande, in welchen die verwaisete Erbtochter des im vorigen Jahre gestorbenen Herzogs von

Bretagne, Anna, eingeschlossen wurde, und worin Karl VIII. dem Könige Maximilian sogar mit den Waffen gegen seine bisherigen Verbündeten, die Flanderer, beizustehen versprach. Die Herzogin Anna sollte alle in Bretagne eroberten Plätze von ihm zurückerhalten, dagegen alle englischen Hilfstruppen aus ihrem Lande entfernen. Hinsichtlich der Ansprüche des Erzherzogs Philipp auf das von Frankreich eingezogene Herzogthum Burgund und die Grafschaft Charolais, wie auch wegen des Besitzes der von Maximilian eroberten, von Frankreich zurückgeforderten Stadt St. Omer, sollte später Ausgleichung erfolgen. — Nach diesem Uebereinkommen vermittelte Karl VIII. auch den Frieden mit den Flanderern, der am 1. October 1489 zu Tours unterzeichnet wurde. Maximilian wurde, vermöge desselben, als unbeschränkter Vormund seines Sohnes Philipp und als Regent sämmtlicher burgundischen Staaten während dessen Minderjährigkeit anerkannt. Die Magistrate der Städte Gent, Brügge und Ypern mußten dem Könige knieend für ihr Vergehen Abbitte leisten, und alle drei Städte erlegten eine Buße von dreimal hunderttausend Goldthalern.

Auch dieser Vertrag stellte die Ruhe nicht her; vielmehr setzten die flandrischen und holländischen Rebellen unter Philipp von Kleve und Franz von Brederode den Aufstand auch noch im Jahre 1490 fort. Der Herzog Albrecht von Sachsen belagerte im Juli Montfort, welcher Platz im August zugleich mit Woerden fiel. Brederode erlitt durch den Statthalter der Niederlande, Johann von Egmont, eine Doppelniederlage zu Wasser und zu Lande, und überlebte sein Mißgeschick nur um wenige Tage. In Brügge wurde ein Aufstand gegen die königlichen Leibwachen erregt, den der Statthalter Flandern's, der Graf Engelbrecht von Nassau, erst im December 1490 völlig bewältigte; die Rädelsführer endeten auf dem Blutgerüste; die Stadt wurde um fünfzigtausend Gulden gebüßt.

Bald warf auch Frankreich die Maske wieder ab. Maximilian hatte im Frühjahre 1490 durch Bevollmächtigte um die Hand der Herzogin Anna von Bretagne geworben. Sie wurde ihm zugesagt, und Anna im März 1491 dem Prinzen von Oranien, als dem Stellvertreter des Königs, angetraut. Frankreich, welches Bretagne vielmehr mit der Krone zu vereinigen trachtete, und in jener Verbindung eine neue gefährliche Verbindung seines Nebenbuhlers erblickte, zerriß in einem Augenblicke alle heiligen Verträge, um diese vermeintliche Gefahr zu beseitigen. Trotz dem, daß Karl VIII. schon

seit acht Jahren mit Maximilian's Tochter, Margaretha, verlobt, und die Herzogin Anna dem römischen Könige bereits durch Procuration angetraut war, drang der Staatsrath Frankreichs in den König Karl, seine Verlobte zu verstoßen, und die Hand der Erbin von Bretagne für sich selbst zu gewinnen. Französische Unterhändler bearbeiteten die Großen der Bretagne für diesen Plan. Dann folgte, im frechen Widerspruche zu dem geschlossenen Frieden, der König selbst mit einem Heere nach, die gewaltsame Brautwerbung zu unterstützen. Nantes ging durch Verrath zu den Franzosen über; Karl rückte vor Rennes, die Residenz der Herzogin, und erzwang die Uebergabe der Stadt. Bis eine, in Jahresfrist niederzusetzende Commission über Frankreichs Ansprüche auf Bretagne entschieden haben würde, sollte das Land unter französischer Verwaltung stehen. Die Herzogin, in der Gewalt ihres Gegners, von ihren bestochenen Räthen bestürmt, und den Verlust ihres Landes vor Augen, konnte Nichts thun, als in die Verbindung mit dem Könige einwilligen. Eine Art politischer Komödie wurde aufgeführt, um der erzwungenen Handlungsweise der Herzogin den Schein eines freiwilligen Entschlusses zu geben. Statt nach Deutschland zu ihrem angetrauten Gemale Maximilian, zog sie nach Langey in Touraine, wo am 6. December 1491 der Heiratsvertrag zwischen ihr und dem Könige Karl geschlossen, Bretagne darin dem Könige geschenkt, und dann die Hochzeit gefeiert wurde. Die päpstliche Dispensation traf erst nach geschlossener Trauung ein.

In ganz Europa war nur Eine Stimme des Unwillens über diese Treulosigkeit. Der König von England schloß sich noch enger an Maximilian an, und auch der König Ferdinand von Aragonien und dessen Gemalin, Isabella von Castilien, traten diesem Bündnisse bei, um den Schimpf zu rächen. Dagegen blieben die Eidgenossen neutral, und das deutsche Reich zeigte sich, wie gewöhnlich, äußerst lau in Unterstützung des römischen Königs. Dieser Umstand rettete den König Karl aus seiner gefährlichen Lage, und noch weniger hatte er zu fürchten, als auch Heinrich von England, mit Geld bestochen, von dem Kriege abstand, und der König von Aragonien um den Preis der Grafschaft Roussillon sich zum Frieden bereit erklärte. Um Maximilian's Kräfte noch mehr zu lähmen, setzte Karl den Prätendenten des Herzogthums Geldern, Karl von Egmont, der in der Schlacht von Bethune in seine Gefangenschaft gerathen war, in Freiheit, worauf dieser 1492

erschien, großen Anhang fand, und dieses ganze Herzogthum in Aufruhr brachte. Auch Holland war, wegen drückender Abgaben, in voller Empörung. Die Rebellen führten, ihre Noth anzudeuten, ein Stück schwarzes Brot und grünen Käse in ihren Fahnen, eroberten Alkmar und Beverwyk, drangen mit Gewalt in Harlem ein, hauseten übel daselbst, und machten diesen Ort zur Hauptstadt ihres neuen Regiments. Als sie aber vor die Stadt Leyden gelangten, wurden sie vom Herzoge Albrecht von Sachsen, der aus dem, durch seine Waffen bereits beruhigten Seeland dahin kam, mit großem Verluste zurückgeschlagen, worauf dieser in Harlem einzog, die Häupter des Aufruhrs hinrichten ließ, und den rebellischen Orten schwere Geldbußen auferlegte. Bis Ende Juni hatte er in diesen Provinzen, wie auch in Westfriesland, die Ruhe hergestellt. Kurz darauf unterwarfen sich, nach einer nochmaligen Empörung, auch die Genter. Nur Philipp von Kleve hielt sich, von Frankreich mit Geld und Mannschaft unterstützt, noch in Sluys; doch nach einer Belagerung zu Wasser und zu Lande ergab sich am 30. September dieser Platz ebenfalls, und Philipp schloß zu Brügge einen Vergleich.

Siegreich hatte Maximilian den Kampf gegen die Empörer bestanden; doch den Krieg auch gegen das mächtige Frankreich fortzusetzen, nachdem England und Spanien von dem Kampfe gegen dasselbe zurückgetreten waren, und das Reich ihn ohne Unterstützung ließ, war nicht räthlich. Dem zu Colmar im März 1493 geschlossenen Waffenstillstand folgte am 23. Mai zu Senlis der Friede. Es wurde darin ausgemacht: König Karl VIII. sollte seine frühere Verlobte, die junge Königin Margaretha, ihren Verwandten zurückgeben, und die, als Heiratsgut derselben, empfangenen Grafschaften Burgund, Artois, Charolais und die Herrschaft Noyers dem römischen Könige, als dem Vormunde seines Sohnes Philipp, zurückstellen. Desgleichen sollte Frankreich dem Erzherzoge Philipp die Städte Hesdin, Aire und Bethune in der Picardie, nach dessen erfülltem zwanzigsten Jahre, abtreten. Die Landschaften Maçonnais, Auxerrais und Bar sur Seine sollten dem Könige Karl VIII. noch so lange bleiben, bis durch künftigen Vergleich oder Rechtsspruch über den ferneren Besitz dieser Gebiete entschieden seyn würde. — Am 12. Juni 1493 wurde Margaretha zu Vaudeville im Bisthume Cambray den Abgeordneten ihres Vaters, des römischen Königs, übergeben.

Alter und wachsende Liebe zur Ruhe, welcher er von jeher ergeben gewesen, hatten den Kaiser Friedrich in den letzten Jahren von allen größeren Unternehmungen und Regierungsgeschäften fern gehalten. Vergraben in seinen Lieblingsbeschäftigungen, seine Zeit theilend zwischen Andacht, botanischen Arbeiten, astrologischen und alchymistischen Versuchen, lebte er völlig zurückgezogen in Linz, nur Wenigen zugänglich. Eine Verletzung am rechten Fuße machte die Abnahme dieses Gliedes nöthig, und schmerzlich sagte der verstümmelte Greis: „nun sey dem Kaiser und dem römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten." Halbgenesen, verschlimmerte er seinen Zustand wieder durch den Genuß vieler Melonen, und verfiel in eine Krankheit, welche ihn am 19. August 1493 der Welt entriß, im neun und siebzigsten Jahre seines Lebens, im drei und fünfzigsten seiner Regierung.

Ein feindseliger Zwiespalt bestand zwischen ihm und seiner Zeit. Brünstig die Ruhe suchend, lebte er in einem Jahrhunderte, welchem die Ruhe fremd war, das vielmehr alle gährenden Elemente des mit ihm scheidenden Mittelalters noch einmal zur wildesten Entladung brachte, gleich als sollten sie durch dieses letzte wüthende Aufbrausen allmälig in sich selbst verpuffen, um die vulcanische Unterlage einer herannahenden neuen, anderen Zeit zu bilden. Eingeschüchtert, verdüstert, stand er mit seinem sanften Geiste, seinem weichen Herzen, seinem ruhebedürftigen Gemüthe, auf diesem großen Schlachtfelde, das einen Krieg Aller gegen Alle trug. Ueberrascht von immer neuen Gewittern, blieb ihm selten die Besonnenheit, die richtigen Mittel zu wählen; denn schneller Blick, rasches Ergreifen der Gelegenheit, zuvorkommendes Bekämpfen sich entwickelnder Gefahr, lag nicht in seinem Wesen. Daher hat er meistens am unrechten Orte gezögert, und wo er übereilte, was selten geschah, doch ebenfalls gewöhnlich am unrechten Orte es gethan. Nachdem die hastige Strömung der Zeit ihn einmal aus dem Gleichgewichte gebracht, ward es ihm zum unverschuldeten Fluche, zu verhindern, was er befördern, zu befördern, was er verhindern wollte; durch Zaudern häufig die Wirkung des Ueberstürzens, durch Geizen jene des Verschwendens hervor zu bringen, und den Strom, den er dämmen wollte, nur um so verderblicher aufzuregen. Auch ihm wurden, bei dem beängstigenden Drange der Ereignisse, die schönsten Tugenden des Menschen nicht selten zu Fehlern des Regenten. Lange und bitter hat er gelitten für Dasjenige, was er nicht über sich vermochte, und sein reiner Wille hat sich selten belohnt, weil ihm

nicht das Vermögen der Ausführung zur Seite stand. Die drohende Gefahr hat er selten glücklich abgewehrt, die vorhandene immer würdevoll ertragen, und seine Standhaftigkeit hat ihn zuletzt im Wesentlichen fast stets an das Ziel gelangen lassen, wenn es auch noch so lange durch Hindernisse aller Art ihm verstellt war. Hochgebildet bis zur Gelehrsamkeit, freilich nach dem sophistischen und spitzfindigen Zuschnitte seiner Zeit, war er den Wissenschaften und Künsten ein warmer Freund; nur den Juristen war er unhold, was sich leicht erklären läßt, wenn man das barbarische Gemengsel kennt, das dazumal als Rechtsgelehrsamkeit galt. Desto eifriger nahm er die junge Erfindung der Buchdruckerei in seinen Schutz; er ahnete, daß sie die Besiegerin jener trotzigen Kräfte seyn werde, die ihm das Leben vergällt hatten. Fromm und anspruchlos als Mensch, schien er sich gleichsam nur als den Vorläufer seines herrlichen Sohnes Maximilian zu betrachten; doch dankbar muß erkannt werden, daß er es war, dessen Bemühungen und Sorgen diesem den Weg der Größe geebnet, Oesterreichs Wachsthum vorbereitet, dem Zerfalle der Hausmacht vorgebeugt hatten.

Zehntes Buch.

Oesterreich nach Kaiser Friedrich's III. Tode unter Maximilian I. und bis zu Ferdinand's I. Theilung mit seinem Bruder Karl; von 1493 bis 1522.

In drei wichtigen Beziehungen für Oesterreich haben wir Maximilian noch bei Lebzeiten seines Vaters kennen gelernt: als Wiederhersteller, da er das, unter Fremdlingsjoch gebeugte Oesterreich mit siegreichem Schwerte wiedergewann, ihm mit dem alten Herrscherhause die gewöhnten, längst lieb gewordenen Verhältnisse zurückgab; als Erhalter, da er die Lostrennung Tirols von dem Gesammtbesitze seines Hauses verhütete; als Mehrer, da er, wider einen mächtigen Feind und beharrliche Empörung, beinahe ohne alle fremde Hilfe, das burgundische Erbe dennoch seinem Hause einverleibte, und diesem außerdem auch die früheren Erbverträge mit Ungarn erneuerte. Nach der Bestimmung und dem Umfange unseres Werkes können wir hier nur den österreichischen Maximilian schildern, ihm und seiner weitausgreifenden Thätigkeit nur mit flüchtigem Blicke über jene Gränze hinaus

folgen. Was er daher als König und Kaiser dem übrigen Reiche, oder besser dem übrigen Welttheile gewesen, vermag hier nur beziehungsweise angedeutet zu werden, und so dürfte es leicht geschehen, daß uns die glänzendere Hälfte seines Bildes umwölkt und verschleiert bliebe. Denn die Zeit überraschte sich damals auf einem verhängnißvollen Scheidewege; so viele, seit lange vorbereitete Keime drängten sich jetzt alle zugleich hervor, und Alles wollte anders werden und sich verjüngen. Das Mittelalter hatte seine Bahn durchlaufen, und nahm für immer Abschied. Aus den kürzlich erst zur allgemeinen Anwendung gekommenen Feuerschlünden, aus den Pressen Guttenberg's und Fust's, aus den Concilien und Hochschulen quoll in tausendfachen Strahlen, alle Verhältnisse überflutend, eine neue Zeit mit neuem Geiste, wie mit neuen Formen, mit neuer Kriegs- und daher auch neuer Friedensart, mit neuem Wissen und neuen Zweifeln; — das Schwert hatte die Herrschaft der Welt verloren, das Gesetz dem Faustrechte die Macht abgewonnen; über gebrochenen Burgen ebneten sich Stände und Klassen, und die Diplomatie, die Idee eines europäischen Gleichgewichtes erfassend, und auf das Arsenal mächtiger Erfindungen hinter sich deutend, begann dem planlosen Eroberungssinne, der vorher gewaltet, die Hände zu binden. Die herüberdrohende Blutfahne des Propheten, wie schreckenerregend an sich, ward doch für Europa zeitweise zu einem heilsamen Bindemittel, und während die vorher so todtstille Welt der Geister jetzt plötzlich aufgohr und in sich kämpfte, schloß die äußere Form der Verhältnisse sich fester und gleichmäßiger über ihr zusammen.

Nachdem Frankreichs König treulos Maximilian's angetraute Braut, Anna von Bretagne, ihm entrissen, entschloß sich der römische König zu einer neuen Heirat. Am 16. März 1494 vermälte er zu Innsbruck sich mit Blanca Maria Sforza, einer Tochter des verstorbenen Herzogs Galeazzo Maria von Mailand, welche ihm, außer einer reichen Aussteuer, auch zukünftige Ansprüche auf die Lombardie mitbrachte. Ihr Oheim, Ludwig Moro, hatte bisher dieses Land für ihren Bruder, den geistesschwachen Herzog Johann Galeazzo verwaltet. Bei des Letzteren völliger Regierungsunfähigkeit wurde derselbe vom Könige Maximilian am 5. September 1494 seines Besitzrechtes auf Mailand verlustig erklärt, und Ludwig, den seine Anhänger zum Herzoge ausriefen, als solcher belehnt. Doch sollte diese Herrschaft nur seiner Person angehören, nach seinem Tode aber, nebst den Grafschaften Pavia und Anghiera, an Kaiser und Reich zurückfallen.

Von allen Seiten nahmen den König eine Menge wichtiger Geschäfte in Anspruch; so daß die Verwaltung der entfernten Niederlande ihm doppelt schwierig ward. Er beschloß, sie niederzulegen. Zu diesem Zwecke reisete er selbst dahin, verlängerte unterwegs am 10. Mai 1494 zu Kempten den von seinem Vater im Jahre 1486 verkündigten zehnjährigen Landfrieden auf weitere drei Jahre, und empfing zu Löwen die Huldigung der Stände. Während des Winters lehrte er selbst seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, wie derselbe die Niederländer zu regieren habe; denn hier war fortwährend Unruhe und Gährung. Karl Egmont hatte, nachdem Herzog Albrecht's Waffen ihn zur Ruhe verwiesen, sich hinsichtlich seiner Ansprüche dem Urtheile der vier rheinischen Kurfürsten unterworfen. Diese sprachen zu Mastricht ihm jedes Recht ab; aber Egmont widersetzte sich ihrer Entscheidung, und bewirkte neuen Aufruhr in Geldern. Nachdem der König mit einem Heere gegen diese Provinz gezogen, Rüremonde im Herbste 1494 erobert, Nimwegen jedoch fruchtlos belagert hatte, schloß der Erzherzog Philipp zu Anfange des Jahres 1495 einen Waffenstillstand mit Egmont. Dieser unterwarf sich abermals dem Schiedsspruche sämmtlicher Kurfürsten, schritt aber, ohne an den Stillstand sich zu kehren, bald darauf zu neuen Feindseligkeiten. Diese Wirren hielten den König länger in den Niederlanden auf, als er vermuthet hatte, und ließen ihn seinen ersten Reichstag zu Worms erst zum 2. Februar 1495 anberaumen.

Dieser Reichstag zerstörte das letzte Wahrzeichen des Mittelalters; das Faustrecht wurde für immer verbannt, und ein Edict des ritterlichen Königs sprach, die Idee seines großen Ahnherrn, König Rudolf's, verwirklichend, den ewigen Landfrieden aus. Der letzte Ritter Maximilian hatte hiermit die letzte Stütze des Afterritterthums hochherzig gebrochen. Einmal begonnen, wurde die Reformation der deutschen Reichsverfassung von ihm mit Riesenschritten fortgeführt. Es hatte dem Reiche bisher an einem festen, bleibenden, rechtlichen Mittelpunkte gefehlt; denn die Hof- und Kammergerichte der Kaiser, welche diesen Zweck erfüllen sollten, wechselten mit deren Hoflagern, und waren also an deren Personen und eigentliche Stellung gebunden; weder in ihrer Zusammensetzung, noch in ihrem Aufenthalte war Dauer. Maximilian machte diesem schwankenden und wandernden Zustande der obersten Reichsbehörde ein Ende; auf sein Zuthun trat das Reichskammergericht mit bleibendem Sitze zu Frankfurt am Main in's Leben. Es wurde

auch dessen neue Gerichtsordnung entworfen, und zur Besoldung des Richters und der sechzehn Beisitzer die Gerichtssporteln und ein Theil des gemeinen Pfennigs auf vier Jahre angewiesen. Beide wichtige Maßregeln, die Einführung des ewigen Landfriedens, wie jene des Reichskammergerichts, wurden am 7. August 1495 feierlich verkündigt. Dennoch fand Maximilian die Stände wenig willfährig hinsichtlich der geforderten Hilfe gegen die Türken und zu dem italienischen Kriege gegen den König Karl VIII. von Frankreich, welcher Neapel erobert, und dadurch ein Bündniß gegen sich zwischen dem Könige Maximilian, der Republik Venedig, dem Papste, dem Könige Ferdinand von Aragonien und Sicilien, und dem Herzoge von Mailand hervorgerufen hatte. Während desselben Reichstages zu Worms bestrafte auch der König, als Deutschlands erster Ritter, die prahlerische Verwegenheit eines französischen Ritters, Claude de Barre, der seinen Schild vor der Herberge, die er bewohnte, ausgehangen, und durch einen Herold alle Deutschen zum Zweikampfe herausfordern ließ. Wegen seiner Riesenstärke und großen Fechtkunst bekannt und gefürchtet, fand der Franzose lange keinen Gegner, der sich mit ihm messen wollte. Da nahm der König selbst die Ausforderung an, warf den Raufbold in den Sand, und zwang denselben, sich ihm gefangen zu geben.

Am 4. März 1496 starb, hochbejahrt und kinderlos, des Königs Oheim, der Herzog Sigmund in Tirol. Maximilian, als sein Erbe, vereinigte nun wieder alle Länder seines Hauses, nach langer, oft verderblich gewordener Theilung unter verschiedene Linien, unter seinem allgemeinen Scepter, und Oesterreichs Macht war und blieb seitdem unzerstückt beisammen, da für spätere Linien sich bald neue Kronen zeigten. Ein wichtiger Schritt dazu geschah schon jetzt, durch Wechselheiraten mit der königlichen Familie von Spanien. Der achtzehnjährige Erzherzog Philipp vermälte sich am 21. October 1496 mit der jüngeren spanischen Infantin, Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und Sicilien, und der Königin Isabella von Castilien, und am 4. April 1487 wurde Ferdinand's und Isabellens einziger Sohn, der Infant Johann, mit der Erzherzogin Margaretha, Tochter des Königs Maximilian, verbunden. Philipp gelangte durch jene Heirat, bei der unerwartet großen Sterblichkeit in der spanischen Regentendynastie, bald auf den castilischen Thron; denn der Infant Johann starb, wenige Monate nach seiner Vermälung, am 4. October 1497 ohne Leibeserben.

Ein Jahr nach ihm verblich die ältere spanische Infantin, Isabella, Gemalin des Königs Emanuel von Portugal, und ihr einziger Sohn, Michael, folgte ihr schon am 12. Juli 1500 in die Gruft. So geschah es, daß bereits im Jahre 1500 die Erzherzogin Johanna und ihr Gemal Philipp als alleinige Erben der Reiche Aragonien und Castilien dastanden, ein Ereigniß, welches Maximilian's rastlose Sorgfalt für das Gedeihen seines Hauses durch jene Wechselheiraten vorbereitet, das Glück aber unverhofft schnell verwirklicht hatte.

Die Angelegenheiten in Burgund und Italien stellten Oesterreichs und Frankreichs wechselseitige Verhältnisse in ein scharfes Licht. Beide Staaten, unter kriegslustigen und unternehmenden Herrschern, begegneten sich mit ihren Vergrößerungsplanen auf Einem Punkte, beide Mächte überwachten einander mit Eifersucht und Besorgniß. Frankreichs Umsichgreifen in Italien mußte, zumal Maximilian's zweite Heirat ihm selbst Aussichten auf das nördliche, die Wechselheirat seiner Kinder seinem Hause Anwartschaft auf das südliche Italien eröffnet hatte, des römischen Königs ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der italienische Krieg wurde daher von ihm mit großem Eifer betrieben; doch die Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen, die Gleichgiltigkeit der Reichsstände, lähmte seine Unternehmungen. Um die mit Frankreich verbündeten Florentiner zur See von diesen ihren Bundesgenossen abzuschneiden, wurde die Eroberung Livorno's beschlossen. Maximilian selbst wollte diese Belagerung leiten, und kam im September 1496 nach Genua. Es wurde daselbst die venetianisch-genuesische Flotte ausgerüstet, auf welcher der römische König am 8. October mit tausend deutschen Lanzknechten und einer ansehnlichen Artillerie sich einschiffte, während noch tausend Lanzknechte und fünfhundert Reiter an der Seeküste hinab über Spezzia zogen. Mit dem bei Pisa vereinigten Heere rückte Maximilian dann vor Livorno, ließ den Hafen durch die Flotte blockiren und die Stadt beschießen; seine Streifcorps eroberten einige Orte in der Maremma. Die Seeblockade wurde jedoch schon am 14. November durch einen wüthenden Sturm vereitelt, welcher die Flotte der Verbündeten zerstreute. Weil die versprochene Hilfe an Truppen und Geld von Mailand und Venedig ausblieb, vermochte der König auch den Krieg zu Lande nicht fortzusetzen, sondern sah sich genöthigt, seine Truppen nach Pisa zurück zu führen. Auch den Kampf auf einer anderen Seite zu erneuern, erlaubten heranziehende Verstärkungen der Florentiner nicht. Endlich

wurde dem Könige auch noch klar, daß seine eigenen Verbündeten, die Venetianer, seinen Unternehmungen heimliche Hindernisse entgegensetzten. Diese Treulosigkeit erzürnte ihn dergestalt, daß er den ganzen Feldzug aufgab, und zu Ende des Jahres über die Alpen und Tirol nach Deutschland zurückkehrte.

Hier warteten seiner vielfältige Reichsgeschäfte. Die Handhabung des Landfriedens, an den man sich in Deutschland nur allmälig gewöhnte, während die Eidgenossen ihn so wenig, als das Reichskammergericht anerkannten, verursachte ihm Sorge und Mühe in Fülle. Auf dem im April 1497 zu Worms eröffneten Landtage wurde der Sitz des Reichskammergerichtes von Frankfurt in die erstgenannte Stadt verlegt. Im October wurde ein neuer Reichstag zu Freiburg eröffnet. Wieder ging der König die Stände dringend um Beistand zum Kriege gegen Frankreich an, und wieder wurde er von ihnen mit Versprechungen, geringer Geldhilfe und Friedensversuchen abgefunden.

Gleichwohl hatten Maximilian's Verhältnisse zu Frankreich, nicht nur von Italien, sondern auch von Burgund aus, eine Gestalt angenommen, die eine friedliche Lösung beinahe zur Unmöglichkeit machte. Der Erzherzog Philipp hatte zu Ende des Jahres 1497 vom Könige Karl VIII. die Rückstellung des Herzogthumes Burgund und der anderen, durch den Frieden zu Senlis ihm zugesprochenen Länder gefordert. Es war ihm, wie zu erwarten, ausweichende Antwort geworden. Mittlerweile starb der junge König Karl VIII. am 7. April 1498, und sein Vetter, der Herzog von Orleans, welcher ihm als Ludwig XII. auf dem französischen Throne nachfolgte, zeigte zur pflichtschuldigen Herausgabe der burgundischen Länder so wenig Bereitwilligkeit, wie sein Vorgänger. Zwar ließ Maximilian im Frühjahre 1498 unter dem Befehle des Ritters von Bergy ein großentheils aus schweizerischen Söldnern zusammengesetztes Heer nach Burgund aufbrechen. Aber Ludwig wußte nicht nur durch Bestechung Meuterei unter diesen Söldnern anzustiften, so daß Bergy sich zum Rückzuge in die Freigrafschaft Burgund genöthigt sah, sondern erregte auch durch den ebenfalls von ihm erkauften Egmont abermalige Unruhen in Geldern. So von doppelter Seite bedroht, mußte Maximilian sich zu einem Waffenstillstande verstehen. Der Kurfürst Friedrich II. von Sachsen und der Herzog René II. von Lothringen unterzogen sich dem Geschäfte, im Wege der Vermittelung den König von Frankreich zur Herausgabe der im Streite begriffenen Länder zu bewegen. Unerwartet näherte sich der König Ludwig dem Erzherzoge Philipp, um für seine Absichten auf den Besitz

von Mailand freie Hand zu gewinnen. In Folge eines zu Paris am 2. August 1498 abgeschlossenen Vergleiches gab er dem Erzherzoge die Städte Bethune, Aire und Hesdin zurück, wogegen der König Burgund, Maçon, Auxerre und Bar sur Seine auf Lebenszeit behalten sollte. Ueber Philipp's diesfällige Ansprüche, besonders in Rücksicht Burgund's, sollte das Parlament von Paris entscheiden, wobei freilich dem Erzherzoge so viel wie keine Aussicht übrig blieb. Letzterer leistete für die französischen Lehen Flandern, Charolais und Artois am 5. Juli 1499 zu Arras die Huldigung in die Hände des Kanzlers von Frankreich, der den König Ludwig bei dieser Handlung vertrat. Den römischen König nahmen andere Dinge, vorzüglich der Krieg mit den Eidgenossen, damals so sehr in Anspruch, daß er jenen Vergleich geschehen lassen mußte, und für sich selbst den Waffenstillstand mit Frankreich auf sechs Monate verlängerte.

In den Niederlanden wußte Ludwig den König Maximilian durch allerhand Umtriebe fortwährend zu beschäftigen, um ihm die Hände gegen Frankreich zu lähmen. Zu diesem Zwecke sendete er, im Herbste 1498, den Empörern in Geldern Hilfstruppen unter Anführung des Bastards von Bourbon und des Grafen Robert de la Marche. Den Aufstand zu ersticken, eilte der römische König, begleitet von dem Herzoge Albrecht von Sachsen, selbst nach Geldern, wo die Herzoge von Jülich und Berg für ihn den Prätendenten Egmont eifrig bekämpften, und bezwang mehre Orte. Während aber der Krieg gegen die Eidgenossen ihn auf kurze Zeit an den oberen Rhein rief, stießen die französischen Hilfsvölker zu den Empörern, und verschafften diesen eine entschiedene Uebermacht, die den Herzogen von Jülich und Berg die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Die Letzteren mußten, unter französischer Vermittelung, am 15. Juni 1499 den Waffenstillstand von Aachen eingehen, welchem der Erzherzog Philipp sich anschloß.

In Friesland währte der Aufstand fort. Ein Theil der dortigen Bevölkerung weigerte sich, den Herzog Albrecht von Sachsen als Statthalter anzuerkennen. Zwar gelang es diesem, durch Hilfe des Grafen von Ostfriesland, die widerstrebenden Friesen zur Ruhe zu verweisen, worauf er seinen zweiten Sohn, den Herzog Heinrich, als Vicestatthalter einsetzte, und nach Sachsen zurückkehrte. Aber kaum war er fort, so empörten sich die Friesen von Neuem, belagerten den Vicestatthalter, der ihnen Steuern abgefordert und eine Burg zu Harlingen erbaut hatte, in Franeker, und drohten, ihn und die Seinigen,

sobald der Platz erobert sey, in Ketten aufzuhängen. Um seinen Sohn zu retten und die Empörer zu strafen, sammelte der Herzog Albrecht eiligst Truppen. Als er im Juni 1500 nach Friesland zurückkehrte, fand er schon mehre seiner Freunde zu des Vicestatthalters Schutze herbeigekommen, und diese hatten den Aufrührern bereits wiederholte Niederlagen beigebracht. Franeker wurde entsetzt, und Albrecht zog vor die Stadt Gröningen, den Hauptsitz der Rebellen. Durch seinen plötzlichen Tod (am 12. September) wurde diese Belagerung abgebrochen; indem seine Söhne, die Herzoge Georg und Heinrich, einen vierjährigen Waffenstillstand mit Gröningen schlossen.

Die Eidgenossen hatten in letzterer Zeit ihren Verband mit dem Reiche, der von letzterer Seite mit Mühe dem Namen nach aufrecht erhalten wurde, völlig gelockert, und verhehlten auch keinesweges, daß sie nur auf gute Gelegenheit warteten, ihn ganz abzubrechen. Weder erkannten sie den ewigen Landfrieden, noch das Reichskammergericht an; auch weigerten sie sich hartnäckig, dem schwäbischen Bunde beizutreten, der hauptsächlich auf Beschützung des Landfriedens gerichtet war, und erneuerten daher, als der römische König die Regierung Tirols übernahm, auch nicht das Bündniß mit diesem Lande, fürchtend, dadurch wider Willen zum schwäbischen Bunde gezogen zu werden. So vielfache Beweise von Abtrünnigkeit und Ungehorsam wollte Maximilian nicht unbestraft lassen; Anlaß zum Streite ergab sich bald. Zwischen der Regierung von Tirol und jener von Graubündten hatte sich schon seit einiger Zeit Streit entsponnen über den Besitz des Münsterthales und über die Voigtei des dort gelegenen Stiftes Münster. Die Tiroler durften sich der Hilfe des römischen Königs und der österreichischen Nachbarlande getrösten; die Eidgenossen bauten auf ihren Beistand unter einander. Beide Theile rüsteten. Die Graubündtner und die Kurbündtner traten in den Schweizerbund, um durch ihn sich zu schützen. Nach ihrer Art, fremde Unterthanen in ihre Gemeinschaft zu ziehen, waren die Graubündter noch überdies mit den, zu Oesterreich gehörigen, mit Tirol verbundenen, zehn Gerichten des Prätigaues einen Bund eingegangen, der von Seite der Letztgenannten aufrührischer Art genannt werden mußte. Die Tiroler überfielen im Sommer 1498 das Stift Münster, wurden aber mit Verlust zurückgetrieben. Sie behaupteten nun, es hätten die Bündtner zuerst Anlaß zum Kriege gegeben, und riefen, wie wegen Verletzung des Landfriedens, die Nachbarn

um Beistand an. Vor Allem suchten sie die Hilfe des schwäbischen Bundes, der ohnehin gegen die Eidgenossen, wegen ihrer Weigerung, dem Bunde beizutreten, heftig erbittert war; gern ließ sich daher derselbe vom römischen Könige zur Beschützung seiner Erblande auffordern. Auf einem Bundestage zu Kostnitz, am 20. Januar 1499, wurde der Zug gegen die Eidgenossen beschlossen. Die Fehde brach los. Die im Vintschgau gelegenen österreichischen Truppen fielen in das Münsterthal ein, mußten aber unverrichteter Dinge sich wieder zurückziehen. Die Graubündtner und ihre eidgenössischen Hilfsvölker besetzten jenes Thal, desgleichen alle Gränzpässe gegen Tirol und Vorarlberg, wie auch die Linie am Rhein von Maienfeld bis Basel; während an der oberen Etsch sich zweitausend Oesterreicher sammelten, und der schwäbische Bund seine Truppen um Lindau und Feldkirch zusammenzog. Zwar wurde durch die Bischöfe von Kur und Kostnitz ein Stillstand bis zur Mitte der Fasten vermittelt, und in Feldkirch sollten Unterhandlungen eröffnet werden, aber beide Theile setzten gleichwohl die Feindseligkeiten fort. Die Oesterreicher, voll heftiger Erbitterung, legten mehre bündtnerische Wohnungen in Asche, nahmen durch Einverständniß die Stadt Maienfeld, und besetzten den Luziensteig. Die Tiroler wagten nochmaligen Einfall in das Münsterthal, und brannten das Kloster St. Johann nieder. Aber die Graubündtner überfielen zur Nachtzeit die Oesterreicher, verjagten sie von dem Luziensteige, und besetzten auch Maienfeld wieder. An zwanzigtausend Eidgenossen sammelten sich bis zum 20. Februar um Schaffhausen, und lagerten in verschiedenen Abtheilungen unterhalb des Bodensees am Rheine. Die Städte Straßburg, Kolmar und Schletstadt, die Bischöfe von Kostnitz und Kur, die Grafen von Thierstein und Sulz, sammt mehren helvetischen Landherren, schlugen sich auf Oesterreichs Seite; zahlreiche schwäbische Truppen standen schlagfertig am rechten Rheinufer. Verheerende Einfälle geschahen von beiden Theilen. Die Eidgenossen brandschatzten das Bisthum Kostnitz, und vertrieben den Bischof von Kur aus seinem Sitze; achttausend ihrer Truppen überschritten bei Rheineck den Strom, stürzten sich unerwartet auf einen bei Hard, zwischen Bregenz und Fussach stehenden, überlegenen Haufen des schwäbischen Bundes, und schlugen ihn in die Flucht. Darauf wurde die Grafschaft Nellenburg nebst der Landschaft des Bregenzer Waldes verwüstet und gebrandschatzt; Bregenz selbst leistete tapferen Widerstand. Die eintretende Kälte nöthigte endlich die Eidgenossen zur Heimkehr.

Wie Frankreich, um ungestörter seine Absichten auf Mailand verfolgen zu können, den Aufstand in Flandern unterstützte, so leistete es jetzt auch den Eidgenossen Vorschub. Am 16. März 1499 wurde zu Lucern zwischen Frankreich und den Eidgenossen ein zehnjähriges gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß geschlossen wider alle Feinde, von eidgenössischer Seite mit Ausnahme des Papstes und des römischen Reiches. König Ludwig durfte frei in der Schweiz werben lassen, und sagte dafür den Cantonen jährliche Subsidien zu. Den Eidgenossen wuchs nun dergestalt der Muth, daß sie alle Anerbietungen ihrer Nachbarn, zwischen ihnen und Oesterreich Frieden zu vermitteln, von sich wiesen. Ihre Schaaren streiften in der zweiten Hälfte des März durch das Klettgau, den Schwarzwald, und durch die Gegend von Dornach und Basel; erfolgreich fochten sie in mehren kleinen Treffen, äscherten die Städte Thiengen und Stühlingen ein, und eroberten Schloß Küßnacht. Eine königliche Truppenabtheilung unternahm am 25. März, aus den verschanzten Linien bei Frastanz an der Ill, einen verheerenden Einfall in die Gebiete von Sar und St. Gallen. Schnell brachten die nächstgelegenen Cantone an achttausend Mann zusammen, zogen über den Rhein gegen Vadutz, und legten sich am 2. April vor Schloß Guttenberg. Das gegen fünfzehntausend Mann starke schwäbische Heer, welches sich bei Kostnitz zusammengezogen hatte, rückte am 18. April über Ermatingen am Bodensee vor, wurde aber am anderen Tage von einem, im Passe Schwaderloch unweit Kostnitz aufgestellten, eidgenössischen Haufen von fünfzehnhundert Mann, an welchen sich das Aufgebot des Thurgaues angeschlossen, geschlagen, und ließ gegen zweitausend Todte und fünfzehn Kanonen zurück. Der vor Guttenberg stehende Gewalthaufe der Eidgenossen, siebentausend Mann stark, rückte nunmehr in das Wallgau, klomm über die Gebirge, und umging die feste Stellung bei Frastanz an der Ill. Das königliche Corps soll zwar vierzehntausend Mann gezählt haben; aber es bestand fast nur aus aufgebotenem, kriegsunkundigem Landvolke. Deshalb setzte es sich auch gegen die wüthend einstürmenden Helvetier wenig zur Wehre, stäubte aus einander, und ließ zehn Kanonen und fünfhundert Feuerröhre in den Händen der Feinde. Das Wallgau lösete sich mit achttausend Gulden Brandschatzung.

Den König Maximilian hatte bisher der Aufstand in Flandern von dem Schauplatze des Schweizerkrieges fern gehalten; aber im Mai langte er endlich mit einigen frischen Truppen am oberen Rheine in Freiburg an,

höchlich unzufrieden mit dem schlimmeu Erfolge des bisherigen Feldzuges und der üblen Verfassung des schwäbischen Bundesheeres. Ein von ihm erlassenes allgemeines Reichsaufgebot zum Kriege gegen die Eidgenossen hatte geringe, fast keine Wirkung. Unter gegenseitigen Verwüstungen hatte, der Krieg seinen Fortgang. Die Tiroler hatten inzwischen das untere Engadein ausgeplündert, wurden aber am 22. Mai in ihrer Verschanzung bei Lavaina, unweit der Malser Haide, von neuntausend Graubündtnern mit Gewalt angegriffen, in ihrer Stellung umgangen, und mußten, nach langer und tapferer Gegenwehr, sich mit einem Verluste von viertausend Mann zurückziehen. Die Graubündtner, ihres Sieges froh, folgten ihnen auf dem Fuße, die Städte Glurens, Mals, sammt mehren Dörfern, schrecklich verheerend. Dagegen fiel der König mit seinen, bei Feldkirch versammelten Truppen in das Engadein ein. Aber die Bewohner hatten, noch vor der Ankunft des Feindes, mit eigener Hand ihre Wohnungen angezündet und sich in die Gebirgsschluchten geflüchtet. Der König, von Lebensmitteln entblößt und von den heranziehenden Eidgenossen bedroht, mußte umkehren. Endlich hatten, langsam wie immer, die Hilfsvölker der Reichsfürsten sich in Kostnitz gesammelt, und das Heer zählte, die Oesterreicher hinzugerechnet, an zwanzigtausend Mann, unter dem unmittelbaren Oberbefehle des Kaisers. Am 13. Juli standen beide Heere einander schlagfertig gegenüber, und der heldenmüthige Maximilian glaubte nun endlich den Augenblick der Entscheidung gekommen; als die Mehrzahl der Fürsten plötzlich erklärte: sie wären nicht gesonnen, ihren Ruhm gegen die Schweizerbauern zu wagen, sondern wollten nur des Reiches Gränzen wider sie vertheidigen. Da mußte der König zornglühend sich, Angesichts der höhnenden Feinde, hinter die Mauern von Kostnitz zurückziehen. Verachtung und Erbitterung im Herzen, verließ er das nutzlose Reichsheer, eilte über den Bodensee nach Lindau, und schickte von da einen seiner eigenen muthigen Haufen über den See, worauf im Kloster Roschach eine eidgenössische Truppe überfallen und der Ort in Asche gelegt wurde.

Neues Mißgeschick traf den König an einem anderen Orte. Ein von ihm aus Niederländern, Burgundern und rheinisch-reichsstädtischen Truppen zusammengebrachtes Heer, auf fünfzehntausend Mann sich belaufend, stand unweit Basel unter Anführung des Grafen Heinrich von Fürstenberg, der sich vor das feste Schloß Dornach gelegt hatte. Auf seine Uebermacht ver-

trauend, ließ er am 22. Juli sich unvorsichtig von einem eidgenössischen Haufen überfallen, der um zwei Drittheile schwächer war, als der seinige. Zwar gelang es dem größeren Theile seiner Truppen, hinter der Birs eine geordnete Stellung anzunehmen; aber ein neuer, plötzlich hervorbrechender Schweizerhaufe, obwohl nur zwölfhundert Mann stark, lösete die einmal erschütterte Ordnung in völlige Verwirrung auf. Die Eidgenossen in ihrer wüthenden Tapferkeit warfen Alles vor sich nieder. Dreitausend der Königlichen, unter ihnen der Graf selbst, wurden erschlagen; die Uebrigen retteten sich durch eilige Flucht. Lager und Gepäck, zehn Fahnen und über zwanzig Feuerschlünde fielen in die Hände der Eidgenossen, denen dieser Sieg nur dreihundert Mann gekostet haben soll.

Bei solchen Mißgriffen seiner Unterfeldherren, bei solcher völligen Unthätigkeit des Reiches, welches doch der Abfall der Eidgenossen zunächst anging, mußte der römische König selbst auf Frieden bedacht seyn, zumal der König von Frankreich immer unverhohlener mit seinen Anschlägen auf Mailand hervortrat. Letzterer selbst bot, um seinen Einfluß nach zwei Seiten hin geltend zu machen, seine Vermittelung an; aber weder Maximilian, noch die Schweizer mochten dies gut heißen. Um so willfähriger unterzog sich Ludwig Sforza diesem Geschäfte, hoffend, nach bewerkstelligtem Frieden sowohl bei dem römischen Könige, als bei den Eidgenossen, Unterstützung gegen Frankreich zu finden. Der Friedenscongreß wurde am 4. August in Schaffhausen eröffnet, dann aber nach Basel verlegt. Den Eidgenossen war, trotz der erstrittenen Vortheile, der weitere Krieg verleidet durch die schweren Kosten, die ausgestandenen Verheerungen und die, während der Feindseligkeiten unterbrochenen Zufuhren an Getreide und Salz aus Schwaben und Tirol. Gern nahmen sie, für ihre Forderungen an Oesterreich, eine von Sforza ihnen gebotene Summe an. Am 22. September 1499 wurde zu Basel der Friede abgeschlossen. Die Prätigauer hatten sich dem römischen Könige zu unterwerfen, und ihm neuerdings zu huldigen, unbeschadet ihrer bestehenden freundschaftlichen Verbindung mit Graubündten. Ueber die Streitigkeiten Tirols mit Graubündten, namentlich mit dem Stifte Kur, sollte durch den Bischof Friedrich von Augsburg schiedsrichterlicher Ausspruch erfolgen. Die Eroberungen, wie die Gefangenen, wurden gegenseitig zurückgegeben, den Eidgenossen der schon seit 1461 von ihnen innegehabte Thurgau rechtlich zugesprochen. — Sonach blieb im Wesentlichen Alles im früheren Stande; geringe Frucht eines Krieges, der binnen zehn

Monaten über zwanzigtausend Menschen nur auf den Schlachtfeldern hingerafft haben soll, zweitausend Dörfer, Flecken und Schlösser den Flammen preisgab, dreißig Meilen in der Runde wüst legte. Die Cantone Zürich, Bern, Uri, Unterwalden, Schwyz und Glarus erneuerten die Erbeinigung mit Oesterreich; die übrigen, zu Frankreich haltenden Cantone schlossen sich davon aus.

Einen Ersatz für sein Mißgeschick gegen die Eidgenossen bereitete dem Könige Maximilian der Anfall der görzischen Lande. Am 12. April 1500 starb der letzte Graf von Görz, Leonhard II. Seine Gebiete, die Grafschaft Görz mit Gradisca, Mitterburg und dem Pusterthale, fielen, in Folge alter Verträge, an Oesterreich, und Maximilian's Erbstaaten gewannen dadurch nicht nur einen ansehnlichen Zuwachs, sondern auch in jenen Theilen eine bessere Arrondirung.

Während dessen hatte König Ludwig XII., von Venedig unterstützt, seinen lange vorbereiteten Schlag gegen Mailand ausgeführt. Der Herzog Ludwig Sforza wurde vertrieben, fiel, nach einem durch den Verrath seiner schweizerischen Hilfsvölker verunglückten Versuche, sein Land wieder zu erobern, in die Hände seiner Feinde, und endete sein Leben als Gefangener in Frankreich. Vergebens forderte der römische König, wohl einsehend, daß Ludwig von der Eroberung Mailands zu jener Neapels schreiten werde, auf dem am 10. April 1500 zu Augsburg eröffneten Reichstage, die Stände dringend auf zu schneller und ausreichender Hilfe gegen Frankreich und das ihm verbündete Venedig, ingleichen gegen die Osmanen. Die Stände riethen zu gütlichem Vertrage mit Frankreich, und beschränkten ihre Aufmerksamkeit auf innere Angelegenheiten. Das schon zu Worms 1495 beantragte Reichsregiment, wodurch die jährlichen Reichsversammlungen überflüssig gemacht, und, unter dem Vorsitze des Königs oder eines Stellvertreters, die wichtigeren Staatsangelegenheiten zur Entscheidung gebracht werden sollten, kam wirklich zu Stande, wurde aber schon nach zwei Jahren wieder aufgelöset. Für die österreichischen und burgundischen Länder wurde zu diesem Reichsregimente ein eigener Beisitzer ernannt, alle übrigen Länder des Reiches aber in sechs Kreise, den fränkischen, baierischen, schwäbischen, oberrheinischen, niederrheinisch-westfälischen und sächsischen, eingetheilt.

Wegen des Friedens mit Frankreich wurde vom Reichsregimente eine Gesandtschaft an den König Ludwig abgeschickt, welche am 13. December

1500 zu Blois einen Waffenstillstand bis zum 1. Juli 1501 bewirkte. Weil in diesen Vertrag Italien nicht eingeschlossen worden, und Maximilian von einem Bunde zwischen Frankreich und Spanien zur gemeinsamen Eroberung Neapels vernahm, zögerte er längere Zeit, den Stillstand zu bestätigen; erst am 3. April 1501 trat er demselben bei. Ludwig's erbetene Belehnung mit dem eroberten Mailand wurde vom Reichsregimente auf den nächsten Reichstag verwiesen.

Kurz darauf verwirklichte Ludwig, in Gemeinschaft mit Ferdinand von Aragonien, die Eroberung Neapels, dessen vertriebener König, Friedrich, gezwungen seiner Krone entsagte. Aber die erobernden Mächte, Frankreich und Aragonien, begannen über die Art der Theilung Neapel's sich zu veruneinigen, und ein Krieg zwischen ihnen stand in Aussicht. Um so eifriger trachtete, unter solchen Umständen, Ludwig, sich mit dem römischen Könige zu verständigen, und von ihm die Belehnung mit Mailand zu erhalten. Maximilian, erzürnt über die Unthätigkeit der Reichsfürsten, ließ jetzt durch seinen Sohn, den Erzherzog Philipp, sich leichter dazu vermögen, und am 13. December 1501 unterzeichnete er zu Trient, wo ein französischer Bevollmächtigter an seinem Hofe erschien, einen Vertrag, in welchem die Versicherungen, welche Ludwig XII. früher zu Lyon dem Erzherzoge Philipp gegeben, noch besonders festgestellt wurden. Ludwig's XII. Tochter, Claudia, sollte mit Philipp's Sohne, Karl, vermält werden, und erstere das Herzogthum Bretagne zur Aussteuer erhalten. Die Vermälung stand in sehr ungewisser Ferne; denn Karl und Claudia waren noch nicht zwei Jahre alt. Der noch ungeborene Dauphin sollte mit einer Tochter Philipp's vermält werden. Maximilian versprach dem Könige von Frankreich die Belehnung mit Mailand; Letzterer dem römischen Könige Hilfe gegen die Türken, Unterstützung bei dem Römerzuge, ihm und seinen Erben Beistand zur Besitznahme Ungarns und Böhmens, ingleichen dem Herzoge Philipp seine Verwendung, um ihm die Erbfolge in Spanien zu sichern. Die früheren Verträge rücksichtlich der burgundischen Länder erhielten ihre Bestätigung.

Durch eine öffentliche Bekanntmachung am 21. April 1501 zu Nürnberg, hatte der König Maximilian den Grund zu dem Reichshofrathe gelegt, indem er ein eigenes Hofraths-Collegium in Wien einsetzte. Ursprünglich war dasselbe, als oberste Directorialstelle, nur für die österreichischen Länder bestimmt; nach und nach gesellten sich die der Entscheidung des Königs

vorbehaltenen politischen Angelegenheiten des Reiches, bald auch noch manche Dinge anderer Art und reichsständische Rechtssachen zu dem Geschäftsbereiche dieses Hofgerichtes, dessen Wirksamkeit später sich allmälig dergestalt veränderte, daß es sich gar nicht mehr mit österreichisch-erbländischen Geschäften befaßte, sondern blos Angelegenheiten des Reiches in seinen Kreis zog, daher auch den Namen des kaiserlichen Reichshofrathes führte.

Des Königs Forderungen, unausgesetzt auf Bekämpfung der Türkengefahr hinarbeitend, standen mit den Bedenklichkeiten und zögernden Bewilligungen der Stände in so entschiedenem Widerspruche, daß endlich Spannungen eintraten. Dies war die Ursache, daß im September 1502 der König in Augsburg ein Kammergericht halten ließ und die Beisitzer desselben ohne Mitwirkung der Stände wählte; während die Kurfürsten am 5. Juli eigenmächtig einen Kur-Verein stifteten, zu Befolgung eines von ihnen verabredeten Systems in allen Reichsangelegenheiten, zu wechselseitigem Beistande und zu jährlichen persönlichen Zusammenkünften. So drohten König und Stände Beide ihren eigenen Weg zu gehen, auf welchem sie sich nur selten begegnet, wohl aber öfter zusammengestoßen seyn würden. Beide Theile erhoben dieserhalb Klagen gegen einander, und der Zwist schien einen bedrohlichen Ausgang nehmen zu wollen, als plötzlich der baierische Erbfolgestreit ihre gemeinschaftliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Als mit dem am 1. December 1503 verstorbenen Herzoge Georg von Baiern-Landshut, der Mannsstamm dieser Linie des Hauses Wittelsbach erlosch, hatten seine Vettern, die herzoglichen Brüder Albrecht und Wolfgang von der Münchner Linie, das nächste Recht auf die erledigten Reichslehen. Aber Georg hatte den Gemal seiner Tochter Elisabeth, den Prinzen Ruprecht, Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, zu seinem Erben bestimmt. Die Landstände errichteten bei diesen streitigen Ansprüchen eine provisorische Regierung, bis der römische König darüber Recht gesprochen haben würde. Dieser belehnte am 5. December die Herzoge Albrecht und Wolfgang mit Georg's Ländern, und die Stände huldigten ihnen. Ruprecht, nicht gesonnen, seine Ansprüche aufzugeben, griff zu den Waffen, und verfiel dafür sammt seinem Vater und seinen Helfern in die Reichsacht. Es kam zum Kriege, der auch noch fortwährte, als am 14. August 1504 Ruprecht, und unmittelbar nach ihm seine Gemalin Elisabeth verstarb. Maximilian selbst führte das königliche Heer. Unweit

Regensburg stieß er am 12. September auf einen böhmischen Söldnerhaufen, der in pfälzischen Diensten focht. Maximilian griff die Feinde unerschrocken in ihrer befestigten Stellung auf einer Höhe an. Im Ansprengen stürzte er von seinem Schlachtrosse, wurde geschleift, und verdankte sein Leben nur dem Muthe des Herzogs Erich von Braunschweig. Die Böhmen wurden mit Verlust in die Flucht geschlagen. Bei der endlichen Entscheidung dieser Streitsachen durch einen königlichen Spruch auf dem Reichstage zu Kostnitz, am 2. Juli 1507, wurden die erledigten Länder in drei Theile getheilt. Den beträchtlichsten erhielt der Herzog Albrecht von Baiern; die Söhne des mittlerweile verstorbenen Ruprecht einen anderen, und der König, als Ersatz für die Kriegskosten, den dritten Theil. Letzterer bestand in den, innerhalb Oberösterreich's gelegenen Herrschaften Spitz und Schwalenbach als Pfand, und in dem wirklichen Eigenthume von Ratenberg am Inn, in Schloß und Stadt Kuefstein, Kitzbühel, in dem Zillerthale in Tirol, Neuburg am Inn, in der Herrschaft Weissenhorn in Schwaben, der Grafschaft Kirchberg, der hagenauischen Landvoigtei u. a., welche zum Theile früher von Tirol an Baiern gekommen waren.

Die gegenseitige Eifersucht der Könige Ludwig von Frankreich und Ferdinand von Aragonien wegen der Theilung des gemeinschaftlich eroberten Neapels, führte endlich zu einer Kriegserklärung. Die Vermittelung des Erzherzogs Philipp, dem, in Rücksicht auf seine niederländischen Besitzungen, an dem Frieden mit Frankreich gelegen war, schien dem Ausbruche des Krieges vorbeugen zu wollen. In einem, am 5. April 1503, in Lyon unterzeichneten Vertrage trat Frankreich alle seine Rechte auf Neapel an die königliche Prinzessin Claudia, die verlobte Braut des Erzherzogs Karl, desgleichen Spanien seinen Antheil an Letzteren ab. Doch bald darauf gab der König von Aragonien vor, Philipp habe, bei Unterzeichnung jenes Vertrages, seine Vollmacht überschritten, und dieser sey daher ungiltig. Der Krieg zwischen Frankreich und Aragonien hatte also auf der italienischen Halbinsel seinen Fortgang, bis ihn der am 11. Februar 1504 zu Notre Dame de la Majorad abgeschlossene Waffenstillstand unterbrach. Italien erlag dabei furchtbaren Drangsalen. Die Lombardie war der französischen Herrschaft, Neapel jener Spaniens anheimgefallen; gleichzeitig strebte der unternehmende Papst Julius II. eifrigst dahin, die Romagna mit dem unmittelbaren Gebiete der Kirche zu vereinigen, und forderte den Venetianern

drohend die dort besetzten Plätze ab. Während die Könige Ludwig und Ferdinand ihren Zwist durch Wiedereinsetzung des von ihnen vertriebenen Königs Friedrich in Neapel beizulegen im Begriff standen, suchte Ersterer sich auch dem römischen Könige, mit welchem seit dem Trienter Vertrage neue Spannungen eingetreten waren, wieder zu nähern. Der Erzherzog Philipp, gegen seinen Schwiegervater Ferdinand erzürnt wegen des widerrufenen Lyoner Vertrags, und angelegentlich bemüht, die Familienverbindungen zwischen seinen und Ludwigs Kindern zu Stande zu bringen, unterstützte ihn hiebei nach Kräften. Auf sein Zuthun wurde ein Congreß zu Blois veranstaltet, und hier am 22. September 1504 drei Verträge zwischen den Königen Maximilian und Ludwig XII. abgeschlossen. In dem ersten Vertrage sagte der römische König dem Könige Ludwig XII. die bisher noch immer unvollzogene Belehnung mit Mailand für ihn und dessen männliche Leibeserben zu, gegen sogleich zu erlegende zweimal hunderttausend Livres und gegen das Versprechen, die Lehensherrschaft des Königs und des deutschen Reiches durch ein alljährlich zu überreichendes Paar goldener Sporen anzuerkennen. Hätte Ludwig keine Söhne, so sollten seine älteste Tochter, Claudia, und der ihr verlobte Bräutigam, Erzherzog Karl, und, wenn Claudia vor der Vermälung stürbe, Ludwig's mit dem Herzoge Karl, oder einem seiner Brüder zu vermälende nächste Tochter, nebst ihren Nachkommen, die Erben Mailands seyn. Würden aus der Ehe der französischen Prinzessin mit einem Erzherzoge keine Nachkommen hervorgehen, so sollten Ludwig's anderweite männliche Erben mit Mailand belehnt werden. — Im zweiten Vertrage wurde die Aussteuer der Prinzessin Claudia bei ihrer Vermälung mit dem Erzherzoge Karl bestimmt. Bei Ludwig's Ausgange ohne männliche Leibeserben, sollte diesem Paare und dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund, die Grafschaften Macon, Auxerre, Bar sur Seine und Auxonne, dann die Herzogthümer Mailand, Genua, Bretagne und die Grafschaften Asti in Piemont und Blois zufallen. Würde diese Vermälung von der französischen Seite verhindert, so sollten dem Herzoge Karl gleichwohl die Herzogthümer Burgund und Mailand, sammt Asti, werden. Käme aber das Hinderniß von österreichischer oder spanischer Seite, so müßte Maximilian allen Rechten auf Mailand und auf alle übrigen Länder, welche Ludwig vom deutschen Reiche besaß, desgleichen der Herzog Karl nicht nur seinen Ansprüchen auf Burgund, Macon, Auxerre und Bar

für Seine entsagen, sondern auch die Grafschaften Artois und Charolais nebst den Grafschaften Noyers und Chateau-Chinon, an Frankreich abtreten. — An den König Ferdinand von Aragonien erging die Einladung, binnen vier Monaten diesen beiden Verträgen beizutreten. Doch sollte er dann die Verwaltung des neapolitanischen Reiches dem Erzherzoge Philipp übertragen, welcher dieselbe, bis zur Vermälung seines Sohnes Karl mit Claudia von Frankreich, fortzuführen hätte. — In dem dritten Vertrage verbanden sich die Könige Maximilian und Ludwig gegen Venedig, um von dieser Republik alle Länder und Städte zurück zu erobern, die sie dem Kirchenstaate, dem deutschen Reiche und dem Herzogthume Mailand entrissen hatte. Zu Hagenau empfing dann der König Ludwig durch seinen Stellvertreter vom römischen Könige am 7. April 1505 die Belehnung mit Mailand.

Von Ludwig's XII. Treulosigkeit ließ sich voraussehen, daß, nachdem er seinen Zweck, die Belehnung mit Mailand, erreicht hatte, keiner der geschlossenen Verträge ihm heilig seyn würde. Seine Eifersucht auf die immer steigende Macht des Hauses Oesterreich, dessen sämmtliche Besitzungen jetzt in Einer Hand vereinigt waren, und welches unbestreitbare Erbanwartschaft auf Ungarn und Böhmen besaß, war groß. Sie wurde noch vermehrt, als der Erzherzog Philipp, ohnehin im Besitze der reichen burgundischen Länder, durch den am 25. November 1504 erfolgten Tod seiner Schwiegermutter Isabella, König von Castilien ward, während ihm überdies, bei der Kinderlosigkeit seines Schwiegervaters Ferdinand, auch die Erbfolge in Aragonien und den dazu gehörigen Ländern, in naher Aussicht stand. Neidisch und besorgt hierüber, hob Ludwig XII., in einer Versammlung seiner Stände zu Tours, am 22. Mai 1506, den zu Blois geschlossenen Heiratsvertrag zwischen seiner Tochter Claudia und dem Erzherzoge Karl auf, und wiederrief die für diesen Fall gelobte Abtretung von Mailand, Burgund und Asti, indem er zugleich seine Tochter an seinen Vetter, den Thronerben, Franz von Angouleme, verlobte.

Wegen der durch Egmont neu hervorgerufenen Unruhen in Geldern, welche erst am 27. Juli 1505 im Lager bei Rosendael durch einen zweijährigen Waffenstillstand beigelegt, und schiedsrichterlichem Ausspruche anheimgestellt wurden, hatte der König Philipp, obgleich nebst seiner Gemalin Johanna als Beherrscher Castiliens ausgerufen, die dortige Regierung nicht sogleich persönlich antreten können; diese war daher einstweilen

vom Könige Ferdinand verwaltet worden, den für ähnlichen Fall das Testament Isabellens hierzu bevollmächtiget hatte. Aber im April 1506 kam Philipp mit seiner Gemalin in Castilien an; Beide wurden zu Valladolid in die Regierung eingesetzt, und Ferdinand mußte die Regentschaft niederlegen. Letzterer war hierüber so mißvergnügt, daß er seinen Schwiegersohn Philipp von der Thronfolge in Aragonien auszuschließen sann, daher, nachdem er schon am 12. October 1505 ein Bündniß mit Ludwig XII. geschlossen, am 14. März des folgenden Jahres sich mit dessen Nichte, Germaine de Foix, vermälte. Den aus dieser Ehe zu erwartenden Kindern trat Ludwig seine Rechte auf Neapel ab. Auch unterzeichnete derselbe im Sommer 1506 einen geheimen Vertrag mit dem Papste, der Republik Venedig und mehren italienischen Staaten, zum bewaffneten Widerstande gegen den römischen König, falls derselbe seinen Römerzug an der Spitze eines Heeres antreten würde.

Ein für Maximilian erschütterndes Ereigniß verschob den Ausbruch des Krieges. Sein einziger Sohn, der König Philipp von Castilien, wegen der Vorzüge seiner Gestalt auch der Schöne genannt, erlag unerwartet einem hitzigen Fieber, und starb zu Burgos den 25. September 1506, im neun und zwanzigsten Lebensjahre, nachdem er noch vorher seinen ältesten Sohn, Karl, zu seinem Nachfolger hatte ausrufen lassen. Außer dem genannten, hinterließ er noch einen Sohn, Ferdinand (geboren 1503), und vier Töchter: Eleonora, geboren 1498; Isabella, geboren 1502; Maria, geboren 1505; und Katharina (Posthuma), geboren 1507.

Eine schwere Gemüthskrankheit, später in Wahnsinn ausartend, machte Philipp's Witwe, die Königin Johanna, zur Regierung unfähig. Große Sorge erwuchs daher dem römischen Könige, auf welche Weise er seinen Enkeln, Karl und Ferdinand, ihr Erbe sichern werde. Zwar übertrugen ihm im Jahre 1507 die niederländischen Stände die Regierung bis zur Volljährigkeit seines Enkels Karl, und er setzte seine Tochter Margaretha als Statthalterin in den burgundischen Ländern ein. Nicht minder waren die Castilianer erbötig, ihm, während der Dauer der Geisteskrankheit Johannens, oder bis zur Mündigkeit des Erzherzogs Karl, die Vormundschaft zu übergeben; aber der römische König sah ein, daß die weite Entfernung Castiliens ihn den Geschäften für das Reich und seine Erblande völlig entfremden würde, und zog es daher vor, durch einen am 12. December 1509 zu

Blois geschlossenen Vergleich, die Regentschaft dem Könige Ferdinand von Aragonien zu überlassen.

Italien gewährte damals ein trauriges Bild der Zerrissenheit und allseitigen Eifersucht; die Furcht dictirte dort Verträge, welche der Argwohn alsbald wieder zerriß. Der schlaue, erwerbungsgierige Ludwig XII. und die nicht minder herrschsüchtige Republik Venedig, damals im höchsten Glanze ihrer Macht und ihres Reichthums, zogen allein hieraus Vortheile, die sie jedoch, von wechselseitigem Neide getrieben, gegen einander wiederum häufig auf das Spiel setzten. Mit der Eroberung Mailand's (1499) hatte Ludwig XII. auch die Oberherrschaft über Genua an sich gerissen. Hier standen im Jahre 1506 die Bürger auf gegen das drückende französische Joch; aber Ludwig brach mit erdrückender Uebermacht auf, den Freiheitskampf der Genueser zu überwältigen. Erschreckt hierüber, riefen die Genueser den Papst Julius II. und den römischen König um Beistand an. Der Papst, jedes fremde Uebergewicht in Italien fürchtend, verwendete sich mit Eifer für die Bittenden. Auch Maximilian machte dem Könige Ludwig Vorstellungen zu Gunsten der Stadt Genua, die vom deutschen Reiche abhänge, und daher auf dessen Schutz Anspruch habe. Ludwig achtete nicht darauf; seine Waffen bezwangen Genua, und am 29. April 1507 hielt er seinen Einzug in der wieder unterworfenen Stadt. Sein erneuertes Einverständniß mit Ferdinand von Aragonien steigerte des Papstes Besorgnisse; dieser fürchtete sogar, Ludwig gehe damit um, ihn vom päpstlichen Stuhle zu verdrängen, und dringend forderte er daher den römischen König, als obersten Schutzherrn der Kirche, zu dienlichen Maßregeln auf. Selbst das stolze Venedig zitterte vor den Umgriffen des Königs von Frankreich, und bat den König Maximilian, dem es im vorigen Jahre den angesuchten Durchzug zur Kaiserkrönung nach Rom Anfangs ganz abgeschlagen, dann nur mit geringer Begleitung zugestanden hatte, dringend um Schutz gegen Frankreich. Die deutschen Stände schienen jetzt ebenfalls die nahe Gefahr einzusehen, und kamen auf dem im Juni 1507 zu Kostnitz eröffneten Reichstage den Aufforderungen des römischen Königs, wegen Unterstützung zum Römerzuge, mit ungewohnter Bereitwilligkeit entgegen. Auch die Eidgenossen bewilligten ihm sechstausend Mann, doch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriffe wider den König von Frankreich. Durch Umtriebe und Bestechungen wußte zwar Letzterer den Eifer der deutschen Stände bald wieder abzukühlen; dennoch bewirkte Maximilian,

daß ihm eine Reichshilfe von neuntausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern auf sechs Monate bewilligt wurde. Trotz dem blieb, während der König zu diesem Zuge mit Anstrengung rüstete, die Reichshilfe zum größeren Theile aus. Nur kleine Häuflein langten in Tirol an; von den zugesagten Geldsubsidien ging nur der vierte Theil ein. Noch übler war es, daß Ludwig durch friedliche Vorspiegelungen auch die argwöhnische Wachsamkeit des Papstes Julius eingeschläfert hatte, dem jetzt plötzlich die Zurüstungen des römischen Königs gefährlicher für Italiens Unabhängigkeit erschienen, als die thatsächlichen Gewaltschritte Ludwig's. Aus diesem Grunde bot der Papst nun Alles auf, den römischen König von dem Römerzuge, zu welchem er vorher ihn so dringend aufgefordert hatte, abzuhalten. Eben so hatten die Venetianer ihre Gesinnungen verändert.

Maximilian, unbeirrt von dem schmählichen Wankelmuthe seiner Bundesgenossen, brach, nachdem die tirolischen Stände ihm fünftausend Mann bewilligt hatten, von Innsbruck über Botzen nach Trient auf, wo die österreichischen Truppen und die spärlich eingetroffenen Reichssoldaten eingetroffen waren. Von hier beabsichtigte er, an der Etsch hinab in Italien einzurücken, und zuerst das Herzogthum Mailand anzugreifen, dessen Besitz der König Ludwig, durch seinen treulosen Bruch der Verträge von Blois, verwirkt hatte. Als ihm von dem venetianischen Befehlshaber zu Verona der geforderte friedliche Durchzug abgeschlagen worden war, ließ er die Feindseligkeiten eröffnen. Die Venetianer hatten alle, aus den tridentinischen Alpen in die Ebene führenden Pässe besetzt, und hinter denselben ein Unterstützungsheer von zwölftausend Mann aufgestellt. Der König hatte ihnen Truppen zur Unterstützung gesendet, und das mailändische Gebiet sowohl durch starke Besatzung, als auch durch eine bewegliche Abtheilung von siebentausend Mann gedeckt. Endlich hatte der König von Aragonien dritthalbtausend Spanier für den französischen Dienst anwerben zu lassen gestattet.

Ungeachtet dieser entschiedenen Uebermacht des Feindes, besann Maximilian, in seinem frohen Kriegsmuthe, sich doch keinen Augenblick, die Gegner anzugreifen. Vorher nahm er noch, am 10. Februar 1508, in Trient den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, wozu der Papst Julius, hoffend, dadurch wenigstens den Zug nach Rom zur Kaiserkrönung zu verhindern, ihm seine Beistimmung ertheilte.

Ungeachtet Maximilian sich schon jetzt den Kaisertitel mit Recht beilegte, war er doch entschlossen, nach Unterwerfung seiner Feinde auf Rom zu ziehen, und dort sich durch den Papst krönen zu lassen. Die Republik Venedig, welche die geforderte Verantwortung weigerte, erklärte er in die Acht. Dann theilte er sein Heer in drei Schlachthaufen. Den einen, zweitausend Fußgänger und fünfhundert Reiter stark, übergab er dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg, welcher damit vor Roveredo zog, das gegenüber gelegene Castell Barco eroberte, der stark vertheidigten Stadt selbst aber Nichts anzuhaben vermochte, und daher schnell nach Trient umkehrte. Die zweite Abtheilung, fünftausend Mann Fußgänger und vierhundert Reiter betragend, führte der Herzog Erich von Braunschweig in's Friaul, bezwang Cadore, und nahm mehre andere Orte und Schlösser. An die Spitze des dritten Haufens, bestehend aus viertausend Fußgängern und fünfzehnhundert Berittenen, stellte der Kaiser sich selbst, stieg, von Trient aus, über die veronesischen Gebirge, bezwang die von den Venetianern bewachten Pässe, und rückte bis nahe vor Verona. Schnell mehre Orte erobernd und besetzend, zog er drohend vor Vicenza. Da plötzlich unterbrach er seinen kriegerischen Lauf, kehrte nach Botzen zurück, und ging zu der Abtheilung des Herzogs Erich, mit welcher dieser bereits bis in das Gebiet von Treviso vorgedrungen war. Ohne Beistand vom Reiche, ohne die ihm versprochenen Hilfsvölker der Eidgenossen, welche vielmehr auf Frankreichs Seite gegen ihn zu treten die Miene annahmen, gab er eine Sache auf, welche ihn aufgegeben. Willens, den Krieg nur vertheidigungsweise fortzusetzen, ging er nach Schwaben, auf Beistand vom Reiche hoffend, der ihm schon so oft ausgeblieben war.

Kaum hatte der Kaiser den Kriegsschauplatz verlassen, als die Venetianer die Offensive ergriffen, unter ihrem Feldherrn Bartolomeo Alviano sich gegen das in Friaul aufgestellte kaiserliche Heer wendeten, über die Gebirgspässe stiegen, und mehre von den Deutschen genommenen venetianischen Pässe wieder besetzten. Im April drangen sie über die österreichischen Gränzen, eroberten Cormons, Görz und Gradiska, und durchstreiften plündernd Istrien und Krain; während Contarini mit der venetianischen Flotte die Städte Triest, Capo d'Istria, Rovigno, Pola und Fiume besetzte. Hätten die auf das Glück der venetianischen Waffen schon eifersüchtigen Franzosen den Alviano unterstützt, so würde derselbe auch in Tirol vorzu-

rücken und Trient zu nehmen versucht haben. Ein kaiserliches Corps war inzwischen von Trient gegen den Gardasee vorgedrungen, und hatte bei Calliano Erfolge erkämpft. Aber die Ausreißerei der graubündtner Söldner hielt es in Verfolgung seiner Vortheile auf, und wegen abgelaufener Dienstzeit zerstreuten sich auch die übrigen Reichstruppen. Für beide Theile konnte unter solchen Umständen ein fortgesetzter Krieg keinen Zweck haben. Daher wurde, mit Zuziehung französischer Abgeordneten, zu Venedig ein Friedenscongreß eröffnet. Vom Kaiser wurde ein dreijähriger Waffenstillstand vorgeschlagen, während dessen jeder Theil die eroberten Plätze behalten sollte, und sie auch befestigen könnte. Diese Bedingung war nur vortheilhaft für Venedig, nicht aber für dessen Bundesgenossen, Frankreich, das in diesem Kriege keine Eroberungen gemacht hatte. Ohne Rücksicht auf Letzteres, unterzeichneten die Venetianer am 6. Juni 1508 diesen dreijährigen Waffenstillstand, nachdem den Aufrührer Egmont in denselben einzuschließen der Kaiser mit Entschiedenheit verweigert hatte. Dem Könige von Frankreich wurde eine dreimonatliche Frist gegeben, dem Vertrage, so wie er war, beizutreten.

Ludwig's Neid gegen Venedig, dem er ohnehin den Besitz von Cremona und anderen Plätzen, welche er vom mailändischen Gebiete ihnen hatte überlassen müssen, nicht gönnte, wurde durch diesen Vertrag um Vieles gesteigert. Dagegen trachtete Ferdinand von Aragonien und Neapel, die der Republik Venedig seit 1496 pfandweise eingeräumten neapolitanischen Häfen mit Gewalt wieder an sich zu bringen; während der Papst Julius II. eifrig nach dem Wiederbesitze jener Plätze in der Romagna strebte, welche die Republik dem Kirchenstaate entrissen. So vereinigten sich alle Parteien, wie getrennt und feindselig auch in ihren übrigen Bestrebungen, dennoch im Hasse und in der Eifersucht gegen die reiche Republik. Auf diese Weise kam am 10. December zu Cambray jenes merkwürdige Bündniß zwischem dem Kaiser, dem Papste und den Königen von Frankreich und Aragonien wider Venedig zu Stande, durch welches die ganze politische Existenz dieses Freistaates bedroht, und eine Theilung desselben zwischen den Verbündeten verabredet wurde, in welcher der Kaiser Roveredo, Verona, Padua, Vicenza, Treviso, Friaul und Aquileja bekommen sollte. Zugleich wurde zwischen dem Kaiser nebst seinem Enkel, dem Erzherzoge Karl, und dem Könige von Frankreich eine völlige Aussöhnung und Verständigung gestiftet, die freilich schon einige Male, doch immer ohne lange Dauer, geschlossen worden.

Schon im Entstehen drohte der Ligue von Cambray eine innere Auflösung durch den stets argwöhnischen und daher auch eben so wankelmüthigen Julius II., welcher plötzlich in der Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Könige Ludwig neue, dringendere Gefahren erblickte. Er ging so weit, dem venetianischen Senate den Inhalt jenes Vertrages mitzutheilen, und trug sich an, nicht nur demselben seine Bestätigung zu versagen, sondern auch den Kaiser davon abzuziehen, wenn dafür die Republik ihm die angesprochenen Städte in der Romagna herausgeben wollte. Die stolze Republik wies diesen Antrag zurück, und der erzürnte Papst ratificirte das Bündniß, während er zugleich über Venedig Bann und Interdict aussprach. Der Ligue von Cambray traten auch die Herzoge von Savoyen und Ferrara, der Markgraf von Mantua und der König von Ungarn bei, nicht so der ebenfalls eingeladene König Heinrich VIII. von England, der sich darauf beschränkte, die von seinem Vater mit Oesterreich geschlossenen Verträge am 20. August 1509 zu bestätigen.

Auch diesmal wurde der Kaiser vom Reiche so wenig unterstützt, daß er die zur Betreibung seiner Kriegsrüstungen nöthigen Geldsummen bei seinen Bundesgenossen und dem Könige von England aufnehmen mußte, und im Mai nur tausend Reiter und acht Fahnen Fußvolk nach Italien führen konnte. Desto gewaltigere Rüstungen entfalteten Frankreich und der Papst. Mit Anstrengung hatte unterdessen das so furchtbar bedrohte Venedig sich zur Vertheidigung vorbereitet; aber als hätte der Himmel selbst sich gegen die stolze Republik verbündet, so stürmten sogar Elementarunfälle auf dieselbe ein, und lähmten ihre Rüstungen. Dennoch hatte sie unter den Befehlen des Grafen von Petigliano und Alviano's bei Ponte rico eine ansehnliche Macht versammelt. Ein französisches Corps, vom Marschall Chaumont angeführt, überschritt am 15. April die Adda, und nahm Treviglio, das jedoch bald wieder in die Hände der Venetianer fiel. Als aber Ludwig XII. mit der französischen Hauptmacht auf dem Kampfplatze anlangte, erlitten die Venetianer bei Agnadel am 14. Mai eine schwere Niederlage, welche dem einen ihrer Anführer, Alviano, die Freiheit kostete, während der andere, Petigliano, auf seinem Zuge gegen Brescia viele seine Krieger durch Desertion verlor.

Ludwig XII. eroberte binnen zwei Wochen Caravaggio, Bergamo, Brescia, Crema, Cremona, Pizzighetone, Peschiera und alle übrigen, im

Vertrage von Cambray ihm zugesicherten Plätze. Die Stadt Venedig bereitete sich, eine Belagerung auszuhalten. Der Papst hatte nicht minder schnell die von ihm verlangten Plätze in der Romagna in seine Gewalt gebracht. Der Herzog von Ferrara eroberte die Polesina di Rovigo, Este und noch andere Plätze; der Markgraf von Mantua Asola an der Chiesa, und Leonato. Auch die österreichischen Befehlshaber blieben nicht müßig. In Istrien wurden Pisino und Duino durch Frangipani; Görz, Feltri und Belluno durch den Herzog von Braunschweig erobert. Triest, Fiume und die übrigen, in venetianischen Händen befindlichen, österreichischen Städte vertrieben ihre Besatzungen, und machten sich selbst frei. Mehre Schlösser am Gardasee nahm der Graf von Lodron. Der König von Aragonien ließ ein Corps zur Belagerung von Trani vorrücken, das zur See durch eine französische Flotte unterstützt wurde.

Venedig erbebte bei diesen, mit reißender Schnelligkeit einander folgenden Schlägen. Der Senat ließ die, von den Verbündeten im Vertrage von Cambray angesprochenen Plätze räumen, entband die Bewohner der Terra ferma ihres Unterthaneneides, und suchte, durch demüthige Bitten und glänzende Verheißungen, den Kaiser von dem Bunde abzuziehen. Aber weder trauete Maximilian den glatten Ueberredungskünsten des venetianischen Abgesandten, noch wollte er seinem, den Verbündeten gegebenen Worte: ohne Zustimmung Aller keine Unterhandlungen mit Venedig anzuknüpfen, untreu werden. Er ließ sein, mittlerweile auf fünfzehntausend Krieger angewachsenes Heer nach Italien aufbrechen. Nachdem Venedig den Städten der Terra ferma freigestellt hatte, Widerstand zu leisten, oder nicht, öffneten Verona, Vicenza, Padua und mehre andere Städte den Kaiserlichen die Thore. Nur Treviso beschloß, sich zu vertheidigen, und erhob dadurch den gesunkenen Muth der Republik.

König Ludwig, der dem Kaiser die vertragsmäßig bedungenen hunderttausend Goldkronen nach Trient geschickt hatte, wogegen dieser ihn in seinem Stellvertreter nochmals mit Mailand belehnte, fühlte sich nichts desto weniger darüber beleidigt, daß der Kaiser die angetragene persönliche Zusammenkunft im Schlosse Garda verweigerte, und zog daher im Juli mit dem größten Theile seines Heeres ab, den Marschall Chaumont als Statthalter in der Lombardie zurücklassend. Durch einen besonderen Vertrag mit dem Papste, keinen Lehensfürsten der Kirche zu beschützen, hob er, ohne daß dies

geradezu ausgesprochen wurde, seine Verträge mit dem Herzoge von Ferrara auf, und verletzte mittelbar das Bündniß von Cambray. Bald wurde dieses auch von anderen Seiten gelockert. Der Papst sowohl, als der König von Aragonien, nachdem Beide die gewünschten Plätze in ihre Gewalt gebracht hatten, wünschten nicht, daß der Kaiser und der König Ludwig ihre Macht in Italien noch mehr ausbreiten möchten, und sannen insgeheim auf Frieden mit Venedig. Diese Uneinigkeit unter den Verbündeten erfüllte die Venetianer mit neuem Muthe. Schnell verfuhren sie, nach Ludwig's Heimkehr, wieder angriffsweise, verstärkten die Besatzung von Treviso, und eroberten im Juli Padua, Castel franco und Legnago. Zu Isola della Scala fiel der Markgraf von Mantua in ihre Hände; dagegen schlug das von den Kaiserlichen muthig vertheidigte Verona ihren Sturm ab. Der Kaiser, dessen Kriegsmacht seitdem noch bedeutend angewachsen war, that, ganz seinem tapferen und entschlossenen Sinne folgend, den Vorschlag, durch Eroberung der Stadt Venedig dem Kriege, wie dem Freistaate, ein Ende zu machen; doch der Papst und der König von Aragonien widersetzten sich unter nichtigen Vorwänden, und sein kühner Plan mußte unterbleiben.

Während die Venetianer Belluno einnahmen, eroberte der Fürst von Anhalt, in Friaul vordringend, Cadore, und der Herzog von Braunschweig schritt, nach einem vergeblichen Angriffe auf Udine, zur Belagerung von Cividale. In Istrien stand Frangipani mit einem dritten kaiserlichen Corps, siegte über die Venetianer bei Vermo unweit Fiume, und bezwang mehre Plätze am Tagliamento. Trevisani, als Befehlshaber der venetianischen Flotte, eroberte Fiume zurück, wurde aber vor Triest zum Abzuge genöthigt. Von beiden Theilen wurde der Krieg unter großen Verwüstungen fortgesetzt. Um Padua gegen den vermutheten Angriff des Kaisers zu schützen, wurde diese Stadt durch die Venetianer in starken Vertheidigungsstand gesetzt.

Unter fortwährenden Kämpfen mit den Bewohnern der Gegend, erzwang sich der Kaiser mit seiner Hauptmacht den Weg durch das Thal Sugana und das vicentinische Gebirg, nahm die Pässe und festen Schlösser ein, welche ihm die Straße versperrten, und stand, allen Hindernissen Trotz bietend, im August zu Ponte di Brenta vor Padua. Hier erwartete er sein schweres Belagerungsgeschütz, und nahm unterdessen mit siegreicher Ausdauer die umliegenden Schlösser. Este und Monfelice fielen durch Sturm; Montagnana und Limena durch Vertrag. Dann wurden die Venetianer

durch die kaiserliche Vorhut aus der paduanischen Vorstadt Santa Croce hinter die Mauern zurückgedrängt. Endlich traf auch des Kaisers Belagerungsgeschütz ein; in Allem über zweihundert Stücke, theils aus Deutschland, theils aus Mailand und Ferrara. Bei dem gewaltigen Belagerungsheere befanden sich, außer den Deutschen, auch Spanier, Franzosen, Römer, Ferrareser und Mantuaner. Der Kaiser leuchtete Allen vor, nicht nur durch seine geschickten Anordnungen als Feldherr, sondern auch durch seine unermüdliche Thätigkeit und seinen Muth als Krieger. Er selbst legte Hand an bei dem Baue der Angriffswerke, und seine kühne Ungeduld betrieb die Arbeiten dergestalt, daß schon am fünften Tage aus allen Batterien ein furchtbares Feuer gegen die Stadt strömte. Vier Tage hatten die Feuerschlünde gearbeitet, da waren in die äußere Mauer schon große Breschen geschossen. Schon wollte Maximilian sein Heer zum Sturme führen, da füllten die Paduaner die Gräben hoch mit Wasser an, und die Belagerer brauchten beinahe zwei Tage, um sie wieder trocken zu legen. Jetzt begann der Sturm; aber die Gefahr gab den Paduanern den Muth der Verzweiflung, und der erste Angriff wurde zurückgeschlagen. — Wieder donnerten die Batterien, um die Bresche zu erweitern. Es gelang, und deutsche und spanische Krieger drangen wetteifernd heran, die Bresche zu behaupten. Die geängstigten Paduaner rafften ihre letzte Kraft zusammen; zurückweichend, zündeten sie die Minen an, daß das Bollwerk krachend aus einander borst und in die Luft flog. Während noch das Getöse des furchtbaren Feuerwerkes und die umherfliegenden Mauertrümmer Tod und Schrecken unter den Belagerern verbreiteten, fielen die Paduaner aus, und warfen ihre betäubten Feinde aus den eroberten Werken. Dieser wüthende Gegenschlag entmuthigte die Belagerer. Auch hatten sich schon Spuren der Uneinigkeit und Eifersucht in dem bunt zusammengesetzten Heere, namentlich zwischen den deutschen und den französischen Kriegern, gezeigt. Der Mangel machte sich auch fühlbar, und der Himmel, Anfangs im Bunde gegen die Venetianer, schien seinen Zorn an ihnen erschöpft zu haben, und rief die Elemente zu ihrer Rettung herbei. Regengüsse setzten das Land unter Wasser, und gewaltige Stürme schlugen die Gezelte zusammen. Die Belagerer konnten sich nicht länger halten; denn bei längerem Säumen würden die ausgetretenen Flüsse das Fortbringen der Geschütze und den Rückzug des Heeres unmöglich gemacht haben. Der Kaiser, tief erschüttert über das erfolglose Ende einer Unternehmung,

die von ihm mit einem solchen Aufgebote von Kraft und unter so günstigen Anlässen begonnen worden, ging nach Vicenza. Das Heer und die Artillerie folgten ihm, und bald lösete sich jenes auf, und die verschiedenen Völker zogen nach Hause; seine eigenen Söldner vertheilte der Kaiser in die eingenommenen Plätze. Seine Aufforderung an den mailändischen Statthalter, Chaumont, nach Kräften zur Eroberung von Legnago mitzuwirken, und dadurch die gemachten Eroberungen und die Winterquartiere zu schützen, schlug dieser ab.

Die Venetianer hatten, nach dem Abzuge des Kaisers und der französischen Hauptmacht, allen ihren Muth wieder gewonnen, und verfolgten ihre Angriffe. Sie nahmen Vicenza ein, und versuchten Verona zu erobern, wiewohl fruchtlos und mit erheblichem Verluste; dafür bezwangen sie Bassano, Feltre, Cividale, Monfelice, Montagnana, die Posina di Rovigo und noch andere Plätze. Ihre Flotte, auf dem Po bis Ponte di Lago scuro vordringend und das ferrarische Uferland verheerend, wurde zwar durch Hippolyt von Este bei Polisella großentheils verbrannt und erobert; doch ohne größere Folgen.

Papst Julius II., nachdem er seinen Zweck erreicht, und die abgerissenen Städte der Romagna wieder mit dem Kirchengebiete vereinigt hatte, zögerte, über die Fortschritte der Kaiserlichen und der Franzosen in Italien besorgt, nun nicht länger, sich mit den Venetianern auszusöhnen. Am 24. Februar 1510 sprach er sie vom Kirchenbanne los, und schloß mit ihnen Frieden. Nicht zufrieden damit, suchte er nun auch den Kaiser von der Ligue von Cambray abzuziehen, und als ihm dieses nicht gelang, ging er ein Bündniß mit den Eidgenossen ein. Wie der Kaiser, so widerstand auch der König von England dem Plane des Papstes, ihn mit Frankreich zu entzweien. Wohl aber schied der König von Aragonien, durch Papst Julius bewogen, aus der Ligue. Der Kaiser und der König von Frankreich setzten den Krieg gegen Venedig fort. In Vicenza, das die Bewohner schon früher geräumt hatten, rückten die Kaiserlichen ein; auch Porto Legnago, Cittadella, Marostica, Bassano, la Scala und Covolo fielen in die Hände der Verbündeten. Der König Ludwig war heftig gegen den Papst erbittert, nicht nur weil er von dem Bündnisse zurückgetreten, sondern hauptsächlich, weil er den König von Aragonien mit Neapel belehnt, und Frankreich aller Ansprüche an dieses Reich verlustig erklärt hatte. Noch weiter ging der Papst,

indem er ganz offen Genua aufreizte, das französische Joch abzuschütteln. Eine zu Tours versammelte Synode erkannte dem Könige Ludwig das Recht zu, bei solchen Bewandtnissen den Papst mit Krieg zu überziehen, und die Feindseligkeiten nahmen alsbald ihren Anfang, während auch die Venetianer den Kampf gegen die Kaiserlichen fortsetzten, und im September Este, Bassano, sammt mehren dazwischen liegenden Orten besetzten, dagegen vor Verona mit bedeutendem Nachtheile abziehen mußten.

Der König Ludwig, durch den Papst von einer neuen Seite bedroht, trachtete sich um so enger an den Kaiser anzuschließen, und beide Monarchen erneuerten durch einen, am 17. November 1510 unterzeichneten Vertrag das Cambrayer Bündniß, wobei Ludwig dem Kaiser hunderttausend Ducaten auszuzahlen versprach. Ein zu Mantua 1511 eröffneter Congreß der Theilnehmer am Cambrayer Vertrage, bei welchem die Republik Venedig dem Frieden ansehnliche Opfer zu bringen sich anließ, ging, durch des Papstes offenen Haß gegen Frankreich, erfolglos aus einander. Die Spannung gedieh nun so weit, daß, nachdem auch der Kaiser und die Reichsstände Schritte thaten, um die Rechte des deutschen Reiches gegen die Forderungen der Curie sicher zu stellen, der König Ludwig durch die französischen Bischöfe ein Concil zu Pisa veranstaltete, das jedoch, weil die deutschen Bischöfe, eine Kirchenspaltung befürchtend, demselben ihre Theilnahme entzogen, wenig Einfluß erlangte, im Januar 1512 nach Mailand sich zurückzog, und gegen den öffentlich vorgeladenen Papst, der natürlich nicht erschien, am 12. April die Suspension aussprach. Später wurde es nach Lyon übertragen, und lösete sich nach kurzer Zeit auf, nachdem der Papst am 10. Mai ebenfalls ein wenig besuchtes Concil in Rom, bei St. Johann im Lateran, eröffnet hatte.

Der König Ludwig sendete, unter La Palisse, Truppen aus dem Mailändischen ab, um zu den Kaiserlichen zu stoßen; den Kaiser selbst, den die deutschen Stände vergebens die schuldige Hilfeleistung fordern ließen, unterstützten die Tiroler, welche in diesem ganzen Kriege eine rühmliche Aufopferung bewiesen hatten, mit fünftausend Mann auf vier Monate, so daß sein Heer im Juli 1511 dreitausend Reiter und zwölftausend Fußgänger zählte. Diese Mannschaften drangen nach Friaul und Istrien vor, und eroberten Udine, Gradiska, Schloß Beutelstein und andere Plätze. In der Trevisaner Mark vereinigten sie sich mit dem französischen Corps des La Palisse. Der Angriff

gegen die Venetianer wurde mit Erfolg fortgesetzt, ihr befestigtes Lager erobert, Vicenza nebst anderen Orten eingenommen, die Terra ferma verwüstet. Plötzlich aber weigerte sich La Palisse, Treviso belagern zu helfen, und zog, einen Schweizereinfall vorschützend, in Wahrheit aber aus Eifersucht auf die Erfolge der kaiserlichen Waffen, nach Mailand zurück. Dadurch nöthigte er auch den kaiserlichen Oberaufführer, Niklas von Salm, sich nach Verona zurück zu ziehen, und die Venetianer konnten eben so schnell sich wieder in den Besitz der verlorenen Plätze in der Terra ferma und in Friaul setzen, verloren sie aber alsbald von Neuem an die Kaiserlichen.

Der Papst Julius II. hatte inzwischen seine Werbungen zu Stande gebracht, und schloß am 5. October mit dem Könige Ferdinand von Aragonien und der Republik Venedig ein Schutz- und Trutzbündniß zur völligen Vertreibung der Franzosen vom italienischen Boden; dieses Bündniß erhielt den Namen der „heiligen Ligue." Im Februar 1512 schloß sich auch der König Heinrich VIII. von England an. Den Kaiser zum Beitritte zu vermögen, war das Hauptziel der Verbündeten. Maximilian war durch Frankreichs Treulosigkeit und Wankelmuth vielfältig zu einem Bruche veranlaßt worden; dennoch vermochte er schwer seine Abneigung gegen Venedig zu besiegen, dessen Senat die Empörer von Brügge einst ziemlich unzweideutig zu seiner Ermordung aufgemuntert hatte. Endlich ging er am 6. April 1512 einen zehnmonatlichen Waffenstillstand mit Venedig ein, wofür dieses sofort vierzigtausend Ducaten dem Kaiser zu erlegen versprach. Nach solchen Vorgängen war der künftige Beitritt des Kaisers zur heiligen Ligue ziemlich wahrscheinlich, und des Königs Ludwig Stellung in Italien gestaltete sich ziemlich gefahrvoll, zumal die Schweizer ihm den Dienst aufgekündigt hatten, und eidgenössische Truppen dem Papste zu Hilfe zogen.

Täglich wuchs der Aufstand gegen die französische Herrschaft in Italien. Zwar gewannen die Franzosen, mit Hilfe der kaiserlichen deutschen Hilfsvölker, denen man den Abschluß des Waffenstillstandes zwischen dem Kaiser und der Republik verschwiegen hatte, am 11. April 1512 den blutigen Sieg bei Ravenna; aber die Rüstungen des Königs von England, der Abfall der Graubündtner, waren für die französische Sache drohende Ereignisse, und der päpstliche Bann brachte auf die französischen Truppen, die ohnehin des Aufenthaltes in Italien überdrüssig waren, einen entmuthigenden Eindruck hervor. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers verließen nun auch alle

deutschen Truppen das französische Heer, und das entschlossene Vordringen der Eidgenossen nöthigte La Palisse, von der Vertheidigung der Lombardie abzustehen, um nur sein Heer nicht preis zu geben. Nach seinem Abzuge wurde das Herzogthum Mailand von den Truppen der heiligen Ligue besetzt, und Genua erhielt wieder seinen eigenen Dogen.

Eine nähere Einigung zwischen dem Kaiser und der Republik Venedig erfolgte aber nicht, weil man über das Schicksal der wieder eroberten italienischen Gebiete verschiedener Meinung war. Maximilian sprach Verona, Vicenza und Zugehör für sich an, und wollte den Venetianern nur Padua, Treviso, Brescia, Bergamo und Crema als kaiserliche Reichslehen unter der Bedingung überlassen, daß sie ihm für die Investitur zweimalhunderttausend Thaler, und außerdem einen jährlichen Lehenzins von dreißigtausend Goldkronen entrichteten. Dagegen verweigerten die Venetianer sowohl die Abtretung überhaupt, als auch die Anerkennung der Reichslehenshoheit und die Entrichtung eines Tributes. Der Papst suchte den Streit zu vermitteln; als dies aber nicht gelang, nahm er Partei für den Kaiser, und schloß mit dessen Gesandten am 25. November zu Rom einen besonderen Vertrag, in welchem er sich als Feind der Venetianer auf so lange erklärte, bis dieselben sich mit dem Kaiser einigen würden. Letzterer sollte alle, im Vertrage von Cambray ihm zugesprochenen Länder erhalten. In Mailand wurde, nach dem endlichen Beschlusse der verbündeten Mächte, der Prinz Maximilian Sforza, Sohn des in französischer Gefangenschaft verstorbenen Herzogs Ludwig Moro, als Herzog eingesetzt, König Ludwig vom Papste mit dem Banne belegt, ihm der Titel des allerchristlichsten Königs entzogen, und sein Königreich Demjenigen zugesprochen, der es erobern würde.

Der unermüdliche Papst Julius II., bis an sein Ende durch Gewalt und List den Fremdeneinfluß in Italien bekämpfend, erlag am 13. Februar 1513 dem Tode. Schon als 1511 derselbe schwer erkrankt danieder gelegen, war der ritterliche Kaiser Maximilian auf den wunderbaren Gedanken gerathen, selbst Papst, und somit zugleich geistliches und weltliches Oberhaupt der Christenheit zu werden, und nach des Papstes damaliger Genesung ging er denselben sogar an, ihn zu seinem Coadjutor zu ernennen. Der Papst Julius war dieser Zumuthung geschickt ausgewichen. Als er aber jetzt starb, eilten die Cardinäle, Maximilian's Absichten kennend, mit der neuen Papstwahl, welche am 11. April auf den Cardinal Johann von Medici

als Leo X. fiel, so sehr, daß der Kaiser nicht die Zeit gewann, ernsthafte Schritte zur Verwirklichung seines seltsamen Planes zu thun.

Geschreckt durch das Bündniß zwischen dem Kaiser und dem Papste und dennoch nicht geneigt zum Nachgeben, näherten sich die Venetianer ihrem bittersten Feinde, dem Könige Ludwig von Frankreich, der, nachdem er vergebens alle Mittel in Bewegung gesetzt hatte, die Lombardie wieder an sich zu bringen, selbst die Hand dazu bot. Am 23. März 1513 wurde zu Blois zwischen Frankreich und Venedig der Friede und zugleich ein Bündniß abgeschlossen; Beide sagten einander Beistand zu Wiedereroberung der verlorenen Gebiete zu. Dagegen wurde am 5. April zu Mecheln ein Bündniß zwischen dem Kaiser, dem neuen Papste Leo X. und den Königen Heinrich VIII. von England und Ferdinand von Aragonien und Neapel wider den König von Frankreich und dessen Verbündete unterzeichnet.

Ludwig XII. ließ ein Heer gegen die Lombardie vorrücken, welches, da der Herzog Maximilian Sforza zum Kampfe nicht hinlänglich vorbereitet war, sich schnell im Lande ausbreiten konnte. Mailand capitulirte; Genua, zugleich von inneren Parteien bedrängt, wurde erobert, und ein neuer, französisch gesinnter Doge dort eingesetzt. In kurzer Zeit war das Herzogthum Mailand halb in den Händen der Franzosen, halb in jenen der Venetianer. Von dem Sturme auf Novara aber wurden die Franzosen mit Verluste zurückgeschlagen, dann in ihrer dortigen Stellung von den, mit dem Papste verbündeten Eidgenossen am 6. Juni wüthend angegriffen und vollständig besiegt. Ueber zehntausend Todte kostete ihnen diese blutige Niederlage, welche ihren ganzen Feldzug beendigte. Sie eilten durch Piemont und über die Alpen nach Hause; die mailändischen Städte mußten sich wieder dem Herzoge Maximilian Sforza unterwerfen; auch aus Genua entflohen die Franzosen und ihr Anhang, und unter spanischem Schutze wurde ein neuer Doge eingesetzt. — Die Nachricht von der Niederlage und gezwungenen Heimkehr der Franzosen hielt auch die Venetianer im weiteren Vordringen auf; sie verließen ihr Lager bei Cremona, und zogen sich zurück. Unterweges suchten sie Verona zu erobern, wurden aber, nachdem sie die Stadt heftig beschossen, durch den kaiserlichen Befehlshaber, Wilhelm von Roggendorf, von den Mauern vertrieben, und warfen sich nach Padua hinein, wo sie vergebens von den kaiserlichen und spanischen Truppen belagert wurden. Unweit Vicenza erlitten am 7. October die Venetianer eine empfindliche Niederlage durch die Verbündeten.

Auch der König Heinrich VIII. von England, als Mitglied des Bundes, zögerte nicht, die gemeinsame Sache zu unterstützen. Zu Ende Mai führte er ein Heer von 45,000 Mann über den Canal nach Calais, rückte dann in die Grafschaft Artois ein, und begann am 17. Juni Terouenne zu belagern. Bei Aire stieß der Kaiser zu ihm, mit einigen tausend Mann Truppen aus den Niederlanden. Um den Platz zu entsetzen, zog der Herzog von Longueville mit einem starken französischen Heere heran. Der Kaiser ging ihm mit der ganzen Reiterei der Verbündeten entgegen, während der König Heinrich ihm mit dem Fußvolke folgte. Am 17. August stieß der Kaiser bei Guinegate, dem Schauplatze seines früheren Sieges, auf Longueville, und warf sich mit solchem Ungestüme auf die französischen Reiter, daß diese die Sporen zum Fliehen gebrauchen mußten, noch ehe sie die Schwerter alle ziehen konnten; daher dieses Treffen, zum Unterschiede von jenem ersten, auch die „Sporenschlacht" genannt worden ist. Bald darauf ging Terouenne, später auch Tournay an die Verbündeten über.

Aus den schweizerischen Hilfsvölkern, dem Aufgebote des Adels der Freigrafschaft und dreitausend deutschen Reitern hatte der Kaiser noch ein anderes ansehnliches Heer gegen Frankreich gebildet, um das Herzogthum Burgund zu erobern. Dijon wurde belagert, aber durch einen, von dem Befehlshaber des Platzes den Eidgenossen gespielten Betrug gerettet. Auch Ludwig XII. mußte, da die offenbare Uebermacht gegen ihn war, seine Zuflucht zur List nehmen. Es gelang ihm, die Glieder des Mechelner Bündnisses einzeln zu gewinnen, und sie zum Frieden zu bewegen. Den Papst Leo X. begütigte er durch Verwerfung des pisanischen, und Anerkennung des lateranischen Concils, und entzog ihn durch einen am 6. October zu Rom geschlossenen Vergleich dem Bunde. Dem Könige von Aragonien trug er die Hand seiner zweiten Tochter Renate für einen der beiden Erzherzoge, Karl oder Ferdinand, an, und schloß mit ihm, unter Verzichtleistung auf Neapel, am 1. December 1513 zu Blois einen Vertrag, der auch den Beifall des Kaisers hatte, weil seine Enkel darin sehr vortheilhaft bedacht waren. Aus diesem Grunde ließ der Kaiser am 13. März 1514, gemeinschaftlich mit dem Könige von Aragonien und dem Erzherzoge Karl, einen einjährigen Waffenstillstand mit Ludwig XII. abschließen, der während dieser Zeit Nichts gegen Mailand zu unternehmen gelobte. Am 7. August darauf erfolgte zu London auch der Friede zwischen Frankreich und England. Ehe noch Ludwig XII. aus

diesen Friedensschlüssen Vortheile für seine zu keiner Zeit aufgegebenen Absichten auf Mailand ziehen konnte, wurde er am 1. Januar 1515 vom Tode ereilt. In den venetianischen Provinzen währte, obschon nur in kleineren Gefechten, der Kriegszustand fort, da die Republik, ungeachtet der ernsthaften Vermittelungsversuche des Papstes, und trotz der erlittenen Verluste, durchaus in keine Gebietsabtretung willigen wollte.

Franz I., welcher dem Könige Ludwig XII. auf dem Throne von Frankreich folgte, nahm den Plan der Wiedereroberung der Lombardie mit gleichem Eifer auf, wie sein Vorgänger. Um ihn daran zu hindern, schlossen im Mai 1515 die eidgenössischen Cantone einen Bund mit dem Kaiser, dem Könige von Aragonien und dem Herzoge Maximilian Sforza, zur Vertheidigung Mailands, wenn dieses von den Franzosen angegriffen werden sollte. Der Papst trat diesem Bündnisse bei. Dagegen erneuerten England und Venedig ihre Verträge mit Frankreich, und der Doge von Genua versprach, in Folge geheimen Vertrages, dem Könige Franz, ihm die Straße durch Ligurien zu öffnen, und die Herrschaft in Genua an ihn abzutreten. Selbst der junge Erzherzog Karl, welcher vor Kurzem die Regierung der Niederlande wirklich angetreten hatte, suchte des gefährlichen Nachbars sich in Güte zu versichern, und ging daher am 24. März einen Freundschaftsvertrag mit Franz I. ein, worin ihm die Hand der Prinzessin Renate nochmals angelobt wurde. Zwar wurden die Alpenpässe von den Eidgenossen, in Gemeinschaft mit der päpstlichen und mailändischen Reiterei, versperrt; aber das französische Heer umging durch einen beschwerlichen Marsch jene Stellung, und bahnte sich den Weg nach der Lombardie.

Die Botschaft von diesem schnellen Vordringen der Feinde machte auf die Verbündeten keinen günstigen Eindruck. Der Papst war schon im Begriffe, mit dem Könige von Frankreich sich auf neutralen Fuß zu stellen. Unter den eidgenössischen Hilfsvölkern aber herrschte Zwiespalt, ob man mit Frankreich unterhandeln sollte, oder nicht. Wirklich schlossen die Anführer einen, auf die Dijoner Uebereinkunft gestützten Vergleich, den zwar der eintreffende Oberanführer aller Schweizertruppen, Bürgermeister Rösch aus Zürich, verwarf, aber doch nicht hindern konnte, daß gegen siebentausend seiner Leute nach Hause zogen. Ihnen folgten, nachdem die Franzosen am 13. und 14. September bei Marignano über sie gesiegt hatten, auch die übrigen ihrer Landsleute. Herzogthum und Hauptstadt Mailand unterwarf

sich dem Könige von Frankreich, und am 14. October verzichtete der Herzog Maximilian Sforza zu Gunsten Frankreichs auf sein Herzogthum, und beschloß, seine ferneren Tage, gegen einen Jahrgehalt, in Frankreich zu verleben. Einen Tag früher unterzeichnete, von dem Bunde zurücktretend, der Papst zu Viterbo einen Vergleich mit Frankreich, wobei er Parma und Piacenza an Mailand, Modena und Reggio an Ferrara abzutreten sich verpflichtete. Auf dem Congresse zu Genf am 7. November schlossen acht eidgenössische Cantone einen Vertrag mit Frankreich, und verzichteten auf die italienischen Landschaften Valtellin, Luggano, Locarno und Chiavenna; die übrigen fünf Orte: Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen, verweigerten die Bestätigung des Vertrages. Diese Orte gestatteten auch dem Kaiser, der während des Winters große Rüstungen zur Betreibung des Krieges unternahm, freie Werbungen

Im März 1516 zog der Kaiser, an der Spitze eines, aus fünfzehntausend Schweizern, zehntausend deutschen und spanischen Fußgängern und fünftausend Reitern bestehenden Heeres, in Eilmärschen über Trient nach Oberitalien, befreite durch seine Ankunft das von den Franzosen und Venetianern hart bedrängte Brescia, und begann die Stadt Mailand zu belagern, in welche sich die Franzosen geworfen hatten. Schon war die Stadt der Uebergabe nahe, da langte ein in französischem Solde fechtendes Schweizerheer zum Entsatze an. Auf beiden Seiten weigerten sich die Schweizer, gegen einander zu kämpfen. Dieser Umstand, verbunden mit der Besorgniß eines Anschlags auf seine Person, und mit zunehmendem Geldmangel, nöthigte den Kaiser, die Belagerung Mailand's aufzuheben. Auf dem Rückzuge nach Tirol lichtete sich sein Heer durch häufige Desertionen. Brescia fiel nun in die Hände der Feinde; dagegen wurde Verona durch Wilhelm von Roggendorf glücklich entsetzt.

Am 23. Januar 1516 war der König Ferdinand von Aragonien aus dem Leben geschieden. Seine zweite Ehe war kinderlos geblieben, daher sein Enkel, der Erzherzog Karl, ihm auf den Thronen von Aragonien und Castilien, dann auf jenen von Sicilien, Sardinien und Neapel nachgefolgt. Dieser bedurfte, zur Befestigung seiner Herrschaft in dem neu vereinigten spanischen Staate, der äußeren Ruhe. Für Franz I. war dagegen Karl's Freundschaft von Wichtigkeit. So suchten und fanden sich beide Monarchen, und unterzeichneten am 13. August 1516 den Vertrag von Noyon, welcher

von den früheren Verträgen darin abwich, daß der König Karl, statt mit Ludwig's XII. Tochter Renate, sich mit der damals erst ein Jahr alten Tochter des Königs Franz, der Prinzessin Louise, oder einer anderen, noch zu erwartenden Tochter desselben, vermälen sollte. Zur Mitgift wollte Franz der Braut die Ansprüche Frankreichs auf Neapel geben. Ungeachtet dieses Vertrages, schloß sich Karl dem zwischen dem Kaiser und dem Könige von England am 29. October zu London unterzeichneten Schutzbündnisse an. Die Eidgenossen traten demselben, obschon der Kaiser sie dazu aufforderte, nicht bei; sie gingen vielmehr am 29. November 1516 zu Freiburg mit dem Könige Franz den sogenannten ewigen Frieden ein. Am 19. December wurden von dem lateranischen Concil die zwischen dem römischen Stuhle und Frankreich am 18. August abgeschlossenen Concordate bestätigt. Der Kaiser stand daher gegen Frankreich beinahe vereinzelt, und so gelang es den Vorstellungen seines Enkels, des jungen Königs von Spanien, am 4. December 1516 unter eigenem Beitritte den Friedesvertrag von Brüssel zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zu bewerkstelligen. Der Kaiser hatte Verona den Franzosen, diese aber die genannte Stadt den Venetianern zurück zu stellen, Letztere dafür dem Kaiser zweimalhunderttausend Ducaten zu entrichten. Die Gränzstreitigkeiten zwischen dem Reiche und der Republik sollten von dem Könige von Spanien und Frankreich untersucht und entschieden werden, daher zwischen dem Kaiser und Venedig ein achtzehnmonatlicher Waffenstillstand eintreten, während dieser Frist beide Theile ihre Eroberungen behalten. Zu Cambray kam am 11. März 1517 noch überdies ein allgemeines Vertheidigungsbündniß zwischen dem Kaiser und den Königen von Spanien und Frankreich, nebst einem Bunde zum Angriffe gegen die Türken, zu Stande. Dagegen verzog sich die Ausgleichung mit der Republik Venedig noch länger, da diese, gestützt auf die Hilfe des Königs von Frankreich, mit welchem sie am 8. October 1517 ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer italienischen Provinzen einging, durchaus keine Zugeständnisse machen wollte, während der Kaiser eben so fest darauf bestand, einen Theil seiner Eroberungen zu behalten. Erst am 17. August 1518 wurde zwischen dem Kaiser und der Republik ein Waffenstillstand auf fünf Jahre bewirkt, mit der Bestimmung gegenseitiger Handelsfreiheit der Unterthanen; der Senat von Venedig verpflichtete sich, dem Kaiser hunderttausend Dukaten zu bezahlen. Oesterreich hatte, bei dem

Ausgange dieses langwierigen Kampfes, sein Gebiet mit den Bezirken von Roveredo, Ampezzo, Riva, und den vier Vicariaten vergrößert.

In der windischen Mark war während des Sommers 1517 ein großer Aufstand der Bauern gegen ihre Gutsherrschaften ausgebrochen. Vergebens gelobte man ihnen Abstellung der schweren Lasten, über welche sie Klage führten. Einmal entfesselt, war der wilde Strom des Aufstandes nicht mit friedlichen Mitteln mehr zu dämmen. Die Bauern wütheten planlos im Lande umher, und weiheten Alles, was ihnen verhaßt war, einer grausamen Rache. Da zog der Landeshauptmann, Sigmund von Dietrichstein, gegen sie aus, und verwies sie blutig zur Ruhe.

Zu Innsbruck hielt im Frühjahre 1518 der Kaiser einen großen Landtag der Abgeordneten aller österreichischen Erbländer, welche namhafte Summen zur Tilgung der Landesschulden bewilligten, und sich auf fünf Jahre zur wechselseitigen Hilfleistung vereinigten. Auch machte der Kaiser den Ständen Vorschläge zu einer neuen Einrichtung der Verwaltung dieser Provinzen, die jedoch, wegen seines baldigen Hintrittes, nicht mehr zur Ausführung kam. Die Ausarbeitungen dieses Landtages, welche durch dessen Abschied vom 24. Mai bestätigt worden, führen den Namen des „Innsbrucker Libells".

Im Juli 1518 eröffnete der Kaiser Maximilian zu Augsburg seinen letzten Reichstag. Abermals war er eifrigst bemüht, die Stände zu entschiedenen Maßregeln gegen die immer wachsende Gefahr der Osmanen zu bewegen. Der Papst unterstützte ihn in seinem Bestreben, und ließ ihm durch den Cardinal Cajetan einen geweihten Hut und Degen überreichen, wodurch er ihn als obersten Anführer des gegen die Osmanen aufzubietenden christlichen Heeres bestätigte. Doch auch diesmal waren Vertröstungen und halbe Maßregeln, Alles, was der Kaiser von dem Reiche erlangen konnte. Eben so vergebens bemühte sich der Kaiser, auf diesem Reichstage die Erwählung seines Enkels, des Königs Karl von Spanien, zum römischen Könige zu bewirken. Mehre Stände versprachen ihm ihre Zustimmung; aber durch den Papst und den König von Frankreich, welcher eigene Plane auf den deutschen Thron verfolgte, wurde diese Hoffnung zu Nichte gemacht. Auch der Kirchenfriede wurde auf diesem Reichstage um Nichts gefördert; denn die Disputation des nach Augsburg geforderten Luther mit dem Cardinale Cajetan blieb für beide Theile ohne Wirkung, zumal da Ersterer, Gefahr

für seine persönliche Sicherheit befürchtend, plötzlich in aller Stille abreiste. Wir werden den Verlauf der Reformation, besonders in ihrem Bezuge auf die österreichischen Länder, bei dem nächsten Zeitabschnitte im Zusammenhange erzählen.

Trübsinnig, um viele schöne Hoffnungen ärmer, ein schleichendes Fieber in seinen Adern, schied der Kaiser von dem stürmischen Reichstage. Noch mehr that man auf seiner Durchreise in Innsbruck seinem Herzen weh. Die dasige Bürgerschaft, wegen angeblich unbefriedigter vieljährigen Forderungen an seinen Hofstaat, nahm sein Gefolge gar nicht unter ihr Dach. Der Kaiser hatte Tirol stets besonders im Herzen getragen; darum schmerzte ihn diese Unbill doppelt. Sein Unwohlseyn nahm zu. Da er aber die Arzneikunst, die er selbst nach den Begriffen jener Zeit erlernt, gering achten mußte, so versuchte er, wie er schon früher einmal mit Erfolg gethan, sich selbst zu heilen. Doch wollte das Uebel sich nicht zwingen lassen, und, die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes wahrnehmend, ließ er auf dem Wege von Innsbruck nach Wels sich einen Karthäuser aus Freiburg im Breisgau holen, den er seinem Hofstaate vorstellte, sagend: „Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen." Auf der Wasserfahrt nach Wels nöthigte ihn das Fieber, anzuhalten. Noch einmal erraffte sich seine gewaltige Natur. Durch körperliche Anstrengungen, Jagden und Reiherbeizen meinte er das sinkende Leben zu erwecken; aber seine Kraft brach zusammen, und bald erstand er nicht mehr vom Lager. Er betrachtete sich fortan als einen Sterbenden, ließ sich nicht mehr kaiserliche Majestät, sondern kurzweg Maximilian nennen, und um das Loos des Staubes grell zu versinnlichen, ertheilte er den Befehl, daß man seiner Leiche die Haare abschneiden, die Zähne ausbrechen und zerstoßen, und in seiner Hofkapelle vor Aller Angesicht zu Asche brennen sollte. Doch ließ er auf seinem Schmerzenlager sich Geschichtsbücher vorlesen, gleichsam um den Eindruck des räthselhaften Weltgeschicks in das verklärende Jenseit mit hinüber zu nehmen. Als man ihn ermahnte, sich auf sein Ende zu bereiten, erwiederte er: „Das habe ich längst gethan; jetzt wäre es wohl zu spät dazu." Er gebot, seine Leiche einen Tag lang öffentlich auszustellen, damit jeder seiner Unterthanen des allgemeinen Looses der Sterblichkeit um so besser eingedenk sey. Zum Abschiede reichte er allen seinen Räthen und Dienern die Hand, ihre Klagen mit den Worten zurückweisend: „Weshalb weinet Ihr, daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?" Er verschied

zu Wels am 12. Januar 1519, sechzig Jahre alt, von denen er sechs und zwanzig regiert hatte. Seinem Befehle gemäß, wurde er in den längst bereit stehenden Sarg, den er schon seit mehren Jahren überall bei sich gehabt hatte, gelegt, und in der Schloßkirche zu Wiener-Neustadt, an der Seite seiner Mutter, unter dem Hochaltare so begraben, daß Kopf und Herz unter die Füße des Messe lesenden Priesters zu liegen kamen.

Maximilian war ansehnlich groß, edel und kraftvoll gebaut, Gang und Bewegung fest und gebietend; von außerordentlichem Feuer und Ausdrucke war sein blaues Auge. Er hatte langes, goldgelbes Haar, das jedoch frühzeitig bleichte; seine Gesichtsfarbe war frisch und kräftig; seine Adlernase, seine stark ausgewölbte Stirn, sein einnehmender Mund verliehen ihm einen unvergleichbaren Ausdruck von Hoheit und männlicher Anmuth. Er war feurigen Wesens, leicht aufzureizen, doch auch leicht versöhnlich, wohlwollend und von einer rastlosen Thätigkeit, voll edlen fürstlichen Stolzes und zugleich aufgeklärter menschlicher Demuth. Gleich seinem Vater, schätzte er ausgezeichnete Gelehrte hoch, ohne Rücksicht auf ihre Geburt; denn, sagte er: „billig ziehe ich Diejenigen vor, welche die Natur selbst vorgezogen." Daher durften auch, auf dem Reichstage zu Freiburg, die Gelehrten Gold auf ihren Wämmsern und Mützen tragen, während der niedere Adel sich mit Silber bescheiden mußte. Maximilian bezweckte dadurch, daß der Adel die in den Zeiten des Faustrechtes verachteten Wissenschaften zu ehren und zu üben begann, und wurde so der Reformator des Adels. Als ein Ritter im ächtesten, edelsten Sinne, liebte er den Ruhm, und strebte mit Sehnsucht, das Gedächtniß seiner Thaten und Heldenabenteuer auf die Nachwelt zu bringen; denn, meinte er: „wer ime in seinem Leben kein Gedächtnus macht, der hat nach seinem Tod kein Gedächtnus, und desselben Menschen wird mit dem Glockenton vergessen." Durch seinen Geheimschreiber, Marcus Treitzsauerwein von Entreitz, ließ er, nach seinen eigenen und den Vorarbeiten vertrauter Diener, das bekannte Werk: „der Weiß-Kunig," verfassen, das, nebst seines Vaters, Kaiser Friedrich's III., Vermälung und Krönung, Maximilian's Geburt, Erziehung, Unterricht und Jugendgeschichte, seine Kriege und Heerfahrten beschreibt, den Zeitraum von 1450 bis 1513 umfassend. Desgleichen ließ er durch seinen Hofkaplan und Sekretär, Melchior Pfinzing, das berühmte Gedicht: „Teuerdank," ausarbeiten, das, in allegorischer Einkleidung, Maximilian's Brautwerbung um Maria von

Burgund, mit ihren Abenteuern und Fährlichkeiten schildert; wahrscheinlich gebührt dem Kaiser selbst der größere Theil an der Autorschaft dieses Gedichtes. Der Geschichte huldigte er mit Begeisterung, zumal sie ihn lehrte, die vielumfassenden Ansprüche seines erlauchten Hauses, als dessen Sprößling er mit freudigem Stolze sich fühlte, zu ergründen und auszuführen. Beinahe ohne Gleichen war sein Muth und seine Stärke, und in ritterlichen Uebungen that er es Allen zuvor. Krieg und Jagd übte er mit Leidenschaft, und rücksichtslos stürzte er sich oft in gefährliche Abenteuer, unter welchen jenes, weiter oben erzählte, auf der sogenannten Martinswand bei Innsbruck das verhängnißvollste und bekannteste. Aber außerdem bestand er noch viele andere gefahrvolle Abenteuer in den Bergen Tirols, durch Schneelawinen, herabrollende Felsstücke, angeschossene Gemsen, die ihn mit sich in den Abgrund zu reißen drohten. Nahe bei dem alten Hauptschlosse Tirol, hausete in einer unzugänglichen Höhle ein alter, sehr großer, von Heerden und Hirten weit gefürchteter Bär. Maximilian wagte sich mit Lebensgefahr dahin. Der Bär, als er ihn sah, richtete sich wider ihn auf; Maximilian aber schleuderte seinen Speer auf den Bären, und traf ihn mitten durch den Bauch, daß das Unthier über die Wand hinab in den Abgrund stürzte. Zu Utrecht jagte er, nur mit einer Schaufel bewaffnet, zwei Löwen von sich fort, und in München fuhr er einem sechsjährigen Löwen mit der Faust in den Rachen, und riß ihm die Zunge heraus. Manchmal stieg er auf die höchsten, sogar baufälligen Thürme, und auf deren Gesims vortretend, streckte er einen Fuß um den anderen weit in die Luft hinaus. Zwei französische Ritter, welche die deutsche Nation gehöhnt, und bisher aus allen Kämpfen ungestraft hervorgegangen waren, stach er in den Sand; in Hennegau vertheidigte er ganz allein sich gegen sechs französische Küraßiere, und tödtete ihrer vier, und in einem Treffen in Geldern erlegte sein Arm mit Schwert und Armbrust über vierzig Feinde. Doch war er nicht blos unerschrocken und den Wagnissen hold; er trug auch den Ernst des Lebens und die Bedeutung seines Berufes in der Brust, und war nicht nur der erste Ritter, sondern auch Fürst und Vater seiner Völker. Seine Verdienste um Deutschland, und insbesondere um Oesterreich, sind groß und unvergeßlich. Von ihm wurde die kaiserliche Hofbibliothek gestiftet; die ersten vollständigeren Polizei-Ordnungen, die ersten Dikasterien, die ersten Armenanstalten, der Reichshofrath für die wichtigsten Reichs- und Rechtssachen, Regiment und Kammer zu Wien, Graz und Innsbruck, sind

von ihm ausgegangen; er war es, der, von der Emsigkeit der Taris unterstützt, in den Niederlanden zuerst die Posten errichtete. Sein letztes Werk war die Einführung einer allgemeinen Landesbewaffnung, einer imposanten Infanterie-Reserve, Aufstand in Masse (auf den Glockenstreich in der Noth). Manches ließ sein kühner Muth ihn beginnen, was zu vollführen nicht in den Umständen, oder nicht in seiner Ausdauer lag; er entbrannte leicht für jede große Idee, wurde aber durch die größere auch leicht davon abgezogen, und Manches in dem, was er unternommen und gethan, ist daher Stückwerk geblieben. Mehr jedoch, als sein beweglicher Sinn, trug die eigennützige Gleichgiltigkeit, die frostige Unzuverlässigkeit der Menschen, auf welche zu vertrauen er trotz aller erfahrenen bitteren Täuschungen nicht verlernte, die Schuld daran, daß er nicht Alles vollenden konnte, was er angefangen, und daß er, wie er zu früh begann, auch oft zu früh nachließ. Aber den großen, edlen Gedanken, Deutschlands inneren Unfrieden zu enden, sowohl durch das Gesetz des Landfriedens, wie auf geistigem Wege durch Pflege der Wissenschaft und Sänftigung der Gemüther, hat er vollkommen erreicht, und hierin die Aufgabe seiner Zeit verstanden als ein Weiser, sie durchgekämpft als ein Held.

Wie dann, durch die Theilungsverträge zwischen Kaiser Marimilian's Enkeln, dem Könige Karl und dem Erzherzoge Ferdinand, das Haus Habsburg-Oesterreich sich in eine spanische und eine österreichische Linie trennte — ein Ereigniß, das, als Schlußstein der Periode, hier nicht unerwähnt bleiben konnte, in seinem Zusammenhange aber der zunächst folgenden Zeit angehört — werde in dem kommenden Abschnitte unseres Werkes erzählt. Doch müssen wir vorher die Gesammtgeschichte Oesterreich's mit den Particulargeschichten der durch Ferdinand erworbenen Reiche Böhmen und Ungarn (in welch' Letzterem dieses Königs allgemeine Anerkennung später erfolgte, als in Böhmen) bis zu deren Einmündung in den großen Staatenverband, unterbrechen.

Innere Verhältnisse und Culturzustände Oesterreich's während des fünfzehnten Jahrhunderts.

Unter gewaltigen Zuckungen verschied das Mittelalter. Alle heißen, gährenden Kräfte, aus denen es zusammengesetzt gewesen, bäumten sich an

seinem Ausgange noch einmal auf, und schienen, ihre nahe Niederlage wahrnehmend, in wilder Selbstvernichtung enden zu wollen. Von allen Seiten begannen die siegreichen Waffen einer neuen Zeit gegen dasselbe anzudringen. Die Feuerschlünde zertrümmerten die steilen Trutzvesten des Raubritterthums; die Buchdruckerkunst trug auf ihren schnellen Schwingen den Geist der Forschung, der sich seither in Gelehrtenstuben oder hinter Klostergittern eingeschlossen hatte, frei über alle Länder und über alle Stände, und nahm der Herrschgier kleiner Tyrannen, welcher Berthold Schwarzens Erfindung die Waffe der Gewalt entrissen, nun auch noch die gefährlichere Waffe des Vorurtheils. Die Kirche, durch häufigen Zwiespalt und schließlich durch die Reformation in ihrem eigenen Schooße entzweit, warf, nach stürmischer Krisis, siegend von sich, was Fremdartiges und Ungehöriges sich ihr angedrängt hatte, und es lag im Beschluße der Vorsehung, daß jene Elemente, die sich feindselig von ihr losgerissen, und an ihrer Vernichtung arbeiteten, vielmehr sie zu kräftigen dienten; an Gebietsumfang hat sie durch die Reformation verloren, an wahrer, geistiger Macht hat sie durch selbige gewonnen; denn was Göttliches an ihr, war durch Menschenwitz nicht loszutrennen, und leuchtete freier und herrlicher, seit von der Hülle, die es eingeschlossen, Manches abgefallen. Und also siegreich wird sie auch aus jeglichem Kampfe hervortreten, den geistige oder weltliche Anstrengungen ihr ferner bieten mögen.

Kaiser Maximilian's ewiger Landfriede war der Todesstoß des faustrechtlichen Mittelalters, das unmittelbar vorher, gleich einer verlöschenden Flamme, noch einmal doppelt grell aufgeflackert hatte. Man darf nicht, wie es häufig geschieht, die Bestimmungen, welche den gemeinen Landfrieden betreffen, mit solchen verwechseln, welche den vertragsweise angenommenen zum Gegenstande haben. Der gemeine Landfriede brauchte nicht erst geboten oder vertragsweise geschlossen zu werden; er war zu jeder Zeit gesetzlich, und wurde durch Raub und andere Gewaltthätigkeit, durch Fehde, die nicht gehörig angesagt, oder gegen den, welcher sich zu Recht erboten hatte, unternommen wurde, gebrochen. Die Bestimmungen, die sich hierauf beziehen, schärfen blos ein, die, welche ihn brechen, gehörig zu strafen; wiederholen in dieser Rücksicht die alten, längst gesetzlich sanctionirten Bestimmungen; verbieten, solche Friedensbrecher zu unterstützen oder zu hausen, und ermahnen die vollziehende Gewalt bei eigener Verantwortlichkeit zur Thätigkeit.

Es ist daher ein Irrthum, die damalige Verfassung zu beschuldigen, sie habe gesetzlich das Faustrecht zugelassen, wenn man unter diesem Ausdrucke versteht, man habe, ohne sich einer Strafe auszusetzen, willkürlich Gewaltthätigkeiten begehen dürfen. Der Mangel lag gar nicht in den Gesetzen, sondern in der Schwäche der vollziehenden Gewalt, zu deren Verstärkung man eine neue Anstalt nöthig hatte. Die erste Quelle des Uebels waren die Gewaltthätigkeiten der mächtigeren Reichsstände gegen die minder bedeutenden, und da sie diesen gewöhnlich das Recht versagten, der kaiserliche Hof auch oft mehr nach Gunst, als nach strengem Rechte, in solchen Sachen urtheilte, und, wenn er nicht einen Krieg führen wollte, oft Nichts für den Unterdrückten thun konnte, so erlaubten sich auch gar Viele, welche hätten klagen sollen, Gewaltthätigkeiten als Repressalien, und ein solcher Zustand führte denn allmälig zu einer Verwilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, in welcher Niemand den Räubereien und Gewaltthätigkeiten Einzelner mehr gewachsen war. Eine ganz andere Bedeutung hatten die vertragsmäßigen Landfrieden, wenn sie gleich den Zweck hatten, die Erhaltung des gemeinen Friedens möglich zu machen. Sie sollten die Verbündeten durch die Verpflichtung, jeden Friedensbruch an einem der Genossen oder ihrer Unterthanen, wenn es nöthig wäre, ahnden zu helfen, stark genug dazu machen, jede Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, und sie sollten zugleich die rechtmäßige Fehde, welche wegen gebrochenen Friedens oder versagten Rechtes nach erfolgter Ankündigung begonnen wurde, ausschließen, indem Jeder das Recht vor Austrägen zu nehmen sich verpflichtete, und allenfalls von den Genossen dazu gezwungen wurde. Als außerordentliche Maßregel waren Landfrieden in diesem Sinne, seit der karolingischen Zeit oft von der königlichen Gewalt geboten, und noch öfter durch vertragsmäßige Vereinigung zu Stande gebracht worden. Den weisen Bemühungen des Kaisers Maximilian gelang es nun endlich, einen Landfrieden dieser Art, zu einer allgemeinen, dauernden Einrichtung zu machen, und obwohl noch oft gebrochen oder umgangen, blieb er doch seitdem stehende Verfügung, und in dem Verhältnisse, wie die gesetzliche vollziehende Gewalt innen und außen mehr und mehr erstarkte, hat sie ihm Geltung und Gehorsam zuwege gebracht.

Alles Große und Gewaltige drängte sich in jenem Scheidemomente des Mittelalters zusammen, und der Sinn entdeckte neue Welten, wie der

Geist. Der Genueser Columbus knüpfte eine neue Welt an die alte, breitete Habsburg's Erbe zu einem Reiche aus, in dessen Gränzen die Sonne nicht unterging. Aber unter Stürmen der Elemente, wie der Menschen, wurde die neue Welt gefunden; mit Ketten, wüthenden Grausamkeiten und dem Gewimmer niedergemetzelter oder geknechteter Autochthonen wurde ihr Besitz erkauft. Stiller und friedlicher that der Geist seine neue Welt auf, den flüchtigen Gedanken in unvergängliche Formen sammelnd, das schnell verrauschende Wort in tausenden und abermals tausenden von Abdrücken und Schriftzügen für ewige Zeiten fesselnd. Wen der Genius oder der Zufall auf die Erfindung der Buchdruckerkunst leitete, ob ein Deutscher, ein Böhme, ein Niederländer sie ersonnen, dieser Streit mag billig auf sich beruhen; er ist mehr ein biographischer, als ein national-geschichtlicher. Wird diese Kunst doch eben durch das Geheimniß, das über ihrer ursprünglichen Werkstätte schwebt, um so mehr ein Gesammteigenthum der Menschheit, aus deren Herzen sie hervorgegangen, ohne daß es auf den einzelnen Kopf ankommt, in welchem, mehr oder weniger durch Zufall, die Idee des ersten Versuches entsprang. Kaum geboren, entfaltete dieses Riesenkind seine Schwingen, flog aus Europa über Länder und Meere in alle Welttheile, und bahnte sich den Weg beinahe zu allen Völkern, Sprachen und Religionen.

In Oesterreich fand die Buchdruckerkunst an Kaiser Friedrich III., diesem tief und vielseitig gebildeten Monarchen, sogleich einen eifrigen Pfleger. Wie prophetisch erkannte sein Blick die Bedeutung, welche diese Erfindung dereinst erringen werde, und die damals kaum abzusehen war. Er setzte die Buchdrucker den Gelehrten an die Seite, schenkte ihnen den Adel, erlaubte ihnen, Gold zu tragen, und verlieh ihren Gesellen als Siegelmäßigkeit ein eigenes Wappen mit dem offenen Helme. Durch solche Vorrechte wurden österreichische Unterthanen nicht wenig ermuntert, sich der neuen Kunst zu widmen, und sie übten dieselbe nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch mit Ruhm auf fremdem Boden. Ein Wiener Bürger, Ulrich Haan, der bei Fust und Schöffer sich gebildet, führte im Jahre 1466 die Buchdruckerkunst in der ewigen Stadt, in Rom, ein. Johann Wienner von Wien druckte 1476 in Vicenza den Virgil, und nach seiner Uebersiedelung nach Augsburg zu den Fuggern, wurde sein treffliches Werk durch Stephan Koblinger, ebenfalls aus Wien, fortgesetzt. In Wien ersann und ordnete, während der Fremdlingsherrschaft des Mathias Hunyady, Johann Müller

von Königsberg (Regiomontanus) seine Ideen zur Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Aber schon früher, kurz vor dem Einfalle des Hunyady, scheint in Wien eine bleibende Druckerei bestanden zu haben; Denis sah den Tractat der Distinction von Hanns Pfarrer zu Maygen, Domherrn zu Wien und Passau, von 1482, für den frühesten bekannten Wiener Druck an. Die ältesten Wiener Drucker waren: Hanns von Winterburg bei Kreuzenach (1492—1519); Hieronymus Binder (Doliarius, auch von seinem Vaterorte, Liebenthal bei Jauer, Philovallis), bald in Gesellschaft mit ihm, bald in Gesellschaft mit Hanns Syngriener (Singrenius) von Altötting, mit dem er am alten Fleischmarkt, den Lorenzerinnen gegenüber, später im Hause der medicinischen Facultät, in der Weihburggasse, sein Werk betrieb. Syngriener erscheint als Hausherr zum Winter unter den Tuchlauben. Rudolf Agricola war sein Schüler, die eigenen Söhne seine Nachfolger. Noch verdienen bemerkt zu werden: Hanns Kohl oder Carbo und Egyd Aquila. Die griechischen Wiener Arbeiten und jene aus den Bibelsprachen errangen bald vorzüglichen Ruf. — „Gedruckt in der Stadt Wien, zu Wien in Oesterreich, in der erlauchtesten Stadt des obern Pannoniens, einst Flaviana," — schrieben sie auf ihre Bücher. Unter Mathias beschäftigte Theobald Fejér, Bürger und Buchhändler zu Ofen, Verleger der Chronik des Thurocz, und beide Celtes die Winterburg'sche Presse. Aelter, als diese, war wohl jene des Wiener Bürgers Hanns Helm (Cassis). Die Brüder Leonard und Lucas Alantsee, von Augsburg, waren auch mit Venedig in häufigem Verkehr, Letzterer Hausherr auf der Brandstatt, „aller Wissenschaften Pflegevater" genannt, und bei St. Stephan begraben. — Die 1551 nach Wien berufenen, an den Platz der weißen Brüder eingesetzten Jesuiten, errichteten schon im fünften Jahre ihrer dortigen Niederlassung eine eigene Druckerei. Seit 1540 besteht eine Staatsdruckerei in Wien, denn Syngriener wurde privilegirt auf alle Verordnungen und Neuigkeiten. Die erste Hofzeitung wurde 1488 ausgegeben mit der Aufschrift: „Vermerkt die Hofmär aus dem Niederland," zur Beruhigung des über Maximilian's Schicksal hochbekümmerten Volkes, das ihn in der Haft der meuterischen Flamänder wußte. Es wurden in der Folge über viele wichtige Neuigkeiten Extrablätter herausgegeben: über die Türkengefahr; über den Venediger Krieg; über den französischen Wankelmuth; über die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen in der neuen Welt rc.; über Widerruf oder Strafurtheil der Anhänger der lutherischen

oder wiedertäuferischen Lehre x. In dem jetzigen österreichischen Italien übten auch die Juden schon im fünfzehnten Jahrhunderte die Buchdruckerkunst aus, und zwar um 1480 in Soncino im Herzogthume Mailand.

Unabsehbar waren die Folgen der Buchdruckerkunst. Ein neues Band der Mittheilung umschloß die vorher getrennten Geister; erst jetzt wurde ein gemeinsames Forschen, ein allseitiger Austausch der Ideen möglich. Bei den neuen, mächtigen Mitteln zu Wort und Gegenrede, welche jene Erfindung darbot, streifte der alte, scholastische Zwang, welcher bisher, wie ein Greif, die Wissenschaft bewacht hatte, sich allmälig ab; ein freierer, frischerer Athem durchströmte Schule und Leben; der Dunst der Lampe, der Staub der Pergamente zerstob. Reibungen, Anfangs unerbaulicher Art, begannen; dennoch dienten sie, die Atmosphäre der Wissenschaft zu reinigen. Die steife Trockenheit der Fachgelehrten, vorher als Gefäße unverstandener Weisheit angestaunt und verehrt, wurde nun häufig ein Gegenstand der Spötterei, da mit der Buchdruckerei der schnelle Witz häufig der langsamen Schulweisheit den Rang abgewann. Der gefeierte Rudolf Agricola, dem am Hofe Kaiser Marimilian's die glänzendsten Anträge gemacht wurden, sagte von den Gelehrten seiner Zeit: „daß die meisten derselben sich auf die geschwätzigen, ein leeres Geräusch machenden, sogenannten freien Künste, verlegten, und ihre Zeit über dunklen, unnützen Disputen oder vielmehr Räthseln verlören, die schon so viele Jahrhunderte keinen Oedipus gefunden, welcher sie aufzulösen vermocht, und auch nie einen finden würden. Mit derlei Dingen plagten sie die arme Schuljugend; diese prägten sie ihnen mit Gewalt ein, und erstickten dadurch alle Hoffnung und bessere Erwartung, welche die Köpfe der Schüler gäben, schon im Keime." — Dagegen eiferten die Universitätsgelehrten eben so heftig gegen die Humanisten oder Beflissenen der schönen Wissenschaften, welche Letztere ihnen als ein Unding erschienen, während die Humanisten wiederum das Wissen der Fachgelehrten für unverständlichen Wortkram und nichtsbedeutende Subtilitäten auslegten.

Auch in Oesterreich machte das, durch die Buchdruckerkunst neu angeregte, wissenschaftliche Leben sich geltend, und die Universität gewann durch ihre Professoren großen Ruf und starken Besuch. 1497 war der als Dichter mit Recht hochgefeierte Konrad Celtes berufen worden, und ihm verdankt Wien einen großen Theil des gelehrten Rufes, welcher im Anfange des 16. Jahrhunderts in allen Ländern erscholl. Er war insbesondere für Wien

der Impuls zu einer Thätigkeit, welche in kurzer Zeit die herrlichsten Früchte zu Tage förderte. Schon früher hatte Celtes eine gelehrte Gesellschaft am Rheine (**Sodalitas literaria Rhenana**) zu Stande gebracht; er veranlaßte die Gründung einer ähnlichen auch in Wien unter dem Namen: gelehrte Donaugesellschaft (**Sodalitas Danubiana**). Die durch Rang und wissenschaftliche Bildung ausgezeichnetsten Männer traten dem Vereine bei; ein eigenes Haus in der Singerstraße ward ihm gewidmet, und als Celtes (1497) in Wien ankam, begrüßten ihn schon die vorzüglichsten Mitglieder mit Gedichten als Zeichen ihrer Verehrung. Wir nennen aus ihnen: Peter Krachenberger (**Pierius Craccus**), ein Passauer, Maximilian's Geheimschreiber, Geschichtsforscher und Redner; Augustin Käsenbrot (**Augustinus Olomucensis**), als Epigrammatiker vorzugsweise ausgezeichnet; Johann Spießhammer (**Cuspinianus**), gekrönter Dichter, Historiograph und vielseitiger Staatsmann; Andreas Stöberl (**Stiborius**), von Vilshofen in Baiern, Mathematiker und Domherr zu Wien; Johann Stabius, Mathematiker, Dichter, Geschichtschreiber und Maximilian's unzertrennlicher Begleiter auf allen seinen Feldzügen und Reisen; Bartholomäus Steber (**Scipio**), Sohn eines Wiener Bürgers, vorzüglicher Arzt und Redner; Johann Schlechta, König Wladislav's Leibarzt, Freund des großen Erasmus und Bohuslav's Lobkowitz von Hassenstein; Georg von Neudegg, aus einer alten und berühmten Familie Oesterreich's, Jurist und Wladislav's Secretär, späterhin Kanzler zu Wien, Bischof zu Trient und Statthalter im eroberten Verona; Theoderich Velsen (**Ulsenius**), ein Friese, Arzt und glücklicher Dichter; Heinrich Spieß (**Cuspidius**) von Heidelberg, ein Schüler von Celtes, Jurist; die Gebrüder Peter und Franz Bonomi, aus einem alten Patriciergeschlechte von Triest, Beide durch ihre bürgerliche Stellung und literarische Wirksamkeit ausgezeichnet; Johann Vitez, einst Mathias Corvin's Freund, Bischof zu Veßprim und Wien. Die Gesellschaft bestand nicht lange, aber sie hatte doch manche wohlthätige Anregung hinterlassen, deren Folgen nicht ausblieben.

Der neue Aufschwung der Wissenschaft und das achtungsvolle Vertrauen zu ihren Jüngern nahm besonders auch auf Rechtspflege und Gesetzgebung Einfluß. Die Doctoren an den Hoflagern verbannten allmälig das zwar nationale, aber durch den Wechsel der Zeitverhältnisse in mehrfacher Hinsicht barbarisch gewordene Gewohnheitsrecht, wenn sie auch häufig ein

mißverstandenes und mit gewaltsamer Handhabung auf neue Fälle angewandtes römisches Recht an dessen Stelle setzten. So bereitete sich auch in Deutschlands Rechtszuständen der Uebergang zu einer neuen Zeit vor. Selbst die Medicin, seit Jahrhunderten in todten Theorien festgewachsen, begann einige Lebenszeichen von sich zu geben. Von den klassischen Floskeln altgriechischer Aerzte, von den kabbalistischen Narrenstreichen der Nichtswisser und Charlatane, entfernte man sich nach und nach auf dem Wege der Forschung und Erfahrung. Der Pflege der Arzneiwissenschaft an der Hochschule Wien's ist nachzurühmen, daß schon zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Leichenöffnung, gegen welche dazumal doch allenthalben das äußerste Vorurtheil bestand, und gegen deren Zulässigkeit noch heut zu Tage Englands Gesetze verwahren, im Gebrauche war. Im Jahre 1440 ereignete sich bei Vornahme einer Leichenöffnung in Wien der Fall, daß durch wiederholte Wasserbegießung des vermeinten Leichnams ein Scheintodter wieder zum Leben erwachte.

Die Sitten, an Rauhigkeit abnehmend, blieben doch noch immer derb, handfest, und erregten daher häufig den Aerger oder den Spott der gewandteren italienischen Nachbarn. Das Gemälde, welches Aeneas Sylvius aus jener Zeit von Wien entwirft; läßt durch alle Uebertreibungen und sogar Entstellungen doch den ungefähren Kern des geschilderten Gegenstandes durchschimmern. „Die Häuser der Bürger" — sagt er — „sind hoch und geräumig, wohlgeziert, gut und fest gebaut; ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die sie Stuben nennen und heitzen, denn der Winter ist sehr rauh. Ueberall sind Fenster von Glas, und Thüren und Gitter meist von Eisen, die Vögel singen in den Stuben, und man erblickt zahlreiches und köstliches Geräth. Den Rossen und jeder Gattung Zugvieh öffnen sie weite Ställe. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, sie sind mit Geschmack und Pracht verziert, meist von innen und von außen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meist mit Schindeln, die Minderzahl mit Ziegeln gedeckt. Wo du zu einem Bürger gehest, meinst du in eines Fürsten Haus zu treten. Die Häuser der Prälaten und des hohen Adels sind frei, und der Stadtmagistrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller sind so tief und so weit, daß das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdisches und ein unterirdisches Wien. Die Straßen und Gassen sind mit hartem Gestein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht. Dem Herrn des

Himmels und der Erden sind herrliche Kirchen erbaut, aus behauenen Steinen, groß und hell, mit herrlichen Säulenordnungen, vielen und kostbaren Reliquien, mit Gold, Silber und Edelgestein, reichem Kleinod und Kirchengeräth. Die Geistlichkeit ist reich gestiftet. Der Probst bei St. Stephan untersteht dem heiligen Stuhle unmittelbar. Die Stadt ist im Passauer Sprengel; aber die Tochter ist größer, als die Mutter. Viele Häuser der Stadt haben eigene Kirchen, Kapellen und Priester. Es sind vier Bettelorden da, aber sie sind vom Betteln weit entfernt. Die Schotten und die regulirten Chorherren St. Augustin's (bei St. Dorothea) gelten für reich. Es sind auch Nonnenklöster da und gottgeweihte Jungfrauen, auch ein Kloster zu St. Hieronymus. In dieses werden die Frauenspersonen aufgenommen, die vom Sündenleben sich zu Gott wenden wollen. Sie singen Tag und Nacht Hymnen in deutscher Zunge. Fällt Eine aus ihnen wieder in den vorigen Wandel zurück, so wird sie in die Donau gestürzt. Aber Schaam und Frömmigkeit bezeichnen jeden ihrer Schritte. Selten hört man eine Lästerung wider sie. — Wien hat auch eine Hochschule. Dieser großen Anstalt größtes Gebrechen ist es aber wohl, daß allzu viele Mühe und Zeit auf Spitzfindigkeiten der Dialektik und auf anderes unfruchtbares Nebenwerk versplittert wird. Daraus werden auch die Meister der freien Künste vorzüglich geprüft, ohne gleiche Sorgfalt auf Redekunst, Verskunst und Tonkunst zu wenden, wenn sie auch manchmal Episteln und Reime, die Andere gemacht haben, vorzutragen angehalten werden. Der Schmuck der Rede und der Dichtung findet noch zu wenig Begeisterung, unnütze Streitfragen verzehren viel Höheres und Edleres. Wohl ist Aristoteles und mancher der alten Philosophen bekannt, aber doch gebrauchen sie sich vielmehr der Commentatoren. Die Studenten ergeben sich übrigens den Lüsten mehr, als der Gelehrsamkeit, werden mit zu weniger Strenge gezügelt, laufen Tag und Nacht herum, und üben vielen Muthwillen an den Bürgern, meist durch die arge Zunge und durch den Leichtsinn der Weiber verführt. — Unglaublich ist die Menge von Lebensmitteln, die täglich in die Stadt geführt werden; viele Wägen voll Eier und Krebse. Gebackenes Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl, und schon vor der Vesperzeit ist nichts mehr davon zu sehen. Die Weinlese dauert vierzig Tage. Jeden Tag kommen unter zwei- bis dreimal 300 Weinwägen in die Stadt, und man braucht wohl täglich an 1200 Pferde. — Aber in einer so herrlichen und edlen Stadt geschehen andere seh[illegible]e Dinge. Tag

und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen halten möchte, bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Künstler, bald die Taglöhner gegen die Bürger. Selten läuft eine große Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, und wo solch ein arger Zank auflodert, da ist Niemand, der ihn trennt, nicht die Obrigkeit, nicht der Fürst. Zu Wien ist es keine Unehre, einen Weinschank in seinem Hause zu haben. Fast alle Bürger halten Taverne, heitzen ihre Stuben, halten gute Küche, laden leichtes Volk zu sich, und geben ihm die Speise umsonst, damit es desto mehr trinke. Dafür verkürzen sie selbe in Maß und Gewicht; das Volk hält sehr viel auf Speise und Trank. Was es die ganze Woche über verdient hat, das wird am ersten Feiertag wieder verzehrt. Ueberhaupt ist es etwas unbändig und ausgelassen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist sehr groß, und auch den Weibern scheint es eben nicht das Liebste zu seyn, daß sie nur einen einzigen Mann haben. Die Ritter besuchen häufig die Bürgersfrauen. Die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen, und ziehen dann aus dem Hause. Viele Mädchen schreiten zur Ehe ohne Zustimmung der Väter, und die Witwen halten sich nicht an das Trauerjahr gebunden. Von wenig Geschlechtern sind die Urältern bekannt, und alte Bürgerfamilien sind selten, meist Alles Fremde und Emporkömmlinge. Die alten reichen Kaufleute heiraten gewöhnlich ihre jungen Mägde, und hinterlassen sie bald als Witwen, worauf diese sich meist ihren früheren Lieblingen vermälen, so daß man viele steinreiche Leute findet, die gestern noch blutarm gewesen. Dagegen die Witwer auch wieder schnell zu anderer Ehe schreiten, und selten ein Sohn ist, der seinen Vater beerbt. — Die Feiertage ehren sie wenig. An jedem Fest ist ein öffentlicher Fleischmarkt, und die Fuhrleute feiern keinen Tag."

Antonio Bonfini, ein gelehrter Geschichtsforscher und Humanist aus Ascoli (gest. 1502), am Hofe des Mathias Hunyady werth gehalten, hat ebenfalls eine Schilderung Wien's hinterlassen, welche jener des Aeneas Sylvius ähnlich und theilweise ihr nachgesprochen ist. „Wien" — heißt es dort — „gehört unter die schönsten Städte der Barbaren (ein Wort, das die neuen Römer von den alten in Beziehung auf Ausländer, zumal Deutsche, geerbt hatten), obgleich viele sie an Ausdehnung weit übertreffen. Sie liegt in einem Halbmonde an der Donau, und gleich als strebte dies mächtige Wasser, der Stadt zu größerer Zierde zu seyn, bildet es Werder oder Inseln, darin viele schöne Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen die Bürger erlustigen,

zu Gastmalen und zu Tänzen einladen, und die Freude der Jugend sind. Die Stadtmauer hat wohl über zweitausend Schritte und doppelte Wälle, damit das grobe Geschütz ihnen desto weniger Abbruch thue. Rings um die Wälle ist ein schöner Spaziergang; auch sieht man von dort viele schöne Thürme, einige ganz von Quadern und viereckig, andere aus gebrannten Ziegeln, mit schönen Gittern und Fenstern geziert, und mit eisernen Pförtlein versehen. Die Schußlöcher stehen 30 Schuhe hoch, und fassen jedes Geschütz. In den Gräben sind mehre Quellen, und es ist leicht, sie ringsum mit Wasser zu füllen. Neben den Stadtthoren stehen große, viereckige Thürme, haltbar gegen den wüthendsten Angriff. Die eigentliche Stadt liegt wie ein Palast inmitten der sie umgebenden Vorstädte, deren mehre an Größe und Schönheit mit ihr wetteifern. Betritt man die Stadt, so glaubt man nur zwischen verschiedenen Gebäuden einer ungeheuren Königsburg hin und her zu wandeln. Jede Wohnung hat ihr Sehenswerthes, ihre Denkwürdigkeit; der Schaulustige kommt gar nicht weiter. Fast jedes Haus hat seinen Hinterhof und seinen Vorhof, weite Säle, aber auch gute Winterstuben, denn von den nahen Bergen blasen gar rauhe Winde. Die Gastzimmer sind besonders schön getäfelt, herrlich eingerichtet, und haben Oefen statt der Sommerlauben. In alle Fenster sind Gläser eingeschnitten, viele sehr schön bemalt, durch Eisenstäbe gegen die Diebe beschirmet. Unter der Erde sind weite Weinkeller, heimliche Gewölbe und viel Raum für die Vorräthe der Handelsleute. Die Gewölbe über der Erde sind den Apotheken, Niederlagen, Kramläden und Miethwohnungen für Fremde und Einheimische gewidmet. Die verschwenderische Pracht in Fenstern und Spiegeln übertrifft jene der Alten. In den Sälen und Sommerstuben halten sie so viele Vögel, daß der, so durch die Straßen zieht, wohl wähnen möchte, er sey inmitten eines grünen, lustigen Waldes. — Auf den Marktplätzen, Gässen und Kreuzstraßen wogt ein recht gefälliges und lebendiges Leben. Die Kirchen und Stifter stehen herrlich da und in ungeheurer Verschwendung, vornehmlich Stephan's Dom und Unserer Frauen Kirche, wo billig Alles, worauf der Blick fällt, Bewunderung erregt. Der Stephansthurm überschaut nicht nur die ganze Stadt, sondern all ihr Gebiet und noch die Gelände jenseits der Donau. Die Priesterhäuser, die Studienanstalten, die Mönchs- und Nonnenklöster mehren die Herrlichkeit der Stadt; betrachtet man die Schottenabtei sammt der Kirche und einige Paläste der Fürsten, so mag man

[illegible]

Wien's ganzes Gebiet ist ein ungeheurer, herrlicher Garten, mit schönen Rebhügeln und Obstgärten bekränzt. An diesen liegen anmuthreiche, lustige Vorberge, geziert mit den herrlichsten Landhäusern, geschmückt mit Fischteichen, Jagdbarkeit, Häusern und Gärten, mit jedem Bedürfniß, mit jedem Genusse des Lebens. Die nahen Bergeshöhen erfreuen des Wanderers Auge unbeschreiblich durch die Menge von Burgen und Edelsitzen, von Dörfern und blühenden Ortschaften. Betritt man das Gelände zwischen Neustadt und Wien, um welche eine große Ebene sich breitet, würde man diese Gegend an Freundlichkeit und Abwechslung leicht jeder anderen vorziehen, und deckte nur der goldene Frieden seine warmen, milden Fittige über diese Gauen, so würde man das Wiener Leben selbst dem südlichen Himmel vorziehen, und lieber in Oesterreich, als in Italien wohnen."

Ein verrufener Fehler der Deutschen war auch damals noch die Trinksucht, die obendrein durch einen verschrobenen Ehrgeiz gefördert wurde, indem

Derjenige, der bei'm sogenannten Zutrinken den Anderen niedertrank, sich dessen nicht weniger rühmte, als wenn er bei'm Ritterspiele obgesiegt hätte. Der Kaiser Friedrich III. und Maximilian, Beide der Mäßigkeit ergeben, kämpften jenem Uebel nach Kräften entgegen. Besonders ließ Maximilian, der bei seinem vielen Umgange mit Ausländern die Trunkenheit noch mehr verabscheuen lernte, es sich sehr angelegen seyn, die Sitten der Nation in dieser Beziehung zu verbessern. Er trug diese Angelegenheit auf mehren Reichstagen den Fürsten vor, die ihm hierin gern beistimmten. Schon auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurden die Landesherren aufgefordert, das ungebührliche Zutrinken nicht zu gestatten, sondern zu bestrafen. Da dies nicht half, und die Obrigkeiten wahrscheinlich selbst sich scheuten, der Lieblingsgewohnheit des Volkes einen Zaum anzulegen, so wurde durch den Kölner Reichstagabschied von 1512 von Neuem eingeschärft: daß die Obrigkeit das Zutrinken bei namhaften Strafen verbieten solle; wo aber die Obrigkeit sich hierin lässig zeigen würde, dort sollte der Reichsfiscal die Uebertreter vor das kaiserliche Kammergericht zur Strafe ziehen. Diese Verordnung wegen des Reichsfiscals däuchte manchen Fürsten als ein Eingriff in ihre landesherrlichen Rechte. Sie beantragten daher, daß jene Verordnung den Zusatz erhielt: „Aber an Orten, da das Zutrinken von Alters hero geübt, und übeh and genommen hat, sollen die Oberkeit allen möglichen Fleiß ankehren, solches abzustellen.“ Das ist, nur in den neuen Trinkländern sollte das Zutrinken förmlich gestraft werden, und der Fiscal gegen die Widerspänstigen verfahren dürfen, in den alten aber sollte die Obrigkeit nur überhaupt auf die Abstellung desselben bedacht seyn. Unter den neuen Trinkländern wurden verstanden: Schwaben, Franken, Baiern und die oberen Rheinländer; der übrige Theil von Deutschland ward zu den alten Trinkländern, die sich gleichsam durch die Verjährung ein näheres Recht zum Schlemmen erworben, gerechnet. Die Gründe, womit die Zutrinker ihr Unwesen entschuldigten, hat Hanns von Schwarzenberg in seinem „Büchle wider das Zutrinken, oder Sendbrief der Stände der Hölle an die Zutrinker“ aufgeführt, nämlich: „Was den Kaiser angehe, sey es ihrer Majestät nicht Ernst gewesen, das Zutrinken abzustellen, als sich daraus erfinde, daß seine Gewaltigste am Hofe ebenfalls zutränken. Höchstens wenn alle andere sein Gebot und Ordnung vollstreckt werden, alsdann sey Zeit genug, dies auch zu halten. Der Adel müsse es auch nicht so weit kommen lassen, daß ihm der

Kaiser und die Fürsten das Zutrinken wehren, indem sie sich sonst anderer Dinge gegen denselben anmaßen möchten, die ihm noch beschwerlicher fallen könnten, als das Zutrinken aufzugeben." Ferner sagen sie: „in den Trunkländern finde man gewöhnlich fromm, wahrhaft, kühne, getreue, beständig, hart, männlich streitbar Leut, als Alles offenbar sey — hingegen in den Landen, wo die Inwohner alle ihr Sachen auf Mäßigkeit, subtile Weisheit und großen überflüssigen Reichthum setzen, finde man die größten, schändlichsten Laster, als Unkeuschheit wider die Natur, Meuterey, Vergeben, Verrätherey, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen und verpflichteten Herrschaften und Oberkeiten rc." Da das Laster des Trunkes meist auch an Jenen haftete, welche demselben wehren, oder es bestrafen sollten, so brachten die vorgeschlagenen gesetzlichen Maßregeln geringe Besserung. Die Verständigeren und Mäßigeren thaten für sich selbst Schritte, um das Eindringen der Schlemmerei in ihren Kreis zu verhindern. Sie traten in Gesellschaften zusammen, welche sich unter einander verbanden: daß sie sowohl für ihre eigenen Personen sich des Zutrinkens ganz oder — halb enthalten, als auch bei ihren Untergebenen es nicht dulden wollten. Der muthmaßlich erste Mäßigkeitsverein dieser Art entstand gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Landgrafen von Hessen. Die Erlaubniß, welche sich auch die Mäßigen noch gaben, zeigt, in welchen fast unglaublichen Massen damals gezecht wurde; es wurden nämlich jedem Mitgliede dieser Mäßigkeitsgesellschaft nur sieben Humpen Wein bei jeder Mahlzeit zugestanden, was, den Humpen zu einem Viertelquart und zwei Hauptmahlzeiten täglich angenommen, Tag für Tag vierthalb Quart Wein machen würde, womit sich jetzt wohl jeder Trunkenbold begnügen könnte. Nur den Genuß des Branntweins untersagte sich jene Gesellschaft streng, und stieß diejenigen Mitglieder aus, welche jener ersten Hauptbedingung des Vereins entgegen handelten. Zu Graz wurde am 22. Juni 1517 durch Sigmund von Dietrichstein, in ähnlichem Sinne, der St. Christoph- oder Mäßigkeitsorden gestiftet. Im Jahre 1524 errichteten die Kurfürsten von Trier und Pfalz nebst verschiedenen Bischöfen und Fürsten einen solchen Mäßigkeitsverein: „als sie in diesem Jahr zu Heydelberg uff der Fröhlichkeit eines Gesellenschießens der Armbrust bei einander gewesen," unter einander. Das Merkwürdigste dabei ist, „daß sie es zwar ihren Untergebenen bei einer nahmlichen Straf ernstlich gebieten, ihre Ritterschaft aber fleißiglich bitten,

sich des Zutrinkens zu enthalten," und daß sich eben diese Fürsten vorbehalten, „daß, wenn sie in alte Trinkländer, z. B. die Niederlande, Sachsen, die Mark ꝛc., kommen sollten, und durch fleißig Weigerung Zutrinkens nicht geübriget seyn könnten, sie alsdann mit ihrem Hofgesind an diese Ordnung nicht gebunden seyn, sondern gleichwohlen auch mit zutrinken wollten." Ueberhaupt ward auch dadurch so wenig geholfen, daß Luther dafür hielt, „das Vollsaufen würde Deutschlands Plage bis an den jüngsten Tag bleiben, jede Nation habe ihren eigenen Teufel, Deutschlands Teufel müsse ein Saufteufel seyn".

Die Fürsten und der Adel entfalteten bei feierlichen Gelegenheiten eine außerordentliche Pracht. Bei der Vermälung des Herzogs Georg von Baiern-Landshut mit der polnischen Prinzessin Hedwig, im Jahre 1475, brachte der Kurfürst Albrecht von Brandenburg nebst seiner Gemalin über hundert adelige Frauen mit, unter welchen vierzehn Jungfrauen, die, mit einem Federbusche und einem Heftlein (einem Strauß von Diamanten) auf dem Hut, zu Pferde den fürstlichen Wagen begleiteten. Die geladenen Gäste, unter denen sich auch Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, befand, brachten bei siebenthalbtausend Pferde mit sich, wovon dreizehnhundert dem erst angeführten Kurfürsten Albrecht allein gehörten. Besonderen Luxus trieb man in der Kleidertracht, worin die Deutschen schon damals jene Nachahmungssucht ausländischer Muster bethätigten, welcher man noch heut zu Tage an ihnen begegnet, so daß italienischer, spanischer, ungarischer und französischer Zuschnitt mit einander wechselten. Von der erwähnten Hochzeitfeier sagt ein gleichzeitiger Bericht: „Item darnach ging die Braut, und führt sie der Kaiser (Friedrich III.) und Herzog Otto, und der Kaiser hett an ein roths gar kostenliches Stück, das war gülden, und hette einen Ueberschlag mit gar kostenlichen Perlein gestickt, darin versetzet gar viel kostenlicher Edelgestein von Dymant, Rubin, Schmaracken, Saffir ꝛc. und viel ander Edelgestein, und hette auch an den Hals heugen ein gar kostenliches Kreutz, darin versatzet war viel gar kostenlich Edelgestein; und führt die Königin (die Braut, die man Königin nannte, weil sie eine königliche Prinzessin war) bei der rechten Hand, und zu der linken Hand ging Herzog Otto, und hett an einen braunen kurzen Rock, das halb Theil des Rocks war aller gestickt mit Perlein, desgleichen war die Kappen und die einen Hosen mit gar schönen Perlein, auch darin versatzet Edelgestein, und gienge zu der linken Seiten.

Item die Braut hette an einen roten Seyden Rock von gar gutem Attlaß, und war von oben bis zu Ende ganz und gar Perlein, die waren oben groß und schön, und war gestickt von herdenischen Blummen, und in den Blummen stunden gar schöne Edelgesteine von allerlei köstlichen Edelgesteinen, und der Rock war gemacht gar weit nach ihren Seiten, und hette ein hoches Koller, das war ganz gestickt mit Perlein. Auf dem Haupt hette sie eine kostenliche Kron von gar kostenlichen Heftlein, und inwendig der Kron auf dem Haar hette sie einen breiten Borden von gar großen Perlein, und unter der Kron hieng ein dinn Tuch herfür ein wenig für die Augen, doch daß man ihr die Augen sah, und hette auch ein kostenliches Halsband, und gieng aufgericht, und schluge doch die Augen ein wenig unter sich, und ist sehr ein hübsch Mensch, und dazu gerad und ein liebliches Angesicht und sieht gar frey mit ihren Augen. Auf die nehmliche Art giengen auch die übrigen Fürsten entweder ganz in gulden stück gekleydet, oder in Kleydern, die entweder ganz oder zum Theil mit Perlein gestickt waren."

Da sich die nämliche Pracht in Kleidern auch bei dem niederen Adel einfand, machte der Adel der vier Lande, (Franken, Schwaben, Baiern und Rheinstrom) auf dem Turnier zu Heilbronn 1485 in seinem unter einander errichteten Vertrage unter Anderem auch die Verordnung: „daß die Frauen und Jungfrauen, die dem Turnier zustehen und verwandt sind, keine mehr haben, und zu dem Turnier gebrauchen soll, denn drey oder vier Geschmück Röck, darunter soll auch kein güldin Stück oder ganz Perlin Röck seyn, und welche das überführe, die soll im Turnier (nicht) Dänk ausgeben und der Vortänz beraubt seyn. — Item soll kein Edelmann, Turniersgenoß, Ritter oder Edelknecht kein guldin oder silberin Stück tragen, dann zu Wammessen, desgleichen soll kein Turnierer, der nicht Ritter ist, kein geschlagen Gold noch Ketten, auch kein Perlin öffentlich tragen, denn verdeckt, ausgenommen Ring oder Kleinod, darum einer Ritterspiele treiben wollt." Da durch diese Privat-Einrichtungen der Sache lange nicht geholfen ward, fand man auch von Reichs wegen für gut, Ziel und Maß in diesem Stücke zu setzen; „der Bauersmann, und arbeitende Leute sollten kein Tuch tragen, wovon die Elle über einen halben Gulden kostete. Auch sollten sie keinerley Gold, Silber, Perlin, Sammet, Seiden, noch gestickelt Kleider tragen. Die vom Adel, die nicht Ritter oder Doctores sind, sollen Perlin oder Gold in ihren Hemden und Brusttüchern zu tragen abstellen und ver-

meiden. Die aber Ritter oder Doctores sind, sollen kein Gültenstück tragen, doch soll es ihnen zu Wämsern zu tragen unverbothen seyn rc."

Denjenigen, welche zum Hofe gehörten, oder überhaupt ihrer Lehen, Güter und Aemter halber bei außerordentlichen Feierlichkeiten verbunden waren, bei Hofe zu erscheinen, ward das Hofgewand entweder zugeschickt, oder ihnen doch angezeigt, in welche Farbe sie sich zu kleiden hätten. Bisweilen sendete man ihnen auch auf Papier gemalte Figuren als Muster zu, um ihre Kleidung darnach einrichten zu lassen. Dies war um so nöthiger, da ein Kleidungsstück selten Eine Farbe hatte. Bei des Herzogs Georg Hochzeit erschien der Erzherzog Maximilian in einem kurzen sammtenen Rock, roth, weiß und grau getheilt; Kurfürst Albrecht von Brandenburg in einem rothen atlasnen Rock, mit durchgehenden zwei weißen und schwarzen Strichen über dem linken Arme; der Bräutigam, bei Einholung der Braut, in einem braun, weiß und grau gestreiften Rocke, einem mit Perlen gestickten linken Aermel, und den Worten darauf: „In Ehren liebet sie mich." Ueber die geschmacklose, und theilweise unanständige Art mancher Kleider im Volke wurde häufig Klage geführt, wie z. B. Schilderungen der Limburger Chronik bezeugen: „Die Röck waren unten ohne Geren, und waren auch abgeschnitten um die Lenden, und waren die Röcke einen Spannen nahe über die Knie. Darnach macheten sie die Röck also kurz, eine Spann unter dem Gürtel. Auch trugen sie Hoiken, die waren all umb rund und ganz, das hiese man Glocken, die waren weit, lang und auch kurz. Da gingen lange Schnebel an den Schuhen. Die Frauen trugen weite Hemde ausgeschnitten, also daß man ihnen die Brust bey nahe halb sahe." In einer Predigt von Keysersberger heißt es: „Die dritte Schelle (Art von Narrheit), ist das Haar zieren, geel, grauslicht und lang machen, auch fremdes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen, und dasselbe zum Schauspiegel aufmutzen. Es ziehen die Weiber jetzt hin und her wie Mannen, und henken das Haar dahinten ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen."

Noch immer bezeichnete die Deutschen auch im fünfzehnten Jahrhunderte der alte kriegerische Geist, den sie von ihren Vätern ererbt, wie sehr auch seitdem das Aufblühen der Städte, der friedlichen Handtierungen, der Künste und Wissenschaften, und der Verfall des Ritterthumes durch die steigende Bedeutsamkeit des Fußvolkes, wie durch die Pulvererfindung und den

verschärften Landfrieden, vom Kriegshandwerke abzogen. „Die in Deutschland geborenen Knaben," sagt Aeneas Sylvius, „lernen eher reiten, als reden; die Pferde mögen laufen, wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen, sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Kein schwäbischer oder fränkischer Ritter tritt unbewaffnet eine Reise an. Das Tragen der Waffen kommt den Deutschen eben so leicht an, als ihrer eigenen Glieder. Nicht allein die Edlen, sondern auch die Bürger haben ihre Rüstkammer im Hause, und bei jedem Auflauf oder Lärmen erscheinen sie sogleich in den Waffen. Es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, den Gebrauch von Lanzen, Schildern und Schwertern, Kriegsmaschinen und Stücken zu machen. Derjenige muß über die Zeughäuser anderer Nationen lachen, der die deutschen gesehen."

Von den nächsten Folgen der Anwendung des Schießpulvers für Kriegsverfassung und Kriegsführung ist schon in der Culturgeschichte des vierzehnten Jahrhunderts die Rede gewesen. Sie wirkten noch immer fort, und im fünfzehnten Jahrhunderte traten noch neue, wichtige Triebfedern hinzu: die Hussitenkämpfe und Maximilian's Verbesserungen im Kriegswesen. Die furchtbare Schnelligkeit der Angriffe der Hussiten, ihre unerwarteten Einfälle, ihre glücklichen Kriegslisten, ihre Verwegenheit, Ausdauer und geschickte Aufstellung, wodurch ihre mangelhaft, oft nur mit Sensen und Dreschflegeln bewaffneten Haufen, über trefflich bewaffnete und geübte Heere siegten, nöthigten den schleppenden, schwerfälligen Gang der damaligen deutschen Kriegsführung zu schnelleren und gewandteren Bewegungen. Man mußte diese gefährlichen Feinde in denselben Mitteln nachahmen, welche ihnen so oft den Sieg in die Hand gegeben hatten; die alte, halb vergessene Wagenburg kam wieder in Aufnahme, und schloß die Nachhut der Heere als eine bewegliche Festung ein, und der Landmann machte sich mit den Waffen vertraut, um die grausamen Dränger, die großentheils selbst aus der Mitte des böhmischen Landvolkes hervorgegangen, abzuwehren. Dies theilte dem Volke eine gewisse kriegerische Fertigkeit mit, die für das mehr und mehr sich ausbildende Söldnerwesen von großem Nutzen war, und auf den dadurch vorbereiteten Anfang zu einem stehenden Heere zweckdienlich hinarbeitete.

Das Feuergewehr hatte, theils wegen seiner Kostspieligkeit, theils wegen seiner Schwerfälligkeit, noch immer eine nur beschränkte Anwendung. Allmälig aber begann man die Handgewehre, die Hakenbüchsen oder Doppelhaken leichter und tragbarer zu verfertigen; auch ihre Construction wurde verbessert, und schon gegen den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts trat an die Stelle des beweglichen Luntenhahns ein Feuerschloß mit einem Rade, insgemein das deutsche Schloß genannt. Eine Hakenbüchse empor zu halten, sie nach einem Ziele zu richten und ordentlich abzufeuern, reichte der Arm auch des stärksten Mannes nicht hin, so groß und schwer ist sie gewöhnlich gewesen. Man bediente sich also einer Stütze, welche Bock genannt wurde, weil ihr oberster Theil in zwei Krümmungen auslief, welche wie Hörner gestaltet waren. Zwischen diese Hörner wurde die Büchse mit einem Haken befestiget, der bald aus dem Rohre, bald aus dem Schafte hervorging. Die Bewegung des Rohres nach oben und unten blieb frei, und eben so gestattete der Bock, der die ganze Schwere der Büchse trug, jede beliebige Seitenbewegung. Die meisten noch vorhandenen Büchsen haben nur einen Haken; indessen haben sich doch einige sehr schwere erhalten, die mit zwei Haken versehen sind, wovon sie auch Doppelhaken genannt wurden. In der Folgezeit, um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, bekamen auch die Hakenbüchsen ein Feuerschloß mit einem Rade, welches insgemein das deutsche genannt wurde.

Viel geringer und kürzer, als die Hakenbüchsen, aber doch noch immer von einer bedeutenden Schwere waren die Feuergewehre, welche Büchsen, Handbüchsen oder Musketen hießen. Daß in den älteren Zeiten verschiedene Kriegsmaschinen und Waffen ihren Namen von Thieren erhalten haben, ist eine allgemein bekannte Sache, z. B. Katze, Widder, Esel, Schwalbe, Krebs u. s. w. Eben so nannte man einige Kanonen Feldschlangen, Falkonette u. s. w. Muschetten oder Musketen hießen einstens die schwereren Pfeile, welche durch Wurfmaschinen fortgeschleudert wurden; ursprünglich war dies der Name von Raubvögeln, die wir Sperber nennen. Von den Pfeilen ging die Benennung auf das geringere Feuergewehr über. Auch die Musketen wurden anfänglich durch eine Lunte, späterhin aber durch einen Feuerstein und ein Radschloß abgefeuert. In dem Aufgebote gegen die Hussiten wurde verordnet, daß unter den zwanzig Wehrmännern, die zu einem Heerwagen gehörten, drei Büchsenschützen seyn sollten, d. h. sie waren Musketiere, deren

jeder sein Feuergewehr, ein Pfund Pulver, ein Pfund bleierne Kugeln, einen eisernen Ladstock und ein Pulvermaß mit sich in's Feld bringen mußte. Von Patronen war noch keine Rede; daher, und auch aus dem Mangel an Waffenübungen der gemeinen Landleute, wird das langsame Schießen mit Kanonen und Musketen erklärbar. Zwar hat es seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schon Schützengesellschaften gegeben, die aber bei der größeren Anzahl des Landvolkes, aus welchem die Landwehrmänner genommen wurden, keinen folgenreichen Einfluß auf die Gewandtheit, das Feuergeschütz zu gebrauchen, haben konnten.

Große und wichtige Verbesserungen im österreichischen, wie überhaupt im deutschen Kriegswesen rief der ritterliche Kaiser Maximilian in's Leben. Von dem erfahrenen Georg von Freundsberg unterstützt, entwarf er das erste Kriegsrecht, theilte die Reiterei in schwere und leichte, gebrauchte sie, der Erste, mehrmals in Fußgefechten, errichtete die Regimenter, Bataillons (Fähnlein), hatte im Hause Oesterreich der Erste eine zweckmäßig bewaffnete, leicht bewegliche Infanterie, führte den Gebrauch der Piken ein, machte in der Artillerie die wichtigsten Verbesserungen, und wie er selbst jede Art von Geschütz, von der Armbrust bis zur Karthaune, vortrefflich bediente, so schickte er mehre seiner vertrautesten Officiere zu fremden Herren, um dort ihm unbekannt gebliebene Vortheile der Bewaffnung und Artillerie zu lernen. Jedes seiner Stücke ließ er portraitiren, und gab jedem seinen eigenen Namen. Die aus seinen Belagerungen berühmtesten derselben waren: der Weckauf, der Erdbidmer, die Kitzlerin, die zwei Singerinnen, der Purlepaus 2c.

Die häufigen Einfälle feindlicher Nachbarn, vor Allem aber die täglich wachsenden Gefahren durch die Osmanen, riefen, bei der Mangelhaftigkeit des Aufgebotes und der Unzuverlässigkeit im Auslande, namentlich in der Schweiz angeworbener Söldner, immer dringender auf das Bedürfniß einer bleibenden und allzeit schlagfertigen Heeresmacht hin. Aber vergebens bemühte sich Maximilian, die deutschen Fürsten für eine beständige Reichskriegsverfassung zu gewinnen. Nach dem Beispiele des Mathias Hunyady, welcher unter dem Namen der schwarzen Garde sich eine stehende Abtheilung Fußvolk gebildet hatte, die überall, wo sie auftrat, Schrecken verbreitete und Siege erkämpfte, brachte Maximilian zuerst rüstiges Land- und Stadtvolk unter seine Fahnen, gab diesen Leuten Sold, bewaffnete sie nach Schweizerart, ohne

Schild mit zwölf Fuß langen Spießen oder kürzeren Hellebarden und mit Schlachtschwertern, lehrte sie Glied und Rotte halten, den Spieß fällen u. s. w. Er nannte sie Landsknechte; denn es war meist Volk vom (flachen) Lande, im Gegensatze des Gebirgs, woher die Schweizer kamen. Vielleicht auch erhielten sie den Namen von ihren Spießen oder Lanzen; daher man noch nicht völlig einig, ob sie richtiger Lands- oder Lanzknechte zu nennen sind. Die aus Schwaben wurden „oberländische,“ die aus den nördlichen Kreisen „niederländische Knechte“ genannt. Der Adel war verständig genug, sein früheres Unrecht gegen das Staatsoberhaupt einzusehen, dem Geiste der Zeit nicht zu widerstreben, sondern sich in die neue Ordnung zu fügen; er suchte Dienste unter den Landsknechten und bewarb sich um die Befehlshaberstellen, wozu er durch seine Kriegskunde auch vorzugsweise befähigt war. Ein großer Theil der Hauptmannsstellen war jedoch bereits durch Bürgerliche besetzt, welche sich bald durch Sachkenntniß und gute Zucht vor ihren Nebenbuhlern auszeichneten. Treue, Muth und Ordnungsliebe waren die Hauptbedingungen. Georg von Freundsberg stand dem Kaiser bei dieser neuen Schöpfung zur Seite, sie ist zum Theil sein Werk; sein Beispiel wirkte vortheilhaft auf den deutschen Adel.

Es war jedoch nicht müßiges Gesindel, es waren keine der Hand der Gerechtigkeit entronnenen Verbrecher, oder verdorbene Handwerker, welche ein kümmerliches Brot unter den Fahnen des Kaisers suchten; so leicht war der Eintritt in die Gemeinde der Landsknechte nicht. Nur wer mit Wamms und Schuhen bekleidet, mit einer Blechhaube, einem Harnisch, gutem Schwerte und tüchtigem Spieße versehen war, oder statt dessen Geld zur Anschaffung mitbrachte, durfte sich bei dem Hauptmanne melden, und ward in die Musterrolle aufgenommen; denn von Ausrüstung mit Kleidern und Waffen war damals nicht die Rede. Deshalb konnten auch nur Bürger und Landleute von einer gewissen Wohlhabenheit der Werbetrommel folgen. Es gab jedoch damals, in Folge des Bauernkrieges, so viele mit der Ordnung des Friedens und bürgerlichen Beschäftigung zerfallene Männer, der streng gehandhabte Landfrieden hatte so viele ungefügige und rauflustige Edelleute außer Thätigkeit gesetzt, daß der Andrang zu den Fahnen sehr groß war, und die Einrichtung der Landsknechte zugleich als ein wichtiges und nützliches Ableitungsmittel des inneren Gährungsstoffes betrachtet werden muß. Manchen trieb wohl auch kirchliche Verfolgung

oder mangelnder Erwerb aus friedlicher Beschäftigung zum Kriegshandwerk.

Wer seinen Namen in die Musterrolle hatte eintragen lassen, und mit dem Artikelbriefe, der mit den Kriegsartikeln der Neueren in der Hauptsache übereinkommt, bekannt gemacht worden war, erhielt ein Stück Geld (Handgeld) und die Weisung, sich an einem bestimmten Tage auf dem Sammel- und Musterplatze einzufinden. Dort stellte sich der Musterherr ein, welches ein vornehmer, aber erfahrener Kriegsherr seyn mußte; Kriegsräthe und Musterschreiber standen ihm zur Seite. Dann wurde auf freiem Felde eine Pforte von Spießen, wie das römische Joch, erbaut; an demselben hielt der Oberste zu Roß, und der Hauptmann des zu musternden Fähnleins. Der Musterherr ließ dann die Knechte einzeln durch das Joch gehen; der Schreiber notirte die Beschaffenheit der Rüstung, wornach sich der Sold bestimmte. Wer ganz vollständig geharnischt war, erhielt Doppelsold. Die einfachen Söldner, auch einspännige Knechte genannt, mußten mit Panzerärmeln, Armzeug, Rücken, Krebs, Ringkragen und Sturmhaube versehen seyn. Zu Karl's V. Zeiten wurden auf jedes Fähnlein 50 Hakenschützen gerechnet, deren Zahl sich aber stets vermehrte, weil es wohlfeiler war, sich mit einem Feuergewehre, als mit kostbaren Schutzwaffen zu versehen, deren Last überdies Manchen abschreckte. Gleichzeitig wurde der Artikelbrief verlesen, und der Rechtsbrauch festgesetzt. Ferner stellte der Oberst seinen Lieutenant vor, den Schultheiß, Profoß, Zahlmeister und die übrigen zum Stabe gehörigen Personen. Dem Fähndrich wurde die Fahne übergeben; es mußte ein tüchtiger und zuverlässiger Mann seyn, welcher sich eidlich verbindlich machte, die Fahne lebendig nicht in feindliche Hände gerathen zu lassen.

Waren die allgemeinen Angelegenheiten geordnet, so zog jedes Fähnlein auf einen besonderen Platz, und so begannen jetzt die kleinen Soldatenrepubliken sich im Innern zu organisiren. Der Hauptmann stellte seinen Lieutenant und Feldwaibel vor, versicherte die Gemeinde, daß er sie vorsichtig und tapfer führen werde, und empfahl sich ihrem kameradschaftlichen Wohlwollen. Hierauf wurden die Gemeindenwaibel gewählt, der Führer, Fourier und und die Rottmeister.

Von den Gebräuchen der Landsknechte sey noch bemerkt, daß sie vor jedem Gefechte niederfielen und ein Gebet verrichteten, dann den Staub abschüttelten, die Spieße senkten, und stillschweigend, bisweilen aber auch

mit Kriegsgeschrei, gegen den Feind rückten, der dem entschlossenen Andrange selten widerstand. Als besondere Eigenheit verdient die vorherrschende Neigung für den Gesang bemerkt zu werden.

Durch den Dienst in fremdem Solde arteten die Landsknechte nach und nach sehr aus; auch fingen gewinnsüchtige Hauptleute an, Betrügereien zu treiben, und mehr Knechte in den Musterrollen, als in Reihe und Glied zu haben. Die Bequemlichkeitsliebe erzeugte einen sehr großen Troß von Weibern, Buben, Sudlern, Krämern, Marketendern, weßhalb die nüchternen Schweizer stets die Oberhand behielten, wenn es auf schnelle Unternehmungen ankam.

Theils wegen der Ausschweifungen, denen sich die Landsknechte häufig überließen — denn wenn die Noth drängte, ging man bei Aufnahme derselben minder behutsam zu Werke, und gestattete wohl auch losem Volke den Eintritt — theils wegen der Besorgnisse, welche die durch eine solche stehende Kriegsschaar bedeutend vermehrte Macht des Kaisers Manchem einflößte, erhob man große Klagen über die neuen Streiter. Ein damaliger Chronist setzte die Plage der Landsknechte auf eine Stufe mit der gleichzeitig in Deutschland auftretenden Plage der Franzosenkrankheit. „Zu dieses Kaisers (Maximilian's) Zeit," meldet er, „seynd auch die Landßknecht, das Niemand nütz Volk, aufkommen, das ungefordert, ungesucht umlauft, Krieg und Unglück sucht und nachlauft... Dann die Unterthanen, die aus Noth der Gehorsam von ihrem Herrn zum Krieg aufgefordert, und so sie den vollenden, wieder niedersetzen an ihre Arbeit, heissen viele nicht Landßknecht, sondern Söldner und gehorsam Kriegsknecht... Aber das unchristlich und verlohren Volk, dessen Handwerk ist Hauen, Stechen, Rauben, Brennen, Morden, Spielen, Sauffen, Unzucht treiben, Gotteslästern, freiwillig Wittwen und Waisen machen, ja das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nähret, und außerhalb und innerhalb des Kriegs auf den Bauern liegt, garten, schinden und schätzen nicht allein jedermann, sondern auch ihnen selbst nit nutz ist, kann ich mit keinem Schein entschuldigen, daß sie nicht aller Welt Plag seyen."

Ungeachtet häufiger mörderischer Schlachten, in welchen diese Landsknechte mitfochten, wuchsen immer neue Haufen derselben heran, weil sie sich häufig aus denjenigen Landleuten ersetzten, welche sie selbst durch Raub und Verwüstung im Kriege zu Grunde gerichtet hatten. Für welchen Herrn,

für welche Sache sie kämpften, darnach fragten sie nicht; wer sie zahlte, der hatte sie, und wo höherer Sold oder Gelegenheit zu reicherer Beute lockte, da zogen sie hin, unbekümmert um die Fahne und Landesfarbe, welcher sie ihr Blut verkauften; keine Werbtrommel blieb von ihnen ungehört. Daher gab es bereits zu Maximilian's Zeiten keinen Krieg in Europa, wo nicht Landsknechte, und zwar meist auf beiden Seiten, also Deutsche gegen Deutsche, mitfochten, und dennoch war nie ein Mangel an solchen Leuten. „Sie fragen" eifert der Chronist, „nach keiner Gerechtigkeit; wenn der Teufel Sold ausschrieb, so fleugt und schneyt es zu, wie die Fliegen in dem Summer, daß sich doch Jemand zu todt verwundern möcht, wo dieser Schwarm nur all herkäm, und sich den Winter erhalten hat."

Wie durch das Landsknechtwesen gleich in seinem Beginne die Kriege eine andere Gestalt gewannen, wurde schon damals verspürt. „Vor Zeiten," sagt jener Chronist, „ehe dieß unnütz Volk, das sein Leben so um ein schnöd Geld ungenöth, ungefordert, on Gehorsam, on aufgebotten feil trägt, aufkam, krieget ein jeder Fürst allein mit sein eigen Volk (seinen Unterthanen und Vasallen), so er Anstöße hett, oder bat er etwan einen Fürsten und Herrn, der ihm ein Volk aus seiner Landschaft lyhe, da waren seine schlechte Kriege, und ging liederlich ab und an, jetzt so man dieß unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel tausend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüstung seyn, und kost ein Krieg jetzt wol mehr bis man anfahet, und mit diesem Gesind hinausrüstet, als dort bis man vollendet. — Wenn dieß Volk nicht were, so weren viel geringer Krieg, und müßte oft ein Fürst mit so viel hundert kriegen, als jetzt mit tausend, und sollt dannoch mehr ausrichten. — Dann dieses Volk und schadenfro henket immer eins aus andere, daſ sich der Krieg verlenger, und einreiß, und wer ihm leid, daß es recht zugieng, und Fried würde; damit erschöpft man das ganz Land, daß schier kein Fürst, noch Bauer kein Geld mehr hat, und die Fürsten jetzt nit ohn großen Nachtheil ihres Landes in ein Krieg hinaus rüßten mögen."

Bedeutsamer, als in diesen nächsten Wirkungen, war diese neue Erscheinung in ihren späteren Folgen; denn unsere heutige Infanterie verdankt die Mehrzahl ihrer Einrichtungen den deutschen Landsknechten. Wenig über ein Jahrhundert später, gab der dreißigjährige Krieg Allem eine veränderte Gestalt, und führte die Heerverfassung jenen Formen zu, unter welchen wir sie im Wesentlichen noch jetzt erblicken.


Stanford University Libraries
3 6105 013 891 762

